This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

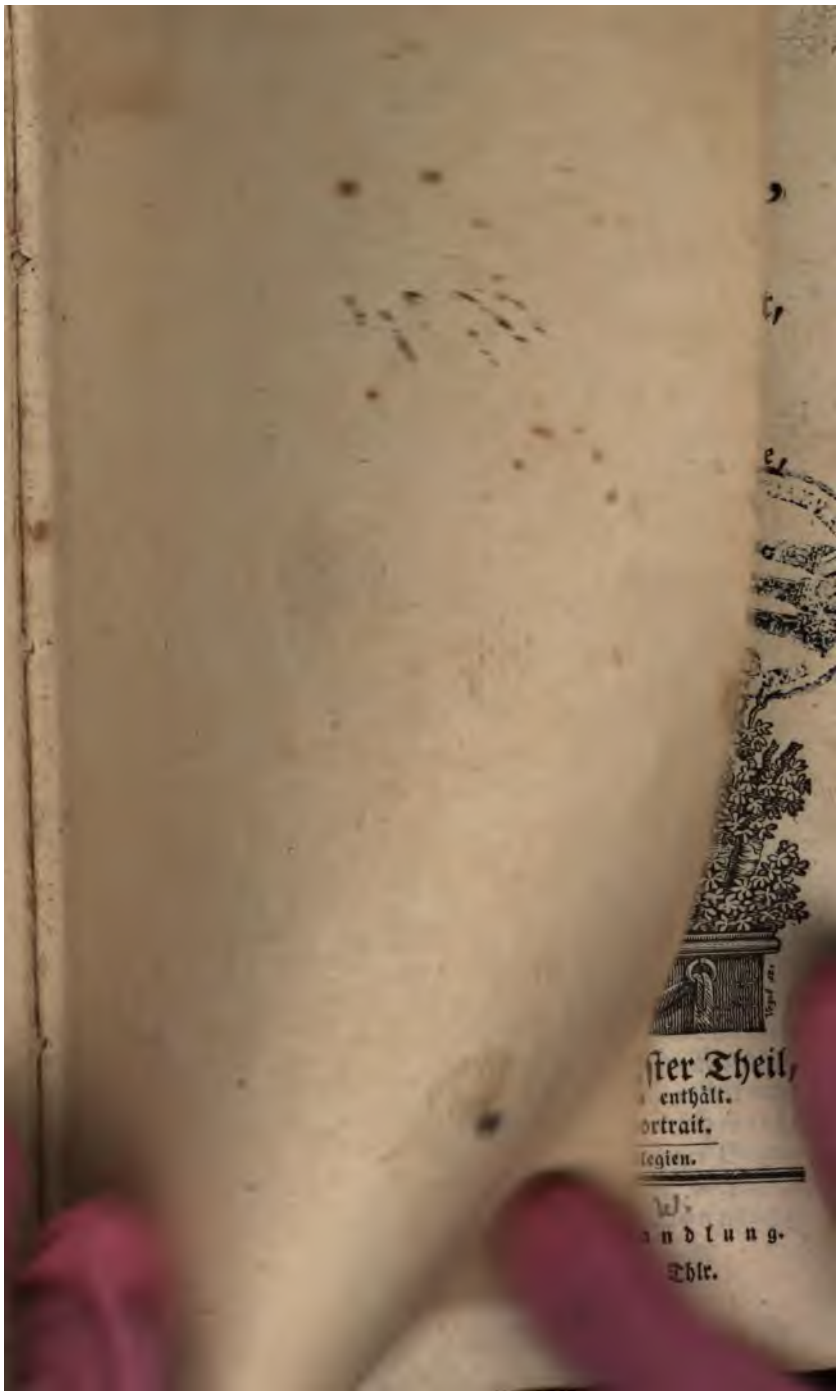
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

IV, 393.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES


ster Theil,
enthält.
ortrait.
legien.
ndlung.
Thlr.

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System
der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

Hundert und sechs und funfzigster Theil,
welcher die Artikel Sonntag bis Speckstein enthält.
Mit Kupfern, Tabellen und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1832.
In der Paulischen Buchhandlung.
Pränumer.-Preis 3 Thlr. Laden-Preis 4½ Thlr.

AE27
K8
v.156
~~Index~~
Attach

S. S.

Sonntag, Dies Dominica, Dies Solis; Franz. Dimanche, eigentlich der erste Tag der Woche, welcher bei den Christen, von den Zeiten der Apostel an, zum Andenken der Auferstehung des Heilands, anstatt des jüdischen Sabbathes oder Sonnabends zum Gottesdienste gewidmet worden, und daher der Tag des Herren genannt wird und von der ganzen Christenheit beibehalten worden. Dieser Tag ist also in allen christlichen Kirchen ein beständiger Feiertag, an welchem dem Herren Dankgebete für die verflossene Woche gebracht oder gehalten werden. Der weiße Sonntag, eine noch im Oberdeutschen übliche Benennung des Sonntags nach Ostern oder Quasimodogeniti, welcher in dem Mittelalter auch Dominica in albis genannt wurde, von den weißen Kleidern, welche man in den ältesten Zeiten in den ersten acht Tagen nach Ostern zu tragen pflegte. Der schwarze Sonntag, in dem gemeinen Leben einiger Gegenden, der Sonntag Judica, weil derselbe vorzüglich unglücklich sein soll. Die goldenen Sonntage,

auch nur noch bei der Menge, den weniger Aufgeklärten, die Sonntage, welche gleich auf die Quatember folgen. Der Aberglaube legt ihnen viele geheime Kräfte bei, z. B. daß Kinder, welche an denselben geboren werden, Gespenster sehen können, Kinder, welche an denselben getauft, Verlöbnisse und Hochzeiten, welche an denselben gehalten oder getroffen werden, viel Glück dadurch erhalten, und Erstere zu Gut und Ehren kommen, und was dergleichen Dinge mehr sind; dann der Palmsonntag ꝛc.

Sonntag, (goldner), s. oben, S. 1.

— (Palm-), s. Th. 106, S. 324.

— (schwarzer-), s. oben, S. 1.

— (weißer-), s. daselbst.

Sonntagsarbeit, wird die Flickerey, Flickarbeit in den Gewerben genannt, weil solche gewöhnlich am Tage der Ruhe, am Sonntage vorgenommen wird, und man solches als eine Extraarbeit betrachtet. Auch viele Gesellen nehmen solche am Sonntage vor, wenn sie beim Meister nichts zu thun haben, und sich dadurch noch etwas extra verdienen konnen, besonders ist dieses der Fall in großen Städten; s. auch Th. 14, S. 227 u. f.

Sonntagsbuchstab, Litera Dominicalis, in der Chronologie, der Buchstab, mit welchem in dem Julianischen und Gregorganischen Kalender jeder Sonntag eines jeden Jahres bemerkt wird; und damit die Kalendermacher den Wochentag, auf welchen der Ostervollmond fällt, um so leichter finden können, so bemerken sie die Wochentage mit den sieben ersten Buchstaben des Alphabets, und heißen jederzeit den ersten Tag des Jahres A. Von da an zählen sie bis auf den Sonntag, so ergiebt sich der Sonntagsbuchstab, der aber nicht alle Jahre gleich ist; denn da der Anfang des Jahres um einen Tag, und nach einem Schaltjahre um zwei Tage in der Woche fortrückt, so

geht der Sonntagsbuchstab in einem gemeinen Jahre um einen, in einem Schaltjahre aber um zwei zurück. Und daher müssen in einem Schaltjahre zwei Sonntagsbuchstaben seyn, und zwar der erste vom Anfange des Jahres bis zum 24. Februar, der andere aber von da an bis zum Ende des Jahres. Um die Sonntagsbuchstaben ohne Mühe zu finden, dient folgende Tabelle.

Sonntagsbuchstaben zum Gregorganischen Kalender.

1	DC	5	FE	9	AG	13	CB	17	ED	21	GF	25	BA
2	B	6	D	10	F	14	A	18	C	22	E	26	G
3	A	7	C	11	E	15	G	19	B	23	D	27	F
4	G	8	B	12	D	16	F	20	A	24	C	28	E

Sonntagsbuchstaben zum Julianischen Kalender.

1	GF	5	BA	9	DC	13	FE	17	AG	21	CB	25	ED
2	E	6	G	10	B	14	D	18	F	22	A	26	C
3	D	7	F	11	A	15	C	19	E	23	G	27	B
4	C	8	E	12	G	16	B	20	D	24	F	28	A

Sonntagsfeier, die Feier des Sonntags, durch Gesang und Gebet im Hause, und in den Kirchen.

Sonntagskind, ein Kind, welches an einem Sonntage geboren worden. Ist dieses nun auf einen goldnen Sonntag geschehen, so können dergleichen Kinder, wie der Aberglaube will, Gespenster sehen, ja man hält auch dafür, daß sie späterhin in allen ihren Unternehmungen viel Glück erhalten, zu Reichthümern und Ehre gelangen, und was dergleichen Dinge mehr sind; s. auch oben, unter Sonntag.

Sonntagskleid, ein Kleid, welches man nur an einem Sonntage anzieht, welches zum Sonntagsanzuge bestimmt worden, zum Unterschiede von den Wochenkleidern, der Wochentracht, Alltagstracht, in welcher man sich nur in den Wochen- oder Werktagen sehen läßt. Dergleichen Sonntagskleider waren in älteren Zeiten sowohl bei den vornehmeren Klassen, den Gebildeten, als bei den niedern gebräuchlich, sind

aber in neuerer und in neueſter Zeit nur noch eine Eigenthümlichkeit der niedern Stände, des gemeinen Mannes geblieben, der ſich für den Sonntag noch beſondere Kleider hält, beſonders bei der arbeitenden Klaſſe, dem Landmanne und den Handwerkern, wenn dieſe die Woche hindurch ſich mit ihrem Gewerbe beſchäftigen, welches Reinlichkeit in einem ſolchen Grade nicht immer zu läßt, um dabei gut gekleidet zu erſcheinen, und daher erſcheinen ſie am Tage der Ruhe, am Erholungstage gern reinlich und gut gekleidet. Es wird alſo für den Sonntag das beſte Zeug, die beſten Kleidungsſtücke, zurückgelegt. Dieſe Kleider ſind in der Regel etwas feiner, als die an Werktagen, in der Werkſtatt oder auf dem Felde getragenen, oft aber auch nicht, ſondern der Anzug, die Kleidung, iſt nur neu, und wird ſo lange am Sonntage getragen bis die alte zerriſſen iſt, dann kommt die Sonntags kleidung an deren Stelle, und dafür wieder eine neue. Dieſes iſt jedoch nicht überall gleich, ſondern richtet ſich nach dem Ueblichen, nach dem Gebrauche. Dieſe Sonntagskleider beſchränken ſich nun nicht bloß bei männlicher Bekleidung auf den Rock, ſondern auf den ganzen Anzug vom Kopf bis zum Fuße, und ſo auch bei weiblichen Anzügen.

Sonntagsprediger, ein Geiſtlicher, welcher nur am Sonntage prediget, zum Unterſchiede von denjenigen Geiſtlichen, welche auch an Wochentagen Predigten halten.

Sonntagsſchule, ſ. unter Schule, Th. 149, S. 152 u. f. An dem angeführten Orte, S. 153, iſt der Buchdrucker Raikes in Glouceſter, als der Erſte angeführt worden, der zu dieſer Art Schulen die Idee angegeben; allein nach einem Aufſatze in den Public Characters vom Jahre 1798—99, London, 1799, ſollen dieſe ſo nützliche und auf die Bildung derjenigen Jugend, die ſchon ſehr früh zu Handarbeiten, Hand-

werken ꝛc. bestimmt worden, so wirksame Schulen, von den Töchtern eines Englischen Landpredigers gestiftet worden seyn. Es heißt in dem erwähnten Aufsatze:

Der Landprediger More zu Hanham, einem Dorfe unweit Bristol, zeichnete sich durch klassische Gelehrsamkeit und Güte des Herzens, noch mehr aber durch die Sorgfalt aus, womit er seine vier Töchter erzog. Unter diesen ist die jüngste, Miß Hanna More, als moralische Schriftstellerin und Schauspieldichterin berühmt. Diese Hanna More verrieth schon in ihren frühen Jahren große Lust zu den Wissenschaften. Alle Stunden, die sie sich abmüssigen konnte, wurden dem Lesen solcher Schriften gewidmet, welche auf die Bildung des Geistes einen vortheilhaften Einfluß hatten. Was sie an Büchern in der kleinen Sammlung ihres Vaters fand oder von Freunden in ihrem Geburtsorte geliehen bekommen konnte, ward bald durchgelesen. Die Palmela von Richardson war das Erste, was ihr in die Hände fiel. Ihre Bescheidenheit und ihre Geschicklichkeiten erwarben derselben Liebe und Achtung in der ganzen Umgegend. Mehrere angesehene Personen wurden auf sie aufmerksam und verwandten sich thätig zu ihrem Besten. Ein besonders glücklicher Umstand für sie, ward der gute Ruf, worin ihre drei ältesten Schwestern als Erzieherinnen von vorzüglichen Gaben standen; denn dieser brachte die Familie nach Bristol, wo Miß Hanna mannigfaltige Gelegenheiten und Aufmunterungen fand, ihre Talente vollkommen auszubilden, und von dort aus als Schriftstellerin selbst in der Hauptstadt bekannt zu werden. Die drei ältesten Schwestern, gleichfalls überaus geschickte und liebenswürdige Frauenzimmer, hatten nämlich eine kleine Kostschule angelegt, womit es ihnen über ihre Erwartung gelang. Junge Personen aus höhern Ständen, als auf die sie anfangs gerechnet hatten, suchten bei ihnen unterzukommen. Zuletzt vermochten mehrere begüterte und einsichtsvolle Mütter sie ums Jahr 1765 sich nach Bristol zu begeben, wo sie in der Parkstraße eine Erziehungsanstalt errichteten, die bald die ansehnlichste in ihrer Art in dem westlichen Theile

aber in neuerer und in neueſter Zeit nur noch eine Eigenthümlichkeit der niedern Stände, des gemeinen Mannes geblieben, der ſich für den Sonntag noch beſondere Kleider hält, beſonders bei der arbeitenden Klaſſe, dem Landmanne und den Handwerkern, wenn dieſe die Woche hindurch ſich mit ihrem Gewerbe beſchäftigen, welches Reinlichkeit in einem ſolchen Grade nicht immer zu läßt, um dabei gut gekleidet zu erſcheinen, und daher erſcheinen ſie am Tage der Ruhe, am Erholungstage gern reinlich und gut gekleidet. Es wird alſo für den Sonntag das beſte Zeug, die beſten Kleidungsſtücke, zurückgelegt. Dieſe Kleider ſind in der Regel etwas feiner, als die an Werktagen, in der Werkſtatt oder auf dem Felde getragenen, oft aber auch nicht, ſondern der Anzug, die Kleidung, iſt nur neu, und wird ſo lange am Sonntage getragen, bis die alte zerriſſen iſt, dann kommt die Sonntagskleidung an deren Stelle, und dafür wieder eine neue. Dieſes iſt jedoch nicht überall gleich, ſondern richtet ſich nach dem Ueblichen, nach dem Gebrauche. Dieſe Sonntagskleider beſchränken ſich nun nicht bloß bei männlicher Bekleidung auf den Rock, ſondern auf den ganzen Anzug vom Kopf bis zum Fuße, und ſo auch bei weiblichen Anzügen.

Sonntagsprediger, ein Geiſtlicher, welcher nur am Sonntage prediget, zum Unterſchiede von denjenigen Geiſtlichen, welche auch an Wochentagen Predigten halten.

Sonntagsſchule, ſ. unter Schule, Th. 149, S. 152 u. f. An dem angeführten Orte, S. 153, iſt der Buchdrucker Raikes in Glouceſter, als der Erſte angeführt worden, der zu dieſer Art Schulen die Idee angegeben; allein nach einem Aufſatze in den **Public Characters vom Jahre 1798—99, London, 1799,** ſollen dieſe ſo nützliche und auf die Bildung derjenigen Jugend, die ſchon ſehr früh zu Handarbeiten, Hand-

werken ꝛc. bestimmt worden, so wirksame Schulen, von den Töchtern eines Englischen Landpredigers gestiftet worden seyn. Es heißt in dem erwähnten Aufsatze:

Der Landprediger More zu Hanham, einem Dorfe unweit Bristol, zeichnete sich durch klassische Gelehrsamkeit und Güte des Herzens, noch mehr aber durch die Sorgfalt aus, womit er seine vier Töchter erzog. Unter diesen ist die jüngste, Miß Hanna More, als moralische Schriftstellerin und Schauspieldichterin berühmt. Diese Hanna More verrieth schon in ihren frühen Jahren große Lust zu den Wissenschaften. Alle Stunden, die sie sich abmüssigen konnte, wurden dem Lesen solcher Schriften gewidmet, welche auf die Bildung des Geistes einen vortheilhaften Einfluß hatten. Was sie an Büchern in der kleinen Sammlung ihres Vaters fand oder von Freunden in ihrem Geburtsorte geliehen bekommen konnte, ward bald durchgelesen. Die Palmela von Richardson war das Erste, was ihr in die Hände fiel. Ihre Bescheidenheit und ihre Geschicklichkeiten erwarben derselben Liebe und Achtung in der ganzen Umgegend. Mehrere angesehene Personen wurden auf sie aufmerksam und verwandten sich thätig zu ihrem Besten. Ein besonders glücklicher Umstand für sie, ward der gute Ruf, worin ihre drei ältesten Schwestern als Erzieherinnen von vorzüglichen Gaben standen; denn dieser brachte die Familie nach Bristol, wo Miß Hanna mannigfaltige Gelegenheiten und Aufmunterungen fand, ihre Talente vollkommen auszubilden, und von dort aus als Schriftstellerin selbst in der Hauptstadt bekannt zu werden. Die drei ältesten Schwestern, gleichfalls überaus geschickte und liebenswürdige Frauenzimmer, hatten nämlich eine kleine Kostschule angelegt, womit es ihnen über ihre Erwartung gelang. Junge Personen aus höhern Ständen, als auf die sie anfangs gerechnet hatten, suchten bei ihnen unterzukommen. Zuletzt vermochten mehrere begüterte und einsichtsvolle Mütter sie ums Jahr 1765 sich nach Bristol zu begeben, wo sie in der Parkstraße eine Erziehungsanstalt errichteten, die bald die ansehnlichste in ihrer Art in dem westlichen Theile

dem Zuſchauer oder ſonſt in einem
chen Buche leſe. Gell., oder in einem an
lichen Buche. Was wollen ſie ſonſt
ſagen. Dein Bruder oder ſonſt Je
Ferner mit verneinenden Wörtern. Ich hab
nichts; ſonſt nichts gehört, nichts
außer dieſem nichts. Er hat ſonſt nicht
than. Sonſt Niemand als du. Ich
ſonſt keine Vorzüge, als meine Un
Mein Herz iſt mein Reichthum, ſonſt
ſitze ich nichts, Gell. Die Bedeutung iſt
adjectiviſch, die Form aber völlig adverbialiſch.

2. In mehr adverbialiſcher Bedeutung (1) auf
dere Art, am häufigſten im gemeinen Leben. I
niel, der ſonſt Belſazer heißt, Dan. 4,
Aber vielleicht gehört dieſe Vorſtell
ſonſt in der Reihe deiner Empfindung, Ge
(2) In andern Stücken, auch nur im gemein
Leben.

Kein Kluger liebt ein Menſch von ihr
Kleidung wegen,
Die ſonſten gräulich iſt, Opitz.

(3) An einem anderen Orte. Im Grabe iſt
Troſt für mich, ſonſt nirgends. Mich dünkt,
daß ich ihn ſonſt wo geſehen habe. (4) Zur
andern Zeit eine der gangbarſten Bedeutung. Er iſt
ja ſonſt ſo vernünftig. Sonſt bin ich gern
bei dir. Komm ſonſt einmal wieder. Sie
leſen mir ja ſonſt keine Fabeln vor. Du
pflegſt doch ſonſt nicht ſo zu denken.

Der Schiffer, ſonſt ein finſterer Mann,
Sah ſeine Schönen freundlich an, Gell.

In engerer Bedeutung wird es auch wohl von ei-
ner andern vergangenen Zeit gebraucht, für ehedem.
Sonſt war es nicht ſo. Sonſt waren wir
gute Freunde. (5) Im entgegengeſetzten Falle, wo

es zugleich etwas von einem verurſachenden Bindeworte an ſich nimmt. Bezahle mich, ſonſt verklage ich dich. Wenn ſie es ſagen wollen, ſo machen ſie, ſonſt gehe ich, Gell. Ich will ihm nachahmen, nachgehen, er möchte ſonſt gar zu große Händel anrichten, Derſ. Der Spaß könnte mir ſonſt theuer zu ſtehen kommen, Weiße. Kommt ja, ſonſt ſtirbt die Frau Schwägerin, Gell. (6) Ich könnte, wenn ich ſonſt wollte, wenn ich nur wollte.

Sonſtig, Beiwort, welches von dem vorigen Nebenworte gebildet worden, aber nur im Oberdeutſchen oder im ſüdlichen Deutſchland üblich iſt. Seine ſonſtigen guten Eigenſchaften, welche er ſonſt, außer dieſen Eigenſchaften hat. Auf ſonſtige Art, auf eine andere. Die Gläubiger werden zur Pflegung der Güte und Beobachtung ſonſtiger Nothdurft vorgeladen.

Soodbrodbaum, Ceratonia Linn., ſ. Johannisbrod, Th. 30, S. 600.

Soogen, ſ. Sogen und Socken.

Soogſpäne, Stücken Bretter, oft eine Elle lang, die in der Mitte einen Ausſchnitt haben, und von denen immer zwei gegen einander über auf die Soogbäume gelegt werden, damit man die Körbe zum Vollfüllen darein ſetzen, und die Soode oder der Sud in die Pfanne vollends abtropfen kann.

Sootekappe, ſ. Narrenkappe, Th. 101, S. 274.

Soot-Romals, Oſtindiſche Schnupftücher, welche die Dänen von Tranquebar und aus verſchiedenen Gegenden in Tanjaour bringen. Sie halten $1\frac{1}{10}$ in Quadrat, und man hat deren funfzehn im Stücke.

Sophi, Sofi, ein Beiname, den die Könige von Perſien zum Andenken der Wiederherſtellung des Perſiſchen Reiches von Ismael Sophi oder Sofi, vom Jahre 1508 an bis zum Jahre 1722 führten.

dem Zuſchauer oder ſonſt in einem wel
chen Buche leſe. Gell., oder in einem andern
lichen Buche. Was wollen ſie ſonſt da
ſagen. Dein Bruder oder ſonſt Jema
Ferner mit verneinenden Wörtern. Ich habe ſo
nichts; ſonſt nichts gehört, nichts ande
außer dieſem nichts. Er hat ſonſt nichts
thun. Sonſt Niemand als du. Ich h
ſonſt keine Vorzüge, als meine Unſch
Mein Herz iſt mein Reichthum, ſonſt
ſitze ich nichts, Gell. Die Bedeutung iſt
adjectiviſch, die Form aber völlig adverbialiſch.

2. In mehr adverbialiſcher Bedeutung (1) au
dere Art, am häufigſten im gemeinen Leben.
niel, der ſonſt Belſazer heißt, Dan.
Aber vielleicht gehört dieſe Vorſt
ſonſt in der Reihe deiner Empfindu
(2) In andern Stücken, auch nur im
Leben.

Kein Kluger liebt ein Menſch
Kleidung w
Die ſonſten gräulich iſt, Opitz.

(3) An einem anderen Orte. Ir
Troſt für mich, ſonſt nirgends.
daß ich ihn ſonſt wo geſehen h
andern Zeit eine der gangbarſten Be
ja ſonſt ſo vernünftig. So
bei dir. Komm ſonſt einmo
leſen mir ja ſonſt keine F
pflegſt doch ſonſt nicht ſo z
Der Schiffer, ſonſt ein
Sah ſeine Schönen fre

In engerer Bedeutung wir
ner andern vergangenen Zeit
Sonſt war es nicht ſo
gute Freunde. (5) Im e

es zugleich etwas von einem verurſachenden
worte an ſich nimmt. Bezahle mich, ſon
klage ich dich. Wenn ſie es ſagen w
ſo machen ſie, ſonſt gehe ich, Gell. Ic
ihm nachahmen, nachgehen, er möchte
gar zu große Händel anrichten, Derſ.
Spaß könnte mir ſonſt theuer zu
kommen, Weiße. Kommt ja, ſonſt ſtir
Frau Schwägerin, Gell. (6) Ich kö
wenn ich ſonſt wollte, wenn ich nur wollt

Sonſtig, Beiwort, welches von dem vorigen
worte gebildet worden, aber nur im Oberdeutſch
im ſüdlichen Deutſchland üblich iſt. Seine ſ
gen guten Eigenſchaften, welche er ſonſt
dieſen Eigenſchaften hat. Auf ſonſtige A
eine andere. Die Gläubiger werden zur
gung der Güte und Beobachtung ſon
Nothdurft vorgeladen.

Soodbrodbaum, Ceratonia Linn., ſ. Joha
brod, Th. 30, S. 600.

Soogen, ſ. Sogen und Socken.

Soogſpäne, Stücken Bretter, oft eine Elle la
in der Mitte einen Ausſchnitt haben, und vo
immer zwei gegen einander über auf die Soo
gelegt werden, damit man die Körbe zum V
darein ſetzen, und die Soode oder der Sud
Pfanne vollends abtropfen kann.

Sootekappe, ſ. Narrenkappe, Th. 101,

Soot-Romals, Oſtindiſche Schnupftücher, w
Dänen von Tranquebar und aus verſchiede
genden in Tanjaour bringen. Sie halten $1\frac{1}{10}$
drat, und man hat deren funfzehn im Stücke.

Soph[illegible] ein Beiname, den die Könige
ſier[illegible]nken der Wiederherſtellung de
ſch[illegible] von Ismael Sophi oder
v[illegible]508 an bis zum Jahre 1722

dem Zuſchauer oder ſonſt
chen Buche leſe. Gell., oder in
lichen Buche. Was wollen
ſagen. Dein Bruder oder
Ferner mit verneinenden Wörtern
nichts; ſonſt nichts gehö
außer dieſem nichts. Er hat
than. Sonſt Niemand al
ſonſt keine Vorzüge, a
Mein Herz iſt mein Reich
ſitze ich nichts, Gell. Die
adjectiviſch, die Form aber völlig
2. In mehr adverbialiſcher Be
dere Art, am häufigſten im gem
niel, der ſonſt Belſazer he
Aber vielleicht gehört di
ſonſt in der Reihe deiner E
(2) In andern Stücken, auch
Leben.

Kein Kluger liebt ein M
Kleid
Die ſonſten gräulich iſt,
(3) An einem anderen Orte
Troſt für mich, ſonſt nirger
daß ich ihn ſonſt wo geſehe
andern Zeit eine der gangbarſten
ja ſonſt ſo vernünftig. S
bei dir. Komm ſonſt einm
leſen mir ja ſonſt keine F
pflegſt doch ſonſt nicht ſo z
Der Schiffer, ſonſt ein f
Sah ſeine Schönen freu
In engerer Bedeutung wird
ner andern vergangenen Zeit gebr
Sonſt war es nicht ſo. S
gute Freunde. (5) Im entge

es zugleich etwas von einem verurſachenden B
worte an ſich nimmt. Bezahle mich, ſonſt
klage ich dich. Wenn ſie es ſagen woll
ſo machen ſie, ſonſt gehe ich, Gell. Ich
ihm nachahmen, nachgehen, er möchte ſo
gar zu große Händel anrichten, Derſ. D
Spaß könnte mir ſonſt theuer zu ſte
kommen, Weiße. Kommt ja, ſonſt ſtirbt
Frau Schwägerin, Gell. (6) Ich könn
wenn ich ſonſt wollte, wenn ich nur wollte.

Sonſtig, Beiwort, welches von dem vorigen Nel
worte gebildet worden, aber nur im Oberdeutſchen
im ſüdlichen Deutſchland üblich iſt. Seine ſon
gen guten Eigenſchaften, welche er ſonſt, au
dieſen Eigenſchaften hat. Auf ſonſtige Art,
eine andere. Die Gläubiger werden zur Pf
gung der Güte und Beobachtung ſonſtig
Nothdurft vorgeladen.

Soodbrodbaum, Ceratonia Linn., ſ. Johanni
brod, Th. 30, S. 600.

Soogen, ſ. Sogen und Socken.

Soogſpäne, Stücken Bretter, oft eine Elle lang,
in der Mitte einen Ausſchnitt haben, und von den
immer zwei gegen einander über auf die Soogbäu
gelegt werden, damit man die Körbe zum Vollfüll
darein ſetzen, und die Soode oder der Sud in d
Pfanne vollends abtropfen kann.

Sootekappe, ſ. Narrenkappe, Th. 101, S. 27

Soot-Romals, Oſtindiſche Schnupftücher, welche d
Dänen von Tranquebar und aus verſchiedenen G
genden in Tanjaour bringen. Sie halten $1\frac{1}{16}$ in Qu
drat, und man hat deren funfzehn im Stücke.

Sophi, Sofi, ein Beiname, den die Könige von Pe
ſien zum Andenken der Wiederherſtellung des Perſ
ſchen Reiches von Ismael Sophi oder Sofi
vom Jahre 1508 an bis zum Jahre 1722 führten.

dem Zuſchauer oder ſonſt
chen Buche leſe. Gell., oder i
lichen Buche. Was wollen
ſagen. Dein Bruder ode
Ferner mit verneinenden Wörter
nichts; ſonſt nichts gehö
außer dieſem nichts. Er hat
than. Sonſt Niemand al
ſonſt keine Vorzüge, a
Mein Herz iſt mein Reich
ſitze ich nichts, Gell. Die
adjectiviſch, die Form aber völlig
2. In mehr adverbialiſcher B
dere Art, am häufigſten im gem
niel, der ſonſt Belſazer h
Aber vielleicht gehört di
ſonſt in der Reihe deiner E
(2) In andern Stücken, auc
Leben.
Kein Kluger liebt ein N
Kleid
Die ſonſten gräulich iſt,
(3) An einem anderen Orte
Troſt für mich, ſonſt nirge
daß ich ihn ſonſt wo geſeh
andern Zeit eine der gangbarſten
ja ſonſt ſo vernünftig. S
bei dir. Komm ſonſt einn
leſen mir ja ſonſt keine
pflegſt doch ſonſt nicht ſo z

es zugleich etwas von einem verurſachenden B
worte an ſich nimmt. Bezahle mich, ſonſt
klage ich dich. Wenn ſie es ſagen wol
ſo machen ſie, ſonſt gehe ich, Gell. Ich
ihm nachahmen, nachgehen, er möchte ſ
gar zu große Händel anrichten, Derſ.
Spaß könnte mir ſonſt theuer zu ſt
kommen, Weiße. Kommt ja, ſonſt ſtirb
Frau Schwägerin, Gell. (6) Ich kön
wenn ich ſonſt wollte, wenn ich nur wollte.

Sonſtig, Beiwort, welches von dem vorigen N
worte gebildet worden, aber nur im Oberdeutſchen
im ſüdlichen Deutſchland üblich iſt. Seine ſo
gen guten Eigenſchaften, welche er ſonſt,
dieſen Eigenſchaften hat. Auf ſonſtige Art
eine andere. Die Gläubiger werden zur
gung der Güte und Beobachtung ſonſt
Nothdurft vorgeladen.

Soodbrodbaum, Ceratonia Linn., ſ. Johan
brod, Th. 30, S. 600.

Soogen, ſ. Sogen und Socken.

Soogſpäne, Stücken Bretter, oft eine Elle lang
in der Mitte einen Ausſchnitt haben, und von
immer zwei gegen einander über auf die Soogb
gelegt werden, damit man die Körbe zum Voll
darein ſetzen, und die Soode oder der Sud i
Pfanne vollends abtropfen kann.

Sootekappe, ſ. Narrenkappe, Th. 101, S.

Soot-Romals, Oſtindiſche Schnupftücher, welc
Dänen von Tranquebar und aus verſchiedenen
genden in Tanjaour bringen. Sie halten $1\frac{1}{16}$ in
drat, und man hat deren funfzehn im Stücke.

Sophi, Sofi, ein Beiname, den die Könige vor
ſien zum Andenken der Wiederherſtellung des
ſchen Reiches von Ismael Sophi oder S
vom Jahre 1508 an bis zum Jahre 1722 fü

nichts; ſonſt nichts gehört,
außer dieſem nichts. Er hat ſo
than. Sonſt Niemand als
ſonſt keine Vorzüge, als
Mein Herz iſt mein Reichth
ſitze ich nichts, Gell. Die B
adjectiviſch, die Form aber völlig adv
2. In mehr adverbialiſcher Beder
dere Art, am häufigſten im gemein
niel, der ſonſt Belſazer heiß
Aber vielleicht gehört dieſ
ſonſt in der Reihe deiner Emp
(2) In andern Stücken, auch
Leben.
Kein Kluger liebt ein Me
Kleidun
Die ſonſten gräulich iſt, Op
(3) An einem anderen Orte.
Troſt für mich, ſonſt nirgend
daß ich ihn ſonſt wo geſehen
andern Zeit eine der gangbarſten Be
ja ſonſt ſo vernünftig. So
bei dir. Komm ſonſt einma
leſen mir ja ſonſt keine Fab
pflegſt doch ſonſt nicht ſo zu d
Der Schiffer, ſonſt ein fin
Sah ſeine Schönen freund
In engerer Bedeutung wird es
ner andern vergangenen Zeit ge
Sonſt
gu

dem Zuſchauer oder ſonſt in einem weltlichen Buche leſe. Gell., oder in einem andern weltlichen Buche. Was wollen ſie ſonſt damit ſagen. Dein Bruder oder ſonſt Jemand. Ferner mit verneinenden Wörtern. Ich habe ſonſt nichts; ſonſt nichts gehört, nichts anderes, außer dieſem nichts. Er hat ſonſt nichts gethan. Sonſt Niemand als du. Ich habe ſonſt keine Vorzüge, als meine Unſchuld. Mein Herz iſt mein Reichthum, ſonſt beſitze ich nichts, Gell. Die Bedeutung iſt hier adjectiviſch, die Form aber völlig adverbialiſch.

2. In mehr adverbialiſcher Bedeutung (1) auf andere Art, am häufigſten im gemeinen Leben. Daniel, der ſonſt Belſazer heißt, Dan. 4, 16. Aber vielleicht gehört dieſe Vorſtellung ſonſt in der Reihe deiner Empfindung, Gell. (2) In andern Stücken, auch nur im gemeinen Leben.

Kein Kluger liebt ein Menſch von ihrer Kleidung wegen,
Die ſonſten gräulich iſt, Opitz.

(3) An einem anderen Orte. Im Grabe iſt Troſt für mich, ſonſt nirgends. Mich dünkt, daß ich ihn ſonſt wo geſehen habe. (4) Zur andern Zeit eine der gangbarſten Bedeutung. Er iſt ja ſonſt ſo vernünftig. Sonſt bin ich gern bei dir. Komm ſonſt einmal wieder. Sie leſen mir ja ſonſt keine Fabeln vor. Du pflegſt doch ſonſt nicht ſo zu denken.

Der Schiffer, ſonſt ein finſterer Mann,
Sah ſeine Schönen freundlich an, Gell.

In engerer Bedeutung wird es auch wohl von einer andern vergangenen Zeit gebraucht, für ehedem. Sonſt war es nicht ſo. Sonſt waren wir gute Freunde. (5) Im entgegengeſetzten Falle, wo

es zugleich etwas von einem verurſachenden Bindeworte an ſich nimmt. Bezahle mich, ſonſt verklage ich dich. Wenn ſie es ſagen wollen, ſo machen ſie, ſonſt gehe ich, Gell. Ich will ihm nachahmen, nachgehen, er möchte ſonſt gar zu große Händel anrichten, Derſ. Der Spaß könnte mir ſonſt theuer zu ſtehen kommen, Weiße. Kommt ja, ſonſt ſtirbt die Frau Schwägerin, Gell. (6) Ich könnte, wenn ich ſonſt wollte, wenn ich nur wollte.

Sonſtig, Beiwort, welches von dem vorigen Nebenworte gebildet worden, aber nur im Oberdeutſchen oder im ſüdlichen Deutſchland üblich iſt. Seine ſonſtigen guten Eigenſchaften, welche er ſonſt, außer dieſen Eigenſchaften hat. Auf ſonſtige Art, auf eine andere. Die Gläubiger werden zur Pflegung der Güte und Beobachtung ſonſtiger Nothdurft vorgeladen.

Soodbrodbaum, Ceratonia Linn., ſ. Johannisbrod, Th. 30, S. 600.

Soogen, ſ. Sogen und Socken.

Soogſpäne, Stücken Bretter, oft eine Elle lang, die in der Mitte einen Ausſchnitt haben, und von denen immer zwei gegen einander über auf die Soogbäume gelegt werden, damit man die Körbe zum Vollfüllen darein ſetzen, und die Soode oder der Sud in die Pfanne vollends abtropfen kann.

Sootekappe, ſ. Narrenkappe, Th. 101, S. 274.

Soot-Romals, Oſtindiſche Schnupftücher, welche die Dänen von Tranquebar und aus verſchiedenen Gegenden in Tanjaour bringen. Sie halten $1\frac{1}{16}$ in Quadrat, und man hat deren funfzehn im Stücke.

Sophi, Sofi, ein Beiname, den die Könige von Perſien zum Andenken der Wiederherſtellung des Perſiſchen Reiches von Ismael Sophi oder Sofi, vom Jahre 1508 an bis zum Jahre 1722 führten.

Ismael erhielt dieſen Beinamen von ſeiner Kleidung, nach Art der Heiligen, welche in einem leichten wollenen Zeuge, Soph oder Sof genannt, beſtand; auch war er ein Abkömmling des Propheten Mohamed, von deſſen Schwiegerſohn Ali. Der letzte Huſſein, der dieſen Beinamen führte, ward 1722 von Mirweis vom Throne geſtoßen.

Sophia, aus dem Griechiſchen σοφια, Weisheit. Bei den alten Griechen bezeichnete man mit dieſem Worte alle Wiſſenſchaften und Studien, welche zur Glückſeligkeit und zur Kultur des Menſchen dienten. Man nannte daher diejenigen, welche dieſe Wiſſenſchaften betrieben, ſich damit beſchäftigten, Sophi, Weiſe, Weltweiſe, Gelehrte in dieſen Fächern, auch Sophistae. Pythagoras wollte aber aus Beſcheidenheit nicht dieſen Namen führen, ſondern ſich bloß einen Liebhaber der Weltweisheit, Philoſophen, nennen laſſen; ſ. den Art. Philoſoph und Philoſophie, Th. 112, S. 533 u. f. — Auch ein weiblicher Taufname, welcher von Weisheit, Sophia, entlehnt worden, im gemeinen Leben und in der vertraulicheren Sprechart Söffe, Söffchen, Fieke, Fiekchen, in Preußen aber in Fäſch verkürzt wird. Da dieſer Name wirklich von ſo edler Abſtammung iſt, ſo iſt er zugleich eine Zierde derjenigen, die ihn auch mit dieſer Auszeichnung trägt, welche, die Weisheit, freilich nur Wenigen von denjenigen verliehen ſeyn wird, die ihn führen. Ueberhaupt iſt dieſer edle Name jetzt, wenn nicht ganz aus der Mode, doch ſehr in Abnahme gekommen; ehemals trugen ihn Fürſtinnen und andere edle Frauen.

Sophienkraut, Sisymbrium Sophia, eine Benennung der feinblättrigen Raucke, ſ. Th. 121, S. 160 u. f. Dieſes Kraut wurde auch Sophia Chirurgorum, Sophia vulneraria, Herba Lumbricorum; Fr. Thalitron ou Science de Chirur-

giens, genannt. Guettard, ein Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, macht in ſeinen Observations sur les Plantes, ein beſonderes Geſchlecht aus dieſer Pflanze, wegen des Unterſchiedes ihrer Blumenblätter und Staubfäden, und nennt ſie Descurea, von ſeinem Großvater Deſcûrain, einem Apotheker zu Eſtampe, indeſſen iſt dieſe Erhebung zu einem eigenen Geſchlechte von den ſpäteren Botanikern nicht angenommen worden. Das Sophienkraut hat einen etwas zuſammenziehenden, aber ſcharfen Geſchmack, der dem Senfe nahe kommt, und färbt das blaue Papier ein wenig roth. Man gebrauchte dieſe Pflanze ehemals in der Medizin als ein Fieber vertreibendes Mittel, beſonders aber bei Wundfiebern, daher auch der Name Sophia Chirurgorum. Man bediente ſich derſelben ſowohl innerlich, als äußerlich. Ihre Samen wurden zu einer Drachme entweder in einer Brühe oder in Roſenwein gegeben, die Bauchflüſſe anzuhalten; es iſt in dieſer Hinſicht ein ſehr bekanntes Mittel unter den armen Leuten, beſonders in Frankreich, wegen welcher Eigenſchaft alle Schriftſteller mit einander übereinſtimmen. Das Dekoct oder die Infuſion von der ganzen Pflanze mit Waſſer, diente ehemals in gleicher Abſicht, weil es gleiche Kräfte offenbart. Der Saft, die Conſerve und das Extract aus den Blättern und Blumen diente wider das Blutſpeien, den weißen Fluß und den übermäßigen Fluß der Monatszeit und güldenen Ader. Nach dem Cäſalpin ſollen die Samen dieſer Pflanze nicht nur die Würmer tödten, ſondern auch noch eine Schweiß treibende Eigenſchaft haben, und wenn man eine Drachme davon mit einem Glaſe weißen Wein infundirt, ſo erregt es Schweiß. Nach dem Rajus ſollen ſie die Nierenſteine treiben. Der eben genannte Schriftſteller führt den D. Robinſon an, welcher ſagt, daß man ſie in den Gegenden um York denje-

nigen mit Nutzen giebt, welche am Blaſenſteine und der Nierenkolik leiden. Was den äußerlichen Gebrau dieſer Pflanze anbetrifft, ſo wurde die ganze Pflan geſtoßen, und auf die Wunden und Geſchwüre, üb haupt auf alle faulen und freſſenden Schäden, den Krel die Bein- und andere Brüche ꝛc. gelegt, wodurch ſie kurzer Zeit heilen ſollen. Jetzt iſt dieſe Pflanze grö tentheils außer Gebrauch gekommen, wenigſtens ſind man ſie nicht mehr in den Arzeneimittellehren der neu ſten Zeit angeführt.

Sophiſt, Sophistes, Sophista, derjenige, welcher d Fertigkeit beſitzt, Andere durch Trugſchlüſſe oder fa ſche Schlüſſe zu hintergehen, daher auch die Soph ſterey, ſ. dieſen Artikel. Die Sophiſten wurde anfänglich die Weltweiſen im eigentlichen Sinne g nannt, ſpäterhin wurde aber dieſer Name ſo ſehr g mißbraucht, daß man ihn nur denjenigen beilegte, ſich wegen ihrer eingebildeten, jedoch nur ſehr unter ordneten, ſehr ſchwachen Weisheit groß, und dad bei allen Verſtändigen verhaßt machten.

Sophista, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Sophiſterey, Sophismata, falſche und unri Schlüſſe, die entweder auf einem falſchen Grun beruhen, oder doch keinesweges aus einem an ſic richtigen Grundſatze fließen, oder beide Fehler haben, beſonders wenn ſolche mit Fleiß, aus gemißbraucht werden. Man nennt daher So tio, wenn man dasjenige, was recht und gu aber verdorben worden, auf einem künſtli wieder herſtellen will, wie ſolches mit ſo viel ſtänden geſchieht.

Sophistes, ſ. Sophiſt.

Sophora Linn., ſ. den folgenden Art

Sophore, Sophora Linn., eine Pfl welche in die erſte Ordnung der zehnter candria Monogynia) des Linnéiſc

ſtems gehört und folgenden Charakter hat: die Blume hat einen fünfzähnigen, glockenförmigen, an der oberen Seite höckerigen Kelch, eine ſchmetterlingsförmige Blumenkrone, deren Flügel ſo lang, als die Fahne ſind, zehn freiſtehende Staubfäden, und einen einfachen Staubweg. Sie hinterläßt eine ſehr lange Hülſenfrucht, welche Dietrich mit dem Namen roſenkranzförmige Gliederhülſe belegt, welche eine Reihe von vielen ziemlich weit von einander entfernten Samen enthält.

1) Fuchsſchwanzartige Sophore, Sophora Alopecuroides, foliis pinnatis, foliolis numerosis oblongis villosis, caule herbaceo. Linn., Spec. plant. Tom. I. p. 533. Ervum orientale alopecuroides perenne, fructu longissimo. Tournef. cor. 27. Glycyrrhiza siliquis nodosis quasi articulatis. Buxb. cent. 3. p. 25 t. 46.; Fr. Sophora queue de renard; Engl. Foxtail Sophora. Dieſe in den Morgenländern oder der Levante zu Hauſe gehörende Sophore hat eine perennirende kriechende Wurzel, aus welcher verſchiedene aufrechte, krautartige Stengel zum Vorſchein kommen, die drei bis vier Fuß hoch werden, und mit gefiederten Blättern beſetzt ſind, die aus 19 bis 25 Paar länglichen, zottigen Blättchen beſtehen, welche paarweiſe, längs der Mittelribbe oder dem gemeinſchaftlichen Blattſtiele ſtehen, und ſich mit einem einzelnen endigen. Die Blumen ſind klein und blaßblau, nach Linné*) blaßgelb, und wachſen in langen, aufrechten Aehren oder einfachen Trauben in den Winkeln der Zweige und Blätter. Die Hülſen ſind ſehr lang und knoticht. Man zieht dieſe Pflanze auch bei uns, ſo wie in Frankreich, England ꝛc. in den Gärten im Freien, wo ſie

*) Nach der 13ten Lateiniſchen Ausgabe und nach Anleitung des Holländiſchen Houttuyniſchen Werkes überſetzt ꝛc. 3r Th. Nürnberg, 1778. S. 495.

faſt in jedem Boden und in jeder Lage gut fortkommt und im Sommer blüht. Sie iſt ſehr dauerhaft und vermehrt ſich ſtark durch ihre kriechende Wurzeln, und auf eben die Art wie das Süßholz, man muß ſie dieſerhalb in den Gärten in einen Winkel ſetzen, wo ſie von andern Pflanzen entfernt iſt, weil ſonſt ihre ſtark ſich ausbreitende Wurzeln in Kurzem die benachbarten Pflanzen überwachſen.

2) Filzige Sophore, Sophora tomentosa, foliis pinnatis, foliolis numerosis subrotundis tomentosis. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 533. Indigophora, foliis tomentosis. Herb. cliff. p. 487. Colutea Zeilanica, argentea tota. Herm. Lugdb. 169 t. 171; Engl. Downy Sophora. Dieſer in Ceylon wild wachſende Strauch, welcher nach Miller auch in Senegal in Afrika, und in Weſtindien in Jamaika angetroffen wird, wird ungefähr mannshoch, und hat wechſelsweiſe ſtehende, gefiederte Blätter, welche aus 6 bis 11 Paar rundlichen, weißgrünen Blättchen oder Lappen, und einem einzelnen am Ende, beſtehen. Sowohl der Stamm, als die Zweige, Blätter und übrigen Theile ſind mit einem ſilberweißen Filze bekleidet. Die Blumen ſind groß und gelb, faſt wie der Spaniſche Genſt, haben keinen Geruch, und wachſen in einfachen Trauben an den Enden der Pflanze; auf dieſelbe folgen 5 bis 6 Zoll lange, ebenfalls mit Filz bekleidete Hülſen, welche rundliche, braune Samen enthalten, die ſo groß ſind, als Erbſen, und von außen die Hülſe knotig machen. Alle Theile dieſes Strauches haben einen ſcharfen, bittern und ekelhaften Geſchmack.

3) Weſtindiſche Sophore, Sophora Occidentalis, foliis pinnatis, foliolis numerosis subcordatis. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 533. Galega fruticosa, foliis subrotundis pinnatis, spicis simplicibus terminalibus. Brown. jam.

289, t. 31, f. 1. Corallodendron, foliis pseudo-acaciae, subtus tomentosis, flore luteo. Plum. Spec. 21. ic. 101; Engl. Occidental Sophora. Der Strauch dieſer Art, welche mit der vorhergehenden ein Vaterland und auch einen Standort hat, iſt 3 bis 5 Fuß hoch, hat aufrechte, behaarte Zweige, und gefiederte Blätter, die aus 17 bis 21 rundlichen, ganzrandigen, unten weißgrauen Blättchen beſtehen. Die Blumen ſind gelb, nnd in einfachen Aehren am Ende der Zweige geordnet. Da dieſe Art von der vorhergehenden faſt gar nicht verſchieden iſt, ſo ſcheint es wohl nur eine Abänderung derſelben zu ſeyn.

4) Kapiſche Sophore, Sophora Capensis, foliis pinnatis, foliolis numerosis lanceolatis, subtus tomentosis, caule fruticosa. Linn. Syst. veg. p. 325. Mant. 67. Sophora Orboides. Berg. Cap. 142. Dieſer Strauch wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, iſt anfangs, wenn er noch klein iſt, ein wenig haarig, wird aber mit der Zeit ganz kahl, und hat das Anſehen einer Amorpha, die Blätter deſſelben ſtehen wechſelsweiſe, und beſtehen meiſtens aus eilf Paar Blättchen oder Lappen, und einem einzelnen am Ende, welche alle von gleicher Länge, ſchmal, lanzettförmig, ungezähnt, auf der Oberfläche glatt und glänzend, grün, und auf der unteren ein wenig filzig ſind. Die Blumen gleichen den Blumen der Crotalaria, ſind weiße, haben krumme Stielchen, und wachſen in einfachen Trauben an den Enden der Zweige; ihre Staubfäden ſind durch feine Haare gleichſam zuſammengewebt; ſie hinterlaſſen eine längliche, zuſammengedrückte, mit einem Filze bekleidete Hülſe, welche drei bis ſechs ſehr harte Samen enthält.

5) Japaniſche Sophore, Sophora Japonica, foliis pinnatis, foliolis pluribus, ovatis, glabris, caule arboreo. Linn. Syst. veg. pag.

325. Fr. Sophore de Japon. Engl. Shining leav'd Sophora. Dieſe Art iſt in Japan zu Hauſe und hat einen baumartigen Stiel oder Stengel, mit glatten, grünen, ausgebreiteten, faſt hängenden Zweigen, und wechſelsweiſe ſtehenden Blättern, welche den Blättern der Robinia Caragana gleichen; ſie ſtehen ohne beſondere Ordnung, nach Einigen wechſelsweiſe, hin und wieder auf cylindriſchen, etwas filzigen, am Grunde angeſchwollenen Stielen, und ſind 1 bis 2 Zoll lang; in der Jugend filzig, im Alter unbehaart, auf der Unterfläche blaß. Die Blumen ſind weiß, ſo groß, wie bei der Indigofera, und wachſen in kleinen Trauben.

6) Siebenblätterige Sophore, Sophora heptaphylla, foliis pinnatis, foliolis septenis glabris. Linn. Spec. plan. Tom. I. p. 533. Sophora glabra, foliolis septenis; Fl. Zeyl. 164. Fructiculus Sinensis, sennae sylvestris folio angustiore, nodosa siliqua, rostro longiore donata. Pluk. amalth. 18. t. 451. Anticholerica Rumph. amb. 4. p. 60. t. 22. Dieſe in Oſtindien zu Hauſe gehörende, und ſowohl auf den Molukkiſchen Inſeln, als in Java, Ceylon und andern benachbarten Inſeln ſehr gemeine Art, wächſt am Strande in ihrem Vaterlande ungefähr ſo hoch, als ein Beinholzſtrauch (Ligustrum), deſſen Stamm ſo dick, als ein Arm oder ein Fuß eines Menſchen wird. Die Blätter deſſelben ſtehen wechſelsweiſe, und beſtehen meiſtentheils aus ſieben eyrundlänglichten, ziemlich ſpitzigen Lappen, welche ein wenig von einander entfernt und mit einigen Stielchen an den gemeinſchaftlichen Hauptſtiel befeſtiget ſind. Die Blumen ſind gelb, und wachſen in langen, einfachen Trauben, an den Enden der Zweige; die langen, knotigen Hülſen, welche darauf folgen, enthalten runde, erbſenförmige *Samen*. Alle Theile dieſes Strauches, beſonders

aber die Wurzel und die Samen haben einen ſeh bitteren Geſchmack, und die Letzteren werden von de Indianern als ein ſehr bewährtes Mittel wider heftig Gallenruhren, im Seitenſtechen, der Kolik, in ſchmerzhaften Harnen und im giftigen Schlangenbiſſ häufig gebraucht. Die Doſis von dem Samen i gemeiniglich drei bis fünf Stück auf einmal in Waſſer

7) Färbende Sophore, Sophora tinctoria foliis ternatis subsessilibus, foliolis obovati glabris. Linn. Spec. plant. Tom. I, p. 534. Cytisus foliis fere sessilibus, calycibus bractea triplici auctis. Gron. virg. 82. Cytisus procumbens americanus, flore luteo. Pluk. alm. 129. Dieſe Art, welche in Carolina und Philadelphia urſprünglich wild wachſend angetroffen, aber auch in Deutſchland, England ꝛc. im Freien, in den Gärten gezogen wird, und recht gut fortkommt, hat nur eine perennirende Wurzel und treibt jährlich verſchiedene, krautartige, ungefähr 1½ Fuß hohe, ſehr äſtige Stengel; ſowohl dieſe, als auch ihre Aeſte, ſind gelblich, glatt und ſehr zähe. Die Blätter beſtehen aus drei kleinen, rundlichen, meergrünen Lappen, die erſt faſt zu Ende des Julius zum Vorſchein kommen. Die gelben Blumen wachſen in kurzen Trauben an den Enden der Zweige. Auf ſie folgen kurze, knotige Hülſen. Man macht in Amerika aus dieſer Pflanze eine unächte Sorte von Indigo; daher nennen ſie die Engländer in Virginien wilder Indig oder Indigo. Auch in Deutſchland und England blühet ſie im Julius und bringt manchmal reife Samen.

8) Weiße Sophore, Sophora alba, foliis ternatis, petiolatis, foliolis ellipticis glabris, stipulis subulatis brevibus. Linn. Syst. veg. p. 325. Crotalaria alba. Sp. plant. 1006. Mill. Dict. num. 11. Anonis Caroliniana perennis. Mart. Cent. tab. 44. Dieſe in Carolina und in

Virginien zu Hauſe gehörende Sophore, hat nur eine perennirende Wurzel, gleich der vorhergehenden, und treibt jährlich im Frühlinge viele krautartige, äſtige Stengel, welche purpurroth ſind und einige Fuß hoch werden. Die Aeſte ſind mit dreifachen Blättern beſetzt, deren Lappen eyrund, lanzettförmig, ungezähnt, glatt und an 1½ Zoll lang ſind. Die Blumen ſind ungefähr 1 Fuß lang und von weißer Farbe; ſie wachſen auf eigenen, einfachen und nackten Stengeln, welche höher werden, als die Blattſtengel, und an deren Enden ſie einen hängenden Büſchel bilden. Die anſehnliche Größe der Blumen unterſcheiden ſehr dieſe Art. Man zieht dieſe Art auch bei uns in Deutſchland, und in England in den Gärten, wo ſie im Junius blüht und im Herbſte reife Samen bringt.

9) Feigbohnenartige Sophore, **Sophora Lupinoides, foliis ternatis, petiolatis, foliolis ovalibus pilosis. Linn. spec. plant. Tom. I, p. 534.** Dieſe Art, welche in Kamtſchatka von G. Demidoff entdeckt worden, hat große, degenförmige Blattanſätze, welche faſt ſo lang ſind, als die Blätter. Die Blumen ſind gelb und ſitzen auf ſehr kurzen Stielen in verſchiedenen Wirteln an einem gemeinſchaftlichen Blumenſtiele. Man hat eine Varietät mit glatten und rundlichen Blättern.

10) Zweiblumige Sophore, **Sophora biflora, foliis simplicibus obovatis subtomentosis, pedunculis bifloris. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 534. Crotalaria arbor africana, styracis folio molli incano. Pluk. alm. 122. t. 185, f. 2. Genista arborescens africana. Herm. lugdb. 270. t. 271.** Dieſe Art iſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hauſe, und bildet ein Bäumchen oder einen Strauch mit eckigen Zweigen und ganz einfachen Blättern, durch welche er ſich hinlänglich von allen andern vorhergehenden Arten auszeichnet. Die Blu-

menſtiele tragen eine oder zwei purpurblaue Blume
welche eben ſo, wie die Blätter, ein wenig haarig od
filzig ſind.

11) Kleinblättrige Sophore, Sophora mi
crophylla Linn. Sophora tetraptera. Linn. Suppl
230; Fr. Sophora à petites feuilles; Engl. Small-
leav'd Sophora. Dieſe Art, welche aus Neuſeelan
uns zugeführt worden, iſt ein baumartiger, aufrechte
Stamm, mit ſchwachen, ſchlanken Aeſten, welch
mehr oder weniger mit feinem gelblichbraunem Filz
bekleidet iſt. Die Blätter beſtehen aus 33—41 klei-
nen, umgekehrt-eyförmigen, ausgerandeten Blätt-
chen, die etwas behaart ſind. Die Blumen ſind gelb
und hinterlaſſen ziemlich große, häufig-geflügelte
Gliederhülſen. Dietrich hat davon eine Pflanze,
welche ungefähr 4 Fuß hoch iſt, im Frühlinge blühet
und im Winter über im Glashauſe aufbewahrt wird.

12) Flügelfruchtige Sophore, Sophora
tetraptera. Joh. Mill. ic. t. 1. Lamark illust.
gen. t. 305. f. 3. Engl. Winged-podded So-
phora. Dieſe Sophore iſt gleichfalls in Neuſeeland
zu Hauſe und blüht in unſern Gärten im Frühlinge.
Das Exemplar, welches Dietrich gezogen, iſt 6 Fuß
hoch; der Stamm unten einfach, oben äſtig, die jungen
Zweige und Blattſtiele ſind mit ſehr feinem bräunlich-
gelbem Filze bekleidet. Die Blätter ſtehen wechſels-
weiſe, ſind ungleich gefiedert, und beſtehen aus
17—19 länglich-lanzettförmigen, ſtumpfen, ganzra-
digen Blättchen, die auf der Unterfläche mehr oder
weniger mit braungelbem Filze bedeckt ſind. Die
Blumen bilden kurze winkelſtändige Trauben, ſind
ziemlich groß, ſchön gelb, die Kronblätter ungleich lang;
ſie haben einen braunfilzigen, gezähnten Kelch und
hinterlaſſen eine häutig-viereckige Hülſe. Die Blätter
fallen gewöhnlich zu Ende Februar und im März ꝛc.

und dann entwickeln ſich die Blumen und zu
nackten Zweige.

13) Einſamige Sophore, Sophora m
perma Swartz. prodr. 66. Glycine arbo
Brown. jam. 298. Dieſe Art iſt ein zehn Fu
Baum mit weißer Rinde, welcher in Oſtindie
wachſend angetroffen wird. Das Holz deſſe
hart und die Aeſte ſind roſtfarbig-filzig. Die
ſind gefiedert, die Blättchen auf beiden Seiten
haart, ſteif. Die Blumen ſind ziemlich groß
äſtigen Endriſpen geſammelt; ſie haben eine h
blaue Farbe und einen ſehr angenehmen Geruch
Hülſe iſt eyförmig, zottig, holzig, einſamig,
klappig, der Same halbkugelförmig, groß,
lachroth, mit ſchwarzen Flecken bezeichnet. E
langt einen Stand im Treibhauſe, wenigſtens
zweiten Abtheilung deſſelben nach Dietrich.

14) Gelbliche Sophore, Sophora fl
cens. Ait. Kew. Dieſe in Siberien wildwac
Sophore perennirt auch in unſern Gärten im
und gleicht der kleinblättrigen Sophore;
aber durchaus unbehaart; die Blätter ſind un
gefiedert, die Blättchen ey-lanzettförmig, ein
ſtumpf. Die Blumen ſind gelblich und haben
undeutlichen fünfzähnigen Kelch.

Es giebt nun außer den hier angeführten So
rearten, noch einige, die aber hier übergangen
den müſſen. Auch die oben angeführten Arten, N
7, 8, 9 und 10 gehören jetzt zu einem neuen
ſchlechte, welches Podaliria genannt wird, ſie h
alſo jetzt: Podaliria Capensis, tinctoria, alba,
pinoides, und biflora, wozu nun noch gehören:
phora argentea, aurea, australis, buxif
calyptrata, genistoides, hirsuta, juncea, pe
culata, rotundifolia, ternata, und trifolia. Al
oben abgehandelten Sophorarten können in u

Gärten gezogen werden, nur verlangen die in wär
mern Ländern, als in Oſt- und Weſtindien, einheim
ſchen Pflanzen eine Stelle im Winter im Treibhauſe
in der zweiten Abtheilung. Den Samen legt man in
Miſtbeet oder in Blumentöpfe ringsum am Rande der
ſelben in friſche Erde, und behandelt ſie, wie alle dieſe Ar
ten Pflanzen. Was die übrige Kulturmethode in Rück
ſicht der Erde, des Begießens und der Vermehrung
anbetrifft, ſo kann man den Sophoren eine gute Miſt
beet- oder auch eine leichte Dammerde geben, die un
gefähr mit einem Drittheil Flußſand gemiſcht worden,
nur muß man den Boden der Töpfe, worein ſie kom
men ſollen, einige Zoll hoch mit kleinen Steinen
oder grobem Kieſe bedecken, damit das Waſſer einen
guten Abzug hat. Zur Zeit der Vegetation, beſonders
in warmen Sommertagen, muß man ſie reichlich be
gießen, im Winter dagegen nur wenig. Die meiſten
ſtrauchartigen Sophoren laſſen ſich durch Stecklinge
vermehren. Die Stecklinge werden nämlich, nachdem
ſie von der Mutterpflanze getrennt worden, einige
Tage an einen trocknen, ſchattigen Ort gelegt, damit
die durch das Abſchneiden oder Abbrechen der Zweige
entſtandenen Wunden gehörig trocknen. Man kann
die Wunde mit feinem Mehle von gebrannten Mauer
ſteinen und Dachziegeln oder mit Holzkohlenſtaub be
decken, wodurch die Wunde ſchneller trocknet und der
Fäulniß widerſteht. Hat man die Stecklinge auf dieſe
Weiſe vorbereitet, ſo werden dieſelben in kleine, mit
leichter Erde gefüllte Töpfe geſetzt und an einen tem
perirten ſchattigen Ort geſtellt, aber nicht eher begoſſen,
bis man bemerkt, daß junge Wurzeln ſich gebildet
haben. Auch der Boden des Topfes, worein man
einen Steckling ſetzen will, muß mit grobem Kieſe
oder kleinen Steinen bedeckt werden. Die meiſten
Sophoren tragen ſchöne Blumen, welche gegen die
zierlichen, gefiederten Blätter artig abſtechen, und daher

dienen ſie zur Verſchönerung unſerer Gärten.
oben angeführte, in Japan einheimiſche, Soph
kommt nicht nur in England, ſondern auch in
Gärten des ſüdlichen und mittlern Deutſchlands
freien Lande fort, und Herr Seidel in Dresden
ſie in ſeinem Verzeichniſſe unter den im Freien
dauernden Holzarten aufgeführt. Die Verſuche,
der Doktor Dietrich mit dieſer Art im Freien
den Gärten zu Weimar und Eiſenach vorgenomm
entſprechen nicht ien Erwartungen. Gel
ſie r keinesweges ſtrenge,
chwi n nördlichen Gegenden
wohl, d ophore entweder durch
vor den eren zu ſichern oder ſie
einer ien paiter durchzuwintern.

Sop mige), ſ. oben, S. 20.
— ( ), ſ. daſelbſt, S. 17.
— (f pnenartige), ſ. daſ., S. 18.
— (fiizige), ſ. daſ., S. 14.
— (flügelfrüchtige), ſ. daſ., S. 19.
— (fuchsſchwanzartige), ſ. daſ., S. 13.
— (gelbe), ſ. daſ., S. 20.
— (Japaniſche), ſ. daſ., S. 15.
— (Kapiſche), ſ. daſelbſt.
— (kleinblätterige), ſ. daſ., S. 19.
— (ſiebenblättrige), ſ. daſ., S. 16.
— (weiße), ſ. daſ., S. 17.
— (Weſtindiſche), ſ. daſ., S. 14.
— (zweiblumige), ſ. daſ., S. 18.

Sophorenpapillon, Papilio Sophorae, Papillo Clio, zwei Tagfalter, ſ. unter T in T.

Sopra agio, Italieniſch, im Handel, das U
Ein Agio oder ein Aufgeld, welches
Münze gegeben wird, auf die man ſchon ei
Zum Beiſpiel das Courant in Venedig th

gegen Bankogeld, und für dieſes Courantgeld wird noch 29 Proc. Aufgeld gegen Piccoligeld gegeben.

Sopra Calici, Kelchtücher in Italien, ſeidene Tücher von feiner Organſinſeide, an denen der Einſchuß Floretſeide iſt. Sie halten 2½ Palmi im Quadrat und werden beſonders im Neapolitaniſchen verfertiget.

Soprano, Italieniſch, in der Muſik, die höchſte und vornehmſte Stimme, welche gemeiniglich der Diskant zu ſeyn pflegt; ſ. unter Vokalmuſik, in V.

Sopra protest, Italieniſch, in der Handlung, der Ueberproteſt, nach geſchehener Proteſtirung; ſ. unter Wechſel, in W.

Sor, im Forſtweſen, krank, dürre, von Bäumen. — In der Handlung, eine Art Roſinen ohne Kern, welche aus Spanien kommt; ſ. auch Sol, Th. 155.

Sorbapfel, Gartenſpeierling, **Sorbus sativa**, ſ. Sperberbaum.

Sorbbirne, Sorbbirnen, **Sorbus**, ſ. zahmer Sperberbaum, **Sorbus domestica**.

Sorbet, Tſcherbet, Scherbet, bei den Türken und Perſern, ein kühlendes Getränk, welches aus einem ſüßen Waſſer beſteht, welches ſich der gemeine Mann auf folgende Weiſe ſehr leicht macht. Er nimmt Damascener Roſinen, zerquetſcht oder zerſtößt ſie, gießt Waſſer darauf und läßt es ſo lange verdeckt ſtehen, bis daſſelbe die Roſinen ausgezogen und ſo einen Extract gebildet hat, der ein ſehr erfriſchendes und angenehmes Getränk bilden ſoll. Reichere nehmen Zucker, Zitronenſaft und Ambra, miſchen es zu einem Syrub, formiren oder bilden daraus Kuchen, die man beim Gebrauche ſo anwendet, daß man Waſſer darauf gießt und ſie zerreibt, nämlich die Kuchen in Waſſer, oder daß man nur den Syrub unter Waſſer nimmt und es mit demſelben vermiſcht. Nach dieſen nur einfachen Türkiſchen oder Perſiſchen Sorbets oder Tſcherbets hat man nun viele zuſammengeſetzte berei-

tet, z. B. aus ſüßem Rahm, wozu man eine größere oder geringere Menge Zucker, ſüße und bittre Mandeln oder auch Haſelnüſſe, Piſtazien, Thee, Chocolade, Kaffee, Vanille, Safran, Zimmet und viele andere gewürzhafte Subſtanzen ſetzt. Dann hat man Tſcherbets, die aus dem Safte ſaurer Früchte, in welchem man eine beſtimmte Menge Zucker zergehen läßt, wozu man noch Gewürze ſetzt, bereitet.

Zitronenſcherbet oder Sorbet. Man löſe 1½ Pfund weißen Zucker in einer Pinte, Kanne oder Quart Waſſer auf, ſuche neun große und eilf mittlere Zitronen aus, wiſche ſie mit einem Tuche ab, ſchneide ſie mitten durch, nehme dann eine Hälfte nach der andern zwiſchen den Daumen und den Zeigefinger, und drücke ſie dergeſtalt mit der andern Hand aus, daß ſich die Saftzellen ganz leeren; tauche ſie dann noch einmal in Zuckerwaſſer, und preſſe ſie mit beiden Händen ſtark aus, damit noch aller Saft herausgehe; dann das Ganze oder die ganze Flüſſigkeit durch ein dichtes Haartuch gepreßt, und an einem kalten Orte aufgehoben.

Erdbeerſcherbet oder Sorbet. Man nehme ausgeſuchte Erdbeeren, pflücke ſie von ihren Stielen, zerquetſche vierzehn Unzen davon, und miſche eine Kanne oder Quart Waſſer darunter, fülle die Flüſſigkeit in ein Gefäß, thue einen großen Kaffeelöffel voll Zitronenſaft und eben ſo viel gutes Pomeranzenblüthewaſſer hinzu, und laſſe es ſo zwei bis drei Stunden ſtehen. Man wiege nun acht Unzen weißen Zucker in ein anderes Gefäß, welches man mit einer groben Leinwand bedeckt, die Flüſſigkeit dann durchgeſeihet, und die Treber ausgepreßt. Wenn nun der Zucker gänzlich zergangen iſt, dann die Miſchung durch einen tuchenen Filtrirſack geſeihet, bis die Flüſſigkeit klar geworden.

Himbeerſcherbet oder Sorbet. Man nehme friſch geſammelte, wohlriechende Himbeeren, von einer

lebhaften, etwas dunklen Scharlachröthe, pflücke sie von ihren Stielen, quetsche davon vierzehn Unzen in einem marmornen Mörser, gieße eben die Quantität Wasser und Säure hinzu, wie bei dem Erdbeerscherbet angeführt worden, und lasse das Gemisch zwei bis drei Stunden stehen; dann das Flüssige durch eine grobe Leinwand gegossen, die Hülsen ausgepreßt, achtzehn Unzen weißen Zucker darin völlig aufgelöset, und zuletzt die Flüssigkeit durch einen tuchenen Filtrirsack geseihet.

Johannisbeer- und Berberisscherbet oder Sorbet. Von guten, großen Johannisbeeren wiege man vier Pfund der ausgesuchtesten davon ab, und nehme dazu noch acht Unzen Himbeeren, quetsche diese Früchte mit der oben angeführten Vorsicht in einem marmornen Mörser, und gieße eine Kanne Wasser hinzu, lasse das Gemisch eine Stunde stehen, gieße das Flüssige durch grobe Leinwand, und presse, wie oben, die Hülsen aus. Hierauf acht und zwanzig Unzen Zucker in diese Flüssigkeit geschüttet oder gegossen, und wenn es völlig zergangen ist, durch einen tuchenen Filtrirsack durchgeseihet. Den Saurach- oder Berberisscherbet bereitet man auf gleiche Weise, jedoch mit Hinweglassung der Himbeeren, indem diese Frucht den angenehmen Geruch des Saurachs fortnimmt. Man nimmt hierzu vier und zwanzig Unzen Zucker..

Kirschscherbet oder Sorbet. Man wähle gute vollsaftige Kirschen aus, pflücke sie von ihren Stielen, mache die Steine heraus und lege sie so lange bei Seite, bis man den Sorbet machen will; dann nehme man fünf Pfund derselben, zerstoße oder zerquetsche sie in einem marmornen Mörser, gieße einen Schoppen recht klaren Wassers dazu, nebst zwei, oder wenn die Kirschen recht reif sind, drei Kaffeelöffeln Zitronensaft, lasse das Gemisch zwei oder drei Stun-

den ſtehen, waſche dann durch ein ſtarkes anei
Reiben, die Steine ab, und wenn das Häutchen
ches die Schaale des Kerns überzieht, völlig
gangen iſt, ſo zerſtoße man ſie in einem Mörſer
ſchütte ſie, nebſt zwei und zwanzig Unzen Zuck
ein ſteinernes Gefäß, welches man mit grober Lein
bedeckt, wodurch man die Flüſſigkeit gießt, die F
auspreßt, und dann das Gemiſch mit einem hölz
Löffel ſtark umrührt. Sobald der Zucker völli
gangen iſt, ſeihet man die Flüſſigkeit durch eine
chenen Filtrirſack, bis ſie recht klar iſt.

Dieſe vier verſchiedenen Früchte zum Sorbe
leiden einige Aenderungen nach der Art der Bereit
wenn man nämlich den Zitronenſaft fortläßt, ode
Früchte zu lange weichen oder auch daß man ſie d
kochendes Waſſer ausziehen läßt. Es giebt
noch einige andere Bereitungsarten, z. B. ſobald
die gequetſchten Früchte hat weichen laſſen, ſch
man Saft und Hülſen zuſammen durch ein H
ſieb, weil man behauptet, daß dieſe Treber der F
ſigkeit mehr Conſiſtenz verſchaffen. Wenn gl
dieſe Methode bei den Pfirſichen, Aprikoſen, Re
claude-Pflaumen, den Ananaſſen, Rouſſeletbirnen
Anwendung findet, ſo muß man doch bei den hier
gehandelten Fruchtarten, die oben angeführte Met
vorziehen, weil Wohlgeruch und Farbe der aus di
Früchten entſtehenden Liqueure noch lieblicher
und auch die größere Menge an Fruchtſaft, die
dazu genommen worden, ihnen nicht nur gleiche C
ſiſtenz verſchafft, ſondern auch zur Erhöhung der
neilichen Tugenden dieſer verſchiedenen Arten
Flüſſigkeiten beiträgt.

Pomeranzenſcherbet oder Sorbet. A
löſe zwei und zwanzig Unzen weißen Zucker in e
Pinte oder Kanne Flußwaſſer auf, dann acht bis z
ausgeſuchte Pomeranzen und zwei Zitronen mit ei

Tuche rein abgewiſcht und von den wohlriechendſten und am wenigſten bittern Pomeranzen die Schalen abgerieben, die Früchte quer durchgeſchnitten, dann ausgedrückt, das Ausgedrückte in die Flüſſigkeit gethan, und dieſe durch ein enges Haartuch gegoſſen, und an einem kühlen Orte aufgehoben.

Bigaradenſcherbet oder Sorbet. Man löſe zwei und zwanzig Unzen weißen Zucker in einer Pinte oder Kanne Waſſers auf. Wähle dann ſechs bis ſieben Pomeranzen aus, deren Schalen gelb und von lieblichem Geruche ſind, wiſche ſie mit einem Tuche ab, und dann die gelben Schalen, eine nach der andern, mit einem Stücke Zucker abgerieben, und nehme, wenn der Zucker völlig damit geſchwängert worden, denſelben mit einer Meſſerklinge herunter und ſchütte ihn in das Zuckerwaſſer. Nach dieſer Behandlung ſchneidet man die Früchte quer durch. Eben ſo zerſchneidet man vier bis fünf Italieniſche Zitronen, drückt den Saft in das Zuckerwaſſer, gießt dann die Flüſſigkeit durch ein Sieb und hebt ſie zum Gebrauche auf.

Muskattraubenſcherbet. Man ſchütte zwei bis drei Quentchen im Schatten getrocknete Fliederblüthe in eine Kanne Flußwaſſer, und bereite davon einen Aufguß, wie man mit dem Thee thut; dann dieſen Aufguß erkalten laſſen. Man zerquetſche nun drei Pfund Muskatellertrauben, gieße die Tinktur der Fliederblüthe dazu, rühre das Gemiſch um, gieße es in ein Gefäß von Stein, laſſe darin zwei und zwanzig Unzen Zucker ſchmelzen, drücke den Saft von ſechs bis ſieben Italieniſchen Zitronen dazu, laſſe das Gemiſch vier Stunden ſtehen, dann Alles durch ein weitlöcheriges Haartuch geſeiht, damit die Kerne und Schalen der Beeren zurückbleiben, und dieſe Flüſſigkeit an einem kühlen Orte aufbewahrt. Man kann dieſen Tſcherbet auch ohne Muskatellertrauben verfertigen, indem man ½ Unze Fliederblüthe in eine Pinte oder Kanne Waſ-

ser schüttet, davon einen Aufguß bereitet, die Tinktur in einen Napf von Steingut gießt, und 1½ Pfund weißen Zucker darin zergehen läßt. Man drücke nun den Saft von neun bis zehn Italienischen Zitronen hinein, und gieße das Flüssige durch ein enges Sieb.

Kaffeescherbet oder Sorbet. Man reibe erst einen Skrupel von dem weißesten Tragantgummi in einem marmornen Mörser, wobei man ihn von Zeit zu Zeit mit ein wenig Wasser befeuchtet. Man fahre nun fort zu reiben, bis dieses Gummi gut zerflossen ist und eine Art dicken Schleims bildet, den man im Mörser läßt. Man lasse nun sechs Unzen Levantischen Kaffee nach den Regeln der Kunst brennen, und schwinge ihn, sowohl um den aushauchenden Dampf davon zu bringen, als auch um die Schalen davon zu sondern, die sich während des Brennens losgemacht haben. Man schütte diese noch ganz heißen Bohnen in eine Pinte oder Kanne laulichten Wassers, setze die Kaffeemaschine an's Feuer, und erhalte sie anderthalb Stunden lang ungefähr im 70sten Grade der Wärme; dann nehme man das Gefäß vom Feuer, gieße diese Tinktur, wenn sie erkaltet ist, durch, schütte die Kaffeebohnen weg, verdünne das Tragantgummi vollends mit einer Viertelkanne dieser Kaffeetinktur, gieße das Flüssige durch ein leinenes Tuch, mische Alles zusammen, lasse 22 Unzen Zucker darin zergehen, und stelle es in's Kühle oder an einen kühlen Ort, bis man es gebraucht.

Rosenscherbet oder Sorbet, s. Theil 127, S. 247 u. f.

Nelkenscherbet oder Sorbet. Man bereitet den Nelkensorbet wie den Rosenscherbet, und gießt, sobald die Flüssigkeit durch den tuchenen Filtrirhut geseihet worden, ungefähr ⅛ Pinte oder Kanne mit Gewürznelken aromatisirtes Nelkenwasser hinzu, dann

das Gemiſch ſtark umgerührt, und bis zum Gebrauche bei Seite geſetzt.

Pomeranzenblüthſcherbet oder Sorbet. Man ſchütte in ein Gefäß von Steingut zwei Eßlöffel voll flüſſig eingemachte Pomeranzenblüthen, zerreibe ſie mit einem hölzernen Löffel, gieße $\frac{1}{8}$ Pinten oder Kannen laues Waſſer hinzu, laſſe es eine Stunde lang damit ſtehen, ſchütte 22 Unzen weißen Zucker hinzu, ſetze dann, wenn der Zucker ganz zerſchmolzen iſt, $\frac{1}{8}$ Pinte oder Kanne Agreſtſaftes und einen Kaffeelöffel voll guten Pomeranzenblüthwaſſers dazu, rühre das Gemiſch ſtark um, gieße es durch ein dichtes Haartuch, und hebe es an einem kühlen Orte zum ferneren Gebrauche auf.

Aprikoſenſcherbet oder Sorbet. Man wähle Aprikoſen, welche die gehörige Reife erlangt haben, und von ſchöner gelber, ins Auroraſarbene fallender Farbe ſind, achtzehn bis vierundzwanzig Stück, ſchneide ſie in 2 Hälften, hebe die Kerne aus, ſchichte die Hälfte dieſer Früchte in einen Napf von Steingut, lege den Daumen auf die Oberfläche einer jeden, und drücke ſie ſo aus. Dann gieße man $\frac{1}{4}$ Kanne oder Quart Agreſtſaftes hinzu, und laſſe es drei bis vier Stunden damit ausziehen; zerdrücke dann die Frucht mit einer hölzernen Kelle, bis ſie zu einem Brei geworden, welchen man dann durch ein nicht allzuweitlöcherichtes Sieb gießt. Alle zurückgebliebenen Schalen ſchütte man in eine Viertelpinte oder Kanne laulichten Waſſers, laſſe ſie darin eine Viertelſtunde lang ausziehen, und gieße es, wie vorher, durch. In dieſer Flüſſigkeit löſe man 22 bis 24 Unzen weißen Zucker auf, und miſche zwei Kaffeelöffel voll Pomeranzenblüthwaſſer darunter. Hierauf zerſchlage man ſieben bis acht von den aufgehobenen Steinen oder Kernen, befreie die Kerne von ihrer Schale, zerreibe ſie mit ein wenig Zucker in einem ſteinernen Gefäße ſo lange, bis

ſie zu einem ganz feinen Teige geworden. Dieſen Teig verdünne man durch allmählige Hinzugießung eines Theils der zuckerhaften Flüſſigkeit; miſche dann Alles zuſammen, rühre das Gemiſch ſtark um, und ſetze es ins Kalte.

Pfirſichſcherbet oder Sorbet. Unter den Pfirſichen, welche zu dieſem Zwecke dienen, ſind die beſten die Mignonpfirſiche, die Magdalenen- und die Grappfirſiche, weil dieſe drei Sorten mehr gewürzhafte Grundtheile, als die andern Gattungen beſitzen. Man wählt von dieſen Arten diejenigen Pfirſichen aus, die eine feine Schale, eine ſchöne Fleiſchfarbe von lebhaftem Hellrothe haben, und verwirft alle diejenigen, deren Farbe dunkel oder grünlich iſt. Hat man nun dergleichen gute Früchte ausgeſucht, es mögen nun Magdalenenpfirſiche oder andere von gleicher Größe ſeyn, ſo wiſche man ſie mit einem Tuche ab, und ſchneide zehn bis zwölf davon entzwei; lege die Kerne auf den Boden eines Napfes von Steingut, belege ſie mit Schichten von Pfirſichhälften, die man einzeln mit dem auf die Oberfläche derſelben gelegten Daumen ausdrückt; hierauf gieße man eine Viertelpinte des Agreſtſaftes auf dieſe Frucht, und laſſe es ſo zuſammen drei bis vier Stunden ſtehen, nimmt dann die Kerne heraus, und läßt ſie nochmals in einer Viertelpinte laulichten Waſſers ausziehen, zerquetſcht dann die Frucht mit einer hölzernen Kelle, bis ein Brei daraus geworden, welchen man dann durch ein weitlöcherichtes Sieb gießt. Alle auf dem Filtrum zurückgebliebenen Schalen ſchütte man in das Waſſer, worin die Kerne ſind, rühre Alles untereinander, und laſſe es eine Viertelſtunde lang ſtehen, worauf man es, wie oben angeführt worden, durchgießt. Man ſchüttet nun hierein 22 Unzen weißen Zucker, und einen Kaffeelöffel voll guten Pomeranzenblüthwaſſers, rühre die Flüſſigkeit noch einmal um, bis der Zucker

gehörig zergangen iſt, auf welche Weiſe man einen vortrefflichen Pfirſichſcherbet erhält, welcher an einem kalten Orte ſo lange verwahrt wird, bis man ihn gefrieren laſſen will; ſ. unter Roſenſcherbet, Theil 127, S. 247 u. f.

Reineclaudepflaumenſcherbet oder Sorbet. Man wähle hierzu diejenigen Pflaumen, welche auf dem Baume alle Grade der nöthigen Reife erlangt haben, von heller, grüngelber Farbe. Hat man 35 bis 40 ſolcher Pflaumen ausgeſucht, ſo ſchneide man ſie entzwei, nehme die Kerne heraus, die man zu einem andern Gebrauche aufhebt, lege die Hälfte der Frucht in ein Gefäß von Steingut, gieße eine Viertelpinte Agreſtſaftes darauf, laſſe es zuſammen drei bis vier Stunden ſtehen, drücke die Frucht mit einem hölzernen Löffel zu einem Brei, ſeihe ihn durch, und laſſe die zurückgebliebenen Schalen, wie angeführt worden, im Aufguſſe ſtehen, ſeihe letztere Flüſſigkeit, wie jene, durch, ſchütte 22 Unzen Zucker und zwei Kaffeelöffel voll Pomeranzenblüthwaſſers dazu, rühre das Gemiſch ſtark um, und ſtelle, wenn der Zucker gänzlich aufgelöſet iſt, die Flüſſigkeit ins Kühle zum künftigen Gefrieren. Die Aprikoſenpflaumen und Mirabellen werden auf gleiche Weiſe behandelt. — Wenn man alle die hier angeführten Scherbets oder Sorbets gefrieren laſſen will, ſo geſchieht die Bereitungsart, wie unter Roſenſcherbet, Th. 127, S. 247 u. f., iſt angeführt worden.

Rahmſcherbets oder Sorbets, Fr. Sorbets de Crême. Vormals rechnete man die eisartigen Käſe nicht unter das Gefrorne, indem die Käſe bloß aus ſüßem Rahm, Zucker und Pomeranzenblüthwaſſer beſtanden, wozu noch eine große Menge Eydotter kamen; das iſt, man nahm nur ein einziges Eydotter auf jede Pinte zum Gefrornen beſtimmten Rahm, während man drei Dotter zu jeder Pinte oder Kanne

nahm, woraus die Käſe bereitet werden ſollten. man nun bemerkte, daß der letztere Rahm ein ma ges Gefrornes gab, ſo iſt auch bei den Rahmſcherl dieſe Anzahl (drei) Eydottern nicht nur genomm ſondern auch das Mittel gefunden worden, alle Fru ſäfte zu einem gleichen Grade der Conſiſtenz, wie ſen Rahm zu bringen, dergeſtalt, daß man endlich hin gelangte, aus allen Gattungen von Früchten gle falls gefrorne Käſe zu machen, ſo daß zwiſchen ih und dem eigentlichen Gefrornen kein fernerer Un ſchied bemerkt werden kann, als den die Geſtalt ma die man ihnen in den Formen giebt, und welchen natürliche Geſchmack jeder dazu gekommenen Fru bewirkt. Der Rahm, den man hierzu nimmt, iſt ſogenannte dicke Sahne (Crême double), n der gewöhnliche Rahm zu mager iſt, und dieſer M gel nur zum Theil durch eine größere Menge Eydo erſetzt werden kann, als diejenige iſt, die man dazu n men ſoll.

Weißer Rahmſcherbet. Man rühre Dotter von ſechs friſchen Eyern in zwei Pinten o Kannen Rahm, ſetze einen guten Eßlöffel voll flüſ eingemachter Pomeranzenblüthe dazu, ſetze dann d Gefäß übers Feuer, und wenn man dieſen Rahm aufwallen laſſen, ſo ſeihe man ihn durch, und zerre dergeſtalt die Pomeranzenblüthe, daß ſie noch du das Sieb gehen kann, und laſſe 10 Unzen Zucker dieſer Flüſſigkeit ſchmelzen oder zergehen, die m dann an einem kühlen Orte aufhebt, bis man ſie d Gefrieren unterwirft.

Gebrannter Rahmſcherbet oder Sorb Man rühre das Gelbe von ſechs friſchen Eye in eine gleiche Menge Rahm, wie oben angefü worden, ſchütte 2 Unzen geröſtete oder auf die A der gebrannten Mandeln zugerichtete Pomeranzenbl then, und dazu einen Löffel voll Kochzucker, oder au

Lumpenzucker, ſetze dann das Gefäß über's Feuer, rühre es ohne Unterlaß mit dem hölzernen Löffel um, und gieße, ſobald die Flüſſigkeit einige Male aufgewallt iſt, ſie durch ein Sieb; zerdrücke die Blüthen, wie vorher, laſſe 12 Unzen Zucker darin zergehen, und hebe es zum Gebrauche auf.

Piſtazienrahmſcherbet oder Sorbet. Man wähle gute Piſtazien aus, wiege 3½ Unzen davon ab, ſchütte ſie in kochendes Waſſer und wenn die Schale, zwiſchen den Fingern gerieben, ſich ablöſet, ſo ſchütte man ſie auf ein Sieb, ſchäle ſie ab und reibe ſie auf einem Steine fein, während man eine Unze Zucker dazu ſetzt und ſie mit einer hinlänglichen Menge doppelten Pomeranzenblüthewaſſer befeuchtet. Wenn dieſes geſchehen, rühre man das Gelbe von ſechs friſchen Eyern in zwei Pinten oder Kannen Rahm, und ſetze die Flüſſigkeit, ſobald ſie einige Male aufgewallt hat, wie oben, durch, laſſe zehn Unzen Zucker darin zergehen, verdünne den Piſtazienteig mit einem Löffel, unter langſamer Zugießung eines Schoppens dieſes noch ganz heißen Rahms, gieße die Flüſſigkeit durch Etamin, drücke Alles, bis nichts mehr übrig iſt, mit den Fingern durch, miſche es unter einander, und hebe es an einem kühlen Orte auf, um es, wenn es nöthig iſt, gefrieren zu laſſen.

Schocoladenrahmſcherbet oder Sorbet. Man gieße zwei Kannen Rahm in einen Schocoladen- oder Chocoladentopf, thue ½ Pfund in Stücken zerbrochene Chocolade, ½ Stange Vanille und 4 Unzen Zucker dazu, ſetze das Gefäß ans Feuer, rühre, ſobald die Flüſſigkeit halb verkühlt iſt, das Gelbe von vier friſchen Eyern darunter, erhitze es noch einmal bis zu dieſem Grade, und quirle ohne Unterlaß, indem die Bewegung, welche man der Flüſſigkeit giebt, alle ihre Theile um ſo inniger vereinigen hilft, und ſetze es ins Kühle, bis man es gefrieren laſſen will.

illenrahmſcherbet oder Sorbet. Ma
as Gelbe von ſechs friſchen Eyern in zw
pinten oder Kannen Rahm, ſetze das Gefäß üb
Feuer rühre die Flüſſigkeit ununterbrochen mit ein
n Kelle um, und gieße, ſobald der Rahm au
hat, denſelben durch ein Haartuch. Ma
darin 10 Unzen Zucker, nebſt 2 Unzen V
chen zergehen und hebe dieſe Flüſſigk
f. Der Zimmtrahm
enrahmſcherbet, u
et werden auf eben die
illenrahmſcherbet, nur d
erbet eine halbe Unze ei
läßt. Es giebt Condito
Substanzen mittelſt ein
aſſer ausziehen. Da ab
erſchiedenen gewürzhafte
rieben und zu Zeltchen g
macht, ſich nicht nur feiner in dem Rahme zertheile
und inniger damit vereinigen, ſondern weil auch d
Tragantgummi, welches den Zeltchen eine feſte Con
ſtenz verſchafft, dieſen Rahmen ein ſanftes geſchm
diges Weſen mittheilt, ſo muß man bei dem Vorzu
bleiben, den man den Zeltchen gegeben hat.

Mandelartiger Rahmſcherbet oder So
bet. Man nehme 4 Unzen ſüße Provenzermande
und ½ Unze Aprikoſenkerne, ſchütte ſie in kochend
Waſſer, und wenn die Haut durch Reiben zwiſch
den Fingern losgeht, ſo thue man ſie auf ein Sie
ſchäle ſie ab, und reibe ſie auf einem Steine mit eine
ſtählernen Zylinder, indem man eine Unze Zuck
hinzu thut und das Gemiſch mit einer hinreichend
Menge Waſſers befeuchtet; dann rühre man d
Gelbe von ſechs friſchen Eyern in zwei Pinten Rah
laſſe ihn aufwallen, und gieße ihn durch. Man la
nun 12 Unzen Zucker darin zergehen und verdün

den Mandelteig durch allmählige Hinzugießung eines Schoppens von dieſem noch ganz heißen Rahme, und durch Umrühren mit einer Kelle, gieße dieſes Gemiſch dann durch Etamin und drücke das Uebrige vollends durch. Hierauf miſche man Alles zuſammen, und hebe die Flüſſigkeit im Kalten auf, um ſie zur rechten Zeit gefrieren zu laſſen. — Auf eine andere Art. Man laſſe 6 Unzen Zucker in einem Schoppen Waſſers zergehen, ſchütte eine gleiche Menge, wie oben angeführt worden, Mandeln und Kerne hinein, mache ſie zu gebrannten Mandeln, laſſe ſie kalt werden, reibe ſie unter ſteter Befeuchtung mit einer hinlänglichen Menge Pomeranzenblüthewaſſer auf einem Steine zum Teige, welchen man hierauf mit zwei Pinten auf obige Art vorbereiteten Rahms, und worin 9 Unzen Zucker vorher aufgelöſet werden, verdünnt, und dieſe Flüſſigkeit im Kalten zum Gefrieren aufhebt.

Rahmſcherbet auf Kirſchkernart. Man ſuche auf oben angeführte Art geſäuberte und getrocknete Kirſchkerne aus, zetſtoße davon 6 Unzen in einem marmornen Mörſer, ſchütte ſie, nebſt 14 Unzen Zucker, in ein Gefäß von Steingut, rühre dann das Gelbe von ſechs friſchen Eyern unter zwei Kannen Rahm, ſetze die Pfanne aufs Feuer, rühre es unabläßig mit einer hölzernen Kelle um, und ſobald dieſe Flüſſigkeit aufgewallt hat, ſchütte man ſie noch ganz kochend auf die Kirſchkerne, rühre es wieder um, und laſſe das Gemiſch eine Stunde zuſammenſtehen; dann ſeihe man es durch ein Haartuch und hebe es auf. Eben ſo nimmt man die getrockneten Kirſchkerne zu dem Scherbet, mit welchem man Marasquinegefrorenes bereitet.

Theerahmſcherbet. Man rühre ſechs friſche Eydotter in zwei Pinten oder Schoppen Rahm, ſchütte ½ Unze gröblich gepulverten Hayſanthee dazu, ſetze das Gefäß übers Feuer, rühre die Flüſſigkeit, wie

ſchon oben bemerkt worden, um, laſſe ſie drei
Minuten ſieden, und gieße das Ganze in ei
von Steingut, in welchem man 12 Unzen Z
zergehen laſſen, bedecke das Gefäß genau, un
dieſe Flüſſigkeit eine Stunde lang in eb
Grade von Wärme; gieße ſie dann durch ei
cheriges Sieb, ſetze eine Unze Veilchenſyrub d
hebe es an einem kühlen Orte zum Gefrieren

Kaffeeartigerrahmſcherbet oder S
Man nimmt ein halbes Pfund Levantiſchen
brennt ihn wie andern Kaffee gehörig, und ſch
ganz heiß in zwei Kannen oder Pinten geſotte
noch ſiedend heißen Rahm, in welchen man g
ſechs friſche Eyerdotter gerührt hat, bedeckt da
worin dieſe Miſchung iſt, ſetzt es in heißes
und erhält es zwei Stunden lang im ſe
Wärmegrade des Reaumüriſchen Thermomete
es erkalten, ſeihet die Flüſſigkeit durch eine
läßt 16 bis 18 Unzen Zucker darin zergehen,
es in die Kälte.

Sorbet (Aprikoſen-), ſ. oben, S. 29.
— (Berberis-), ſ. daſelbſt, S. 25.
— (Bigaraden-), ſ. daſ., S. 27.
— (Chocoladenrahm-), ſ. daſ., S. 33.
— (Erdbeer-), ſ. daſ., S. 24.
— (gebrannter Rahm-), ſ. daſ., S. 32.
— (Gewürznelkenrahm-), ſ. daſ., S. 34
— (Himbeer-), ſ. daſ., S. 24.
— (Johannisbeer-), ſ. daſ., S. 25.
— (Kaffee-), ſ. daſ., S. 28.
— (Kaffeeartigerrahm-), ſ. oben.
— (Kirſch-), ſ. daſ., S. 25.
— (Kirſchkernrahm-), ſ. daſ., S. 35.
— (Mandelartiger Rahm-), ſ. daſ., S.
— (Marasquinrahm-), ſ. daſ., S. 35.
— (Muskattrauben-), ſ. daſ., S. 27.

Sorbet- (Nelken-), ſ. daſ., S. 28.
— (Pfirſich-), ſ. daſ., S. 30.
— (Piſtazienrahm-), ſ. daſ., S. 33.
— (Pomeranzen-), ſ. daſ., S. 26.
— (Pomeranzenblüthe-), ſ. daſ., S. 29.
— (Rahm-), ſ. daſ., S. 31.
— (Reineclaudepflaumen-), ſ. daſelbſt.
— (Roſen-), ſ. daſ. S. 28.
— (Safranrahm-), ſ. daſ., S. 34.
— (Saurach-), ſ. daſ., S. 25.
— (Schocoladenrahm-), Chocoladenrahmſcherbet, ſ. daſ., S. 33.
— (Theerahm-), ſ. daſ., S. 35.
— (Vanillenrahm-), ſ. daſ., S. 34.
— (weißer Rahm-), ſ. daſ., S. 32.
— (Zimmtrahm-), ſ. daſ., S. 34.
— (Zitronen-), ſ. daſ., S. 24.

Sorbonne, Societas Sorbonica, hieß das vornehmſte und anſehnlichſte Collegium der Univerſität zu Paris, welches aus vier Fakultäten beſtand, nämlich aus der Fakultät der Theologie, des kanoniſchen Rechts, der Medicin und der Philoſophie, worunter auch die Humaniora begriffen worden. Dieſes Collegium hat ſeinen Namen und ſein Daſeyn von Robert de Sorbon oder de Sorbonne, der in einem Dorfe dieſes Namens, in Rhetelois in Champagne im Jahre 1201 von nur geringen Eltern gebohren ward. Er ſtudierte und erwarb ſich ſo viel Beifall und Anſehen, daß König Ludwig der Neunte ihn zu ſeinem Kapellan machte und zu ſeinem Beichtvater erwählte. Um armen Schülern das Studieren zu erleichtern, ſtiftete er, mit Unterſtützung mehrerer anſehnlicher Perſonen im Jahre 1253 das nach ihm benannte Collegium, welches das Erſte dieſer Art in Europa war. Seine Stiftung hatte den Unterricht in der Theologie und in den freien Künſten zur Abſicht,

ſchon oben bemerkt worden, um, laſſe ſie drei bis
Minuten ſieden, und gieße das Ganze in ein G
von Steingut, in welchem man 12 Unzen Zucker
zergehen laſſen, bedecke das Gefäß genau, und erh
dieſe Flüſſigkeit eine Stunde lang in eben
Grade von Wärme; gieße ſie dann durch ein en
cheriges Sieb, ſetze eine Unze Veilchenſyrub dazu,
hebe es an einem kühlen Orte zum Gefrieren auf.

Kaffeeartigerrahmſcherbet oder Sorb
Man nimmt ein halbes Pfund Levantiſchen Kaf
brennt ihn wie andern Kaffee gehörig, und ſchüttet
ganz heiß in zwei Kannen oder Pinten geſottenen
noch ſiedend heißen Rahm, in welchen man gleichf
ſechs friſche Eyerdotter gerührt hat, bedeckt das Gef
worin dieſe Miſchung iſt, ſetzt es in heißes Waſ
und erhält es zwei Stunden lang im ſechzigſ
Wärmegrade des Reaumüriſchen Thermometers, l
es erkalten, ſeihet die Flüſſigkeit durch einen Si
läßt 16 bis 18 Unzen Zucker darin zergehen, und ſ
es in die Kälte.

Sorbet (Aprikoſen-), ſ. oben, S. 29.
— (Berberis-), ſ. daſelbſt, S. 25.
— (Bigaraden-), ſ. daſ., S. 27.
— (Chocoladenrahm-), ſ. daſ., S. 33.
— (Erdbeer-), ſ. daſ., S. 24.
— (gebrannter Rahm-), ſ. daſ., S. 32.
— (Gewürznelkenrahm-), ſ. daſ., S. 34.
— (Himbeer-), ſ. daſ., S. 24.
— (Johannisbeer-), ſ. daſ., S. 25.
— (Kaffee-), ſ. daſ., S. 28.
— (Kaffeeartigerrahm-), ſ. oben.
— (Kirſch-), ſ. daſ., S. 25.
— (Kirſchkernrahm-), ſ. daſ., S. 35.
— (Mandelartiger Rahm-), ſ. daſ., S. 34.
— (Marasquinrahm-), ſ. daſ., S. 35.
— (Muskattrauben-), ſ. daſ., S. 27.

Sorbet- (Nelken-), ſ. daſ., S. 28.
— (Pfirſich-), ſ. daſ., S. 30.
— (Piſtazienrahm-), ſ. daſ., S. 33.
— (Pomeranzen-), ſ. daſ., S. 26.
— (Pomeranzenblüthe-), ſ. daſ., S. 29.
— (Rahm-), ſ. daſ., S. 31.
— (Reineclaudepflaumen-), ſ. daſelbſt.
— (Roſen-), ſ. daſ. S. 28.
— (Safranrahm-), ſ. daſ., S. 34.
— (Saurach-), ſ. daſ., S. 25.
— (Schocoladenrahm-), Chocoladenrahmſcherbet, ſ. daſ., S. 33.
— (Theerahm-), ſ. daſ., S. 35.
— (Vanillenrahm-), ſ. daſ., S. 34.
— (weißer Rahm-), ſ. daſ., S. 32.
— (Zimmtrahm-), ſ. daſ., S. 34.
— (Zitronen-), ſ. daſ., S. 24.

Sorbonne, Societas Sorbonica, hieß das vornehmſte und anſehnlichſte Collegium der Univerſität zu Paris, welches aus vier Fakultäten beſtand, nämlich aus der Fakultät der Theologie, des kanoniſchen Rechts, der Medicin und der Philoſophie, worunter auch die Humaniora begriffen worden. Dieſes Collegium hat ſeinen Namen und ſein Daſeyn von Robert de Sorbon oder de Sorbonne, der in einem Dorfe dieſes Namens, in Rhetelois in Champagne im Jahre 1201 von nur geringen Eltern geboren ward. Er ſtudierte und erwarb ſich ſo viel Beifall und Anſehen, daß König Ludwig der Neunte ihn zu ſeinem Kapellan machte und zu ſeinem Beichtvater erwählte. Um armen Schülern das Studieren zu erleichtern, ſtiftete er, mit Unterſtützung mehrerer anſehnlicher Perſonen im Jahre 1253 das nach ihm benannte Collegium, welches das Erſte dieſer Art in Europa war. Seine Stiftung hatte den Unterricht in der Theologie und in den freien Künſten zur Abſicht,

und es sollten in dieses Collegium nur Socii und Hospites aufgenommen werden, die jedoch aus allen Nationen gewählt werden können. Um Hospes zu werden, mußte man 1) Baccalaureus seyn; 2) eine Disputation oder Thesis vertheidigen, die, nach dem Stifter Robertina hieß; 3) durch Mehrheit der Stimmen in drei verschiedenen Wahlen (Scrutiniis) angenommen werden. Diese Hospites waren noch 1789 vorhanden und hatten ihre Wohnung und ihren Unterhalt im Hause der Sorbonne, wie die andern Doctoren und Baccalauren; sie dürfen auf der Bibliothek studieren, jedoch hatten sie nicht die Schlüssel zu derselben; sie genossen alle andere Rechte, nur hatten sie keine Stimmen in den Versammlungen und müßten das Haus räumen, wenn sie die Doktorwürde annahmen. Um Socius zu werden, mußte man außer der Robertina und den drei Wahlen, auch die ganze Philosophie unentgeldlich vortragen und dann durch zwei andere Wahlen aufgenommen werden. Es ist irrig, wenn Einige vorgeben, daß es erlaubt war statt des Vortrags der Philosophie, eine Fastenzeit hindurch zu predigen, oder ein Buch zu schreiben. Jener war allezeit nothwendig, und man hat kein gegenseitiges Exempel, als nur bei einigen Personen aus den vornehmsten Französischen Familien, die sogleich als Socii in die Sorbonne aufgenommen wurden. Alle Socii führten den Titel Doktor oder Baccalaureus des Hauses und der Societät der Sorbonne; die Hospites hießen nur Doktor oder Baccalaureus des Hauses der Sorbonne. Nach dem Willen des Stifters sollte Alles von den Sociis regiert werden, und daß die Doktoren die Baccalauren nicht als ihre Schüler und diese auch jene nicht als ihre Lehrer ansehen sollten. Um dieser Gleichheit willen konnte auch kein Ordensmann Socius der Sorbonne werden, und seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts mußte der Eintretende

schwören, daß er keine Absicht habe, in eine Societät oder weltliche Congregation sich zu begeben, wofern er solches thäte, so wolle er aller Rechte in der Sorbonne verlustig seyn. Robert von Sorbonne erlaubte, daß die Doktoren und Baccalauren arme Studenten bei sich haben durften, welche Gewohnheit noch 1789 bestand u. für Manchen der Grund zu seinem Glücke geworden ist. Seit dem Jahre 1253 sind in diesem Collegium beständig wenigstes sechs Professoren gewesen, welche die verschiedenen Theile der Theologie umsonst gelehrt, ehe noch besondere theologische Lehrstühle gestiftet worden; es mußten sich immer einige besonders auf die Sittenlehre und Casuistik legen. Zur Verwaltung des Collegiums errichtete Robert verschiedene Stellen. Die erste hatte der Provisor, der immer aus den Personen vom ersten Range genommen ward; die zweite der Prior, der stets aus den Sociis Baccalaureis gewählt ward, bei Versammlungen und feierlichen Handlungen den Vorsitz hatte, und alle Abende die Schlüssel des Hauses in Verwahrung bekam. Die übrigen Stellen waren der Senior, Conscriptor, die Professoren, der Bibliothekar, die Procuratoren ꝛc. ꝛc. Von der ersten Stiftung an sollen sechsunddreißig besondere Zimmer in dem Hause der Sorbonne gewesen seyn, und als der Kardinal Richelieu dieses Gebäude von neuem prächtig herstellen ließ, so kam noch ein Zimmer hinzu. Diese siebenunddreißig Zimmer wurden theils von Doktoren, theils von Baccalauren bewohnt. Robert erhielt für sein Institut die Bestätigung des Pabstes und des Königs, ansehnliche Vermächtnisse und Schenkungen, und legte eine Bibliothek darin an, die in kurzer Zeit beträchtlich anwuchs. Im Jahre 1271 führte er für die Humanioren und die Philosophie, in einem nahe bei der Sorbonne stehendem Hause ein neues Kollegium, das die kleine Sorbonne genannt wurde,

ein, welches aber der Kardinal Richelieu im Jahre 1636 abbrechen und an deſſen Stelle die Kapelle der Sorbonne erbauen ließ. Er wollte ein anderes Kollegium dafür bauen, ſein Tod verhinderte aber dieſes Vorhaben; die Familie von Richelieu ließ daher zum Erſatz das Kollegium du Pleſſis im Jahre 1648 mit der Sorbonne vereinigen. Die Sorbonne gehörte zur theologiſchen Facultät zu Paris, obgleich ſie ihre eigenen Einkünfte und Einrichtungen hatte. Seit dem Concilium zu Baſel, im 15ten Jahrhunderte, nannten ſich öfters die Pariſer Theologen Doktoren und Baccalauren der Sorbonne, ob ſie gleich nicht eigentlich zu dieſer Societät gehörten. Ihr Stifter, Robert, ſtarb als Kanonikus zu Paris im Jahre 1274, und vermachte der Sorbonne ſeine ſehr anſehnlichen Güter. Zur Zeit der Revolution wurde dieſes Kollegium aufgelöſet, und zur Zeit der Republik und des Kaiſerreiches nicht wieder hergeſtellt, da Specialſchulen die Stelle der Univerſitäten vertraten. Nach der Reſtauration wurden zwar die Univerſitäten wieder hergeſtellt, jedoch in veränderter Geſtalt.

Sorbus, Sorbenbaum, Ebereſche, eine Pflanzengattung, welche in die dritte Ordnung der zwölften Klaſſe (Icosandria Trigynia) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört und folgenden Charakter hat: Der Kelch iſt fünfſpaltig, die Krone fünfblättrig; auf dem Kelche ſtehen viele Staubfäden; drei Griffel; die dreiſamige Beere ſteht unten.

1) Der gemeine Sorbenbaum, die gemeine Ebereſche, Harneſche, Quickenbeere, Sorbus aucuparia Linn., iſt ſchon unter Eberäſche, Th. 10, S. 20 u. f. abgehandelt worden. — Hier werden nun noch die andern beiden Arten, welche Linné anführt, und die daſelbſt übergangen worden, nachzuholen ſeyn. — 2) Der zahme Sorbenbaum,

die zahme Ebereſche, der Spierlingbaum, die Eſcheritzen, die Spierbirn, Sporbirn, die Spieräpfel, Sorbus domestica, foliis pinnatis subtus villosis. Hall. helv. 351. Sorbus sativa. Bauh. pin. 415. Sorbus legitima. Clus. hist. 1 p. 10; Fr. Le Cormier cultivé; Engl. The cultivated service. Der Baum dieſer Ebereſchenart iſt ziemlich groß, hat eine aſchgraue glatte Rinde und ausgebreitete Aeſte, deren junge Zweige wollig ſind. Seine Blätter haben die Geſtalt der gemeinen Ebereſchenblätter, aber die länglichen Blättchen ſind etwas größer, nicht ſo tief gezähnt, und auf der Unterfläche mit weichen Haaren bekleidet. Die Blumen oder Blüthen ſtehen in Enddoldentrauben, blühen im Mai und Juni, ſind weiß, fünfgrifflich, und liefern große eßbare Früchte. Man trifft ihn in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands in Wäldern und auf Bergen, z. B. bei Frankenhauſen und in Thüringen hin und wieder an; dann auch in der Schweiz und an andern Orten. Wegen der eßbaren Früchte bauet man dieſe Ebereſchenart auch in einigen Gegenden Deutſchlands, in Frankreich und in Italien mit Fleiß. Man unterſcheidet 1) den Birnſpierling, deſſen Früchte an der Baſis zugeſpitzt und an der Spitze gerundet ſind; ſie haben die Größe der ſogenannten Kirſchbirne, ſind bei völliger Reife grünlichgelb, und an der Sonnenſeite roth; — 2) den Apfelſpierling, deſſen Früchte rund, an der Baſis platt oder eingedrückt, und ſo groß wie ein kleiner Apfel ſind. Beide Sorten werden zum Nachtiſch aufgetragen und geſpeiſet. Dann ſollen dieſe Früchte auch noch, wenn ſie reif geworden ſind, und in dieſem Zuſtande mit anderm Obſte gekeltert werden, einen guten Wein geben. Das Holz von dieſer Ebereſche iſt hart, und beſſer, als von der vorhergehenden; deshalb benutzt man daſſelbe zu allerlei Werkzeugen, auch giebt es gute Kohlen. Am

beſten ſoll dieſer Baum auf Anhöhen gedeihen, ni
ſo in den Gründen, weil ihm daſelbſt vielleicht der B
den zu naß und ſchwer iſt. Man zieht ihn aus S
men, der im Herbſte an einem etwas ſchattigen Orte
gut bearbeitetem Mittelboden ausgeſäet wird; er kei
zuweilen erſt im zweiten Jahre. Man kann ihn da
auch durch Ableger, Sprößlinge und durch Pfrop
auf die gemeine Ebereſche ꝛc. vermehren und ſo
pflanzen.

3) Der Baſtard-Sorbenbaum, die B
ſtard-Ebereſche, der Baſtard-Spierlin
baum, Sorbus hybrida, foliis semipinnatis su
tus tomentosis. Linn. Spec. plant. Tom. I. pa
684. Crategus ſennica. Fl. Suec. 2. n. 433; S
Sorbier de Laponie; Engl. Bastard service tre
Dieſer in Gothland und auch, nach einigen Schri
ſtellern, in Thüringen wildwachſende Baum, wird
Verſchönerung der Luſtwälder gezogen. Sein Stam
wird ziemlich dick und ſeine Rinde iſt nach oben gla
die jungen Zweige ſind braunroth, mehr oder weni
filzig. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe auf filzig
Stielen, ſie ſind 5 bis 7 Zoll, an der Baſis geſiede
nach oben fiederförmig eingeſchnitten, gezähnt, ob
dunkelgrün, auf der Unterfläche mit blaßgrauem Fi
bekleidet. Die Blumen ſtehen in Enddoldentraub
wie bei Sorbus aucuparia, und haben auch drei Gr
fel; die Beeren ſind zur Zeit der Reife dunkelroth, i
Schwarze ſpielend, mit einem bläulichen Staube
deckt, und ſo groß wie bei der mehligen Birne (Pir
Aria). Wenn ſie Teig geworden, können ſie faſt a
dieſelbe Art, wie die Früchte der vorhergehenden,
nutzt werden. Nach Dietrich fand der Herr
Kanzler Thon dieſen Baum am Schloſſe Lichtenbe
bei Oſtheim, am Fuße der Rhönberge, ſechs bis a
Meilen von Eiſenach.

Alle drei Arten dieſer Gattung werden in den G

ten zur Verſchönerung der Luſtwälder benutzt, weil ihre ſchönen, weißen Blumen, welche im Monat May erſcheinen, und in dichten Enddoldentrauben ſitzen, gegen die gefiederten Blätter ſehr ſchön abſtechen. Sie werden aus Samen und durch Ableger und Sprößlinge gezogen. Ueber die Kultur dieſer Bäume, ſ. oben unter Nr. 1.

Sorbus aucuparia, ſ. oben, S. 40.

— domestica, ſ. daſelbſt, S. 41.

— hybrida, ſ. daſelbſt, S. 42.

Sordes, wurde bei den Römern die elende Figur genannt, die ein Verklagter machte, wenn er einmal Reus und doch weder abſolvirt noch condemnirt war. Ein ſolcher wuſch, noch kämmte ſich nicht, ließ ſich nicht raſiren, zog die älteſten, zerriſſenſten Kleider an, die er hatte, und was dergleichen mehr war, wodurch er das Volk zum Mitleiden gegen ſich bewegen wollte. Dieſer Aufzug hieß bei ihnen Reatus, der ihn machte, der Verklagte, Sordidatus, wogegen Sordidus, eine Perſon genannt wurde, die ſo ſchmutzig wie ein Schwein öffentlich erſchien.

Sordine, ſ. Sourdine.

Sordunen, beim Muſiker und Orgelbauer, eine Art Pfeifen oder Fagotten. Der unterſte Baß iſt kaum halb ſo lang am Körper, als ein doppeltes Fagot, jedoch im Tone tiefer zu bringen; ſie haben zwölf Löcher, die man ſehen kann, und zwei Schlöſſer, in allem alſo vierzehn Löcher. Unten ein Loch zur Feuchtigkeit und das Reſonnanzloch. Das größte und tiefſte von dieſen Inſtrumenten iſt 2 Fuß 5 Zoll lang. Das ganze Stimmwerk, der Ackord, beſteht aus fünf Stükken. Ein Orgelregiſter wird gleichfalls Sordunen genannt, von dem Wälſchen Sordino, gedämpftem Klange. Nach Einigen wird es Bordun oder Bourdon, jedoch falſch, genannt. Dieſe Pfeifen ſind gedeckt und haben inwendig noch einen verborgenen Kör-

per mit ziemlich langen Röhren. Sie haben sechzehn auch acht Fuß Ton.

Sorentlein, s. Kriechente, unter Ente.

Sorex, Lateinisch, die Benennung der Spitzmaus.

Sorge, Cura, Fr. Souci, Soin, Peine, eine nur in einigen Gegenden in dem zusammengesetzten Fürsorge übliches Wort, eine Feuergieke, Feuersorge zu bezeichnen, s. Th. 13, S. 236. Es hat hier die Bedeutung eines Gefäßes, Behältnisses, s. Sarg, mit welchem es genau verwandt ist.

Sorge, 1. eigentlich, die mit Unruhe verbundene anhaltende Richtung des Gemüths auf die Abwendung eines Uebels oder Erlangung eines künftigen Gutes, und die damit verbundene Unlust oder unangenehme Empfindung. Daher sagt man: Sein Brod mit Sorgen essen, Ps. 127, 2. Sorgen der Nahrung. Ohne Sorge oder ohne Sorgen leben. Viele Sorgen haben. Sich viele vergebliche Sorgen machen. Das ist meine größte Sorge. Einem tausend Sorgen machen oder verursachen. Jemanden seine Sorgen benehmen. Sich der Sorgen entsagen. Machen sie sich keine Sorgen, sorgen sie nicht. In Sorgen stehen, befürchten, besorgen. — 2. In weiterer Bedeutung gebraucht man dieses Wort von einer jeden ernstlichen Richtung des Gemüths auf die Erhaltung oder Wegschaffung einer Sache, da es denn nur in der Einheit am üblichsten ist. Das ist meine Sorge. Sorge für Etwas tragen, dafür sorgen. Ich nehme diese Sorge über mich.

Man findet dieses Wort schon bei dem Kero, Soragu, bei dem Ottfried Suorga, im Tatian Suorg, bei dem Willeram Sorgo, bei dem Ulphilas Saurga, im Englischen Sorrow, im Schwedischen Sorg, im Finländischen Suru. Das Stamm-

wort ist, nach Adelung, das alte, auch im Niederdeutschen gangbare Ser, Schmerz, daher Sorge, noch jetzt im Niederdeutschen Trauer, Traurigkeit, Kummer überhaupt bedeutet es, und auch im Hochdeutschen ehemals bedeutet hat, ehe es auf eine besondere Art dieser Unlust eingeschränkt worden.

Sorgen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt vorkommt. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, welches ehedem Kummer, Gram, Traurigkeit, Schmerz des Gemüths empfinden bedeutet, jetzt aber nur noch in engerer Bedeutung von einzelnen Arten dieser Unlust gebraucht wird. 1. Das Gemüth auf eine anhaltende Art mit Unruhe und Unlust auf die Abwendung eines Uebels oder auf die Erlangung eines künftigen ungewissen Gutes richten. Wie lange soll ich sorgen in meiner Seele? Ps. 13, 3. Sorget nicht, wenn ein dürres Jahr kommt, Jer. 17, 8. Sprichw. Borgen macht Sorgen. Man sorget sich eher alt, als reich. In weiterer Bedeutung. Für Etwas sorgen., ernstlich darauf bedacht seyn, es zu veranstalten suchen. Dafür laß mich sorgen. Ihn hält die Ruhe der Nacht nicht ab, für unseres Alters Freude zu sorgen, Geßn. Wie wohl hat mein Geliebter für mein Vergnügen gesorgt! Dusch. Die biblische Redensart: ich sorge für meine Sünde, Ps. 38, 19, empfindende Betrübniß wegen meiner Sünde ist im Hochdeutschen veraltet. — 2. Ein künftiges Uebel mit Unlust als möglich oder wahrscheinlich betrachten. Ich sorge, es wird dich gereuen.

II. Als ein thätiges Zeitwort mit der vierten Endung des Hauptwortes. — 1. Befürchten. Was ich sorgete, hat mich betroffen, Hiob 3, 25., wofür besorgen üblicher ist. — 2. Ernstlich veranstalten. Hilf mir mein Bestes sorgen, Can.

per mit ziemlich langen Röhren. Sie haben ſechzehn auch acht Fuß Ton.

Sorentlein, ſ. Kriechente, unter Ente.

Sorex, Lateiniſch, die Benennung der Spitzmaus.

Sorge, Cura, Fr. Souci, Soin, Peine, eine nur in einigen Gegenden in dem zuſammengeſetzten Fürſorge übliches Wort, eine Feuergieke, Feuerſorge zu bezeichnen, ſ. Th. 13, S. 236. Es hat hier die Bedeutung eines Gefäßes, Behältniſſes, ſ. Sarg, mit welchem es genau verwandt iſt.

Sorge, 1. eigentlich, die mit Unruhe verbundene anhaltende Richtung des Gemüths auf die Abwendung eines Uebels oder Erlangung eines künftigen Gutes und die damit verbundene Unluſt oder unangenehme Empfindung. Daher ſagt man: Sein Brod mit Sorgen eſſen, Pſ. 127, 2. Sorgen der Nahrung. Ohne Sorge oder ohne Sorgen leben. Viele Sorgen haben. Sich viele vergebliche Sorgen machen. Das iſt meine größte Sorge. Einem tauſend Sorgen machen oder verurſachen. Jemanden ſeine Sorgen benehmen. Sich der Sorgen entſagen. Machen ſie ſich keine Sorgen, ſorgen ſie nicht. In Sorgen ſtehen, befürchten, beſorgen. — 2. In weiterer Bedeutung gebraucht man dieſes Wort von einer jeden ernſtlichen Richtung des Gemüths auf die Erhaltung oder Wegſchaffung einer Sache, da es denn nur in der Einheit am üblichſten iſt. Das iſt meine Sorge. Sorge für Etwas tragen, dafür ſorgen. Ich nehme dieſe Sorge über mich.

Man findet dieſes Wort ſchon bei dem Kero, Soragu, bei dem Ottfried Suorga, im Tatian Suorg, bei dem Willeram Sorgo, bei dem Ulphilas Saurga, im Engliſchen Sorrow, im Schwediſchen Sorg, im Finländiſchen Suru. Das Stamm

wort ist, nach Adelung, das alte, auch im Niederdeutschen gangbare Ser, Schmerz, daher Sorge, noch jetzt im Niederdeutschen Trauer, Traurigkeit, Kummer überhaupt bedeutet es, und auch im Hochdeutschen ehemals bedeutet hat, ehe es auf eine besondere Art dieser Unlust eingeschränkt worden.

Sorgen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt vorkommt. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, welches ehedem Kummer, Gram, Traurigkeit, Schmerz des Gemüths empfinden bedeutet, jetzt aber nur noch in engerer Bedeutung von einzelnen Arten dieser Unlust gebraucht wird. 1. Das Gemüth auf eine anhaltende Art mit Unruhe und Unlust auf die Abwendung eines Uebels oder auf die Erlangung eines künftigen ungewissen Gutes richten. Wie lange soll ich sorgen in meiner Seele? Ps. 13, 3. Sorget nicht, wenn ein dürres Jahr kommt, Jer. 17, 8. Sprichw. Borgen macht Sorgen. Man sorget sich eher alt, als reich. In weiterer Bedeutung. Für Etwas sorgen., ernstlich darauf bedacht seyn, es zu veranstalten suchen. Dafür laß mich sorgen. Ihn hält die Ruhe der Nacht nicht ab, für unseres Alters Freude zu sorgen, Geßn. Wie wohl hat mein Geliebter für mein Vergnügen gesorgt! Dusch. Die biblische Redensart: ich sorge für meine Sünde, Ps. 38, 19, empfindende Betrübniß wegen meiner Sünde ist im Hochdeutschen veraltet. — 2. Ein künftiges Uebel mit Unlust als möglich oder wahrscheinlich betrachten. Ich sorge, es wird dich gereuen.

II. Als ein thätiges Zeitwort mit der vierten Endung des Hauptwortes. — 1. Befürchten. Was ich sorgete, hat mich betroffen, Hiob 3, 25., wofür besorgen üblicher ist. — 2. Ernstlich veranstalten. Hilf mir mein Bestes sorgen, Can.

Auch in dieſer Bedeutung iſt das zuſammengeſetz beſorgen gangbar.

Sorgenfrei, Bei- und Nebenwort, frei vo Sorgen. Ein ſorgenfreies Gemüth. I Niederſächſiſchen gebraucht man es auch adjective eine ſorgenfreie Sache, für welche man nic beſorgt ſeyn darf.

Sorgenlos, Bei- und Nebenwort, wie das vorig ob es gleich nicht ſo üblich iſt. Ich bin jetzt ſor genlos, habe keine Sorgen mehr. Ein ſorgen loſes Gemüth.

Sorgenvoll, Bei- und Nebenwort, voller So gen, viel Sorgen habend oder empfindend.

Sorgenſtuhl, in einigen Gegenden Deutſchlands, be ſonders im nördlichen, die Benennung eines Arm oder Lehnſtuhls, der gewöhnlich gepolſtert iſt, und da her, weil er ſehr bequem iſt, ſeinen Sorgen darin nach zuhängen, dieſen Namen erhalten hat. Er führt auc wohl den Namen Großvaterſtuhl, weil er gewöhn lich alten Leuten, den Großeltern in der Familie, zun bequemen Ruheſitze dient; ſ. den Art. Stuhl.

Sorgfalt, die ernſtliche Richtung des Gemüths an einen Gegenſtand und deſſen ſämmtliche einzeln Theile, oder auch die einzelne Richtung des Gemüth auf die mit uns verbundenen Dinge und auf unſe gehöriges Verhalten gegen dieſelben, und in engere Bedeutung, die Fertigkeit dieſes Betragens, di Sorgfältigkeit. Etwas mit vieler Sorg falt betrachten, unterſuchen, verrichten. Sorgfalt anwenden. Nach Adelung ſoll di erſte Hälfte dieſes Wortes von dem Zeitworte ſorgen, in ſeiner weitern Bedeutung herkommen; das Suf fixum falt aber dunkel ſeyn, weil es in dieſer Zuſam menſetzung bei den älteſten Schriftſtellern nicht vor kommt; wenn es nicht von walten, Wille, oder einem ähnlichen Worte abſtammt, ſo ſcheint es eine

Figur von faltig, ehemals aus falt, in einfältig, dreifaltig ꝛc. zu ſeyn, und vornehmlich die Richtung auf alle einzelnen Theile zu bezeichnen. In dem 1501 gedruckten Buche der Weiſen, dem älteſten Buche, in welchem mir dieſes Wort vorgekommen iſt, ſagt Adelung, bedeutet Sorgfältigkeit, Sorge und Kummer überhaupt: ſollt er allen Luſt ſeines lybs rytumb haben und on alle Sorgfeltikeit leben. Der Verfaſſer des Theuerdankes braucht es dagegen für Gefahr, und ſorgfältiglich für gefährlich.

Sorgfältig, Bei- und Nebenwort, Sorgfalt anwendend, in derſelben gegründet, und im Nebenworte, mit Sorgfalt. In allen Stücken ſehr ſorgfältig ſeyn. Eine ſorgfältige Unterſuchung, Betrachtung. Man mache einen ſorgfältigen Unterſchied zwiſchen den Fehlern des weſentlichen und des zufälligen Wohlſtandes, Gell. In einigen Süddeutſchen Gegenden bedeutet es auch Sorgen, Kummer habend, in welchem Verſtande es aber im Hochdeutſchen ungewöhnlich iſt. In der Malerei iſt ſorgfältig, fleißig, Fr. Soigné, ein mit Sorgfalt, Genauigkeit und Fleiß gearbeitetes Gemälde, deſſen Theile alle gut überlegt und ausgeführt ſind, das heißt, ſowohl in der Zeichnung, als im Kolorit. Man findet dieſes Wort auch in andern Gewerben, oder wendet es darin an, ſo ſagt man z. B. ein ſorgfältig gearbeitetes Kleid, wenn es ſehr ſauber genähet ꝛc. iſt. Ein ſorgfältig gearbeiteter Schrank, welcher ſehr ſauber und regelrecht gearbeitet, fournirt und polirt worden ꝛc. ꝛc. Ein ſorgfältig geſchriebenes Werk, welches ſehr correct iſt.

Sorgfältigkeit, 1. Die Sorgfalt, eine veraltete Bedeutung. 2. Die Fertigkeit dieſes Gemüthszuſtandes, wofür Sorgfalt üblicher iſt.

dere. Heliogabalus schrieb in die Löffel, was ein jeder von den Gästen haben sollte, welche Löffel sie dann zufällig ergreifen mußten, damit sie nicht gewahrten, was darin stehe, wo denn Einer zehn Kameele, ein Anderer zehn Fliegen, ein Dritter zehn Pfund Gold, ein Vierter zehn Pfund Bley ꝛc. bekam. Welches Spiel des genannten Kaisers nur als eine Posse betrachtet wurde. Unter die Sortes convivales gehört es auch, wenn der Magister Convivii durchs Loos erwählt wurde; dann auch, wenn man Einen bei den Saturnalien zum Kaiser oder Könige erwählte, oder sonst bei einem Spiele, vorzüglich bei dem sogenannten Königsspiele. — Sortes divinatoriae, waren diejenigen Loose, durch welche man das Zukünftige erfahren wollte. — Sortes divisoriae, waren dagegen Loose, womit man die Ehrenämter, die Provinzen, Erbschaftstheile, Kriegsverrichtungen ꝛc. entschied. — Sortes Praenestinae, befanden sich in dem Tempel der Fortuna zu Präneste oder in dem jetzigen Palästina. Sie standen in besonderer Hochachtung bei den Römern. Der Ursprung derselben soll gewesen seyn, daß dem Numerus Suffucius in wiederholten Träumen, und endlich auch mit Bedrohung befohlen worden sey, einen harten Fels oder Kiesel an einem gewissen Orte zu zerhauen, und da er es, obgleich unter Verlachung seiner Mitbürger, gethan, wären die Sortes (wahrscheinlich Würfel oder ähnliche Dinge) von eichenem Holze mit Buchstaben sehr alter Schrift hervorgebrochen, die man nachher in einem Kasten von dem Holze eines besonderen Oelbaumes aufgehoben. — Wenn man nun etwas wissen wollte, so that man sie in die Hände der Bildsäule des noch säugenden Jovis, und zog sie dann wieder aus derselben. Die Hochachtung für dieselbe wurde aber noch vermehrt, als Tiberius sie nach Rom bringen ließ, um damit den Wahrsagereien, auch mit andern um Rom herum oder

furchtbar vorkommt. 2. Sorge habend, empfindend. (1) In der engeren Bedeutung des Hauptwortes, in welcher es im Hochdeutſchen veraltet iſt. (2) In der weitern Bedeutung der ernſtlichen Richtung des Gemüths, das Gemüth ernſtlich auf die vorkommenden Dinge und unſer Verhältniß gegen dieſelben richtend, wo es ſich von ſorgfältig nur darin unterſcheidet, daß ſich dieſes mehr auf die einzelnen Theile, ſorgſam aber mehr auf das Ganze bezieht. Indeſſen iſt doch das Letztere im Hochdeutſchen bei weitem nicht ſo gangbar, als das Erſte, welches in den meiſten Fällen für daſſelbe gebraucht wird. Behaltet ihn und ſchließt ihn ſorgſam ein, Gell.

Sorgum, ſ. den folgenden Artikel.

Sorgohoniggras, Indiſche Hirſe, Moorenhirſe, Sorgſame, Holcus Sorgum Linn; ſ. Honiggras, unter Gras, Th. 19, S. 742 u. f.

Sorgſame, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Sorgſamkeit, das Hauptwort des Beiwortes ſorgſam, welches im Hochdeutſchen nur in deſſen letzterer Bedeutung gangbar iſt, die Richtung des Gemüths auf die mit uns verbundenen Dinge und auf unſer Verhalten gegen dieſelben, und die Fertigkeit dieſer Richtung.

Sorgues, eine gute Sorte Franzwein, die in der Grafſchaft Venaiſſin gewonnen und zu Waſſer und zu Lande verfahren wird.

Soria, Segovinas Wolle, die fünfte Gattung der Spaniſchen Wolle, die in der Provinz Leon fällt. Es giebt deren eigentlich zwei Hauptgattungen, nämlich die Soria Segoviana oder Soria de los Rios, u. die Soria commune; die Soria de los Cavaleros, Soria del Campo und de Lubricas ſind Unterabtheilnngen davon; ſ. unter Schaf und Schafzucht, Th. 138 und 139.

Sorillo, eine Art Eichhörnchen.

Scheiben, Maſtwände ꝛc. mit einander verknüpft und befeſtiget werden.

Sorte, Fr. Sorte, von dem es herkommt, die Art, in ſo fern es Dinge einer Art bezeichnet; man gebraucht es daher von allen Körpern der Natur und Kunſt, die aus mehreren Arten oder Sorten beſtehen, oder von denen es mehrere gleichverwandte Arten giebt, wie z. B. in der Naturgeſchichte, im Thierreiche, die Affen-, Katzen-, Schaf- ꝛc. Arten; die Geyer-, Falken-, Papageyen-, Krähen-, Lerchen-, Specht-, Meiſen-, Hühner-, Schwalben-, Tauben-, Enten- ꝛc. Arten; die Fiſch-Muſchel-, Käfer- ꝛc. Arten; im Pflanzenreiche, in welchem es die meiſten Arten giebt, die Blumenarten, als: Roſen-, Nelken-, Kranichſchnabel-, Nachtkerzen-, Lobelin-, Winden-, Jasmin-, Ranunkel-, Veilchen- ꝛc. Arten; die Grasarten, Getreidearten; die Baumarten, als Eichen-, Weide-, Pappel- ꝛc. Arten; im Mineralreiche, die Steinarten, Edelſteinarten, Marmorarten, Kieſelſteinarten, Bruchſteinarten ꝛc. An Kunſtprodukten giebt es von verſchiedene Waaren, Arten oder Sorten: Leinwand-, Kattun-, Seiden- ꝛc. Arten oder Sorten; Handſchuh-, Strumpf-, Tuch- ꝛc. Arten oder Sorten; Zuckerarten, Papier-, Seife-, Licht- ꝛc. Arten, und ſo gehen die Arten oder Sorten, Alles zuſammengenommen, ins Unendliche. — Sorten der blauen Farben, im Blaufarbenwerke. Es giebt nur zwei Hauptgattungen der Schmalte, feine Kläre und Eſchel. Die feine Kläre theilt ſich in fünf Sorten, die folgende Zeichen und Namen führen, als: dreimal feine Kläre FFFC, zweimal feine FFC, einmal feine FC; mittel Kläre MC, und ordinaire Kläre OC. Die Eſchel iſt eben ſo verſchieden, ſ. auch den Art. Eſchel, Th. 11, S. 541. Auch ferner beim Gelde: Geldſorten, Münzſorten. Auch iſt es eine Benennung der braunen Seeente.

Sortiarii, bei den älteren Juriſten, die Segenſprecher oder Zauberer.

Sortie, Eruptio, in Belagerungen ein Ausfall, wenn die Belagerten ſich heraus wagen, um den Feind unvermuthet anzugreifen.

Sorties, Sorties, Restels, Coupures du Glacis, in der Befeſtigungskunſt, die Ausgänge, welche in die Bruſtwehr des bedeckten Weges in deſſen Abdachung oder das Glacis eingeſchnitten ſind, und ungefähr 12 bis 15 Fuß breit gemacht werden. Man legt ſie mehrentheils an einen eingehenden Winkel an.

Sortilegium, iſt ein Vergehen, da man durch Mißbrauch heiliger Namen und Geräthe etwas Zukünftiges oder Verborgenes erfahren will.

Sortiment, der Vorrath von allerlei Waaren; eigentlich aber die ausgeſuchten Waaren, welche Kaufleute in ihren Magazinen, Gewölben oder Läden vorräthig und ſie zur Anſicht des Käufers geordnet haben. So hat man Sortimente von Hals- und Arm-Geſchmeiden, von Toiletten, Kämmen, Ohrringen, Fingerringen, Schminken, Parfümerieen, von Miniatur- und Paſtellfarben, Bleyſtiften, Zeichenkreiden ꝛc. ꝛc. Auch eine Parthie Waaren, die ſich Jemand ausgeſucht hat, einen neuen oder friſchen Handel damit anzufangen, wird gleichfalls ein Sortiment genannt; daher ſagt man: er iſt wohl ſortirt oder mit friſchen Waaren verſehen. Auch die Waaren oder Gelder nach ihren Gattungen legen und in Ordnung bringen, daß man ſolche bald finden kann, nennt man Sortiment. — Bei den Buchhändlern verſteht man unter Sortiment die fremden Verlagswerke, welche die Buchhändler kommen laſſen oder welche ihnen von Meſſe zu Meſſe zugeſchickt werden. Die ihnen zugeſchickten Werke, wenn ſie ſolche in einem Jahre nicht abſetzen, werden wieder zurückgeſchickt oder remittirt, die abge-

ſetzten aber in der Oſtermeſſe bezahlt; ſ. unter Buchhandel, Th. 7, S. 198.

Sortimentsbuchhändler, ein Buchhändler, welcher bloß Sortiment, oder fremde Werke, die ihm zugeſendet werden, führt, zum Unterſchiede von dem Verlagsbuchhändler, welcher eigene, bei ihm herausgekommene Werke debitirt.

Sortimentshandel, ſ. oben, unter Sortiment und unter Buchhandel, Th. 7, S. 198.

Sortimentshandlung, eine Handlung, welche nur Sortiment führt und keinen Verlag hat.

Sortimentsſtein, beim Bernſteinhandel, die größten und beſten Stücken Bernſtein, wahrſcheinlich weil nur ſie zu dem Sortimente kommen, zum Unterſchiede von dem Sandſteine, dem Schlug, den Knöbeln, den Tonnenſteinen ꝛc.; ſ. unter Bernſtein, Th. 4, S. 248.

Sortimentsſtück, nennt man die großen, ſchön gefärbten, theuren Stücken des Bernſteins.

Sortiren, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, von Sorte, im Handel und Wandel, Dinge einer Art zuſammenlegen oder thun, daher die Waaren ſortiren, nicht ſowohl die ſchlechten von den guten ſondern, als auch die Waaren jeder Art beiſammen legen. So z. B. ſortirt man Zeuge, indem man das fehlerhafte auswählt und beſonders legt, was nämlich Flecken in der Farbe, Löcher ꝛc. hat, die guten Zeuge werden dann theurer, die fehlerhaften aber billiger verkauft. Von den Gummatas wählt man die reinſten, klarſten und größten Stücke aus, und macht daraus eine beſondere Sorte, die man unter dem Namen Electagattung, und die ſchlechte unter dem Namen in Sorten verkauft; eben ſo macht man es mit Roſinen, Mandeln und verſchiedenen andern Waaren, wo man die ſchönſten Stücke herausſucht oder ſortirt und ſie dann theurer verkauft, dagegen die ſchlechteren wohl-

feiler. Die Lumpen werden sortirt, um alle gebräuchliche Sorten Papier daraus zu machen; als 1) baumwollene Lumpen, aus welchen, mit einigem Zusatze von feinen Leinen-Lumpen das Makulatur verfertiget wird. 2) Weiße feine Lumpen zu dem feinen weißen Makulaturpapier. 3) Elephant- und Royallumpen, und zwar a) feine und b) große Royallumpen, beide von Leinen, zum Einpackpapier. 4) Drucklumpen, a) feine, zum guten, und b) grobe, zum schlechten Druckpapier. 5) Conceptlumpen, und zwar a) grobe, zum schlechten, und b) feine zum besseren Conceptpapier. 6) Mittelschreibpapierlumpen zu Mittelsorten von Schreibpapier. 7) Ordinaire Schreibpapierlumpen, woraus ein etwas besseres Schreibpapier gemacht wird. 8) Originallumpen, als: a) feine und b) gröbere zum guten Schreibpapier. 9) Postpapierlumpen, und zwar a) feine, zum feinsten, und b) mittlere, zum minderfeinsten Postpapier. Aus 2½ Centner reingemachte Lumpen erhält man nur einen Ballen Schreibpapier, das Rieß 12 Pfund und der Ballen etwa 120 Pfund schwer. Ein großer Verlust an Papiermaterialien bei der Arbeit. Ueber das Sortiren der Lumpen, s. auch den Art. Papier, Th. 106, S. 575 u. f. nach.

Das Sortiren der Wolle in den Wollenzeugmanufakturen. Dieses Geschäft des Manufakturers erfordert unter allen seinen Arbeiten die meiste Einsicht und Erfahrung, um die eingekaufte Wolle zu den verschiedenen Zeugarten bestmöglichst zu sortiren; s. unter Schaaf und Schaafzucht, Th. 138 und 139, und den Art. Schaafwolle, Th. 139, und den Art. Wolle, in W. — Beim Perrückenmacher sortirt man die Haare, indem man sie auseinander liesset; s. unter Perrücke, Th. 108, S. 637 u. f. Das Sortieren der Spielkarten, s. unter Karte, Th. 135.

Sortirung, das Geſchäft des Sortirens.

Sortlack, das Telephium der Grönländer, eine Benennung der Bruchwurz, ſ. Agrimonia, Th. 1, S. 453.

Sory, die Franzöſiſche Benennung des grauen Atramentſteins, Lapis atramentarius griseus.

Soſie, Soucis, Soesges oder **Susges, Soesjes**, in den Zeugmanufacturen und im Handel, ein aus Seide, Baumwolle und Baumwollenbaſt verfertigter Zeug, den die Engländer und Franzoſen aus Oſtindien bringen. Dieſer Zeug iſt gelb und weiß, oder blau, roth und weiß geſtreift und nur dünn. Die Judenfrauen tragen oder winden ihn in Polen und Deutſchland in Geſtalt eines Tuches um den Kopf. Die Stücke ſind von verſchiedener Länge und Breite, $\frac{3}{4}$ bis $\frac{7}{8}$ Stab breit, und 16 bis 19 Stab lang. Die Franzöſiſche Sorten halten $\frac{2}{3}$ bis $\frac{3}{4}$ in der Breite und 8 bis 20 Stab in der Länge. Man hat auch einen blaugeſtreiften ſeidenen kreponartigen Zeug, welcher aus China nach Europa gebracht, Soucha genannt und auch zu Tüchern ꝛc. gebraucht wird.

Soſiſch, im Bergbaue, eine Benennung des gepochten Geſteins, wenn es ſich in der Fluth oder in dem Abfluſſe des Waſſers von dem Pochwerke zuſammenſetzt.

Soſiſchen, Fr. Saucisse, ſ. Th. 137, S. 83.

Soſtratis-Band, beim Wundarzte, eine Bruſtbandage.

Soße, Fr. Sauce, eine jede Brühe über eine Speiſe, ſ. Sauce, Th 137, S. 48 u. f. Auch die Brühe, die man zur Bereitung der Schnupftabacke gebraucht, werden Saußen oder Saucen genannt, ſ. unter Tabak, in T., und den erwähnten oben angeführten Theil, S. 82. Das Wort Soße iſt Franzöſiſchen Urſprungs von Sauce, und beweiſet, daß unſere mannigfaltigen feinen gewürzhaften Saucen aus Frank-

reich zu uns herüber gekommen ſind, um unſere Gaumen zu reizen.

Sößling, eine Niederſächſiſche Scheidemünze, welche einen Dreier an Werth iſt oder auch einen Groot Flämiſch.

Sothan und Sothanig, Bei- und Nebenwort, welches im Hochdeutſchen nicht vorkommt; aber in den Süddeutſchen Kanzleien und auch hin und wieder in den Norddeutſchen Es bedeutet 1) ſolch. Auf ſothaniges oder ſothanes eurer Bitte; 2) dergeſtalt. Es iſt ſothan oder ſothanig eingerichtet, daß ꝛc. Ehemals brauchte man auch das Wort wiegethan.

Sottel, in der Landwirthſchaft, in Thüringen ein Stück Acker, welches ungefähr zwei Ruthen breit, übrigens aber in der Länge nicht beſchränkt iſt; zum Unterſchiede von einem Strichel, welcher 1 Ruthe, einer Dreigarte, welche 3 Ruthen, und einem Gelenge, welches 4 Ruthen breit iſt.

Sottise, Sottiſe, Dummheit, Albernheit, dummer Streich. Dieſes Franzöſiſche Wort hat ſich bei uns eingebürgert; denn man ſagt ſehr oft: dieſer oder jener hat eine Sottiſe begangen, gemacht, einen dummen Streich, eine Albernheit.

Soubrette, Zofe, Kammerkätzchen, auch ein Franzöſiſches Wort, welches beſonders vom Theater zu uns in das bürgerliche Leben gekommen, aber auch nur gebraucht wird, wenn man von den Rollen der Schauſpielerinnen, überhaupt vom Theater ſpricht. Welche Eigenſchaften eine gute Soubrette haben muß, um ſich ſowohl bei ihrer Gebieterin, als auch im Theater auf den Brettern zu erhalten, gehört nicht hierher zu entwickeln; ſo viel iſt indeſſen gewiß, daß ſie äußerſt geſchmeidig, biegſam, leichtſinnig, eitel, zweizüngig, ſchwarz und weiß, und liſtig ſeyn muß, wenn ſie ihren Poſten, als Zofe, bei einer Frau von Stande, über-

hau in den ſogenannten Antichambres (
Dei che Wort, Vorzimmer, nimmt ſich hie
nich ut aus —) mit Glück verwalten oder beſteh
oder orſtehen will; ſie muß aber auch ſchon früh a
eine guten Rückzug denken, weil mehrere der ob
bem kten Eigenſchaften mit den Jahren ſchwinde
ſie o an Reiz und Annehmlichkeit verliert, welch
nur hr bald gefühlt wird. Sie gleicht der Maitre
eines großen Herren, die ſich nur in der Gunſt
ihren Gebieter erhalten kann, daß ſie ihm alle Ta
neu ihm dadurch unentbeh
lich n um der Dienſt einer So
brette , durch alle Schattirunge
iſt, ebe h dieſe Rolle, als Spieg
auf t , indem ſie eine ſelten
Gewa ſt mit mehr Feinheit durch
geführt die Rolle der Gebieterin
weil di ich die Manieren ꝛc. ihre
Frau zweifachen Charakter ent
wickelt, den angemaßten fremden.

Soucha, [illegible]

Souci, Sorge, Kummer. Dieſes Franzöſiſche Wort wird oft mit einem Vorworte (Präpoſition), wie sans, ohne, auch im Deutſchen gebraucht, und Luſtſchlöſſern als ein Name beigelegt, wie z. B. dem Luſtſchloſſe und Erholungsorte Friedrichs des Großen bei Potsdam, welches den Namen Sansſouci führt.

Soucis de Haneton, eine Art ſeidener, mit Gold und Silber durchwirkter, großer und kleiner Blumen, die bei der Galanteriearbeit und dem Putzmachen gebraucht werden. Soucis iſt auch die Benennung oder der Name einer Art Gewebe; ſ. oben, unter Soſie.

Soude, der Franzöſiſche Name der Soda, ſ. Th. 150, S. 135.

Soudis, eine kleine Münze, die zu Ornus gangbar ist und vier Payes gilt, die etwa sechs Pfennige nach unserm Gelde machen.

Souffleur, Einhelfer,, ein Französisches Wort, welches auf unsern Bühnen, das heißt, den Bühnen Deutschlands, das Bürgerrecht gewonnen hat, und dasjenige Mitglied eines Theaters bezeichnet, welches den Schauspielern am Abende bei der Vorstellung oder Darstellung ihrer Rolle einhilft, ihnen die Scenen des Stücks in seinem Behältnisse, seinem Kasten, der daher der Souffleurkasten genannt wird, laut vorlieset, damit sie nicht in der Rede stocken. Ob der Souffleur der Bühne wirklich nützlich oder ob er derselben schädlich ist, ist schon oft ein Gegenstand der Untersuchung der Theaterschriftsteller und ein Gegenstand des Streites des Theaterpublikums gewesen. Kotzebue erklärt sich im vierten Bande seiner gesammelten kleinen Schriften, S. 98, gegen das Souffliren, indem er den Wunsch ausspricht: daß doch einmal ein Deutscher Direktor die verhaßte Gewohnheit des Souffleurs ganz abschaffen möchte. Diese Aeußerung Kotzebue's, der als glücklicher Theaterdichter mit dem Wesen der Bühne doch so sehr bekannt war, wird aber von Andern gemißbilliget, indem solches eine Radikal-Reform des ganzen Theaters voraussetzen, oder uns auch wieder jener abgeschmackten Epoche der extemporirten Stücke näher bringen würde, von der wir durch geläuterten Geschmack, und hauptsächlich durch gute dramatische Dichter so glücklich entfernt worden sind. Man kann sich nur ein Ideal eines Deutschen Theaters bei diesem Wunsche denken, nicht aber wie es wirklich existirt; denn wenn man glaubt, daß durch Abschaffung des Einhelfers oder Souffleurs, auch die dem Zuschauer zuweilen allzubemerkbare und höchst unangenehme Nachläßigkeit des wenig memorirenden Schauspielers

wegfalle, irrt sehr; denn diese Nachläßigkeit würde nur noch mehr auffallen; denn wenn die Stücke nicht verschlechtert und die Perioden durch eigene Umwandlung, zuweilen nicht mehr zum Erkennen, hergesagt werden sollen, so müßte jeder Schauspieler ein göttliches Gedächtniß haben, um Stellen in großen effectvollen Stücken, die dem weniger gelehrten Schauspieler noch überdies nicht mundrecht sind, ohne die mindeste Nachhülfe des Souffleurs Wort für Wort zu recitiren oder herzusagen. Wenn man auch hier voraussetzen kann und muß, daß ein jeder, der sich der Schauspielkunst widmet, auch vorher sein Gedächtniß im Auswendiglernen geprüft haben wird, so treten doch so viele Fälle ein, wo das Gedächtniß in die Klemme geräth oder gerathen kann, wie z. B. in den Fällen, wenn ein Schauspieler krank geworden, und ein anderer schnell seine Rolle übernehmen muß, oder auch die Aufführung eines ältern Stücks vom Publikum schnell gefordert wird, wo nicht so viele Zeit übrig bleibt, um die Rollen gehörig zu memoriren oder wieder von neuem einzustudieren, in diesen Fällen ist ein Souffleur ein schätzbares Kleinod, wenn nicht der Abend dem Publikum, den Zuschauern verdorben werden soll. Und dann muß man noch annehmen, daß nicht alle Schauspieler mit einem gleich glücklichen Gedächtnisse begabt, aber doch vortreffliche Darsteller und Mimiker sind; dagegen mancher Schauspieler mit einem vortrefflichen Gedächtnisse begabt, aber ein schlechter Darsteller ist. Will nun das Publikum mit schlechtern Darstellern zufrieden seyn, und nur ein gutes Gedächtniß bewundern, auch allenfalls eine gute Deklamation, und nur den Souffleur entbehren, oder will das Publikum lieber den Souffleur dulden und ein Stück in allen Theilen der Kunst gut aufgeführt sehen? Diese Frage wird gewiß nicht schwer werden *zu beantworten*, indem sich das Publikum gewiß lieber

die kleine Täuſchung, oder beſſer den kleinen Uebelſtand des Soufflirens wird gefallen laſſen. — In extemporirten Komödien, wo bei fadem Stoffe und leichtem faßlichen Gange des Sujets, die Gegenrede gemeiniglich aus der Rede — oft freilich erbärmlich genug — fließt, mag noch durch Uebung eine zuſammenhängende Unterhandlung ohne Stoß und Hapern bewerkſtelliget werden, obgleich der nachſichtsvolle Kritiker mitleidig dabei durch die Finger ſehen muß; allein in unſern jetzigen eleganten, ſentenzenreichen Stücken, wenn gleich größtentheils Ueberſetzungen aus oder Nachbildungen nach dem Franzöſiſchen, möchte es doch wohl zu viel ſeyn, dem Gedächtniſſe, ohne die geringſte Beihülfe, eine ſolche Bürde aufzuladen. Der Schauſpieler ſoll in die feinſten Nüanzen dringen, er ſoll zierlich und elegant, nach der Würde ſeiner Rolle reden, heißt es da nicht in großen tragiſchen Scenen alle Seelenkräfte anſpannen, um Alles zu leiſten, und auch nicht in der Rede zu fehlen, auf einen Augenblick zu ſtocken; und wenn ſelbſt mehrere Proben vorher abgehalten worden, und es auf denſelben ganz nach Wunſch gegangen, ſo iſt doch das Auftreten am Abende vor ein großes Publikum, ſehr von den abgehaltenen Proben im engen Kreiſe verſchieden. Hier kann ſich der Schauſpieler in ſeinem Spiele den Empfindungen überlaſſen, welche die Rolle, die er übernommen oder die er bekommen, in ihm hervorbringt, und weil ſeine Gedanken nicht durch ein großes, auf die Bühne blickendes Publikum geſtört werden, ſondern die Vorſtellung des aufzufaſſenden Bildes in ſeiner Rolle ihm treu bleibt, ſo bedarf ſein Gedächtniß auch nicht, oder doch ſelten, dieſer Nachhülfe. Ein anderes iſt es aber, wenn er vor das Publikum tritt, hier kann ihn das Geringſte leicht ſtören, und wenn er dann nicht gleich eingeholfen wird, ſo verwirren, daß er ſich dieſerhalb einer Rüge des Pu-

blikums Preis gegeben ſieht; denn nur wenige Schauſpieler ſind ſo gewandt, ſich ſchnell durch's Extemporiren zu helfen, und wäre dieſes, ſo frägt es ſich dann, ob ſie auch in einem ſolchen Grade der Liebling des Publikums ſind, daß es ungerügt dieſe Einſchwärzungen duldet. Um alſo der Mängel u. Gebrechen willen, die dem Souffleurfache ankleben, ſolches gänzlich abſchaffen zu wollen, hieße das Kind mit dem Bade auswerfen; nur auf deſſen Verbeſſerung ſey man bedacht, und beherzige hierbei die Fähigkeiten des Souffleurs.

Was daher den Souffleur ſelbſt betrifft, ſo wähle man zu dieſem Fache eine Perſon mit einer guten reinen Ausſprache, frei von Provinzialismen, vom Provinzialdialekt, die er, ohne der Verſtändlichkeit zu ſchaden, zum Heil des Publikums mäßigen oder herabſtimmen kann; mit einer ſtarken Bruſt und gutem Geſicht, kurz dem nichts an irgend einem Organe fehlt, was zu einem tüchtigen und leicht verſtändlichen Vorleſer erfordert wird. Was die wiſſenſchaftliche Bildung deſſelben betrifft, ſo ſey er, wo nicht ein Gelehrter, doch wenigſtens ein Menſch, der einen Theil ſeiner Zeit ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftiget hat, beſonders mit den ſchönen, der hauptſächlich ſeine Mutterſprache kennt, und auch in der Lateiniſchen und Franzöſiſchen Sprache kein Fremdling iſt, und ſo viel Schriftſteller-Talent beſitzt, um den minderfähigen Schauſpieler, der ſich in irgend einer ſchweren Periode verwickelt, glücklich zu einer guten Conſtruction zu verhelfen. — Kurz, ein Souffleur beſitze ſo viel Wiſſenſchaftliches, habe eine ſolche literariſche Bildung, daß er bei einer Schauſpieler-Geſellſchaft, bei einem Theater in faſt täglich vorkommenden zweifelhaften Fällen in dieſem Fache auch ein competenter Richter abgeben kann. Dann muß derſelbe ſo viel Muſik verſtehen, daß er die Noten leſen kann, um in den Opern, Operetten dem ſchwachen Gedächtniß mancher

Sänger aus der Partitur a tempo zu Hülfe kommen zu können; daß er aber ſo muſikaliſch ſey, um, wie es hier und da üblich geworden, den erſten Ton angeben oder wohl gar ganze Paſſagen einſtudieren zu können, möchte wohl eher verwünſcht, als gewünſcht werden. Dann ſei er auch ein Mann von großer Aufmerkſamkeit und ſteter Geiſtesgegenwart, damit er bei etwa vorkommenden unvorhergeſehenen Fehlern auf der Bühne ſich zu rathen, und ſolchen, wo nicht abzuhelfen wiſſe, ſie doch wenigſtens nicht noch bemerkbarer mache. Ein Souffleur, der dieſe genannten Eigenſchaften beſitzt, wird gewiß bei jeder Bühne von weſentlichem Nutzen ſeyn, aber freilich nur ſo lange ein frommer Wunſch bleiben, als das ſonderbare, ſo ungerechte Vorurtheil noch exiſtirt, daß der Souffleur erſt nach dem letzten Schauſpieler ſeinen Rang erhalten oder behaupten dürfe. Eine ſolche Zumuthung hält Männer von Talent ab, ſich eines ſolchen, wahrlich nicht leichten, Geſchäftes zu unterziehen, und man erhält daher immer nur Stümper, die dieſe Beſchäftigung nur ergreifen, weil ſie auf eine andere Weiſe ſich nicht zu ernähren wiſſen; denn welcher Mann von Fähigkeiten wird wohl dem ſchlechteſten oder unterſten Schauſpieler nachſtehen, ſich wohl gar von ihm wie einen ihm Untergebenen behandelt ſehen wollen; wie man es nur zu oft gewahrt, daß diejenigen, die nichts wiſſen, ſich am meiſten brüſten, und denjenigen zu imponiren ſuchen, denen ſie im Range vorzugehen glauben. Der talentvolle Mann kann leicht darüber hinwegſehen, und verliert dadurch nichts von ſeinem Werthe bei allen Verſtändigen, indeſſen iſt nicht jeder dazu geeignet, beſonders in einem ſolchen Verhältniſſe, wo eine gegenſeitige Berührung täglich nicht vermieden werden kann. Ein Souffleur, wie er eigentlich ſeyn ſoll, um der Schauſpielkunſt wahrhaft zu nützen, iſt nach dem Director, und mit dem Theaterdichter und

Re en das erſte Mitglied; er greift eben ſo wirk-
ſam in ie Maſchine, wie die eben genannten Perſo-
nen; n von ihm hängt die Ordnung und der raſche
Gang der Vorſtellung größtentheils ab, und iſt er ein
ſeines ntes ganz fähiger Mann, ſo verdient er ſchon
in Rü cht ſeiner ununterbrochenen mühevollen Thä-
tigkeit d Geſchäftigkeit wegen die Achtung und den
wärm Dank, ſowohl der Schauſpieler, als auch
des P... ...r verd... daher gewiß den Schau-
ſpielern ...n, und nicht, wie es bei
ſo viele dieſen nachzuſtehen oder
na ...rſteht ſich, daß hier nur
voll ...e iſt, welche die oben an-
geführten ...n, u. Routine in ihrem Fache
haben. ... Bühnen hatte man mehren-
theils nur ...te ins Souffleurloch verwieſen, die nur
erträglich ... konnten, und auch oft nicht einmal die-
ſes, und daher iſt auch die Geringſchätzung dieſer Män-
ner und der Irrglaube entſtanden, daß ſie mehr ſcha-
den, als nützen, und daher ganz abgeſchafft werden
müßten. Der Fehler liegt aber nicht in der Sache,
ſondern in der Beſtallung.

Was noch beim Souffliren in Betrachtung
gezogen werden muß, iſt der wirklich unäſthetiſche
Souffleurkaſten, den Kotzebue ſehr paſſend
mit einem Bienenkorbe vergleicht, um den ſich die
Schauſpieler wie Raubbienen drängen, den Honig der
Rede wegzuſchnappen, der ihrem Gedächtniſſe ent-
ſchwunden iſt. Dieſer Kaſten müßte auf eine anſtändi-
gere und der Täuſchung weniger ſchädliche Art umge-
wandelt werden. Ein geſchickter Maſchiniſt würde ſich
daher bei einer ſinnreichen Erfindung, dieſen kahlen
Platz des Souffleurs anſtändig zu verdecken, einen
bleibenden Nachruhm in den Annalen der Theaterwelt
ſtiften. Zum Beiſpiel, wenn dieſer Kaſten bei den
Verwandlungen ſich auch paſſend verwandelte, nämlich:
in einen Buſch, Felſen Möbel ꝛc. nach dem Charakter

der Verwandlung in einen Wald, Straße, Zimmer ꝛc. — Souffleur iſt im Franzöſiſchen auch ein Name des Spritzfiſches, Blaſenfiſches.

Souffleurfach, das Fach, die Beſchäftigung eines Souffleurs; ſ. oben, unter Souffleur.

Souffleurkaſten, Souffleurloch, das Behältniß, das Loch auf der Bühne, in welchem der Souffleur ſitzt, und das Amt des Vorleſens des gedruckten oder geſchriebenen Schauſpiels verrichtet; ſ. auch oben, unter Souffleur.

Souffleurloch, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Souffliren, ſ. oben, unter Souffleur.

Soufre, der Franzöſiſche Name des Schwefels; ſ. dieſen Artikel, Th. 150, S. 501.

Soumiſſion, Franzöſiſch, Unterwürfigkeit, Unterwerfung, Ehrerbietung, ein Wort, welches auch im Deutſchen in Geſuchſchreiben an höhere Perſonen, Collegien ꝛc. gebraucht wird, um in der Unterſchrift damit ſeine Ergebenheit, Ehrerbietung anzuzeigen; daher ſagt man: in tiefſter Submiſſion verharren ꝛc., wo es aber eigentlich von dem Lateiniſchen, submittere, woher auch die Franzoſen ihr Soumission genommen, abgeleitet worden.

Soun, Soen, Tſoen, in der Schiffahrt, Chineſiſche Schiffe von der Größe bis zu 700 Laſten; diejenigen, welche zum Kriege dienen, enthalten nur 100 Laſten, haben hohe Verdecke und Hinterkaſtele, und führen 20 bis 30 Kanonen, nebſt 200 Mann und darüber; ſ. unter Schiff, Th. 142.

Soupe, ſ. Suppe.

Soupé, Franzöſiſch, Abendeſſen, ein Wort, welches auch im Deutſchen, in der vornehmen Welt, das Bürgerrecht gewonnen, und einen Abendſchmaus bedeutet, der von einem Vornehmen, einer hohen Perſon, den Mitgenoſſen ihres Standes, überhaupt allen ausgezeichneten Perſonen der gebildeten Welt gegeben wird.

Daß es bei einem ſolchen Soupé, außer der vorhergehenden Unterhaltung, die ſich durch die Eingeladenen, nach ihrer Bekanntſchaft untereinander, von ſelbſt findet, und nicht erſt einer Einführung durch gewiſſe Geſprächsformeln bedarf, Alles auf die gute Küche und den Weinkeller, alſo auf ein geſchmackvolles Ordnen und Beſetzen der Tafel oder des Tiſches ankommt, um beim Genuß auch die Unterhaltung fröhlicher zu ſtimmen, wird hier auseinander zu ſetzen nicht erſt nöthig ſeyn, weil dieſes ſchon von Jedem anerkannt worden iſt, der einem ſolchen Soupé beigewohnt hat. Hier will ich nun die Küchenzettel oder Anordnungen der Abendeſſen (Soupés), wie ſie in reichen und vornehmen Häuſern vorkommen, anführen, und dann diejenigen Anordnungen der Abendtafel der weniger begüterten Staatsbürgerklaſſen folgen laſſen, weil ſie in dem Art. Küchenzettel, Th. 54, S. 525 u. f. übergangen worden. Wenn eine Abendtafel in einem bedeutenden Hauſe für zwanzig und mehrere Perſonen geordnet werden ſoll, ſo kann man in den Wintermonaten folgende Schüſſeln geben:

Abendeſſen Nr. 1.

1) Bouillonſuppe oder Milchſuppe mit Vanille und Schneeklößen.

2) Blumenkohl à la Sauce mit glacirten Hühnerbrüſten und Grillade.

Aſſietten { 3) Geräucherter Lachs. 4) Friſche Auſtern.

5) Kapaunen à la Braise mit Champignons.

6) Gratins von Krammtsvögeln mit Orangenſauce.

Aſſietten { 7) Beignets von Aepfeln, glacé. 8) Reiß à la Malta mit Confect.

9) Kalbs-Salmi von Rebhühnern mit Trüffeln.

10) Calecuten oder Rehbraten.

Aſſiette. 11) Compot von Birnen, auch Salat und Caviar mit geröſteter Semmel.

12) Mehlſpeiſe von Chocolade.

Assietten { 13) Geschlagene Sahne mit Marasquin, gestürzt.
14) Gelee von Champagner.
15) Macarouentorte mit Confect.

Dessert.

Abendessen Nr. 2.

1) Weinsuppe mit Sago.
Assiette. 2) Sardellensalat.
3) Endivien à la Crême mit Coteletts.
Assiette. 4) Spickgans, Ochsenzunge oder Braunschweiger Wurst.
5) Salmis von wilden Enten mit Trüffeln.
6) Tauben en Fricassée mit Kälbermilch und Champignons.
7) Filets von Zander mit Austernsauce.
8) Hirschziemer, gebraten.

Assietten { 9) Kompot von Pflaumen, Kirschen ꝛc., auch Salat.
10) Schneckenberg von Borstorferäpfeln.
11) Eyerkäse mit Pistazien und Vanille-Crême.

12) Bisquit oder Mandelspäne.
Dessert.

Abendessen Nr. 3.

1) Kalte Milch mit Schneeklößchen.
2) Grüne Bohnen mit Omeletts und Coteletts.
3) Fricandeaus von Kalbfleisch, glacé, mit Morcheln.
4) Junge Hühner mit Stachelbeeren.

Assietten { 5) Krebse mit grünen Erbsen.
6) Kleine blaue Krumhechte mit Meerrettig.

7) Gebratene Hasen oder Rebhühner.

Assietten { 8) Kompot von Apfelsinen.
9) Mehlspeise von saurer Sahne.

10) Erdbeeren Torte à la Crême.
Butter und Käse.

Abendessen Nr. 4.

1) Polnischer Thee.

2) Mohrrüben und Spargel, mit Grillade von Kapaunen.
3) Fricandeaus von Kalbfleisch mit Ragout mêlé.
Assietten { 4) Caviar mit geröſteter Semmel. 5) Frische Austern. 6) Karpfen en Matelote.
7) Gebratene Kalecuten.
Assietten { 8) Kompot von Birnen, Salat. 9) Charlotte von Aepfeln, glacé. 10) Pfannenkuchen mit Aprikoſen, glacé.
Butter und Käſe.

Abendeſſen beim Ball.

Warme Speiſen:

1) Bouillon.
2) Chaux doux von Champagner.
3) Ragout von Hühnern, Kälbermilch und Krebſen.
4) Ragout von Fiſchen à l'Anglaise.

Kalte Speiſen:

5) Lachs à la Remoulade.
6) Barſche à la Tartare.
7) Rollade von Aal en Aspic.
8) Rollade von Kalecuten au Consommé.
9) Galertine von Spanferkel.
10) Marbré von wildem Schweinskopf.
11) Fricassée von Hühnern à la St. Claude, kalt.
12) Hühner à la Provencale.
13) Rebhühnerkäſe } au Gelée.
14) Pain von Lebern } au Gelée.
15) Pain von Haſen } au Gelée.
16) Kalte Paſtete von Gänſelebern und Trüffeln.
17) Kalte Paſtete von Faſanen.
18) Kalbsbraten } au Gelée.
19) Gebratene Kapaunen } au Gelée.
20) Gebratene Gänſe. } au Gelée.
21) Gebratene Kalecuten } au Gelée.
22) Rehbraten } au Gelée.
23) Gebratene Faſanen } au Gelée.
24) Gebratene Rebhühner } au Gelée.
25) Hamburger Rindfleisch.
26) Kalter Schinken.

27) Ochſenzungen.
28) Geräucherter Lachs.
29) Braunſchweiger Wurſt.
30) Sardellenſalat.
31) Gänſebrüſte.
32) Bisquit en Arlequin.
33) Blanc-manger von Chocolade.
34) Citronen-Gelee.
35) Gelee von Mallaga.
36) Popelin à la Reine.
37) Tourte, decoré.
38) Rocher von Mandeln.
39) Puits d'amour mit Confect.
40) Portugieſer Kuchen.
41) Tourtelletts à la Crême.
42) Baumkuchen en Garniture.
43) Orangenkuchen.
44) Pain à la Duchesse mit Sahne.
45) Kompot von Aepfeln.
46) Kompot von Reine Claude.
47) Kompot von Orangen.
48) Kompot von Kirſchen.
49) Caviar mit geröſtetem Brode.
50) Salat à l'Italienne.
51) Krebſe à la Provençale.

Abendeſſen oder Soupés bei Feſtlichkeiten ꝛc. des begüterten und gebildeten Mittelſtandes. Bei den hier angeführten Küchenzetteln braucht man ſich nicht ſtrenge an die angeführten Gänge der Speiſen zu feſſeln; denn dieſe Zettel dienen nur als Maaßſtab, als Führer bei einer Feſtlichkeit, nicht aber als beſtimmte Regel. Auch findet man bei mehreren Speiſezetteln oft drei verſchiedene Speiſen geſetzt, damit man wählen kann.

Abendeſſen Nummer 1. 1) Sagoſuppe mit rothem Weine; 2) Paſteten von Hühnern, mit Klößen, Krebſen, Champignons u. Morcheln; 3) grüne Aale oder Karpfen à la Polonaise; 4) Haſen, Krammetsvögel, oder Hammelbraten; Kompot, Kraut- oder Gurkenſalat; Butter und Käſe, Obſt ꝛc.

Soupé.

Abendeſſen Nr. 2. 1) Bouillonſuppe oder Hafergrützſuppe; 2) Fricaſſée von Kalbsbruſt mit Champignons; 3) Mehlſpeiſe von Gries mit Confect; 4) gebratener Kapaun oder Lerchen. Kompot, Salat, Gelee; Butter, Käſe, Obſt ꝛc.

Abendeſſen Nr. 3. 1) Kalteſchale von Wein oder Milch mit Eyerklößchen; 2) Fricandeaus von Kalbfleiſch glacé, mit Sauce piquante; 3) große Krebſe oder [illegible]ehlſpeiſe von Kirſchen en Gratein; 4) junge Hühner, Schnepfen oder gebratene Haſen; Kompot, Salat; [illegible] Obſt ꝛc.

Ab[illegible] Kirſch-, Hagebutten- oder Milch [illegible]t mit Kapern und Sardellen; [illegible] mit Crême von Marasquin; 4) [illegible]n oder [illegible]uten- und Gänſebraten. Kompot [illegible] oder R[illegible]ugen, Plinzen; Butter, Käſe,

Abe[illegible]n Nr. 5 [illegible]) Milchſuppe mit Nudeln oder Bou[illegible] E[illegible] mit Omeletts und Cotelletts; 3) [illegible]nd Krebſen; 4) Hammel-, K[illegible]aten. Kompot, Salat, Beignets von a[illegible]viar, Auſtern; Butter, Käſe, Obſt ꝛc.

Abendeſſen Nr. 6. 1) Chokoladenſuppe, Weinſuppe oder Kalteſchale; 2) junge Hühner mit Blumenkohl und Krebſen; 3) blaue Hechte mit Meerrettig und Sauce; 4) Hammelbraten, Haſenbraten oder wilder Entenbraten; 5) Zuckerſchnittchen oder Apfelkuchen. Kompot, Salat, Pfeffergurken; Butter, Käſe, Obſt ꝛc.

Abendeſſen Nr. 7. 1) Kalte Milch mit Klößen, Weinkalteſchale; 2) Krebspudding à la Sauce; 3) Fricaſſée von Kalbfleiſch mit Blumenkohl; 4) junger Gänſe-, Hühner- oder Taubenbraten. Crême, Kompot, Salat, Gelee; Butter, Käſe, Obſt ꝛc.

Abendeſſen Nr. 8. 1) Bouillon-, Bier- oder Milchſuppe; 2) Emincé von Reh-, Haſen- oder Kalbsbraten; 3) Brathechte und Aepfelmarmelade; 4) Gänſebraten, Hammelbraten oder gefüllte Tauben. Kompot, Salat, Caviar oder Auſtern, Lachs, Sardellenſalat; Butter und Käſe, Obſt ꝛc.

Abendeſſen Nr. 9. 1) Kalteſchale von Erd-

beeren; 2) grüne Bohnen mit Omeletts und Coteletts; 3) Fricassée von Tauben mit Champignons; 4) Mehlspeise von Reiß mit Korinthen; 5) Lammbraten oder gespickte Hühner. Kompot, Salat, arme Ritter, glacés, geräucherter Lachs; Butter und Käse ꝛc.

Ein Souper zum Ball. 1) Bouillon in Tassen, Polnischer Thee; 2) Sardellensalat oder Heringsalat, frische Austern, Caviar, geräucherter Lachs; 3) Kalte Pastete, Pain von Lebern oder Wild, Rollade von Wild oder von Aal; 4) Kalbsbraten, Fasanen oder Rebhühner, Kapaun, Puten- oder Hammelbrüste; 5) Reh- oder Hasenbraten; 6) Schinken, Ochsenzunge, Braunschweiger Wurst, Spickgans oder Schweinskopf; 7) Gelee, Blanc-manger, Crême oder Flammorin oder Eyerkäse; 8) Zuckerschnitte, Baumkuchen, Orangekuchen, Torte mit Confect, Kompot, Obst ꝛc.

Abendessen oder Soupés für die vornehmen und begüterten oder reichen Klassen ꝛc., bei Familienfesten: als Hochzeiten, Geburtstagen, Dienstjubiläen ꝛc., dann bei Kränzchen, Familienbällen ꝛc. ꝛc., auf jeden Monat im Jahre, weil jede Jahreszeit auch andere Gerichte spendet. Auch hier bleibt die Wahl frei, und ein solcher Speisezettel dient nur als Norm, wie man seine Tafel oder seinen Tisch mit Speisen schicklich nach der Jahreszeit besetzen kann, daher sind auch hier mehrere Suppen bei einigen Soupés angeführt worden, damit man wählen kann, so kann man auch bei den übrigen Gerichten einige fortlassen.

Abendessen, Januar. I. 1) Bouillonsuppe mit Vermicelles, legirte Weinsuppe oder Milchsuppe mit kleinen Biscuits; 2) frische Austern oder gebackner Fisch; 3) Blumenkohl à la Sauce mit Saucisgen; 4) Fricandeaus von Kalb, glacé, mit Mousseronssauce; 5) gespickte Hühner, Krammetsvögel oder gebratene Hasen; 6) Endivien-Salat, Kompot von Birnen oder Orangen; 7) Mehlspeise von Reiß mit Makronen und Vanillen-Crême; 8) Mandel-

krapfen, glacé, oder Aepfeltorte. — II. 1) Fricaſſée von jungen Hühnern mit Morcheln, Krebſen und Klößen, legirt; 2) Karpfen à la Polonaise und Kohlſalat; 3) Wildbraten Kalbs- oder Entenbraten; 4) Mehlſpeiſe von Citronen; 5) Caviar mit geröſtetem Brode; 6) Salat; 7) Kompot von Birnen; 8) friſche Auſtern; 9) Beignets von Aepfeln, glacé; von Nr. 5 bis 9 in Aſſietten.

Februar. I. 1) Weinſuppe mit Sago, Milchſuppe mit Reiß, oder Bouillonſuppe; 2) Sauerampfer mit verlornen Eyern, Grillade von Hühnern und geſpickte Kälbermilch, glacé; 3) gebratene Auſtern; 4) Gratin von Lerchen mit Trüffeln (3 und 4 en Assiettes); 5) Krumhecht mit Meerrettig oder Seefiſch mit klarer Butter; 6) Filets von Kalekuten à la Maître d'hôtel mit Auſtern; 7) gebratene Haſen à la Crême oder gebratenes Rehziemer; 8) Sellerie-Salat, Neunaugen, Heringſalat oder Caviar; 9) Kompot von Pflaumen, Aepfeln oder Kirſchen (8 und 9 en Assiettes); 10) Mehlſpeiſe von Chokolade oder kalten Paſteten; 11) Blanc-manger von Crême d'orange oder von Pumpernikel oder Bon pour Nikel; 12) Wiener Zelte. — II. 1) Polniſcher Thee, Griesſuppe mit Milch und Vanille oder Bouillon; 2) Endivien mit Fricandeaus von Kalbfleiſch, glacé, oder Coteletts; 3) Gratin von Hammelzungen mit Orangenſauce; 4) Beignets von Auſtern; 5) Hühner en Tortue mit Ragout mêlé (von 3 bis 5 en Assiettes); 6) Lachs en court Bouillon, oder Karpfen mit rothem Weine; 7) Rehziemer, Haſelhühner, Krammetsvögel oder gebratene Rebhühner; 8) Salat mit rothen Rüben, Neunaugen, Caviar oder Sardellenſalat; 9) Kompot von Brünellen, Stachelbeeren oder Birnen; 10) friſche Auſtern; 11) Crême von Apfelſinen au Garniture, geſtürzt; 12) Engliſche Torteletts mit Confect, (von 8—12 en Assiettes.)

März. I. 1) Milchſuppe mit Mandeln und Eyerklößen, Hagebuttenſuppe oder Bouillon; 2) Spargel à la Sauce mit Mignets von Schinken oder Coteletts; 3) Capilotade von Hühnern mit Champignons oder Fricadeaus von Kalbfleiſch glacé au Ragout; 4) gebratenes Rehziemer; 5) Kompot von Birnen

oder Pflaumen; 6) Sardellensalat, Krebse à l'Italienne, Macaronis au Parmesan; 7) Gelee von Veilchen, Crême von Orangen, oder Aspic von Aal; 8) Torteletts mit Macronenkonfect oder Zuckerschnitte mit Mandeln und Confect, (von 5 bis 8 en Assiettes); Butter und Käse, Dessert. — II. 1) Limonadensuppe mit kleinen Bisquits (legirt), Milchsuppe mit Nudeln oder Bouillon; 2) Spargelspitzen à la Crême, mit Ballons von Lammbrüsten glacé; 3) Dorsche à la maître d'hôtel oder kalte Pasteten von Hühnern; 4) gespickte Kalbskeule, Hasen oder gebratene und farcirte junge Tauben. In Assietten: 5) Kompot von Aepfeln mit Aprikosenmarmelade, Kirschen oder Brünellen, 6) Hateletts au Ragout, mit Trüffeln und Champignons, oder frische Austern; 7) Mehlspeise von Citronencrême oder Reiß à la Malta; 8) Orangenkuchen, Mandelspäne oder Beignets, glacé, Salat; Butter und Käse, Dessert.

April. I. 1) Apfelsuppe mit Wein, legirt, und kleine Bisquits oder Bouillon in Tassen; 2) farcirter Kopfsalat, mit gebacknen jungen Hühnern; 3) Rollets von Kalbfleisch à la Broche mit Aziasauce; 4) kalte Barsche à la Tartare mit Sauce Remoulade oder Aspic von Fischen; 5) junge, gebratene Hasen à la Crême; 6) Gateau à la Duchesse mit saurer Sahne, glacé. In Assietten: 7) Kopfsalat mit Eyern; 8) eingemachte Reine claude; 9) Crême von Orangenblüthen, garnirt, und 10) kaltes Fricassée mit Champignons à la Magonaise. Butter und Käse, Eis und Dessert. — II. 1) Weinsuppe mit Schneeklößen, Weißbiersuppe mit Gries, oder Bouillon; 2) Spargel à la Sauce mit Coteletts, Schinken sauté, oder Ochsenzunge; 3) gebackene Karauschen mit Citronenjus; 4) Matelote von jungen Hühnern, Kalbsmilch, Ochsengaumen und Champignons; 5) gebratene Becassinen oder gebratene Hasen. In Assietten: 6) Beignets von Reiß mit Macronen glacé und Crême von Marasquin; 7) Kopfsalat mit Eyern und Sardellen; 8) Kompot von gebackenen Pfirsichen oder Confitüren; 9) Gelée, Blanc-manger, oder Orangen-Crême, gestürzt, und 10) Vanillen-Kuchen. Butter und Käse, Dessert.

May. I. 1) Milchſuppe mit Vanille und R
oder Bouillon mit Vermicelles; 2) geſtobter Ko
ſalat mit Fricandeaus von Kalbfleiſch glacé; 3) jun
Hühner à la Broche mit Eſtragon clair; 4) File
von Zander à la Conty mit Krebscoulis; 5) gebr
tene junge Haſen, Enten oder Lammbraten; 6) G
teau à la Madelaine mit Mandeln, glacé. In A
ſietten: 7) Kompot von friſchen Stachelbeere
8) Gurkenſalat mit Kräutern und Sardellen; 9) G
lée von Kirſchen, Crême von Apfelſinen oder Citr
nenmuß, und 10) große Krebſe mit Peterſilie ob
Magonaise von Aal en Aspic. Butter und Käſ
Deſſert. — II. 1) Chaux doux von Champagne
Milchſuppe mit Kaiſergerſteln oder Bouillon; 2) grü
Erbſen mit Krebſen und armen Rittern; junge En
ten en Depsé mit Gurkenſauce, oder Emincé vo
Hammelfleiſch mit Croutons; 4) kalter Aal mit Sauc
Remoulade; 5) Wildbraten oder geſpickte junge Hüh
ner, gebraten; 6) Torteletts von ſaurer Sahne, ode
Engliſche Collatſchen mit Confect, glacé. In Aſſiet
ten: 7) Milchſpeiſe à l'Espagnole; 8) Matelote vo
Quappenlebern und Champignons; 9) Kompot vo
friſchen Stachelbeeren oder Confitüren; 10) Kopf
und Kräuterſalat mit Eyern und Sardellen. But
ter und Käſe, Deſſert.

Juny. I. 1) Milchſuppe mit Nudeln, Weinſupp
mit Sago oder Bouillon; 2) grüne Erbſen mit Ome
lettes, Ochſenzunge oder Saucisgen; 3) gebacken
Kalbes-Tendrons mit Sauce Robert; 4) junge Hüh
ner, gebraten; 5) Omelettes à la neige mit Citro
nen, glacé; 6) Wiener Zelte mit Orangenſchalen.
Aſſietten: 7) Kompot von Erdbeeren; 8) Salat mit
Eyern und Sardellen; 9) Krebſe naturel mit Peter
ſilie, und 10) Spargel à la Sauce. — II. 1) Kalte
ſchale von Wein mit Erdbeeren, oder kalte Milch mit
Vanille und Schneeklößen; 2) grüne Erbſen mit jun
gen Hühnern à la Broche; 3) Fricandeaus von Kalb
fleiſch glacé, mit Sauce Bavigotte; 4) blauer Hecht
mit Meerrettig und Holländiſcher Sauce; 5) Mehl
ſpeiſe von Chocolade à la Crême; 6) junge Enten
oder gebratene Haſen. In Aſſietten: 7) Salat mit
Kräutern und Eyern; 8) Kompot von Kirſchen;

9) Krebſe à l'Italienne, und 10) Torteletts von ſaurer Sahne.

July. I. 1) Kalteſchale von Pumpernickel, oder kalte Milch mit Reiß; 2) grüne Erbſen oder grüne Bohnen mit Omeletts und Schinken oder Coteletts; 3) junge Enten à la Broche mit farcirten Gurken à la Sauce; 4) Filets von Zander à la Maitre d'hotel, oder große Krebſe; 5) Wildbraten oder geſpickte Hühner, gebraten; 6) Torte von Erdbeeren oder Himbeeren à la Crême. In Aſſietten: 7) Sardellenſalat; 8) Kompot von friſchen Johannisbeeren; 9) Citronenmehlſpeiſe, glacé; 10) Aspic von Hühnern à la Magonaise. — II. 1) Weinkalteſchale mit Himbeeren oder Erdbeeren, kalte Milch mit Orangenblüthen; 2) Blumenkohl en Matelote, mit jungen Hühnern und Krebſen; 3) Fricaſſée von Fiſch mit Fricandeaus, glacé und Champignons; 4) junge Haſen à la Crême, oder gebratene Rebhühner; 5) Rollade von Aal en Gallertine; 6) Kirſchkuchen mit einem Guß en Garniture. Aſſietten: 7) Kopfſalat mit Eyern und Kräutern; 8) Kompot von Apfelſinen; 9) Kompot von Sardellen; 10) Panequins à la Hollandoise. Butter und Käſe, Deſſert.

Auguſt. I. 1) Kalteſchale von Reiß, Citronen und Wein oder kalte Milch mit Marasquin; 2) grüne Bohnen mit Omeletts, Ochſenzunge und friſchen Heringen; 3) Tauben à l'Espagnole, aux fines herbes; 4) Hechte mit Sardellenſauce; 5) Rehziemer, gebraten; 6) Torteletts mit Confect, glacé. In Aſſietten: 7) Salat mit Eyern und Kräutern; 8) Spargel, kalt mit Oel und Eſſig; 9) Omeletts à la neige mit Citronen; und 10) Crême von Chocolade mit kleinen Buisquits. — II. 1) Erdbeerenkalteſchaale oder kalte Milch mit Schneeklößchen; 2) Spargelſpitzen à la Sauce mit Coteletts: 3) Matelote von Karpfen, Aal und Krebſen; 4) gebratene Hühner. In Aſſietten: 5) Kopf- und Gurkenſalat; 6) Kompot von Aprikoſen; 7) Mehlſpeiſe von Reißgries mit Corinthen, und 8) Zimmtröhrchens. Butter und Käſe, Deſſert.

September. I. 1) Bier- und Weinkalteſchale mit Citronen und Corinthen oder Mandelmilch, legirt; 2) farcirter Kopfſalat mit glacirten Hühnerbrüſten und

Grillade; 3) Rollets von Kalbfleisch à la
mit Orangensauce: 4) Kapaunen à la Brai
Champignons; 5) Kleine Brathechte mit Aepfeln
lade; 6) Hasen-, Enten- oder Kalbsbraten.
sietten: 7) Orangenkuchen; 8) Salat mit Sar
9) verlorene Eyer mit Sauce Remoulade; u
Kompot von frischen Pflaumen. Butter und
Dessert. — II. 1) Kalte Milch mit Reiß un
rasquin; 2) Blumenkohl à la Sauce mit Sau
3) Hühner à la Braise mit Ragout von C
gnons; 4) Hasen à la Crême, gebraten. In As
5) Kompot und Salat; und 6) Eyerkäse mit
länder Milch.

October. I. 1) Kotbusser Biersuppe mit
wein legirt, oder Bouillon; 2) Endivien à la
mit Kalbs-Coteletts glacé und grillé; 3) Hü
la Braise mit Austernsauce; 4) Dorsche mit
Butter, Kartoffeln, Eyern und Petersilie; 5) ge
Fasanen oder Hasen; 6) Kompot von Konfiture
Aepfeln au Gelée; 7) frische Austern, Cavia
geräucherter Lachs; 8) Mehlspeise von Nudel
Macronen; 9) Crême von Chocolade mit kleine
quits; und 10) Berlingeau glacé. — II. 1)
Milchsuppe mit Vanille legirt, und kleine Bi
2) Spinat mit Omeletts und Grillade von
3) Schüsselhechte mit Sardellen und Kapern
Assietten: 4) Wildbraten und 5) Kompot und
6) Beignets von Reiß, glacé. Butter und
Dessert.

November. 1) Weinsuppe, legirt, Mil
mit Fadennudeln oder Bouillon; 2) Purée von
erampfer mit Bouillon von gespickten Hühnern,
und verlorenen Eyern; 3) Salmis von Fasan
Trüffeln; 4) Rheinlachs en court Bouillon; 5
chen, Rehziemer oder Hasen gebraten; 6) Be
von Aepfeln, glacé. In Assietten: 7) Kompo
Birnen oder Caviar mit geröstetem Brode; 8) Mu
in Schalen mit Holländischer Sauce; 9) Crêm
Orangen, gestürzt mit kleinen Biscuits; und 1
sche Austern. — II. 1) Aepfelsuppe mit Rhei
und kleinen Biscuits; 2) Schwarzwurzeln à
glaise mit Grillade von Hühnern; 3) frischen

lachs en Court. Bouillon; 4) Rebhühner- oder Gänsebraten. In Aſſietten: 5) Salat à l'Italienne; 6) Kompot von Aepfeln au gelée; 7) friſche und gebratene Auſtern; 8) Gateau à la Duchesse.

December. I. 1) Kirſchſuppe mit kleinem Biscuits, oder Bouillon mit Nudeln; 2) Cardi à l'Espagnole mit Rebhühnerbrüſten, glacé; 3) Kapaun à la Braise mit Ragout von Trüffeln; 4) Rollets von Rheinlachs à la Conty mit Krebsſauce; 5) Lerchen, Krammetsvögel, Faſanen oder Wildbraten; 6) Torte à la Crême mit Confect au Garniture. In Aſſietten: 7) Kompot von Orangen; 8) Sardellen-Salat à l'Italienne; 9) Friſche und gebratene Auſtern; 10) Omeletts mit Confect und Macronen, glacé. Butter und Käſe, Deſſert. — II. 1) Fleiſchſuppe mit Gries, legirt, oder Bierſuppe, legirt; 2) Purée von Sauerampfer mit verlorenen Eyern und Fricandeaus von Kalbfleiſch, glacé; 3) Zander à la Sauce; 4) Puter, gebraten. In Aſſietten: 5) Kompot oder Salat mit Sellerie; 6) Mehlſpeiſe von Citronen; 7) Gelée von Kirſchen; 8) Tauſendjahrkuchen. Butter und Käſe, Deſſert.

Die Zubereitung aller in den Küchenzetteln angeführten Speiſen und Gebäckniſſe, findet man unter ihrem Namen in der Encyklopädie beſchrieben. Was die Getränke, als: Weine, u. verſchiedene andere kalte u. warme Getränke, bei den Abendeſſen oder Soupés anbetrifft, ſo läßt ſich hierüber nicht gut eine Vorſchrift geben, weil ſolches nicht allein von dem Ueblichen abhängt, ſondern auch von dem geringern oder größern Koſtenaufwand, den der Geber oder Veranſtalter des Soupés zu machen gedenkt, rothe und weiße Weine, nach dem Geſchmacke, oder der Wahl der Gäſte, wie z. B. Medoc, alle Arten Franzöſiſcher weißer Weine, Rheinweine, Spaniſche ſüße Weine, Ungariſche Weine, Champagner, welcher gewöhnlich den Beſchluß macht. Unter die übrigen beliebten Getränke gehört der Punſch, der Biſchof, der Cardinal, der Whiſt und der Hippocras. Von dem

Pu kommen zwei Arten vor, der warme und der kalte Punſch; ſ. den Art. Punſch, Th. 118, S. 7 u. f. Hier ein Paar Bereitungen von Punſch, die n auf einem Soupé den vornehmſten Perſonen prä en kann, und die in dem genannten Artikel fehlen.

Pu ſch-Royal oder königlicher Punſch. Man e 2 Pfd. feinen Zucker in eine Punſch-Ter- rine, r eine Serviette, und drücke den Saft n hinein, damit die Kerne und das n in der Serviette bleiben; gieße dan en Rheinwein, eine Flaſche Bur- gunder, Champagner, eine Flaſche Ma- dera, eine num oder Arrac, Letzterer iſt dem Erſteren und eine Flaſche Marasquin hin- ein, rüh ner nſchkelle gut um, bis der Zucker be ihn warm, oder laſſe ihn im S auf en, bis er gebraucht wer- den ſoll. — Eispunſch. Man thue in eine Terrine eine Kanne Apfelſinen-, Ananas-, oder Citroneneis, gieße eine Flaſche Rheinwein, eine Flaſche Champa- gner, eine Flaſche Arrac und eine Flaſche Marasquin darauf, rühre es gut durcheinander, und ſetze es vor dem Gebrauche auf Eis, damit es ganz kalt bleibe. Die Bereitung des Biſchofs, ſ. Th. 5, S. 502 u. f.; des Kardinals, ſ. daſelbſt, S. 503. Hier eine Bereitungsart zu Soupés. Man ſchäle von 8 bis 12 bittern Orangen, je nachdem ſie groß ſind, die grüne oder gelbe Schale ganz dünn ab, ſo daß nichts Weißes daran iſt, und thue ſie mit 2 Pf feinen Zucker in eine Terrine, gieße vier Flaſch Rheinwein darauf, laſſe ihn vier bis fünf Stund ſtehen und gebe ihn kalt in Gläſern. Es iſt no beſſer, wenn man zu dieſem Getränke unreife Pom ranzen bekommen kann, nur muß man dann, weil ſehr klein ſind, zwölf Stück dazu nehmen.

Die Bereitung des Whists geschieht auf folgende Weise. Man koche 2 Loth feinen Thee in einem Maaße Wassers, dann durch eine Serviette auf 2 Pfund Zukker gegossen, den Saft von sechs Citronen und sechs Flaschen guten Medoc hinzugethan, auf einem Kohlenfeuer kochend heiß gemacht und ihn in Gläsern servirt. Dieses Getränk muß bloß ziehen und darf nicht kochen, weil es sonst seine Stärke verliert. — Die Bereitung des Hippokras, s. Th. 23, S. 582. Hier noch eine neuere Bereitungsart dieses Getränkes. Man nehme vier Flaschen Rheinwein, ein Pfd. feinen Zucker, zwei Loth Zimmet, zwei Gran weißen Pfeffer, die Schalen von einer Citrone, und lasse Alles vierundzwanzig Stunden wohl verdeckt stehen. Man schäle nun zwölf Stück Borstorfer Aepfel, schneide sie in Scheiben und in eine Terrine gelegt, den Wein durch eine Serviette darauf passirt, einige Stunden stehn gelassen und dann servirt.

Wie die Speisen auf dem Tische bei einem Soupé geordnet werden müssen, läßt sich nicht genau angeben, weil solches von dem Geschmacke der Hausfrau und des Hausherrn abhängt. Auch der Tisch muß hier berücksichtiget werden. Bei einer nicht zu großen Gesellschaft wird ein runder am schicklichsten seyn, weil sich die Speisen nicht nur besser darauf stellen und ordnen lassen, sondern auch die Unterhaltung beim Essen besser daran geführt werden kann; bei einer großen Gesellschaft wähle man einen langen Tisch, das heißt, man setze mehrere viereckige Tische in der Länge zusammen, welche man durch Schieber ansehnlich vermehren kann. Das Decken des Tisches, das Brechen der Servietten ꝛc. läßt sich nicht so beschreiben, als es bekannt genug ist, und es auch Tafeldecker giebt, die die ganze Anordnung der Tafel übernehmen, wenn man sich dieser Beschäftigung mit seiner Bedienung nicht selbst unterziehen will. Hat man eine runde Ta-

fel, so setze man in die Mitte einen Aufsatz von Porzellan, Biscuit, oder im Sommer auch von Blumen, und servire die kleinen Schüsseln, die man gewöhnlich nach der Suppe oder Kalteschale herumgiebt, um den Aufsatz. Will man gar keine große Schüssel aufsetzen, so muß man suchen so viele kleine aufzusetzen, daß die Tafel nicht leer aussieht. Im Winter kann man sich durch mehrere Schüsseln mit Austern helfen. Hat man große Schüsseln zugleich mit den kleinen aufgesetzt, und dadurch den ersten Gang gebildet, so hebt man, wenn man die Schüsseln, welche den zweiten Gang ausmachen, aufsetzen will, den ersten ganz ab, und servirt eben so viele große und kleine Schüsseln von neuem, als vorher auf der Tafel gestanden. Zu dem zweiten Gange rechnet man gewöhnlich die Fische, die Braten, Mehlspeisen, die kalten Sachen, als: Marbrées, Aspics, kalte Pasteten, Entremêts oder kleine Mittelschüsseln ꝛc. Alle süße Speisen, wozu natürlich auch die Mehlspeisen gehören, werden nach dem Braten servirt oder herumgegeben. Sind feine, der Jahreszeit nach, seltene Gemüse auf der Tafel, so servirt man solche gleichfalls nach dem Braten, ehe man die Mehlspeisen herumgehen läßt. Nach den warmen Schüsseln läßt man erst die kalten Speisen herumgehen. Wenn alle Schüsseln des zweiten Ganges herumgegangen, so hebt man sie ab und setzt das Dessert auf, welches aus Bäckereien oder Gebäckniſſen, die in das Conditorfach einschlagen, bestehen. Dann rechnet man zum Dessert eingemachte und trockne, in Zucker gesottene Früchte, Bonbons, alle der Jahreszeit nach zu habende frische Früchte, und alle Arten von Glace oder Gefrorenem. — Bei einer langen Tafel kann man, wenn nämlich dieselbe breit genug seyn sollte, auch einige Aufsätze von Porzellan, oder Vasen mit frischen oder sogenannten Italienischen Blumen an einander setzen, und dann die Speisen auf jeder Seite

der Aufsätze herum serviren. Eine der ersten Regeln beim Serviren einer Tafel ist, daß man sorgfältig darauf Acht hat, daß die Schüsseln, welche einander schief über zu stehen kommen, immer Aehnlichkeit mit einander haben; auch muß man darauf sehen, daß nicht zwei große oder zwei lange Schüsseln neben einander zu stehen kommen, sondern eine jede große Schüssel muß neben einer kleinen stehen ꝛc. Ein Hauptgegenstand einer gut geordneten Tafel ist das Anrichten der Speisen selbst, und das Aufsetzen derselben auf die Tafel. Die am besten zubereitete Speise wird nie einladend seyn, sobald sie schlecht angerichtet worden, ein Umstand, der in sehr vielen Küchen vernachläßiget wird. Auch darf man nie zu viel Sauce auf die Schüsseln thun, weil durch das Auftragen gewöhnlich der Rand derselben davon bedeckt wird, und man solche nie wieder so rein abwischen kann. Beim Aufsetzen der Schüssel auf die Tafel sehe man stets darauf, daß die beste Seite, das heißt, wo sich die Speise am schönsten darstellt, den Gästen gegenüber zu stehen komme. Ist ein ausgezeichneter, ein vornehmer Gast bei Tische, der gewöhnlich in die Mitte der Tafel zu sitzen kommt, so stelle man seine Schüssel so, daß er von beiden Reihen die schönste Ansicht hat; der Kenner würdiget gewiß diese Aufmerksamkeit. Wenn man bei einer Tafel Alles auf einmal aufzusetzen pflegt, kann man auch das Dessert gleich mit auf die Tafel bringen, womit man manche Lücken ausfüllen kann. Wird eine Suppe oder Kalteschale servirt, so läßt man die Terrine so lange auf der Tafel stehen, bis die Zeit zum Bratenserviren da ist; man nimmt dann die Terrine weg und schiebt dafür den Braten ein. Den Wein setzt man gewöhnlich in die Untersetzer zwischen zwei Couverts, und wechselt mit rothem und weißem ab, je nachdem man es für passend findet oder den Geschmack seiner Gäste kennt. Warme Getränke werden herum präsentirt und

fel[illegible]ße man in die Mitte einen Aufſatz von Por-
z[illegible]iscuit, oder im Sommer auch von Blumen,
und je[illegible]re die kleinen Schüſſeln, die man gewöhnlich
nach der Suppe oder Kalteſchale herumgiebt, um den
Auffſ[illegible] Will man gar keine große Schüſſel aufſetzen,
ſo m[illegible]nan ſuchen ſo viele kleine aufzuſetzen, daß die
Tafel [illegible]ht leer ausſieht. Im Winter kann man ſich
durch [illegible]hrere Schüſſeln mit Auſtern helfen. Hat man
große [illegible]chüſſeln zugleich mit den kleinen aufgeſetzt,
und dai[illegible]len [illegible] gebildet, ſo hebt man,
wenn [illegible]elche den zweiten Gang
ausm[illegible] [illegible]t erſten ganz ab, und ſer-
virt ebe[illegible] [illegible]ine Schüſſeln von neuem,
als vo[illegible]oer [illegible]anden. Zu dem zweiten
Gange[illegible] man gen[illegible]ich die Fiſche, die Bra-
ten, [illegible] die kalt[illegible] Sachen, als: Marbrées,
Aspics, Kalb[illegible]leten, [illegible]emêts oder kleine Mittel-
ſchüſſeln ꝛc. [illegible]e f[illegible] Spe[illegible]en, wozu natürlich auch
die Mehlſ[illegible]n g [illegible]n, werden nach dem Braten
ſervirt oder herumgegeben. Sind feine, der Jahreszeit
nach, ſeltene Gemüſe auf der Tafel, ſo ſervirt man
ſolche gleichfalls nach dem Braten, ehe man die Mehl-
ſpeiſen herumgehen läßt. Nach den warmen Schüſ-
ſeln läßt man erſt die kalten Speiſen herumgehen.
Wenn alle Schüſſeln des zweiten Ganges herumge-
gangen, ſo hebt man ſie ab und ſetzt das Deſſert auf,
welches aus Bäckereien oder Gebäckniſſen, die in das
Conditorfach einſchlagen, beſtehen. Dann rechnet man
zum Deſſert eingemachte und trockne, in Zucker geſot-
tene Früchte, Bonbons, alle der Jahreszeit nach zu
habende friſche Früchte, und alle Arten von Glace
oder Gefrorenem. — Bei einer langen Tafel kann
man, wenn nämlich dieſelbe breit genug ſeyn ſollte,
auch einige Aufſätze von Porzellan, oder Vaſen mit
friſchen oder ſogenannten Italieniſchen Blumen an
einander ſetzen, und dann die Speiſen auf jeder Seite

der Aufſätze herum ſerviren. Eine der erſten Regeln beim Serviren einer Tafel iſt, daß man ſorgfältig darauf Acht hat, daß die Schüſſeln, welche einander ſchief über zu ſtehen kommen, immer Aehnlichkeit mit einander haben; auch muß man darauf ſehen, daß nicht zwei große oder zwei lange Schüſſeln neben einander zu ſtehen kommen, ſondern eine jede große Schüſſel muß neben einer kleinen ſtehen ꝛc. Ein Hauptgegenſtand einer gut geordneten Tafel iſt das Anrichten der Speiſen ſelbſt, und das Aufſetzen derſelben auf die Tafel. Die am beſten zubereitete Speiſe wird nie einladend ſeyn, ſobald ſie ſchlecht angerichtet worden, ein Umſtand, der in ſehr vielen Küchen vernachläßiget wird. Auch darf man nie zu viel Sauce auf die Schüſſeln thun, weil durch das Auftragen gewöhnlich der Rand derſelben davon bedeckt wird, und man ſolche nie wieder ſo rein abwiſchen kann. Beim Aufſetzen der Schüſſel auf die Tafel ſehe man ſtets darauf, daß die beſte Seite, das heißt, wo ſich die Speiſe am ſchönſten darſtellt, den Gäſten gegenüber zu ſtehen komme. Iſt ein ausgezeichneter, ein vornehmer Gaſt bei Tiſche, der gewöhnlich in die Mitte der Tafel zu ſitzen kommt, ſo ſtelle man ſeine Schüſſel ſo, daß er von beiden Reihen die ſchönſte Anſicht hat; der Kenner würdiget gewiß dieſe Aufmerkſamkeit. Wenn man bei einer Tafel Alles auf einmal aufzuſetzen pflegt, kann man auch das Deſſert gleich mit auf die Tafel bringen, womit man manche Lücken ausfüllen kann. Wird eine Suppe oder Kalteſchale ſervirt, ſo läßt man die Terrine ſo lange auf der Tafel ſtehen, bis die Zeit zum Bratenſerviren da iſt; man nimmt dann die Terrine weg und ſchiebt dafür den Braten ein. Den Wein ſetzt man gewöhnlich in die Unterſetzer zwiſchen zwei Couverts, und wechſelt mit rothem und weißem ab, je nachdem man es für paſſend findet oder den Geſchmack ſeiner Gäſte kennt. Warme Getränke werden herum präſentirt und

auf einem beſondern Tiſche in die Gläſer gefüllt. Auch giebt man warmen Punſch ꝛc. bei kalten Abendeſſen oder Soupés, die man ſtehend, gehend ꝛc. einnimmt.

Lehrbuch der Kochkunſt, oder neueſtes praktiſches Berliner Kochbuch für alle Stände, von C. W. Sametzky, Königl. Preuß. Küchenmeiſter, 2 Theile. 2te durchaus umgearbeitete, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Berlin, 1830. Der erſte Band auch unter dem beſonderen Titel: Neueſtes praktiſches Berliner Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen ꝛc. S. 370 u. f. u. S. IX. u. f. Der zweite Theil unter dem beſonderen Titel: Neueſtes praktiſches Berliner Kochbuch für höhere Haushaltungen ꝛc., S. 305 u. f.

Kochbuch für die elegante Welt. Leipzig, 1819. S. 360 u. f.

Sourbaßis, Sourbaſtis, eine Art feiner Perſiſcher Seide, und zwar die feinſte und beſte unter den Seidenarten, die uns aus der Levante zukommen. Man hat weiße und gelbe, aber beide Arten ſind noch roh.

Sourdeline, eine Art Italieniſcher Sackpfeifen. Auch der Franzöſiſche Name der Hummel.

Sourdine, die Sperrfeder einer Repetiruhr. Der Dämpfer in einer Trompete, ein rundes Holz, das man unten in den Becher der Trompete ſteckt. Man hat Dämpfer ſowohl von Metall, als von Holz, in Geſtalt eines Dreizacks, um ſie auf die Stege der Violine, Viola und des Violoncells, auch des Violons zu ſtekken, und dadurch bei dem Largo und Adagio eines Stückes eine Dämpfung des Tons hervorzubringen. Man nennt ſie gewöhnlich Sordine.

Souris, der Franzöſiſche Name der Maus.

Souſcription, die Unterſchrift, die Unterzeichnung. Dieſes eigentlich aus dem Lateiniſchen ſtammende Wort wird beſonders bei den Buchhändlern gebraucht, wenn ſie auf ein großes herauszugebendes Werk, welches

viele Koſten verurſacht, die ſie gern gedeckt zu ſehen wünſchen, Unterzeichner oder Theilnehmer ſammeln, deren Namen dann gewöhnlich dem Werke vorgedruckt werden. Dieſe Unterzeichner machen ſich durch ihre Unterſchrift verbindlich, das Werk nach Beendigung des Druckes zu nehmen, oder ſie ſind durch dieſen Akt dazu verpflichtet. Die Souſcription oder Subſcription unterſcheidet ſich von der Pränumeration dadurch, daß bei Letzterer gleich der beſtimmte oder feſtgeſetzte Betrag vorausbezahlt wird, bei Erſterer nachher, wenn das Werk erſchienen iſt. — Auch die Unterſchrift eines Dokuments, von welcher Art es auch iſt, wird Souſcription oder Subſcription genannt.

Souscriptor, Subſcriptor, der Unterſchreiber, Unterzeichner, der auf ein Werk unterzeichnet, ein Dokument ꝛc. unterſchreibt. Die Verpflichtung, die eine Perſon übernimmt, wenn ſie einen Contract unterſchreibt, auf ein Buch ſubſcribirt, beziehet ſich auf die Erfüllung des Verſprochenen in allen Theilen, und erhält durch die Unterſchrift des Namens, mit den gewöhnlichen Zuſätzen, Rechtskraft.

Sous-Lieutenant, Unter-Lieutenant, Seconde-Lieutenant, der zweite Lieutenant einer Kompagnie bei der Infanterie, und einer Esquadron bei der Kavallerie. Seine Functionen, Verrichtungen oder der Dienſt deſſelben in Friedenszeiten beſteht im Einexerciren der Mannſchaft, entweder ſelbſt oder nur in Führung der Aufſicht, wenn der Exerciermeiſter, ein Unterofficier, ſolches verrichtet; im Aufziehen auf d. Wache, in Unterſuchung der Wachen in der Nacht, Ronde, und dergleichen mehr.

Soussigné, Franzöſiſch, der Endesunterſchriebene bei Contracten ꝛc.

Souterrain, Grundgeſchoß, Hohlbau, in der bürgerlichen Baukunſt und in der Kriegsbaukunſt, in der Erde oder doch gleich über der Erde

nach dem jetzigen Cours aber ungefähr 7 Rthlr. 75 Kre[illegible]ger; nach Hamburger Geld 21 bis 21½ Mark, und n[illegible]h Holländischem Gelde 15 Gulden weniger oder [illegible]hr gilt. Man hat auch halbe Souverains, die si[illegible]m Werthe nach dem Verhältniß des Ganzen verha[illegible].

Souver[illegible]nität, Fr. Souveraineté, die höchste und unumsch[illegible]ränkte herrschaftliche Gewalt, welche keine andere [illegible] über sich erkennt. Kaiser und K[illegible] upt alle Fürsten, welche ihr La[illegible]: Lehen tragen, oder von ihren L[illegible]onstitution oder sonst ein Bed[illegible]walt beschränkt, gebunden [illegible]. Bedeutung des Wortes Souvera[illegible]cht immer, sondern man belegt a[illegible]m Namen, die Vasallen sind, u[illegible]Gewalt haben. S. auch die Art. [illegible] Monarchie, Th. 93, S. 102 u. f., und Regierung und Regierungsform, Th. 121, S. 576 und 577 u. f. Da in dem zuletzt genannten Artikel, so viel über repräsentative oder gemischte Regierungsformen gesagt worden, und in dem ersten, der Monarchie, diese nach den neuesten Grundsätzen ist beleuchtet worden, so will ich hier nur einige Auszüge aus einem alten Werke aus dem 16ten Jahrhunderte, über die Herrschaft der Regenten und ihre Pflichten, mittheilen, welches sehr viel gesunden, schlichten Menschen-Verstand, eine gute Dosis, reine, unverfälschte Welt- und Menschenkenntniß, und eine so offene Geradheit enthält, welches Alles beweiset, mit welcher Freimüthigkeit und Offenheit, wenn auch mitunter derb und grob, man ehemals zu reden gewohnt war, statt daß sich jetzt Alles mit gleisnerischer Feinheit hinter der Larve oder Maske der Heuchelei verbirgt, ganz anders redet, als denkt, und ganz an-

ders denkt, als vor dem Geſichte handelt. Dieſes ſeltene Werkchen führt den Titel:

Oculus Principis, das iſt: ein gründlicher Unterricht, worauf ein junger Fürſt oder Herr ſehen, oder was er wiſſen und verſtehen ſoll, damit er ſich in ſeiner angehenden Regierung allenthalben Chriſtlich, Fürſtlich und recht Herriſch verhalten möge. Einfältig gewieſen und beſchrieben durch Friedericum Glaſer, Reußiſchen Gerawiſchen Hof-Predigern. Eccles. cap. 10. Es iſt ein Unglück, daß ich ſahe unter der Sonnen, nämlich Unverſtand, der unter den Gewaltigen gemein iſt. Cum gratia et Privilegio etc. Leipzig, bei und in Verlegung Johann Beyers im Jahre 1595 (8, 10 Bogen.)

Dieſe Schrift iſt von dem Hofprediger Glaſer ſeinem gnädigen Herren Henrico posthumo zu Gera zugeeignet. Der Stoff davon war eine, bei deſſen Regierungsantritt gehaltene Predigt über den Spruch Pred. 28. Wann ein Fürſt ohne Verſtand iſt, ſo geſchieht viel unrechts, welche Predigt er auf das Verlangen ſeines jungen Herrſchers weiter ausgearbeitet und in Druck gegeben hat.*) Den Inhalt bezeichnen folgende Worte: „Soll demnach Ewer Lieb dieſesmal auf nachfolgende fünf Punkte Achtung geben. Wie ſich ein junger Fürſt oder Herr in angehender Regierung gegen ſeinen lieben Gott; für's andere, gegen ſich ſelbſt; für's dritte, gegen ſeine Unterthanen; für's vierte, gegen ſeine Räthe, und

*) Da Sprache und Styl noch etwas zu altväteriſch ſind, obgleich das Ganze ſehr verſtändlich abgefaßt worden, ſo habe ich mir in Beziehung auf die Erſteren, einige Abänderungen erlaubt, wodurch das Kolorit dieſes Kanzelredners aber nichts von ſeiner Kraft und Friſche verloren hat. Ich habe bloß den altväteriſchen, noch mit vielen Schnörkeln geſchmückten Rahmen fortgenommen, und dagegen einen modernen, zu dem Gemälde auch paſſenden gewählt, welcher die Aufmerkſamkeit des Beſchauers nicht ſtört, weil er an dieſe Bekleidung eher gewöhnt iſt. Ktb.

für's fünfte gegen ſein ganzes Hofgeſinde chriſtlich und unverweislich verhalten ſoll und muß, wenn er anders nach dieſem unſerm vorgenommenen Sprüchlein den Namen haben wolle, daß er nicht ohne Verſtand ſei und in ſeinem Regimente allerlei Unrecht, ſo viel in dieſer Schwachheit möglich, verhütet und vermieden werde." — Hier mag nun noch Folgendes vom Prediger und Gepredigten kurz vorangehen. Glaſer war eine Zeitlang Heinrichs Hofmeiſter, hernach Hofprediger geweſen, und als Superintendent in Gera im Jahre 1615 mit dem Ruhme eines eben ſo klugen, als redlichen Mannes geſtorben. Sein Fürſt Heinrich ſtarb den 3ten December 1635 und war einer der vortrefflichſten Regenten des Reußiſchen Hauſes, dem es noch jetzt zur großen Ehre gereicht, daß er ſich von ſeinem Hofprediger von öffentlicher Kanzel herab Wahrheiten hat ſagen laſſen, die man heut zu Tage für Satyre halten würde, und dabei ihn noch zur Herausgabe derſelben ermunterte. Von dem Leben dieſes merkwürdigen Regenten findet man etwas in Bekler's Reußiſchen Stammtafel. Jetzt nun zur Rede ſelbſt.

„Vom erſten Punkt, wie ſich ein junger Fürſt oder Herr in ſeiner angehenden Regierung gegen ſinen lieben Gott chriſtlich und gebührlich verhalten ſoll? Es werden, liebe Chriſten, ohne allen Zweifel heut zu Tage auf unſers Herrn Gottes Grund und Boden viele grobe unverſtändige Leute gefunden, die in den Gedanken ſtehen und ſich träumen laſſen, die Herrſchaft über andere Leute komme über zwech und von ungefähr, ſo daß einige gewaltige Leute ſich unter den Völkern erhoben und aufgeworfen, und ſich den andern aus Ehrgeiz und Hoffart vorgezogen, die Herrſchaft an ſich geriſſen und daher die Macht und Gewalt über ſie bekommen haben, welche Gewalt ſie nun nicht wieder aus der Hand geben wollen, beſonders da an allen Orten und in allen Ländern eine ſtarke Gewohnheit daraus geworden. So

findet man auch viele junge und unverständige Regenten, welchen, sobald ihre Eltern mit Tode abgegangen, und sie anstatt derselben zur Regierung gelangen, gleich Lunge und Leber im Leibe umgewendet wird, die auch, indem sie sich den Stölzel beißen lassen, gleich anfangen sich zu brüsten, et caput inter nubila condunt, als ein irdischer Herr Gott einhergehen, und meinen, solche ihre Herrschaft rühre eigentlich daher, daß sie aus vornehmen Stämmen und Geschlechtern geboren sind, schreiben also ihre Regierung und was derselben anhängt, mehr dem Glücke und leiblicher Geburt, als unserm lieben Gott zu, welches ein großer grober Unverstand ist. Diesem zuwider muß ein junger angehender Fürst oder Regent, will er anders nicht ohne Verstand seyn, und sich in seiner Regierung gegen seinen lieben Gott recht verhalten, wissen und verstehen, daß der Stand weltlicher Obrigkeit nicht plumpsweise entstanden, oder eigentlich aus fleischlicher Geburt erwachsen und aufgekommen; auch nicht von einem Menschen, wie weise und vernünftig er auch gewesen seyn möchte, erfunden und erdacht worden, sondern daß Gott vom Himmel diesen Stand selbst verordnet, die Regenten zu seinen Vasallen, Lehnleuten und Statthaltern gesetzt, und ihnen noch heutigen Tages das Regiment auf Erden conferire und verleihe, auch conferiren und verleihen werde bis an den jüngsten Tag, da alle Obrigkeiten und Herrschaften sollen abgethan und gänzlich aufgehoben werden. — Das wissen und verstehen auch unsere christlichen Potentaten, Fürsten und Herren, darum schreiben sie sich in ihren Edicten: Von Gottes Gnaden, bekennen damit, ob sie gleich in Kaiserlichen, Königlichen, Fürstlichen, Gräflichen und Herrenstande geboren sind, so habe sie doch Gott mit der Obrigkeit belehnt, dem sie es auch allein zu danken haben.

Nachdem er nun diesen Satz mit Zeugnissen der heiligen Schrift und eigenen Bekenntnissen der Regenten bestätiget hat, fährt er weiter fort: Wenn nun ein junger Fürst, Herr und Regent weiß und versteht, daß er seine Herrschaft von Gott habe, so muß er ferner wissen und verstehen, wie weit sich seine

Herrschaft und Regieramt erstreckt? Da werden nun abermal viele und sonderlich junge Regenten gefunden, die das ihnen gegebene und eingeräumte allzu enge spannen, und dieses, weil es eine weltliche Obrigkeit genannt wird, allein auf ihre weltlichen Händel ziehen, gleichsam als ob sie mit der Religion oder dem Gottesdienste und mit der Bibel nichts sonderliches zu thun und sich derselben nicht anzunehmen hätten, indem sie denken, es sei genug, wenn sie nach der Manier der Welt auf großen Rossen und Hengsten daher traben, prangen, prahlen, hetzen, jagen, rennen, turnieren, allerlei Wollust treiben, oder sonst nach tragendem Amte weltlicher Händel pflegen, an der Religion nnd Bibel sei ihnen wenig, ja nichts gelegen, dürfen wohl sprechen, wie jener Unlust gesagt: Was Biblia? non decent gravem virum tales nugae, kein tapfrer Mann soll solch Narrenwerk lesen, alte Weiber und müßige Leute, die mit weltlichen Geschäften nicht beladen seyen, mögen sich darum bekümmern, was gehen mich der Pfaffen Händel an? ich habe im Regierstande mehr zu thun, als ich nur immer bestreiten kann. Dieses ist abermals ein tölpischer Unverstand, ja es ist ein großer und schädlicher Irrthum, noch aus dem Pabstthum herrührend, da man der Obrigkeit die Bibel zu lesen verboten, weil ihr Stand weltlich und sie nicht zum Predigtamte geweihet wäre, welches denn ein sonderlicher Griff des Teufels gewesen, damit die Fürsten und Herren nicht gewahr würden, wie es in der Kirche zugehe. Dagegen soll und muß ein junger Regent sich sein weltliches Regiment nicht so enge spannen lassen, oder für seine Person es allein auf weltliche Händel ziehen und dehnen. Nein, will er ein Fürst, ein Herr nicht ohne Verstand seyn, will er allerley Unrecht zu vorkommen und sich gegen seinen lieben Gott der Gebühr nach verhalten, so muß er auch über den rechten Gottesdienst halten, und falsche Lehre in die Kirche nicht einschleichen und also mit allen Treuen ihm Gottes Wort, die Bibel, befohlen seyn lassen.

Ferner muß ein junger Regent wissen und verstehen, daß gleichwohl in Religions-, Glaubens- und Ministerii-Sachen sein Amt nicht zu weit müsse gedehnt

und ausgespannt werden, und bei sich wohl erwegen, daß er nicht befugt sei dem Predigtamte vorzugreifen und sich des Kirchenregiments zu unterfangen, viel weniger aus Gottes Wort berechtiget seyn, seinen Predigern Ziel und Maaß zu stellen, wie und was sie predigen? wie und auf welche Weise sie ihr Strafamt und das ganze Kirchenregiment führen sollen? Traun nein! Ursach, so wenig einem Theologen oder Prediger gebühret, einen Fuß auf der Kanzel und den andern auf dem Rathhause oder in der Kanzley zu haben, und sich in fremde und seinem Amte nicht zugehörige Händel zu flechten, dabei auch, wenn und wo es geschieht, kein Glück noch Segen ist, Gott auch solches nicht ungestraft läßt; so wenig gebühret einem weltlichen Regenten einen Fuß auf die Kanzel zu setzen, und dies und das, ohne Vorbewußt, Willen und Bedenken seiner gottseligen christlichen Lehrer in Kirchensachen anzustellen und anzuordnen. Sollte aber Jemand hier Einrede thun und sagen: Auf die Weise wolltest du der weltlichen Obrigkeit wieder nehmen, was du ihr zuvor aus Gottes Wort zugelegt hast, wirst auch christliche Kaiser, Potentaten, Fürsten und Herren verdammen, wenn sie sich der Religion und Glaubens angenommen, dieses und jenes Edikt in Religionssachen anschlagen, diese oder jene Kirchenordnung für sich und die ihrigen publiciren und ausgehen lassen? Mit nichten! Wenn aus den Schriften der Propheten und Aposteln klar vor Augen liegt, was man auf Gottes Befehl predigen und lehren soll, so mag dann die Obrigkeit die Prediger ansprechen, dieselbe heißen und befehlen dasselbige zu predigen und auszurichten, wie es Gott haben will, wie ein Knecht den andern im Hausregiment anspricht, das zu thun, was der Hausherr einem jeden auszurichten insbesondere befohlen hat. — Ferner muß ein junger Herr auch den Verstand haben, daß Land und Leute regieren nicht eine geringe Mühe und Arbeit, sondern ein hohes und schweres Werk ist. Junge Leute verstehen das nicht so bald, wenn Gott kommt, und sie in den Regierungsstand wirft, gehts ihnen, wie einem jungen Gesellen, wenn ihn Gott in den Ehestand wirft; er sieht das Mägdelein von außen an, weiß aber ihr Inneres

nicht, und bedenkt nicht, was hernach folgen wird, und ſo gehts manchem jungen Regenten, wenn er zur Regierung gelangt; es hat das Anſehen, als wenn es ein eitel, köſtlich Ding mit der Regierung wäre: es ſcheint und glänzt ſehr von auſſen, wenn aber dieſes und jenes fortfällt, das man verabſchieden und erörtern ſoll, ſo ſieht er erſt, was für ein ſchönes Werk es ſei um die Regierung und wollt lieber davon ſeyn, wenn er mit gutem Gewiſſen davon abkommen könnte*). Da muß er denn ſeinen lieben Gott inbrünſtig um Weisheit und Verſtand bitten, und die Regierung mit dem lieben Gebete anfangen, und Gott anrufen, daß er wolle mitten im Rathſtuhl, mitten in der Audienz und gar oben anſitzen ſelbſt mitrathen und gute Anſchläge zeigen und vollführen. Thut nun ſolches ein junger Regent und Herr, ſo wird er augenſcheinlich ſpüren und im Werke erfahren, daß Gott in und bei ſeinem Regimente ſei und ſeinen Segen dazu gebe, daß es wohlgerathe, ja der liebe Gott wird durch einen ſolchen gottesfürchtigen Regenten, wie einfältig und unverſtändig er auch ſonſt möge geachtet und wohl getadelt werden, mehr Gutes ausrichten: denn durch ſolche Leute, die ſich allzuklug und ſo weiſe dünken laſſen, als ob ſie göttlicher Weisheit und Hülfe nicht bedürfen. — Da er aber ein Menſch iſt, und es darum gar bald und leicht geſchehen kann, daß er etwa, wo nicht aus Bosheit, doch aus Schwachheit und Unwiſſenheit exorbitire, und geſchehen läßt oder thut, was nicht recht iſt, muß er, will er anders gegen Gott ſich recht halten, ſich den Geiſt Gottes durch den Mund treuer Lehrer und Prediger erinnern, warnen und auch ſtrafen laſſen. Will er nicht ein Fürſt oder Herr ohne Verſtand ſeyn, ſo muß und ſoll er wiſſen, daß Obrigkeit, Untrigkeit ſei, wenn Gott durch ſeine Diener redet, und daß die Prediger auch der Obrigkeit Väter ſeyen, deren väterliche Züchtigung er im Beſten aufnehmen und nicht verachten ſoll. — Aber wie zu Zeiten etliche Regenten in dieſem Stücke

*) Dieſem Satze widerſprechen alle Erfahrungen bis auf die neueſte oder jüngſte Zeit. Kth.

gar keinen Verstand haben, auch nicht wissen, wie sie sich in diesem Falle gegen ihren lieben Gott und das Strafamt des heiligen Geistes halten sollen, giebt die Erfahrung und der Augenschein. Denn es ist, nach Luthers Weissagung, leider dahin gekommen, daß es die Weltkinder zum ärgsten deuten und aus Unverstand vorgeben, daß durch die ernste Strafpredigten der weltlichen Obrigkeit Ansehen verringert, die Herzen der Unterthanen entfremdet, und gleich als Ursache zu allerlei Aufruhr und Empörung unter dem gemeinen Pöbel ausgebreitet werde. Ja man findet wohl an großer Herrn und Fürsten Höfe solche gottlose Räthe die Oculus Domini seyn wollen, denen das Haupt und der Bauch für Klugheit so enge, daß man ihnen wohl einen eisernen Reif umlegen möchte, also daß sie auch ihnen persuadiren; sie wissen und verstehen viel besser, wie das Strafamt zu führen sei, als eben die Prediger selbst; die auch wohl aus übermäßiger Klugheit und fleischlichem Witze ihre Herren verhetzen, und ihnen einraunen: man solle oder müsse die Laster obenhin und ingemein strafen, die Obrigkeit aber nicht insonderheit angreifen, denn solches nicht allein nichts in den Kirchen Gottes erbaue, sondern auch großen Schaden thun könnte, ja dürfen sich noch wohl dazu verlauten lassen, als wollten die Prediger sich gleich einen Weg zum weltlichen Regimente bereiten, wissen auch aus Gottes Wort Sprüche zu führen, wie hoch und groß der Stand weltlicher Obrigkeit sei und wie sie Gott mit seinem Namen ziere und Götter heiße; wissen daraus ihre fleischliche Consequenz fein zu machen und zu deduciren: daß die Obrigkeit nicht also, wie andere gemeine Leute, dem Predigtamte unterworfen und sich eben so müßten strafen lassen, wie der gemeine Haufen, daß demnach die Prediger billig sollten bedenken und ihrer verschonen, und also die Obrigkeit, wie sie es nennen, nicht zu injuriiren, nicht in Schimpf und Verachtung setzen und Ursache zu Aufruhr und allerhand Uneinigkeit geben. — Ja, sagt Dr. Luther, wo ein Prediger die Laster an der Obrigkeit nicht strafte, das wäre vielmehr aufrührisch, denn damit machet er den Pöbel böse und unwillig und stärkete der Tyrannen Bosheit,

nachte ſich deſſen allen ſelbſt theilhaftig und ſelbſt
ig.
n andern Punkt. Wie ſich ein junger Fürſt
Herr gegen ſich ſelbſt chriſtlich und unver-
ch verhalten ſoll. — Ein junger Regent ſoll
erſte wiſſen, daß er auch ein armer Menſch ſei,
ndere, und daher ſoll er ſich ſeines Amtes und
es nicht überheben, nicht ſtolzieren, ſich nicht
ſen, ſondern bedenken, daß er noch eine Obrig-
t Himmel über ſich habe und Gott auf Rech-
... ſeiner Zeit fragen wird: wie er
habe? — In Betrachtung
Hoffart und Vermeſſenheit
er in angehender Regierung
hat und Alles nach Luſt fortgeht.
t nimmer gut. Vors andere
ent wiſſen und verſtehen, was
und [illegible]händliches Laſter es um
n ſei, wie übel dieſes Laſter ihm
für Unrath im Regimente daraus
erfolge. — ..., lieben Chriſten, wo dieſes Laſter
an eines ...en oder Herrn, vornämlich an eines
jungen Regenten Hofe beginnet einzureißen, da iſt es
allezeit mehrentheils mit dem Regimente gethan;
denn Wein und Weiber bethören die Weiſen, machen
einen Regenten zur Beſtie, einen Starken ſchwach
und einen Weiſen zum Narren; da werden die Spi-
ritus in ſeinem Kopfe turbirt, da wird die Seele ge-
hindert, daß ſie in keinen guten Gedanken komme
kann, da wird das Herz verderbt, es verwildert
verwimmert gleich, und bekommt beſtialiſche Qualität
Trunkenheit nimmt weg das Gedächtniß, zerſtört di
Sinne und verderbt den Verſtand. Wenn nun ei
nem jungen Regenten gleich im Anfange der Regie
rung das Gedächtniß geſchwächt und der Verſtan
verderbt wird, was wird er denn Gutes ausrichte
können? Dieſerhalb verbietet der König Salomon
man ſoll dem Könige nicht Wein zu trinken geben
noch den Fürſten ſtarke Getränke, ſie möchten ſon
in Trunkenheit gerathen und des Rechten vergeſſen. —
**Sollte heut zu Tage dieſe Ordnung unter uns Chri-
ſten gehalten werden, wo wollte man Regenten genug**

hernehmen? Ungeachtet an keinem Orte mehr gefressen und gesoffen wird, als an großer Herrn und Fürsten Höfen, daher es auch in der Regierung leider so zugeht, daß es wohl besser dächte. — Es ist unmöglich, daß solche Vollzapfen sollen tüchtige Regenten geben; welches daher denn junge Regenten ihnen zur Warnung sollen gesagt seyn lassen, die, wenn sie zusammen kommen, solches für die größte Ehre achten, wenn sie viele Stunden Tafel und dieses für den besten Ruhm halten, wenn einer den andern toll und voll, ja zum Narren sauft, daß sie von ihren Sinnen nichts wissen. Da nöthigen und zwingen sie einander, richten einen Saufkampf an, verschwedern die herrlichen Kreaturen Gottes, machen ein solch Geschrei und Wesen, daß man nicht weiß: ob's kluge oder tolle Leute seyn? Daß auch ihr eigen Gesindlein und Hofdiener der trunkenen Herrschaft lachet und spottet. Auf den Morgen sind sie schwach, krank und unlustig, wenn sie zur Kirche gehen, in der Audienz sitzen und ihr ihnen von Gott befohlenes Amt verrichten sollen, da liegen sie zu Bette schnarchen und schlafen, da werden denn die Händel andern aufgetragen und so verrichtet, daß das Uebel ärger gemacht wird. — Vor's dritte: Ein junger Fürst oder Herr wird sich dann gegen sich recht verhalten und vielem Unrechte zuvorkommen, wenn er für seine Person so viel weiß und versteht, daß er im Eingange seiner Regierung nicht zu weich und zu nachläßig, und dann wieder nicht zu strenge und zu jachzornig ist. — Denn wenn ein Regent nicht ein Mannes-, ja Löwenherz hat, sondern ein Lippus, ein Mitio, ein Weichling ist, und allzugelinde verfährt, wenn er Alles hinpassiren läßt, auch oft deshalb es thut, daß er im Anfange seines Regiments keine Ungunst will verdienen, und sich dadurch gleich einen guten Namen zu machen vermeint, da dringt das Böse mit aller Gewalt fort, da reißen Hummeln und Wespen durch die Gesetze, wie durch Spinnewebe, Mücken und Fliegen aber bleiben hangen. — Muß deshalb ein Regent wissen, daß ihn Gott dazu berufen habe, fein, ernst und strenge zu seyn, wo es nöthig ist, und immer vor Augen haben den Spruch

Gottes: Thue den Bösen von dir weg ꝛc. Verstehen soll er, daß durch seine Nachläßigkeit und allzugelinde Lindigkeit das Land oder eine Herrschaft voller bösen Buben werde, die ohne allen Scheu, besonders wenn sie etwas mehr als andere Leute seyn wollen, allen Muthwillen verrichten — daß er, wo er ein Weichling ist, böse Buben in ihrer Bosheit stärke, sich ihrer Sünden theilhaftig mache, und dieselbe gleichsam billige. — Wenn man die bösen Buben promovirt, so sind die Frommen ausgethan und werden wenig geachtet. — O miserum Imperatorem Romanum sub tam lentis maxillis, sagte Augustus zu seinem Adoptivsohn Tiberius, da er merkte, daß er das Maul nicht aufthun, und, wo sich's gebührte, Ernst anwenden dürfe. — Ein junger Fürst, wenn er sich der Regierung unterzogen, muß aber auch nicht gar zu scharf und jachzornig seyn; denn allzuscharf macht schärtig, zu wenig und zu viel ist des Teufels Ziel, die Mittelstraße ist die beste. Wenn man aber zu hart ist, und gleich anfangs Alles schnurgleich und fadenrecht haben und zu Bolzen drehen will, daraus entsteht nichts guts. — Weil aber die Mittelstraße zu treffen eben schwer ist, soll ein junger Fürst nicht zu schnell und zu behende seyn, vor dem Verhör und der Erörterung der Sache zu urtheilen und zu strafen; auch soll es ihm wehe thun, wenn er den Ernst brauchen muß; er soll sich hüten, daß er nicht aus Zorn, Haß, Neid und Verhetzung anderer Leute Jemand strafe, und nicht seinen eigenen Groll und Widerwillen unter dem Amtszorn verkaufe, sondern prakticiren lernen, was Syrach sagt: Rechne nicht allzugenau alle Missethat und kühle dein Müthlein nicht, wenn du strafen sollst. — Insbesondere aber muß ein Herr diesen Verstand haben, daß er ohne anderer Leute Verderben zürne und strafe, mit der Strafe aus Zorn, wenn er gleich rechtmäßig seyn möchte, nicht einen Löffel aufhebe und eine Schüssel zertrete. — Auch lasse er sich dieses zur Regel seyn, wenn er nicht unrecht strafen kann, ohne größere Gefahr und Unrecht, so lasse er sei Recht fahren, es sei so billig, als es wolle, und wart in Sanftmuth einer andern und bessern Gelegenhei

ſchönſter Schmuck, daß er ſo viele alte graubärtige Männer bei ſich hatte, die ihm guten Rath geben können. — Ueberdies, wenn ein Herr gegen ſeine Räthe ſich recht zu verhalten willens iſt, ſo muß er nicht immer ſeinem eigenen Kopfe folgen, ſondern ſeiner Räthe Rath und Meinung zuvor, ehe er etwas wichtiges vornimmt, auch anhören; denn eben darum haben Fürſten und Herrn ihre Räthe, Richter, ihre Schöppen, Bürgermeiſter und Beiſitzer, auf daß, wenn ſie etwas ſetzen, ordnen oder verrichten wollen, es zuvor von vernünftigen Leuten fein in Bedenken genommen und wohl hin und wieder durch die Hechel gezogen und, was denn für gut und rathſam von chriſtlichen Räthen erkannt wird, von ihnen als Regenten ins Werk gerichtet werde; denn unus oculus non videt omnia, viele Augen ſehen mehr, denn Eins. Wenn auch ein Herr in der Audienz votiren läßt, ſoll er auf eines Mannes Rath und Gutachten nicht ſobald zuplazzen, ſondern die andern auch hören, und wenn gleich ihre vota ihm nicht ſogleich gefallen und zuwider ſeien, ſie dennoch, ohne weiter darüber nachzudenken, ſie nicht flugs verwerfen oder verachten, wenns gleich die allereinfältigſten wären. Saepe etiam olitor non importuna locutus, ein einfältiger Mann giebt auch guten Rath und trifft's oft viel beſſer, als die allzuverſchmitzt und verſchlagen ſeyn und alles aushecken wollen; und mag ein junger Regent hierbei wohl in Acht nehmen, was Salomon ſagt: Die Spötter bringen frechlich eine Stadt in Unglück, aber die Weiſen ſtillen den Zorn, welche Worte Dr. Luther am Rande in der Bibel alſo auslegt: Es fahren oft die Räthe frei hinein, fragen nichts darnach, daß ſie eine Stadt oder einen Fürſten in Unglück bringen, woraus ſie in vielen Jahren nicht kommen, darum bedarfs einer guten Aufſicht. Da auch im Votiren die alten Räthe aus langjähriger Erfahrung die beſten Vota geben, und es ſich zutrüge, daß ſie ihrem jungen Herrn dieſes oder jenes riethen und ihm unterſagten, was ihm übel anſtände, ſoll er vor allen andern ſie reſpectiren und ein Auge auf ſie haben, ihre Stimme, als Gottes Stimme, hören, ihr folgen und bei ſich denken: Siehe was für feine graue Häupter haſt du vor dir? Ach! junge Räthe ſind unſtet wie die Morgenröthe, dieſe Leute

wiſſen aus langjähriger Erfahrung mehr, ja haben auch viel mehr vergeſſen, denn wohl mancher junge Rath, der ſich wohl der klügſte dünken läßt, lernen wird, du willſt folgen. Wenn das ein junger Herr verſtehen lernt, ey! ſo hat er in der Regierung nicht wenig ſtudieret, wenn er aber das nicht verſtehen will, alte Räthe nicht gern hört, auf ſeinen Starrkopf ſitzet und ſeinen Sinn für den beſten hält, auch wohl durch junge hitzige Räthe ſich dazu verhetzen und treiben läßt, da ſteht's mißlich mit ihm, und er bekommt Rehabeams Glück; welcher, wäre er ſeinen alten Räthen gefolgt, Land und Leute behalten hätte, da er aber auf ſeinem Starrkopf beſtand, und junger hitziger Räthe Bedenken folgte, verſcherzte er auf einmal zehn Stämme ſeines Königreichs, die er nachher nicht wieder an ſich bringen konnte. In Summa, es iſt fein, wenn ein Herr von ſeinen treuen Räthen ſich rathen läßt, die Augen in der Audienz zuthut, ein Schreibtäflein in der Hand hat, und eines jeden Rathes Bedenken aufzeichnet, ſeine Meinung zuletzt, auch ſagt, und den Beſchluß macht. So wie nun ein Regent dem Rathe ſeiner treuen Räthe folgen muß, alſo muß er ihnen auch trauen und ein gutes Herz zu ihnen tragen; denn wenns dahin mit einem Regenten gedeihet, daß er ſeinen Räthen nicht trauen kann und will, ſo werden die Sachen nicht ſo richtig fortgehen, wie ſie ſollten, und es wird wenig Gutes ausgerichtet werden. Es wird auch ein Fürſt und Herr viel zu ſchaffen kriegen, wenn er aus Mißtrauen alles durch ſeinen Kopf, es ſeyen kleine oder große Händel, gehen laſſen will. Man hat und weiß Beiſpiele an gottſeligen Fürſten und Regenten, weil ſie durch etliche ihrer Räthe wider und über alle ihre Hoffnung ſo ſchändlich waren angeführt und betrogen worden, ſich nachmals alle Händel zugezogen, und auch denen, ſo ihnen je und allewegen treu und gewähr geweſen, nicht vertrauen, ſondern faſt alles für ſich verrichten und thun wollen, aber die Laſt war ihnen zu groß, ſie konnten es nicht in die Länge aushalten und mußten darüber des Todes ſeyn. Soll demnach ein Herr ſeinen Räthen trauen und ſich gegen ihnen alſo erweiſen, daß ſie ſehen, daß er ein gutes Herz zu ihnen habe. Doch

weil, wie D. Luther ſagt, Fürſten und Herrn gemeiniglich die Gefangenen ihrer Räthe ſeyen, weil auch die Hofräthe und Amtleute gern frei und ſelbſt lieber Herrn im Lande, und alſo die Mönche wären, die den Abt regieren, und es auch ſind, wo ein Fürſt ohne Verſtand iſt, weil dergleichen Fürſten und Herren per prothesin Syllabae ſehr viel Räthe haben, muß ein Herr, wenn er ſich gegen ſeine Räthe weislich halten will, ihnen nicht zu viel trauen, und aus ſeinen Räthen keinen Gott machen, ſein gänzliches Vertrauen auf ſie ſetzen. Jener Markgraf zu Meißen ſagte: „Ein Herr dürfe ſich nicht fürchten vor denen, die fern von ihm ſeyen, ſondern vor denen, die ihm zunächſt auf den Fuß folgten; denn dieſe wollten ihm viel lieber auch auf den Kopf treten.“ Ich weiß, ſoll ein frommer Herr denken, was in einem Menſchen, und ſonderlich in verſchmitzten, verſchlagenen Weltkindern ſteckt; ich weiß wohl, daß ſie halten, wie eine böſe Armbruſt, aber ich traue Gott, der wird helfen, daß dieſer und jener Rath mir Glauben halten, gut mit mir meinen, und aufrichtig und ehrlich mit mir handeln werde; denn wenn Gott nicht hilft, ſo hält kein Menſch Glauben. Ein Regent muß ſich gegen ſeine Räthe, wie ein geſchickter Fuhrmann halten, welcher zwar ſeinen Pferden traut, aber ihnen doch den Zügel nicht ganz ſchießen läßt, wenn ſie gleich zu Zeiten fein zahm und in aller Stille dahin gehen, und am Joche ziehen, als wenn ſie keines Zügels oder Fuhrmanns bedürfen; er behält den Zügel immer in der Hand, ja was noch mehr iſt, er windet ihn wohl noch aufs allerhärteſte um die Hand, wohl wiſſend, daß, wo die Pferde ihre Stärke fühlen, und ihre Gelegenheit erſehen, ihnen leicht das Kollern und wohl noch mehr ankommt, davon ihnen der Muth wächſt, und dann ausreißen über Stock und Block, wie der Poet ſagt: Fertur equis auriga, nec audit currus habenas. Eben ſo ſoll ein verſtändiger Fürſt, Herr und Regent, mit ſeinen Räthen auch umgehen, ihnen trauen, aber gleichwohl nicht zu viel trauen, den Zügel zwar ſchießen laſſen, aber ihn nichts deſto weniger um die Hand winden und feſt halten, damit er ſeines Gefallens umlenken und ihrer mächtig ſeyn kann.

von Herzen dafür danken, wie Syrach spricht: Es stehet in Gotteshänden, daß ein Regent gerathe, derselbe giebt ihm einen löblichen Kanzler. — Neben diesem soll ein junger Regent seine ihm von Gott gegebenen treuen Räthe lieben und ehren, etwas auf sie wenden und sich nichts dauern lassen, damit sie mit nothdürftiger und ehrlicher Unterhaltung versorgt, ihren Ehrenstand nach Gebühr, doch nicht zur Pracht und Hoffahrt, führen und ihrem Herrn in der Regierung und wo er ihrer sonst bedarf, eine Ehre seyn können. Besonders soll aber ein Regent seines Herrn Vaters alte treue Räthe lieben und in großen Ehren halten, sie auch ihrer angewandten Treue in Gnaden genießen lassen; sich auch nicht durch neue, junge, hitzige Räthe, welche immer auf die alten zu beißen pflegen und sie dem Herrn verdächtig zu machen sich unterstehen, bereden lassen, irgend eine Ungnade auf sie zu werfen und ihnen mit Undank zu lohnen. Nein, zwei Stücke sind, die mich verdrießen, spricht Syrach, und das dritte thut mir Zorn, wenn man einen streitbaren Mann zuletzt Armuth leiden läßt und die weisen Räthe zuletzt verachtet, und wer vom rechten Glauben abfällt. Dafür sollten junge Herrn gewarnet seyn; denn wenn es mit ihnen die Wege erreicht, daß sie ihren treuen alten wohlverdienten Räthen auf Angiessung und Anreizung junger stolzer Räthe, feind werden und ihnen mit höchstem Unverstande und Undank beginnen abzulohnen, so stehts auch dermaßen übel um einen jungen Herrn; es gewinnt gewiß einen bösen Ausschnitt mit dem Regimente und können es nicht lange treiben. Ach! alte treue, christliche, wohlverdiente Räthe sind eines jungen Fürsten oder Herrn höchster Schatz und edelstes Kleinod, und stehen ihm überaus wohl an, sie sind ihm ein großer Schmuck und Zierde, wie jene ehrbare Matrone auf dem Reichstage zu Worms erkannte, als sie einen Fürsten des Reichs mit alten Räthen zu Rathe reiten sah; sie sagte zu ihrem Hauswirthe, der den Fürsten auch reiten sah: Lieber Mann, was meinet ihr wohl, daß diesen Fürsten am besten zieret? Er antwortete: Seine wohlgeputzten Hengste und stattlichen Gäule, sein Reichthum, Pracht und Schöne. O nein! lange nicht, sagte die Matrone, sondern dies war des Fürsten beste Zierde und sein

sieh gewinnen sie dann ihren Herrn, wie emsig beten sie für ihn, und wie vielem Unrechte kann hierdurch gewehrt werden, wenn ein Regent seine Unterthanen gern hört. —

Vom vierten Punkt, wie sich ein Fürst oder Herr gegen seine Räthe verhalten soll. — Weil es leider! in der jetzigen Welt dahin kommen, daß an großen Fürsten und Herren Höfen viele Weltkinder und vor der Welt ansehnliche Leute sich nicht allein der guten Künste und Schreibfeder schämen und nichts lernen wollen, sondern auch andere hochverständige gelehrte Leute, deren Fürsten und Herrn in der Regierung nicht entbehren können, im Grunde ihres Herzens verachten, sie lose Schreiber, Tintenfresser, Blackscheißer, und weiß nicht wie aus Verachtung nennen und also aufs allerschändlichste von ihnen reden, als an denen nicht viel gelegen ist, weil auch jetzt gedachte ungenannte ihnen einbilden, wenn sie nur weidlich fluchen, martern, wunden und sacramenten können, daß der Himmel sich dagegen entfärben, die Sonne verschwärzen und der Erdboden dafür erschüttern möchte, oder wenn sie ein wenig mit der Reiterei umgehen, ein Paar Beize über ein Pferd schlenkern oder einen Gaul frei herumwerfen und tummeln können, ey so stehe das Heil eines Regiments auf ihnen. Wie denn auch viele junge Regenten hin und wieder gefunden werden, die sich über solche Leute höchlich verwundern und sich bedünken lassen, wenn sie ohne solche Leute seyn sollten, könnten sie keine Fürsten, keine Herren seyn, und das Regiment nicht führen; dagegen soll ein junger Fürst und Herr verstehen, daß man einen weisen und guten Regenten an seinen Räthen erkennt, und bedenken, — daß er in seinem Regimente nichts übler, denn gottseliger, hochverständiger, gelehrter Leute und guter Schreiber entrathen könne, wenn er nicht ohne Verstand regieren will. Deswegen, wenn ein Regent in sein Amt treten will, soll er Gott um treue, weise, und christliche Räthe und Diener anrufen, findet er solche in der Regierung oder sieht sich darnach um, und der liebe Gott zeiget sie nicht allein, sondern giebt sie ihm auch, so soll er solche Leute für ein sonderliches Geschenk und Gabe Gottes erkennen und seinen Gott

wiſſen aus langjähriger Erfahrung mehr, ja haben auch viel mehr vergeſſen, denn wohl mancher junge Rath, der ſich wohl der klügſte dünken läßt, lernen wird, du willſt folgen. Wenn das ein junger Herr verſtehen lernt, ey! ſo hat er in der Regierung nicht wenig ſtudieret, wenn er aber das nicht verſtehen will, alte Räthe nicht gern hört, auf ſeinen Starrkopf ſitzet und ſeinen Sinn für den beſten hält, auch wohl durch junge hitzige Räthe ſich dazu verhetzen und treiben läßt, da ſteht's mißlich mit ihm, und er bekommt Rehabeams Glück; welcher, wäre er ſeinen alten Räthen gefolgt, Land und Leute behalten hätte, da er aber auf ſeinem Starrkopf beſtand, und junger hitziger Räthe Bedenken folgte, verſcherzte er auf einmal zehn Stämme ſeines Königreichs, die er nachher nicht wieder an ſich bringen konnte. In Summa, es iſt fein, wenn ein Herr von ſeinen treuen Räthen ſich rathen läßt, die Augen in der Audienz zuthut, ein Schreibtäflein in der Hand hat, und eines jeden Rathes Bedenken aufzeichnet, ſeine Meinung zuletzt, auch ſagt, und den Beſchluß macht. So wie nun ein Regent dem Rathe ſeiner treuen Räthe folgen muß, alſo muß er ihnen auch trauen und ein gutes Herz zu ihnen tragen; denn wenns dahin mit einem Regenten gedeihet, daß er ſeinen Räthen nicht trauen kann und will, ſo werden die Sachen nicht ſo richtig fortgehen, wie ſie ſollten, und es wird wenig Gutes ausgerichtet werden. Es wird auch ein Fürſt und Herr viel zu ſchaffen kriegen, wenn er aus Mißtrauen alles durch ſeinen Kopf, es ſeyen kleine oder große Händel, gehen laſſen will. Man hat und weiß Beiſpiele an gottſeligen Fürſten und Regenten, weil ſie durch etliche ihrer Räthe wider und über alle ihre Hoffnung ſo ſchändlich waren angeführt und betrogen worden, ſich nachmals alle Händel zugezogen, und auch denen, ſo ihnen je und allewegen treu und gewähr geweſen, nicht vertrauen, ſondern faſt alles für ſich verrichten und thun wollen, aber die Laſt war ihnen zu groß, ſie konnten es nicht in die Länge aushalten und mußten darüber des Todes ſeyn. Soll demnach ein Herr ſeinen Räthen trauen und ſich gegen ihnen alſo erweiſen, daß ſie ſehen, daß er ein gutes Herz zu ihnen habe. Doch

ſieb gewinnen ſie dann ihren Herrn, wie emſig beten ſie für ihn, und wie vielem Unrechte kann hierdurch gewehrt werden, wenn ein Regent ſeine Unterthanen gern hört. —

Vom vierten Punkt, wie ſich ein Fürſt oder Herr gegen ſeine Räthe verhalten ſoll. — Weil es leider! in der jetzigen Welt dahin kommen, daß an großen Fürſten und Herren Höfen viele Weltkinder und vor der Welt anſehnliche Leute ſich nicht allein der guten Künſte und Schreibfeder ſchämen und nichts lernen wollen, ſondern auch andere hochverſtändige gelehrte Leute, deren Fürſten und Herrn in der Regierung nicht entbehren können, im Grunde ihres Herzens verachten, ſie loſe Schreiber, Tintenfreſſer, Blackſcheißer, und weiß nicht wie aus Verachtung nennen und alſo aufs allerſchändlichſte von ihnen reden, als an denen nicht viel gelegen iſt, weil auch jetzt gedachte ungenannte ihnen einbilden, wenn ſie nur weidlich fluchen, martern, wunden und ſacramenten können, daß der Himmel ſich dagegen entfärben, die Sonne verſchwärzen und der Erdboden dafür erſchüttern möchte, oder wenn ſie ein wenig mit der Reiterei umgehen, ein Paar Beize über ein Pferd ſchlenkern oder einen Gaul frei herumwerfen und tummeln können, ey ſo ſtehe das Heil eines Regiments auf ihnen. Wie denn auch viele junge Regenten hin und wieder gefunden werden, die ſich über ſolche Leute höchlich verwundern und ſich bedünken laſſen, wenn ſie ohne ſolche Leute ſeyn ſollten, könnten ſie keine Fürſten, keine Herren ſeyn, und das Regiment nicht führen; dagegen ſoll ein junger Fürſt und Herr verſtehen, daß man einen weiſen und guten Regenten an ſeinen Räthen erkennt, und bedenken, — daß er in ſeinem Regimente nichts übler, denn gottſeliger, hochverſtändiger, gelehrter Leute und guter Schreiber entrathen könne, wenn er nicht ohne Verſtand regieren will. Deswegen, wenn ein Regent in ſein Amt treten will, ſoll er Gott um treue, weiſe, und chriſtliche Räthe und Diener anrufen, findet er ſolche in der Regierung oder ſieht ſich darnach um, und der liebe Gott zeiget ſie nicht allein, ſondern giebt ſie ihm auch, ſo ſoll er ſolche Leute für ein ſonderliches Geſchenk und Gabe Gottes erkennen und ſeinen Gott

Ach ein Fürſt und Herr iſt ein groſſer Fuhrmann, er reitet groſſe theure Hengſte und ſtattliche Cavallen, die wollen traun des beſten Futters voll ſtecken, den Zaum frei und lang haben, die Sporen nicht leiden, auf den Gaſſen die quer gehen, um ſich ſchlagen, ſtoßen, beißen, darüber ganz hochgeehrt und gefürchtet unter dem Sattel und Schmuck ihres Herrn ſeyn, wenn ſie die Laun und das Kollern ankommt, die Herrn auf das Pflaſter legen, daß Land und Leute an ihm zu laben und zu kühlen haben; ſollte daher ein Herr nicht den Zügel in der Hand feſt halten? Dieſes wird nun aber fein geſchehen können, wenn ein Herr nicht Alles mit fremden Augen ſieht, ſondern gute Achtung auf das Goubernament hat, wenn er immer hinten und vorn in der Regierung iſt, ſich nach allem erkundiget, dem Eigennutz mancher Beamten Schranken ſetzt, die die armen Unterthanen unter dem Schein ihres Amtes ſchinden, ſchaben, unterdrücken, die Sachen verſchleppen, nicht fördern, und im Namen des Regenten viel thun, von dem er oft weniger denn nichts weiß, thun, wie jener ſagte: Hier fahre Miſt, weil du Vogt biſt, ſchneide die beſten Pfeifen, weil du im Rohre ſitzeſt. Sive sit raptum, sive captum, modo sit mihi aptum. Nur Alles in meinen Sack und ſonſt keinem Menſchen gedient, wie man es hin und wieder an Fürſten und Herrn Höfen und in den Regimenten ſieht, daß hungrige Mücken ſich bald beleſen und bei ihren Aemtern, da ſie doch nicht ſo groſſe Beſoldung haben, reich und fett werden, und ehe man deſſen gewahr wird, allen Glanz, der dem Fürſten und Herrn allein gebühret, auf ſich ziehen. Daher ſoll ein Fürſt und Herr wiſſen, daß er ſeiner Unterthanen Haupt iſt, und ſo wie ein Haupt Augen hat, damit es alles überſieht, Ohren, damit es alles hört, Naſe, damit es alles riecht, Zähne, zum Kauen und dem Magen die Speiſen zuzuſchicken, Mund und Zunge damit es redet, ſo ſoll ein Regent auch ſein. Wackre Augen ſoll er haben, und fleißig zuſehen, daß ſeine Räthe in ihrem befohlenen Amte treu und fleißig ſeyen; Ohren ſoll er haben, um das Seufzen und Klagen ſeiner Unterthanen zu hören; Gehirn ſoll er haben, um über die Staatsgeſchäfte nachzudenken;

eine Nase soll er haben, um nach Befinden der Umstände, bald zu riechen, wo und wie die Sachen stehen und der Hund begraben liegt, auch sich mit der Nase nicht herumführen lassen. Mund, Zunge und Zähne soll er haben, um kräftig um sich zu beißen, wenn er vermerkt, daß die Räthe und Beamten den Hund wollen hinken lassen und nicht nach Billigkeit handeln. Wenn die Räthe diese Eigenschaften an einem jungen Regenten bemerken, werden sie in ihrem Fleiße auch nicht nachlassen, viel unrechts wird dadurch verbleiben, und es wird wohl um einen Herrn und sein Regiment stehen. Dem christlichen König Alfonso wird nachgerühmt, daß er die Zeit seines Lebens hindurch vierzehnmal die Bibel soll durchgelesen haben, sich auch sonst der allerbesten und edelsten Bücher beflissen, solche mit sich über Feld geführt und so eine große Lust und Wohlgefallen zu guten Büchern getragen, daß man ihn, wenn er in seinem Zimmer allein gewesen, selten ohne Buch gefunden; daher er auch ein Buch in seinem Wappen geführet. Ja er soll eine Zeit gesagt haben: Er hätte viele feine Leute und vornehme Räthe an seinem Hofe, aber seine Bücher wären viel gerader und treuer, als jene alle mit einander; sie sprechen nicht Mum, Mum, behielten keinen Brey im Maule, nehmen kein Blatt davor, scheuten weder Gnade, noch Ungnade, und predigten ihm getreu, wie er Land und Leute zu regieren habe. Diesen und ähnlichen Beispielen soll ein junger Fürst nachfolgen, gute Bücher schätzen und fleißig lesen, sie seinen Räthen vorziehen, so wird's ihm nicht an Verstand mangeln; denn aus solchen Regenten werden endlich tapfere Leute, die baß zum Regieren dienen, als diejenigen, die nur Gläser leeren und Kreiser umstürzen, und wenn ihnen sonst die Zeit lang wird, allerlei Alefanzereyen treiben.

Da endlich die Welt jetziger Zeit sehr böse ist, und unter den Unterthanen ein wildes, freches, muthwilliges Gesindelein gefunden wird, die sich wider des Fürsten und Herrn treue christliche Räthe mit aller Gewalt setzen, wenn sie diesen oder jenen Bescheid, abschlägliche Antwort im Namen des Herrn geben,

oder dieſes und jenes zum Nutzen des Landes ins Werk geſetzt haben, das aber manchen Unterthanen nicht recht, oder wenn ihnen etwas als einen Ungehorſamen verwieſen wird, ſie dawider proteſtiren und ſich verlauten laſſen: die Sache gehe den Herrn nicht an, mit den Räthen hätten ſie zu thun, ungeachtet nur die Räthe ihres Herrn Befehl vollziehen, ſoll ein regierender Herr ſeine Räthe, wenn ſie recht gehandelt, treulich in Schutz nehmen, den Braten wider gedachte Widerporſten richten, und es ſo nehmen, als ſey er ſelbſt durch ſeine Räthe angefeindet worden, und müſſe daher ihren guten Namen retten. Wenn das fromme, treue Räthe ſehen, daß ihr Herr über ihnen hält, und die Ungunſt von ihnen entfernt, ſo werden ſie ihr Amt auch um ſo freudiger verrichten, und thun was recht iſt. Wenn aber der Herr bei den Ungehorſamen, beſonders wenn es anſehnliche Leute ſind, den Namen haben will, als wenn er fromm wäre, und wiſſe nichts von ſeiner Räthe Thun, die Räthe daher anfeinden und läſtern läßt, da werden die Räthe im Dienſte mißmüthig und nachläſſig, und laſſen viele Dinge hinhoſen, welches ſonſt nicht geſchehen würde, wenn ihr Herr ſie in gebührlichen Schutz nehme.

Vom fünften Punkt. Wie ſich ein junger Fürſt oder Herr insgemein gegen ſein ganzes Hofgeſinde recht und löblich verhalten ſoll. — Ein junger regierender Fürſt oder Herr ſoll, ſo viel in dieſer Schwachheit des Fleiſches immer möglich, ſeinem Hofgeſinde mit einem ehrbaren, gottſeligen, chriſtlichen, tugendreichen Leben und Wandel vorgehen, der Prediger göttlichen Worts gern und fleißig anhören, mit Treue meinen, in Ehren halten, lieb und werth haben, und ſich in der Kirche, beim Gottesdienſte, über Tiſch, in der Kleidung, in der Regierung und ſonſt allenthalben ſo erweiſen, daß das ganze Hofgeſinde einen Spiegel aller Gottſeligkeit, Ehrbarkeit und fürſtlichen Tugenden an ihm haben möge. Malo moribus et auctoritate meus excellere quam diademate et purpura, ſagte Alfonſus zu Einem, der ihm verwies, warum er ſich ſo einfältig kleidete. — Solches ſoll ein Regent nicht allein darum thun, daß er um

so kräftiger das böse Hofgesinde könne strafen, sondern daß er seinen hohen, heiligen Stand, darein ihn Gott gesetzt, nicht verächtlich mache; denn wie Syrach sagt, wer will den bei Ehren erhalten, der seinen Stand selbst unehrt, daß auch seine Hofjunker und alles Gesinde eine feine ehrerbietige Furcht und Scheu vor ihm haben, welches über alle Maaßen einen jungen Regenten ziert. Ach! findet man doch ohne dies bisweilen an Fürsten- und Herrn-Höfen solche unverschämte Wüstlinge, solche grobe Tölpel und Flegel, grobe Hölzer (man berücksichtigte die oben angeführte Zeit, in der dieses geschrieben worden) aus denen man wohl Sautröge machen könnte; wenn ein junger Herr sich zuweilen erlustiget, sich mit ihnen ein wenig gemein macht, freundlich mit ihnen redet, mit ihnen nach Gelegenheit scherzet, so wächst von Stunde an ihnen der Muth, sie denken, nun seien sie der Meister Fickfack, fangen an, mit dem Herrn ziemlich grob zu scherzen, lassen ihn mit ziemlichen Worten an, und gehen mit ihm ohne alle Ehrerbietung dermaßen um, als wenn sie irgend eines Schusters oder Schneiders Knecht vor sich hätten. Widerfährt nun dies einem Regenten, wenn er zu Zeiten sich mit den Seinigen kaum ein wenig erlustigen will, daß seine Reputation und Ansehen dadurch gleich fallen oder doch sehr geschmälert werden wird; was geschieht da nicht, wenn ein Herr nicht ein fein ehrbar, züchtiges und christliches Leben vor seinem Hofgesinde führt und sich in aller Leichtfertigkeit übt. Damit aber einem jungen Herrn seine Reputation und Ansehen bleibe, und sich seine Räthe, Hofjunker und Hofgesinde fein vor ihm scheuen, muß ein Regent sich in seinem Christenthume und ganzem Leben fein herrisch zu halten wissen; und wenn er merkt, daß etliche grobe Gesellen, sie mögen unter den Räthen, Hofjunkern oder sonst unter dem gemeinen Gesinde stecken, seine Geselligkeit und Frömmigkeit mißbrauchen und ihn nicht als einen Herrn respektiren wollen, so soll er sich dermaßen ausdrükken, daß sie inne werden, wen sie vor sich haben, und sich von ihnen nicht verachten lassen.

Im weltlichen Regimente hat es auch Ketzer und Rottengeister, die nicht mit dem Schwerdte,

ſondern mit der Zunge fechten und kriegen, das iſt: An Fürſten- und Herrenhöfen werden gemeiniglich viele Verläumder, Fuchsſchwänzer, Ohrenbläſer oder Ohrenmelker und Neidhämmel gefunden, die zwar für ihre Perſon andern Leuten nicht ſchaden können, ſich aber dennoch bei Fürſten und Herrn einflicken, und arme, unſchuldige Prediger, gottſelige Räthe und fromme Diener auf's allerfeindſeligſte angießen und verläumden, welches ſie heimlich thun. Sie geben dann vor, ſie thun ſolches nicht gern, wollen auch nicht, daß es Viele wiſſen ſollten, können es aber gleich wohl im Vertrauen ihrer Ehre und Pflichten halber dem Herrn nicht bergen; ſie müſſens Amts- und Gewiſſenshalben erinnern, ſtellen ſich als willige Diener, hängen den Kopf, falten die Hände, und doch iſt all ihr Thun dahin gerichtet, daß ſie nicht allein Unſchuldige angießen, ſondern auch gleich den Fürſten und Herrn mit auf die Leimſpindel und ihren Kloben bringen, ſie einnehmen und fangen mögen. Wenn nun ein junger Herr ohne Verſtand iſt und einem ſolchen Schalk und Ohrenbläſer nur ins Maul ſieht, deſſen Herz er noch nicht kennt, ach! da werden oft unſchuldige Leute, fromme treue Diener, die den Nuzzen des Herrn am meiſten ſuchen, jämmerlich gedrückt, an Ehre und Gut beſchädiget, und kommen plötzlich in große Ungnade; der Regent giebt ihnen zuweilen einen Blick, dafür ſie allen Reſpekt haben, ſpricht ihnen nicht mehr zu und ſie wiſſen nicht, wie ſie mit ihrer Herrſchaft daran ſind und woher die Ungnade komme. Merkt nun ein junger Regent, daß er ſolche Geſellen unter ſeinem Hofgeſinde habe, welche das Maul nach der Taſche richten, andere fromme Diener verſchirren, ins Salz hauen und verläumden wollen; ſoll er ihnen nicht allein nicht die Ohren hinrecken und nichts glauben, ſondern ſie auch an ſeinem Hofe nicht leiden, mit Ernſt von ſich weiſen und bedenken, was für großen Jammer und Noth ſolche Leute zu ſtiften pflegen. Es nimmt immer zuletzt mit ſolchen Geſellen ein böſes Ende; ſie kommen gemeiniglich ſchändlich um. Teufel ſind es, Teufels Lohn bekommen ſie auch; ja es geht zuletzt wohl über den Herren aus; denn wenn er leicht glaubt, ſo iſt er, wie Sy-

rach ſagt, leichtfertig, unbeſtändig, und wie eine Boskugel, leicht wie ein Federlein, und läßt ſich wie ein Rohr hin und her wehen und treiben, und wird gar oft verführt werden. Wenn aber ein Regent ſich bedünken läßt, der Verläumder redet die Wahrheit, er müſſe ihn hören, ſoll er ihn aufs wenigſte auch fragen: ob er dasjenige, was er vorbringt, auch geſtändig ſeyn wolle? der Wahrheit fleißig nachgehen und, wenn er befindet, daß der verfluchte Neidhard den Ohrenbläſer ſo getrieben, ſoll er ihn mit gebührlichem Ernſte ſtrafen, daß ein Anderer ob dieſem Laſter einen Abſcheu haben möge. Wo das nicht geſchieht, ach! da gehts, wie Domitian geſagt: Princeps, qui adulatores non castigat, irritat, und werden die Verläumder in ihrer Bosheit geſtärkt. Ein edel Ding iſt und ſteht wohl am Herrenhofe, wenn das Hofgeſinde einig iſt, dagegen riechts wie Teufelsdreck, wo die Hofräthe, Hofjunker und das gemeine Hofgeſinde immer auf einander hacken, ſchießen und ſtechen, wie die giftigen Ottern, und in Zwietracht, Zank und Hader leben, da kann nichts guts daraus erfolgen; denn wo Einigkeit iſt, da wohnt Gott, der ein Gott des Friedens iſt, wo aber Zwietracht und lauter Grunzen, Murren und Argwohn iſt, da wohnt der Teufel, und da geht Alles hinter ſich. Dieſerhalb ſoll ein Regent keine Uneinigkeit unter ſeinen Dienern leiden, und, ſo viel immer möglich, zu Friede und Einigkeit halten. Es hat wohl das Anſehen, als wenn es einem Herrn nützt, wenn Diener uneins ſind und einer dem andern auf die Finger ſieht; allein in Wahrheit geht ſolche Uneinigkeit nur über den Herrn und ſeine Regierung aus, und wird viel Gutes dadurch gehindert, und ſo viel Böſes geſtiftet, daß es in kurz nicht kann geſagt werden. Da nun ſolche Uneinigkeit gemeiniglich aus Hoffahrt entſteht, da ſich Einer vor dem Andern vordrängt und mehr ſeyn will, ſo ſoll ein Herr ſehen, wie er ſolcher friedhäßiger, hoffärtiger Leute in gutem könne loswerden, ungeachtet wie groß und hoch ſie auch anzuſehen und wie weidlich ſie ſich vor andern hervor zu brechen und zu putzen wiſſen, welches dann ein Herr nicht achten muß; ſieht man doch auch bisweilen einen ſchönen Wurm, wie der

Molch ist, von vielen Farben, oder wie eine Raupe, als ob sie verbremt wäre, auch eine schöne Hummel oder einen schönen grünen Goldkäfer, welche fliegen, brummen und summen; aber was ists? ein äußerliches Geplerr und Ansehen; sie wissen, noch können nichts denn stechen, beißen, rauben, fressen und den armen Bienen ihren Honig nehmen. Eben so sind auch einige stolze Centauri, Störzmesser und Thrasonische Hummeln an Herrn- und Fürstenhöfen, die wollen als Hummeln und Wespen immer in Ehren gehalten seyn, immer fressen, saufen, schnorren, porren, stechen und beißen auf andere fromme Diener, richten immer eine Unlust und Uneinigkeit mit ihrer verdammten Hoffarth an. Das soll sich ein junger Herr merken und sprechen: O, ich mag dessen nicht, der stolze Geberden und hohen Muth hat, er wird mir an meinem Hofe nicht viel Gutes schaffen. Letzlich liegts am Tage und kanns Niemand leugnen, daß das erschreckliche, gräuliche, greßliche, vermaledeite, teuflische Fluchen fast nirgends mehr ohne Scham und Scheu gebraucht werde (man berücksichtige das 16te Jahrhundert) als unter dem Hofgesinde; denn wie ihnen der Rachen aufgeht, so muß das dritte oder vierte Wort eine greuliche Gotteslästerung seyn, und meinen solche Marterhansen und Wundenknechte ihr Hofgespräch lasse sich nicht fein reden, es sei denn mit Gotteslästerung dick und feist gespickt; ja das verdammte Fluchen ist unter ihnen so gemein, daß wenn sie zu Tische sitzen und die edlen Gaben Gottes genießen, es für keine Sünde, sondern für eine Ehre, Zierde und Schmuck ihrer Rede geachtet wird. Solche Hof-Companen sind ärger, als die Türken, die ihren Mohamet in Ehren halten und ihn nicht lästern. Was sage ich von Türken? sie sind ärger denn der Teufel im Abgrunde der Hölle; denn der Teufel zittert und bebt doch vor dem allerheiligsten Namen Gottes, wünscht keinem Christen durch den Namen, Marter, Wunden und Sakrament Gottes etwas Böses: aber diese Unfläter lassen durch ihren verdammten Rachen diese und dergleichen Flüche täglich laufen und wünschen unter Christi Namen Leiden, Marter, Wunden und Sakramenten, damit der ganzen Welt Leben und

Seligkeit erworben und applicirt wird, ihrem Nächſten alles Arges, daß es nicht Wunder wäre, daß die Erde ſich aufthäte und ſolche Läſterer verſchlänge, oder der Ort gar umgekehrt würde, wo ſolche greuliche Flüche getrieben werden. Hier muß nun ein junger Fürſt oder Herr wiſſen, was für eine große himmelſchreiende Sünde, es um das Fluchen ſei, und ſolche allezeit, vornämlich aber im Anfange ſeines Regiments ernſtlich verbieten, ja mit allem Ernſte ſtrafen, und wenn er weiß, daß er ſolche Diener an ſeinem Hofe habe, die der Gotteslästerung gewohnt und davon nicht abgehen wollen, ſoll er ſie nicht an ſeinem Hofe leiden, ſondern abſchaffen. Leidets doch kein Fürſt oder Herr, wenn man ihn läſtert, es leidets auch kein treuer Unterthan, daß man ſeinen Landesfürſten oder Herren ſchmähe und ſchände; er wäre auch nicht der Ehre werth, wenn ers litte, wie käme denn immer und ewig der allmächtige Himmelsfürſt dazu, daß er ſeinen allerheiligſten Namen mißbrauchen laſſen ſoll; und kein Fürſt, Herr und Regent kann mit gutem Gewiſſen dazu ſtille ſchweigen, wenn er hört, daß Gottes und Chriſti, deſſen Vaſall und Lehnmann er iſt, Blut, Marter, Wunden und Leiden geſchmähet wird. — Wohl aber dem Hofe, wo beide, Herr und Diener, dieſem Laſter von Herzen feind ſind, und Gott, ihren Herren und Schöpfer, mit ihren Zungen preiſen, da will Gott mit zeitlichem und ewigem Segen wohnen." — So weit der ehrwürdige Hofprediger Glaſer.

Wir haben den guten Glaſer um zwei Jahrhunderte hinter uns gelaſſen; aber ſeine Lehren ſind, wenn man das zu ſichtbare Hervorſtreichen ſeines Standes abrechnet, der allerdings nach der Majeſtät, als der ehrwürdigſte daſteht, indem ihm das Heiligſte des Menſchen, die Religion, zu verwalten übertragen worden, aber darum nicht Alles auf ſich beziehen darf, bis auf die neueſte Zeit in der Praktik als bewährt befunden worden. Er ſtellt das Prinzip der Souveränität mit einer Treuherzigkeit und Offenheit in das gehörige Licht, welchem noch die derbe Sprache einen

Rahmen leihet. Mosheim und Jerusalem, Schleiermacher und andere ausgezeichnete Theologen des 18ten und 19ten Jahrhunderts würden mit allem ihrem Tiefsinn, in dem seidenen Gewande ihres Vortrages vor zweihundert Jahren an keinem Deutschen Hofe verstanden worden seyn, man hätte ihnen auch geantwortet wie Festus: Paul Du rasest, die große Kunst macht Dich rasend. Wenn man aber mit Ochsen, Schweinen, Flegeln und Eseln von der Kanzel herabpolterte, so verstand es die ganze Welt, das heißt, hoch und niedrig; denn dieses lag damals im Zeitgeiste. Die Nerven, das ganze Gefühlsvermögen der Edlen und derjenigen, die sich ihnen durch ihre Stellung in der Gesellschaft gleich setzten, waren anders organisirt; sie tranken aus ganz andern Bechern, ritten stärkere Rosse, trugen größere Schwerdter an ihrer Seite; ihr ganzer Körperbau war kräftiger, durch Jagd, Turniere und andere ritterliche Spiele und Uebungen abgehärtet; und eben so kräftig war auch ihre Seele, ihre ganze Empfindungskraft und ihre ganze Sittenlehre. „Es wäre gewiß belehrend, sagt ein Schriftsteller, diese wahre oder scheinbare Veränderung, Umtausch und Abwechselung in den Sitten, in guten und schlimmen, durch die Geschichte zu verfolgen, und wie man in großen Gallerien die Folge der Kleidertrachten und Rüstungen zusammenbringen kann, so würde man dadurch auch eine Geschichte der Fürstenmenschen, chronologisch und geographisch betrachtet, in die Hände gespielt bekommen; man würde daraus ersehen, wie die Fürsten mit ihrer Zeit und durch die Menschen, mit und unter denen sie lebten, sich verfeinert, abgeglättet, verdünnert, verbessert oder verschlimmert haben? wie die ehemalige Rauhigkeit der Sitten mit der Festigkeit und dem Trotze des Charakters, mit Maaß und Uebermaaß in Tugenden und Lastern, eben so auch Ton

und Sprache der Wahrheit und Sittenprediger damit in einem beſtändigen Verhältniß geſtanden." —

Ehemals hatte die Herrſchaft keine ſo große Schwierigkeiten, oder wenigſtens waren die Schwierigkeiten, die ſich dem Herrſcher darboten, leicht zu beſeitigen, da Alles mit der Fauſt, dem Degen abgemacht wurde; der rohen Kraft wurde eine ähnliche entgegengeſetzt, Redekunſt, Ueberredungskunſt, diplomatiſche Feinheiten und dergleichen Mittel, welche die jetzige kultivirte und humaniſirte Welt darbietet, um Völker zu empören, zu verführen und zu regieren, kannte man damals nicht, beſonders unter den Deutſchen. Ueberredungskunſt und Diplomatie hielten mit der rohen Kraft gleichen Schritt, wie wir aus ſo vielen diplomatiſchen Verhandlungen und den Kanzelreden damaliger Zeit erſehen. Das Volk, an gewiſſe Feſſeln gewöhnt, polterte wohl einmal auf, wenn es ſich hart bedrückt glaubte, unterlag aber der Kraft ſeiner Gebieter, und das Herabdonnern von der Kanzel gegen Unterdrükkung und Verderbtheit der Sitten hatte keinen andern Erfolg, als daß man ſich daran nicht kehrte und ſein Weſen forttrieb. Die Religion, oder vielmehr der äußere Gottesdienſt hatte daſſelbe Gepräge; man war religiös; allein auf die Sitten hatte dieſe Religiöſität, wenigſtens nicht in der Periode, die auf die Ritterzeit, Minneſänger ꝛc. folgte, keinen Einfluß; man gefiel ſich in der Kraft, wenigſtens das männliche Geſchlecht, und verlachte alle Kultur, als jener entgegen, und daher kam auch der Pedantismus, die Pedanterey bei den Deutſchen Gelehrten und Geſchäftsmännern, die ihnen noch bis zum zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts anklebte, und von dem ſie ſich ſo ſchwer losmachen konnten. Sie waren daher, obgleich gelehrt, gar nicht geeignet, die Kultur zu ſteigern und Humanität zu verbreiten, da ſie ſelbſt ſo inhuman waren; und wenn gleich der Reformation einen großen

an der Verbeſſerung der Sitten gebühret, [illegible]
ie wegen der noch nicht ausgebildeten Sprach[illegible]
Lateiniſchen, und ſpäterhin, nach dem dreißig[illegible]
Kriege, mit Franzöſiſchen Wörtern reichlic[illegible]
oder gemiſcht war, und wegen der ſchon e[illegible]
Pedanterey der Gelehrten, die ſich gleichſa[illegible]
lt mit ihrem Wiſſen in ihrem Studierzimme[illegible]
ſſen, nicht wirken. Die Rechte der Herrſche[illegible]
demnach in dieſer zwar rohen, aber kräftige[illegible]
n Seiten des Volkes geſichert, und alle Hän[illegible]
anden, gingen zum Thei[illegible]
oder Lehnsträgern, oder
oberungen, ihrer Eiferſucht
irſten unter Fürſten, aus,
riege entſpannen, denen,
r zu oft die Religion zum
ſich überhaupt von jeher
n hat müſſen brauchen
mer durch die unglücklichen Erfolge,
vel dienen mußte, triumphirend her-
vorging. — Ganz anders iſt es in neuer und neueſter Zeit, bei der ſteigenden Kultur, bei der ſich überall verbreitenden Humanität mit der Souveränität der Fürſten geworden; jetzt gilt nicht mehr die rohe Kraft und der Glanz der Throne allein als Herrſchaft, ſondern die intellektuelle, die geiſtige Kraft, und die daraus fließende Humanität. Es iſt ein Kampf aller Kräfte, um ſich zu einem Ganzen zu conſolidiren. Körper- und Geiſteskraft, weltliches Regiment und geiſtliches; es iſt ein Kämpfen um Licht und Finſterniß, um Wahrheit und Täuſchung; die Reſultate ſind, wenn gleich nicht mehr zweifelhaft, noch im Hintergrunde. Blicken wir zurück in die Geſchichte jener derben, kräftigen Zeit, und vergleichen wir ſie mit der gegenwärtigen, ſo ſtaunen wir ob des Waltens des Zeitgeiſtes! Eine ganz andere Denk- und Handlungsweiſe,

ganz andere Sitten und Gebräuche, ja, man könnte faſt ſagen, ein ganz anderes Volk! Wie würden jetzt Hohe und Niedrige eine Strafpredigt des 15ten und 16ten Jahrhunderts aufnehmen? Welche Wirkung würde eine Rede mit Flegeln und Eſeln, mit Ochſen und Schweinen ꝛc. von der Kanzel herab hervorbringen? In der Kultur und der Humanität beſteht jetzt die Mündigkeit, die Emancipation der Völker; dieſe Kultur ergreift alle Stände mehr oder weniger; ſie ergreift den Herrſcherſtand, wie die niedrigeren Stände, keiner kann, nach den Graden, die ſie entwickelt, verſchont davon bleiben, Alles muß derſelben huldigen; dieſes iſt der Zeitgeiſt, deſſen Wirkung man überall ſieht, aber ihn ſelbſt nicht begreift, wenigſtens nicht den Strom und ſchnellen Uebertritt; es iſt gleichſam ein geiſtiger Hauch, der die Völker anweht, der ſie emancipirt. Dieſe Emancipation liegt aber nur in den klarer gewordenen Begriffen von der Herrſchaft und der Unterthänigkeit, von dem Rechte und dem Unrechte, von der Würde der Menſchheit in der Geſellſchaft, im Staate, keinesweges aber, wie ſo Viele glauben, in einer Umwandlung der Herrſchaft des Beſtehenden ſelbſt; es iſt nur ein Läutern aller Formen, aller Stände durch die Humanität; ein klarer dargelegtes Recht des Herrſchers und der Beherrſchten. Wer alſo dieſe Emancipation in dem Umſturze alles Beſtehenden und einer Herrſchaft, Souveränität, des Volkes ſucht, der hat keinen Begriff von der Kultur, von der Humanität, der verſteht die älteſte und neueſte Geſchichte nicht. Keine Nation war nach dem Sturze des Königsthrones ſtolzer auf ihre Emancipation, als die Römiſche, und keine Nation ließ zuletzt mehr mit ſich ſpielen, als dieſe; ſie duldete bei aller Kraft Duumvirat und Triumvirat, ließ über ſich gebieten nach Gefallen; Patricier und Plebejer, geiſtige und rohe Kraft wurden geblendet, und die Emancipation dieſes wahrhaft

großen Volkes, war nur eine blutige, die eigene Kraft verzehrende Fehde, die mehrere Jahrhunderte dauerte, und die Octavian endigte. Am unwürdigſten erſcheint die Emancipation der Franzoſen, eines in der Kulturgeſchichte ſo ausgezeichneten Volkes in der neueſten Zeit; der Enthuſiasmus, der ſie begleitete, war unbeſchreiblich und koſtete Hunderttauſenden das Leben; der Nationalconvent, die Directorialregierung und das Conſulat belohnten die Anſtrengungen des Volkes durch die Guillotine ꝛc., und Napoleon machte dieſer vierzehnjährigen grauſamen Nachäfferei der Römer, welche die Blüthe der feinen Sitten bis zur Beſtialität herabgewürdigt hatte, ein Ende.

Die Emancipation in der Souveränität des Volkes iſt nur ein Ideentraum, ein zwar ſchöner, aber eben ſo nichtiger, wie ſeine Brüder; es iſt der Farbenſchimmer einer Seifenblaſe, die nur wenige Minuten entzückt, und nichts als Waſſer zurückläßt; ſie iſt vorhanden, aber ohne Dauer, ohne zuſammenwirkende Kraft. Jahrtauſende beſtand die Souveränität außer dem Volke, und ſie wird fortbeſtehen, weil ſie den Beherrſchten am beſten zuſagt, wie auch ſchon unter politiſcher Sklaverey, Th. 155, angeführt worden. Die Furcht gebildeter Völker vor jedem politiſchen Drucke, vor jeder Sklaverey, die der Humanität nicht zuſagt, und wogegen Conſtitutionen ꝛc. ein Gegengewicht ſeyn ſollen, verſchwindet, wenn man den Zeitgeiſt beachtet, der den Regenten, wie die Regierten trifft, und dem jeder huldigen muß, wie auch ſchon oben angeführt worden. Dieſes Einwirken des Zeitgeiſtes iſt keinesweges zerſtörend, weil er alle Stände nach ihrer Bildung ſtufenweiſe trifft; er iſt kein Zerſtörer alter Formen, ſondern nur ein Veredler derſelben; daher veraltet keine Staatsform und kann kein veralten, wohl aber kann ſie ſich veredeln, indem m das werthvolle Neue, welches der Zeitgeiſt darreich

mit dem eben so werthvollen Alten verbindet. So ist das Annähern der Stände in der neuesten Zeit eine werthvolle Gabe des Zeitgeistes; das Volk bildet so gleichsam eine Familie, ohne Rang und Stand, ohne der Bildung zu schaden, weil der weniger Gebildete sich immer schon in einer gewissen Entfernung erhält. Die Monarchie erhält hierdurch das Werthvolle der Republik. Die Römerrepublik wäre schon weit früher in Trümmer gesunken, weit früher hätte sie schon der Monarchie wieder Platz machen müssen, wenn sich nicht die Patricier den Plebejern durch Heirathen, durch Geldunterstützungen ꝛc. genähert hätten, sie erhielten hierdurch immer Partheien im Volke, hatten immer ihre Clienten, und wurden mit allen Anschlägen, die gegen ihren Stand und gegen die Republik gmacht wurden, früh genug bekannt, um diesen einen Damm entgegen setzen zu können. Die Souveränität kann nur bei einer solchen Einrichtung in einem kultivirten Staat gewinnen, und der Friede und die Ruhe aller Stände, des ganzen Volkes ist gesichert. In einen Staate, wo nur die rohe Kraft gilt, wo die eigentlich Aufklärung nur erst sehr wenige Fortschritte gemacht hat, da kann eine strenge Absonderung der Stände, ein sogenannter Kastengeist, eher bestehen, ohne der Souveränität, dem Ganzen zu schaden, wie wir dieses in China, Japan und in mehreren anderen Reichen sehen; allein in einem kultivirten und dadurch humanisirten Staate ist dieses nicht gut möglich, ohne nicht Reibungen der Stände zu bewirken, wie solches aus der Geschichte, selbst der neuesten, bekannt ist, die immer dem Beherrscher und dem Staate nachtheilig sind. Hier muß daher das Gleichgewicht durch eine Annäherung der Stände erhalten werden, um alle Kräfte zum Zwecke des Staates zu entfalten und zu nutzen, ohne daß eine Kraft sich zu sehr erhebt und der andern schadet; denn nach einer glücklichen Verthei-

ießt jeder die Früchte nach ſeinem Antheile,
ufrieden. Der Zeitgeiſt ſchadet daher nie der
nität, der Herrſchaft; er ſchadet keinen alten
onen im weltlichen und geiſtlichen Regimente;
verkehrte Aufgreifen deſſelben, das ſich ihm
ſtemmen, das Hindern und Hemmen ſeiner
rungen, Veredlungen, erzeugt Verwirrungen
bälzungen, ſo wie überhaupt jeder Zwang, jede
. iedes Rückſchreiten der Würde kultivirter
erzeugen ſich aus der Furcht, wo
befürchten iſt; ſie verderben den
er einer Nation, erzeugen Ver-
aue Feinheiten einer verdeckten Rache;
ſie vernichten das werthvolle Alte, den Typus der Nation, ihre Originalität. Daher hat jene große Vergangenheit, bei allen ihren Schwächen, ihrer Derbheit, ja Grobheit, ihren gelehrten Pedanten ꝛc. immer noch ſo viel Anziehendes, weil ſie Original und durch keine künſtliche Mittel, durch keine Pfropfreiſer mancherlei Art verdorben war. Biederkeit, Offenheit, Beſtändigkeit, ungeheuchelte Frömmigkeit, Gaſtfreundſchaft und Freiheit der Aeußerungen ſeiner Anſichten und Meinungen über alle Angelegenheiten des Lebens, waren der Originaltypus des Deutſchen freien Mannes, der ſich auch bis auf die Erbunterthanen erſtreckte, und jetzt bei den Letztern unverkennbar hervorleuchtet. Er hat alle Perioden der Kraft und der Sentimentalität eben ſo gut durchgemacht, als andere Nationen. Deutſchland hat ſeine Ritterzeit, ſeine Meiſterſänger, ſeine Heldenzeit, ſeine Schäfer und Schäferſtündchen, ſeine geheimen Geſellſchaften und Ordensverbrüderungen, ſeine Religionsſchwärmereyen, ſeine gelehrten Narrheiten, ſeinen Hanswurſt und Eulenſpiegel, ſeine Sterndeuter, Räuberrotten, Teufel-, Hexen- und Spu
ioden, ſeine Spielwuth, ſeine Gallo-Anglo-ma
aecomanie, ſeine Renommiſtereien und Zierben

leien, ſeine Enthuſiaſten aller Art ꝛc. gehabt, ohne Umwälzungen, ohne Zerſtörungen der Herrſchaft, der Souveränität; es hat alle Witterungen geſellſchaftlicher Narrheiten und Thorheiten, alle Epidemien der Mode und Converſation ertragen, ohne zu verwittern, ein ſicherer Beweis ſeines Originaltypus, den nichts zerſtören, aber auch nichts in ſeinem Strome zur Aufklärung aufhalten kann. Auch die neueſte Zeit iſt nicht ohne dergleichen Erſcheinungen; ſie verſchwinden und kehren wieder, je nachdem der Zeitgeiſt es fordert, ohne zerſtörende Einwirkung, wenn die Regierung nicht ſtörend eingreift, und ſelbſt die Grenzen vernichtet, über die ſie nur zu wachen hat. — Man kann hiermit auch den Art. politiſche Sklaverey, Th. 155, vergleichen.

Sowerbea, ſ. den folgenden Artikel.

Sowerbea, Sowerbea, Smith., eine Pflanzengattung, welche in die erſte Ordnung der ſechſten Klaſſe (Hexandria Monogynia) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört, und von der Dietrich in ſeinem Lexicon der Gärtnerei und Botanik, Bd. 9, S. 385, nur eine Gattung anführt, nämlich: die binſenartige Sowerbea, Sowerbea juncea Smith. Es iſt eine geruchloſe, binſenartige Pflanze, mit faſeriger Wurzel, nackten, doldenartigen Blumenſchaften, und ſechsblättrigen Blumen. Sie wächſt in Auſtralien, und verlangt bei uns eine Stelle im Glashauſe.

Spaabrunnen, Spaawaſſer, Aqua Spadana, Spadacrene, Fons Spadanus; Fr. Eau de Spaa; Engl. Mineral water of Spaa, ein Stahlwaſſer, ein Geſundbrunnen, welcher in der Provinz Lüttich im jetzigen Königreiche Belgien liegt. Der Boden auf dem er liegt, iſt die ungleiche Vertiefung eines eyrunden Thales, wodurch ein kleiner Bach nach Nordweſten fließt. Auf der Nordſeite iſt er von einer Reihe hoher und ſteiler Berge, an deren Fuß und

l ließt jeder die Früchte nach ſeinem Antheile,
ur ufrieden. Der Zeitgeiſt ſchadet daher nie der
S nität, der Herrſchaft; er ſchadet keinen alten
Ji onen im weltlichen und geiſtlichen Regimente;
nur verkehrte Aufgreifen deſſelben, das ſich ihm
Entaer ſtemmen, das Hindern und Hemmen ſeiner
Verl rungen, Veredlungen, erzeugt Verwirrungen
und ..dälzungen, ſo wie überhaupt jeder Zwang, jede
Deſſ . iedes Rückſchreiten der Würde kultivirter
Staaten ne erzeugen ſich aus der Furcht, wo
in de befürchten iſt; ſie verderben den
edlen. r rakter einer Nation, erzeugen Ver-
ſchr ale Feinheiten einer verdeckten Rache;
ſie vernichten das werthvolle Alte, den Typus der Nation, ihre Originalität. Daher hat jene große Vergangenheit, bei allen ihren Schwächen, ihrer Derbheit, ja Grobheit, ihren gelehrten Pedanten ꝛc. immer noch ſo viel Anziehendes, weil ſie Original und durch keine künſtliche Mittel, durch keine Pfropfreiſer mancherlei Art verdorben war. Biederkeit, Offenheit, Beſtändigkeit, ungeheuchelte Frömmigkeit, Gaſtfreundſchaft und Freiheit der Aeußerungen ſeiner Anſichten und Meinungen über alle Angelegenheiten des Lebens, waren der Originaltypus des Deutſchen freien Mannes, der ſich auch bis auf die Erbunterthanen erſtreckte, und jetzt bei den Letztern unverkennbar hervorleuchtet. Er hat alle Perioden der Kraft und der Sentimentalität eben ſo gut durchgemacht, als andere Nationen. Deutſchland hat ſeine Ritterzeit, ſeine Meiſterſänger, ſeine Heldenzeit, ſeine Schäfer und Schäferſtündchen, ſeine geheimen Geſellſchaften und Ordensverbrüderungen, ſeine Religionsſchwärmereyen, ſeine gelehrten Narrheiten, ſeinen Hanswurſt und Eulenſpiegel, ſeine Sterndeuter, Räuberrotten, Teufel-, Hexen- und Spu. perioden, ſeine Spielwuth, ſeine Gallo- Anglo- un
Graecomanie, ſeine Renommiſtereien und Zierberg

leien, seine Enthusiasten aller Art ꝛc. gehabt, ohne Umwälzungen, ohne Zerstörungen der Herrschaft, der Souveränität; es hat alle Witterungen gesellschaftlicher Narrheiten und Thorheiten, alle Epidemien der Mode und Conversation ertragen, ohne zu verwittern, ein sicherer Beweis seines Originaltypus, den nichts zerstören, aber auch nichts in seinem Strome zur Aufklärung aufhalten kann. Auch die neueste Zeit ist nicht ohne dergleichen Erscheinungen; sie verschwinden und kehren wieder, je nachdem der Zeitgeist es fordert, ohne zerstörende Einwirkung, wenn die Regierung nicht störend eingreift, und selbst die Grenzen vernichtet, über die sie nur zu wachen hat. — Man kann hiermit auch den Art. politische Sklaverey, Th. 155, vergleichen.

Sowerbea, s. den folgenden Artikel.

Sowerbea, Sowerbea, Smith., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der sechsten Klasse (Hexandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und von der Dietrich in seinem Lexicon der Gärtnerei und Botanik, Bd. 9, S. 385, nur eine Gattung anführt, nämlich: die binsenartige Sowerbea, Sowerbea juncea Smith. Es ist eine geruchlose, binsenartige Pflanze, mit faseriger Wurzel, nackten, doldenartigen Blumenschaften, und sechsblättrigen Blumen. Sie wächst in Australien, und verlangt bei uns eine Stelle im Glashause.

Spaabrunnen, Spaawasser, Aqua Spadana, Spadacrene, Fons Spadanus; Fr. Eau de Spaa; Engl. Mineral water of Spaa, ein Stahlwasser, ein Gesundbrunnen, welcher in der Provinz Lüttich im jetzigen Königreiche Belgien liegt. Der Boden auf dem er liegt, ist die ungleiche Vertiefung eines eyrunden Thales, wodurch ein kleiner Bach nach Nordwesten fließt. Auf der Nordseite ist er von einer Reihe hoher und steiler Berge, an deren Fuß und

die Häuſer ſtoßen, in ein Amphitheater ein-
g n. Die gegen Abend und Mitternacht ſich
erheve n Berge, wenn gleich eben ſo hoch, als die
andern gen Morgen, ſind weniger ſteil und erheben
ſich , woraus das flache Thal entſteht, das nicht
über Meile = 1969 $\frac{1}{12}$ Rheinländiſche Fuß breit
iſt. Gehänge der letzten Berge ſind bis an ihre
Mitte l der angenehmſten Wieſen, die hier und da
einen A ig Ackerfeld einſchließen, weiter hinauf aber
mit di en Eichenwäldern bedeckt ſind, da ſich auf
dem findet. Am ſüdlichen
Rande t s liegt n Spaa, mitten inne,
doch eher rw an der Südweſtſeite der Haupt-
ſtraße, wo der Pouhont austritt. Die Quelle iſt mit-
ten in einem Gewölbe, das viereckigt und mit Platten
ausgelegt iſt. a ige Stufen hinunter in
einen kleinen Dom, nu o viel Raum einſchließt,
als ſie zur Bedeckung hat. Die Waſſerfläche
iſt noch ein Paar Fuß tiefer, ls das Gewölbe, und die
Quelle iſt in einem marmornen Becken, das oval und
am Rande mit Bley gedeckt iſt. Das Waſſer tritt
ohne Geräuſch aus dem Gebirge hervor und nur zu-
weilen fahren einige Bläschen in die Höhe. Es iſt
beim Schöpfen vollkommen klar, macht aber gegen das
Licht einigen Widerſchein, und ſtößt viele kleine Bläs-
chen auf, hat keinen Geruch, aber einen angenehmen,
ſäuerlichen, erfriſchenden, ſcharfen, und auf der Zunge
ſtechenden Geſchmack. Neben dem Gewölbe iſt der
Trinkſaal, und unter demſelben wohnt der Apotheker,
der die Aufſicht über das Bad, und das Füllen der
Flaſchen hat. Es ſollen jährlich 150,000 Flaſchen
ausgeführt werden. Zur Beluſtigung der Brunnen-
gäſte iſt ein ſehr großes Gebäude aufgeführt. In
einem Hauſe nicht fern von der Kirche, iſt ein b
deres kaltes Bad angelegt, wohin das Waſſer aus d
vorbeifließenden Bache geleitet wird. Es iſt ein gr

ßes viereckiges Behältniß in die Erde gemauert, und in geſchloßenen Gewölben wohin man einige Stufen hinunter tritt, oder ſich hinunterſtürzt. Gleich daneben iſt noch ein anderes Bad zu gleicher Abſicht ſo eingerichtet, und ein drittes kann mit warmen Waſſer gefüllt werden. Die Berge dieſer Gegend beſtehen aus grünrothem Thone, der ſich in feine Blätter ſpaltet und weich anzufühlen iſt. Es liegen auch überall Eiſenſteine und ſchöne Kieſe zu Tage. Zehn Tropfen Galläpfel-Tinktur, in 4 Unzen Waſſer getröpfelt, machten es ſogleich purpurroth, dann ſchwärzlich, endlich ſchwarz und undurchſichtig. Nach vierundzwanzig Stunden ward es violett und am Boden lagen flockigte, ſchwarze Wolken, Lackmustintur wurde karmoiſinroth. Die Auflöſung des Bleyzuckers machte das Waſſer wenig weiß und milchigt, doch hatte ſich ein weißgraues Pulver geſetzt. Zerfloſſenes Weinſteinſalz gab einen ſtrohfarbenen Niederſchlag. Die Auflöſung der Sublimats machte das Waſſer gleich, aber wenig trübe, nachher ſetzte ſich etwas gelbes Pulver zu Boden. Auf der Oberfläche ſetzte ſich eine ſchillernde Haut. Die Auflöſung der Schwefelleber machte das Waſſer wenig trübe, die Miſchung ſchmeckte ſäuerlich und roch faulicht, die Seiten des Glaſes waren mit Blaſen bedeckt. Die Auflöſung des Höllenſteins machte das Waſſer trübe, und bewirkte milchigte Wolken, am folgenden Tage war ein ſchwarzes Pulver am Boden und an den Seiten des Glaſes, wodurch das Waſſer beim Aufrühren graubraun wurde. Beim Oeffnen einer Flaſche, die des Tages zuvor halb ausgeleert worden war, gab das Waſſer einen Laut, ſtieß viele elaſtiſche Luft aus, ſchmeckte wenig ſäuerlich, gar nicht ſtechend, ſcharf, ſah gelblich trübe aus, und hatte bräunliche Körper herumſchwimmend.

Von den ſechs Quellen, Pouhont, Geronſter, Sauveniere, Groisbeek, Watrotz u. Tonne-

le die erſte, der Pouhon, der ſeinen Namen
w inlich von dem Walloniſchen Worte pouhir,
we ſoviel als puisser oder ſchöpfen heißt, weil
täg ine große Menge von dieſem Waſſer zum
Ger e der Kranken und Einwohner geſchöpft und
viele ſchen damit gefüllt werden, nach Berge-
man lterſuchung, welche er in Schweden mit dieſem
Wa alſo weit entfernt von der Quelle, vornahm, fand
er in er Schwediſchen Kanne folgende Beſtandtheile.

	45	Zoll
ge	8½	Gran
=	20	=
=	3½	=
=	8½	=

Na ngen, die man mit dieſem Waſ-
ſer a und entfernt davon getrunken, ge-
mach, er Quelle entfernt getrunken,
wie gen n dasjenige an derſelben ge-
trunken chmecken. Die zweite Quelle, der Geronſter, iſt in einem hohen Eichenwalde, eine ſtarke halbe Stunde vom Dorfe ſüdweſt. Ueberall ſtrömen kleine Nebenbäche von den umherliegenden Anhöhen herab über den Weg, und ſtürzen ſich brauſend in die zur Rechten gelegene Tiefen. Die Quelle ſelbſt iſt zur Rechten der Straße, am Abhange einer ausgemauerten Anhöhe in ein rothes marmornes Becken und eine mit Marmorſäulen unterſtützte Niſche gefaßt, welche 1651 der Graf Conrad von Burgsdorf aus Dankbarkeit für die Dienſte, die ihm die Geronſter geleiſtet, errichten ließ; am Ende eines an der Seite offenen, oben bedeckten Ganges, iſt die Wohnung des Aufſehers, wo man Milch und andere Bedürfniſſe erhalten kann. Das Waſſer iſt ſehr klar und ſieht nicht nur gegen das Licht gehalten ſtahlfarben aus, ſondern auch wenn man es in einem Gefäße ſo hält, daß das Licht darauf fällt; es perlt beim Schöpfen, kommt aber ohne

Blaſen aus der Erde, riecht ſehr ſchwefelicht, etwas faul und ekelhaft, ſchmeckt ſäuerlich, ſcharf, ſtechend auf der Zunge, und ſo als faule Eyer, wie es auch riecht. Von der Galläpfeltinktur wurde es anfangs wenig verändert, dann ward es nach drei Minuten dunkelgrau, und nach ¼ Stunde violett, blieb aber durchſichtig. Lakmustinktur blieb erſt blau, nachher wurde ſie karmoiſinroth; von der Auflöſung des Bleyzuckers wurde es milchigt, eben ſo von zerfloſſenem Weinſteinſalze. Ueber dem Feuer erwärmt ſtiegen Blaſen in die Höhe, ohne daß es kochte, die Blaſen wurden größer, wie die Hitze zunahm; allein die Klarheit blieb, der ſcharfe Geſchmack und der faule ſchwefelichte Geruch verſchwand, dagegen bekam es die Kraft wieder, durch Galläpfeltinktur purpurroth zu werden und die Lakmustinktur karmoiſinroth zu färben. Nach einer Tradition ſoll der Geronſter im erſten Drittel des 17. Jahrhunderts ganz ausgeblieben ſeyn, welches auch die Ueberbleibſel der vorigen Quelle, die man etwa zwanzig Schritte von der jetzigen neuen erblickt, ſehr zu beſtätigen ſcheinen. Nach Einigen ſoll ein Bauer, der in die umliegende Erde gegraben hatte, an dieſem Verluſte Schuld geweſen ſeyn; nach Andern ſoll dieſer Brunnen oder vielmehr dieſe Quelle dadurch ausgeblieben ſeyn, weil man ihren Behälter hat tiefer machen wollen, welches auch wahrſcheinlicher iſt. Nach mehreren Jahren iſt denn die Quelle an dem Orte wieder gefunden worden, wo man ſie jetzt gewahrt. Der Kaiſer von Rußland, Peter der Große, der Spaa zu Anfange des 18ten Jahrhunderts, ſeiner Geſundheit wegen, beſuchte, hat nicht allein dem Geronſter zu Ehren ein marmornes Monument errichten, ſondern auch dem Magiſtrate zu Spaa große Gnadenbezeugungen zufließen laſſen. Nähere Nachrichten findet man davon in dem Buche: Description du magnifique préſent que Sa Majesté

l'E …reur de la Grande Russie a fait au Ma-
gi … de Spaa en reconnoissance de ce que
par … secours des eaux de ce lieu il a obtenû
l'enti … recouvrement de sa santé en 1717. à
Li …).

…dritte Quelle, der Sauveniere, entspringt
aur … m Berge, ebenfalls eine halbe Stunde von
E … Sie tritt ohne Geräusch auf einer kleinen
Eve … hohe an einem Hügel, heraus und ist in einer
Ni … tierer, als der Boden, gefaßt.
Dann … einem bedeckten Gange
überbau … das Haus reicht. Das Wasser
perlt bei … wenig, ist aber hell, schmeckt säu-
erlich, erp … scharf, jedoch weniger, als der
Pouhont, … nur einen schwachen Geruch. Gall-
äpfeltinktur machte es langsam grau, nachher etwas
violett, Lakmustinktur sogleich karmoisinroth; Bleizuk-
kerauflösung machte es etwas milchigt; zerflossenes
Weinsteinsalz entwickelte Luftblasen.

Die vierte Quelle, der Groisbeek oder Pequet, der seinen Namen von dem Baron v. Groisbeek hat, der diesen Brunnen im Jahre 1651 mit einem steinernen Gebäude, ohne alle Pracht, geziert hat, liegt nur drei bis vier Schritte vom Sauveniere. Ueber der Oeffnung steht: Vitia tam a vera separavit Groisbeek 1651. Das Wasser dieser Quelle ist, frisch geschöpft, sehr klar und wirft Bläschen in die Höhe; es riecht etwas schwefelicht, schmeckt säuerlich, scharf, stechend auf der Zunge, und schmeckt zuletzt bitterlich. Die Galläpfeltinktur macht es nach einiger Zeit lichtgrau, und Lakmustinktur schön karmoisinroth. Die Auflösung des Bleyzuckers macht es milchigt, durchsichtig, weiß, und setzt etwas graues Pulver ab.

*) Auch im fünften Versuche der Breslauischen Sammlung vom Jahre 1718, S. 1653.

zerflossenes Weinsteinsalz bewirkte Bläschen. Veilchensaft schäumte und wurde erst nach längerer Zeit grün, besonders am Boden; dieses beweiset also, daß Groisbeek schwächer, als die vorigen, ist.

Die fünfte merkwürdige Quelle, der Watroz, liegt am Wege der Sauveniere, ehe man in den Wald kommt, zur Linken; Spaa liegt sie gegen Südosten, etwa $\frac{1}{4}$ Stunde davon entfernt. Sie tritt am Abhange einer Waldwiese aus der Erde, und ist ringsum mit sumpfigen Stellen umgeben, aber fast gar nicht gefaßt. Es ist ein unförmliches Loch, über welches ein Kasten gestürzt ist, der die Oeffnung nach dem Abhange des Berges zu hat. Ungefähr 60 Schritte davon liegt eine Bauerhütte, wo man zur Noth ein Trinkglas, sonst aber nichts haben kann. Ungeachtet die Quelle ziemlich stark fließt, so sprudelt sie doch nicht wie kochendes Wasser in die Höhe, sondern rinnt sanft aus dem Gebirge. Das Wasser ist sehr klar und durchsichtig, und spielt ins Stahlfarbene. Es fahren auch keine Bläschen beim Schöpfen nach der Oberfläche. Es hat einen leichten schwefelichten Geruch, schmeckt säuerlich, scharf, hintennach etwas bitter. Von der Galläpfeltinktur wird es grau; von der Lakmustinktur braun, karmoisinroth. Um die Quelle wachsen nur gemeine Wiesenkräuter. Doch gleich daneben der Waldrapunzel mit blauen Blumen (Phyteuma Spicata.)

Die sechste Quelle, Tonnelet, liegt weiter links, Spaa gegen Morgen, $1\frac{1}{2}$ Stunde davon, und ungefähr 350 Schritte vom Watroz weiter hinauf. Die Quelle ist auf einer Ebene von der Westseite eines Hauses in doppelter Einfassung, die viereckigt ungefähr 18 Zoll groß ist, und in einer steinernen Platte, mit Schranken umgeben, angebracht ist. Aus beiden Oeffnungen und am Rande der Platte stößt das Wasser mit dem größten Geräusche und sprudelt hervor.

Dieſes Getöſe hört man ſchon in einer gewiſſen Entfer Alles, beſonders aber die Stelle, wo es abfli mit braungelbem Ocher belegt, auch ſelbſt die Piatte mehr, als andere Quellen. Das Waſſer, friſch geſchöpft, hat einen ſchwachen ſchwefelichten Geruch, iſt ſtahlfarben und perlt ſehr, ſchmeckt ſäuerlich, ſcharf und gelinde zuſammenziehend. Galläpfeltinktur machte gelbe Adern, Lakmustinktur färbte ſich gleich karmoiſinroth. Nach de Preßeux, Chronet und Springsfeld ſoll der Geronſter, Pouhont und Sauveniere vorzüglich eine ſteinzermalmende Kraft beſitzen, der Watroß ſoll nicht allein purgieren, ſondern auch Brechen machen. Springsfeld empfiehlt daher denen, die viele gallichte und ſchleimichte Crudi-täten haben, dieſen Brunnen zuerſt zu trinken, ehe ſie die Kur anfangen. Den Tonnelet trinkt man bei Tiſche mit Wein. Auch in der Waſſerſucht wird das Spaawaſſer gerühmt. Nach dem Herrn Staatsrathe Hufeland hat das Spaawaſſer einen Reichthum an kohlenſaurem Gas, auflösliche Salze und einen bedeutenden, doch nicht zu ſtarken Stahlgehalt, wodurch es, außer den ſtärkend belebenden Kräften aller kräftigen Stahlwaſſer, noch den Vorzug hat, daß es leicht verbauet und leicht vertragen wird, und daher bei ſehr empfindlichen, erregbaren, zu Erhitzungen und Blutcongeſtionen geneigten Körpern, große Eigenthümlichlichkeiten und Vorzüge hat. Daher iſt es bei Lungenſchwäche, Nervenſchwäche und Bruſtaffectionen, bei manchen Arten der Hypochondrie mit großer Reizbarkeit, bei weiblichen Krankheiten und ſehr zarten Naturen, bei ſehr erhöheter Reizbarkeit des Urinſyſtems, bei Nieren- und Blaſeneiterung und Verſchleimung, ein ausgezeichnet wohlthätiges, oft durch ni[illegible] zu erſetzendes Heilmittel. Auch geben ihm die manigfaltigen Quellen von verſchienenem modificirt Gehalte und Wirkung, die der Ort enthält, einen g

ßen Werth, um ſie den verſchiedenen Conſtitutionen und Bedürfniſſen anpaſſen zu können, und manchem, dem der Pouhont zu ſtark iſt, wird in dem Geronſter oder dem Sauveniere ſeinen Freund finden oder durch die Verbindung beider ſeinen Zweck erreichen. Hierin ſoll aber eine von den ausgezeichneten Annehmlichkeiten und Vortheilen dieſer Quelle liegen, daß man, bei der Beſuchung mehrerer dieſer Quellen, zugleich genöthigt iſt, kleine Reiſen zu Pferde oder zu Wagen in dem ſchönen Thale herum zu machen, wo durch die Bewegung und das Luftbad die Kraft des Waſſers ungemein erhöhet wird. Da Spaa ſehr angenehm liegt, theils im Thale, theils auf einem Hügel in einer wilden, rauhen, jedoch romantiſchen Gegend, ſo wird der Brunnen auch von vielen Fremden, beſonders von Franzoſen und Engländern beſucht. Die Anſtalten zur Aufnahme der Fremden ſind ſehr gut eingerichtet, ſo daß man Bequemlichkeit beim Vergnügen findet. Es giebt an 12 bis 15 große Hotels, wo man ſpeiſet, und dann andere öffentliche Gebäude zum Vergnügen, als das Vauxhall, der Redoutenſaal, welche von Geſellſchaften reicher Kaufleute aufgeführt worden; 5 Säle zu Haſardſpielen; außer der Kurzeit zwei gute Gaſthöfe, Hôtel de York und Hôtel de Flandre. In der Nähe die ſchönen Anlagen zweier Engländer. Das Schloß Franchimont und der Waſſerfall von Coo. Die Einwohner von Spaa verfertigen viele ſchöne lackirte Holzwaaren, beſonders Stöcke, die großen Lütticher Schuhe; dann ſind daſelbſt auch viele Galanteriehändler, welche alle diejenigen Waaren verkaufen, welche zum Schmuck der Brunnengäſte auf den Bällen, ſowohl maskirten, als unmaskirten, dienen, ſo wie alle nur mögliche Eßwaaren, Südfrüchte und andere Gegenſtände zum Genuß und zur Ergötzlichkeit der Fremden.

Das Spaawaſſer wird in Flaſchen gefüllt, über

verfahren, nach Frankreich, Deutſchland ꝛc. ꝛc. Die Flaſchen haben die Geſtalt einer Blaſe, ſind mit Stroh beflochten, und werden in großen Körben zu 100 Stück oder 100 Flaſchen verſandt. Es mouſſirt beim Oeffnen der Flaſche gleich dem Champagner, hat alſo noch einen großen Antheil fixer Luft, und einen ſäuerlich, herben Geſchmack. Die Farbe iſt ſtahlfarben, wie ſchon oben angegeben worden, und der Geruch ſtrenge. Ehemals, und noch bis zu Ende des verwichenen Jahrhunderts, war der Abſatz dieſes Waſſers ſehr bedeutend; es wurden jährlich über 150,000 Bouteillen ausgeführt oder verfahren. Der damalige Biſchof hatte bloß die Acciſe, wofür ihm die Gemeine des Orts überhaupt 7000 Livres zahlte, und die übrige Einnahme, die ſich ungefähr eben ſo hoch oder doch nicht um viel höher belief, für ſich genoß oder verpachtete. — Was die künſtliche Bereitung des Spaawaſſers betrifft, ſo iſt davon ſchon unter Mineraliſchem Waſſer, Th. 91, S. 42 u. f. gehandelt worden. Ueber das Spaawaſſer und deſſen Wirkung beim Gebrauche deſſelben, ſehe man nach:

Ryetii T. Observationes super usum fontium pagi Spa ext. cum Gaeringii descriptione, Leod., 1553.

G. Limboth de acidulis quae sunt in Sylva Arduenna; juxta vicum Spa. Antwerpiae, 1559.

G. Philareta Comm. de fontibus Arduennae. Antwerpiae, 1559.

P. Gaeringii Descriptio acidularum pagi Spa et Ferrati Tangrensis e Gallic. latine sacrae a T. Ryetio, una cum Ej. Obss. in eandem aquam. Leod., 1592.

Ab Heer Spadacrene s. Fons spadanus accuratissime descriptus et Obss. med. oppido rarae. L. B. 1605. Leod., 1614, 1634, 1688. Lips., 1o ed. Michaelis. Franz. von Chrouet, à la Ha 1739. Letzterer hat auch im Jahre 1714 herau gegeben: La Connaissance des Eaux miner

d'Aix la Chapelle de Chaud Fontaine et de Spaa, à Leyde.

Ej. Obss. med. acidularum spadanarum. Lipsiae, 1645. L. B. 1685.

J. Junius Aquarum Gryphi s. Aenigmata eorundemque explicatio, Loewen, 1614.

v. Helmont J. B., supplementa de spadanis fontibus, Leod., 1624.

Ebend. Paradoxa VI. de spadanis fontibus in Ej. Initiis physicae inauditis. Amstelod., 1652.

Les fontaines de Spa à Liège, 1654.

Sympsoni (ab) Hydrologia chymica s. chymica anatomia Scarburgensium, aliorumque fontium spadanorum in agro Eboracensi. Lugd., 1668.

Wittie, R. Resp. ad Hydrologiam chymicam Sympsoni. Lugd., 1669.

Nessel, M. Traité des eaux de Spa à Liège, 1699; Engliſch, London, 1715.

Bazin, Traité touchant les eaux de Spa et de Chevron à Liège, 1715.

Hoffmann, F. D., de fontis Spadani et Swalbacensis convenientia. Hal., 1730. Deutſch, Leipzig, 1731.

Spaw, G., Of the mineral waters of Spa. Lond., 1735.

Turners, G. A., Brief account of the mineral waters of Spa. London, 1733.

— Derſelb., Amusements des eaux de Spa, avec fig., Tom. 1. 2. à Amst., 1734, 1735, ib. 1740; in's Deutſche überſetzt von J. G. v. K. Berlin, 1735, m. K. Frankf., 1735.

P. A. de Presseux, D. de Aquis Spadanis. L. B., 1736.

N. Th. le Drou, Principes contenus dans les differentes sources des eaux minerales de Spa à Liège, 1752.

J. Ph. de Limbourg, Traité des eaux minerales de Spa à Liège, 1753, à Leyde, 1754. Ed. II. à Liège, 1756. — Derſelbe, Amusemens des eaux de Spa, à Paris, 1764, mit ſchönen Kupfern. — Deſſelben Recueil d'observations des effets des eaux minerales de Spa, de l'année

, avec de remarques sur le système de Mr.
Le… s sur les mêmes eaux minerales à Liège.
— erſelbe, de Nouveaux Amusements des eaux
de pa, ouvrage instructif et utile à ceux qui
v… boire ces eaux minerales, sur les lieux
o… de fig. en taille douce, à Paris et à Liège,
17… Gött. Gel. Anz., 1764, S. 407. — Eben=
de …lbe, Les amusements de Spa, en deux Vol.,
à … nsterd., 1782.
Slare, F., Examen of the chalybeat or Spa wa-
ters. … N. 337.
Sanb… les eaux minerales ferrugineu-
ses … e et Spa, 1788. Reichard's
mel… d… 1789, S. 216.
Nouv… …u de Spa à Neuwied, 1789.
Voyage … à Bru… s à Neuwied, 1789.
J. Fr. Zückerts Sy… ſche Beſchreibung aller
Geſundbrunnen und … Deutſchlands, 2te Auf=
lage, Königsberg, 1770, S. 654.
Syſtematiſche Beſchreibung aller Geſundbrunnen und
Bäder der bekannten Lä…er, vorzüglich Deutſch=
lands ꝛc. Für Aerzte und jeden, der eine Ueber=
ſicht und Beſchreibung aller bis jetzt exiſtirenden
Bäder und Geſundbrunnen verlangt, von einigen
Aerzten und Chemiſten herausgegeben. Jena und
Leipzig, 1798, S. 209 u. f.
Praktiſche Ueberſicht der vorzüglichſten Heilquellen
Teutſchlands, nach eigenen Erfahrungen von Dr.
Chr. Wilh. Hufeland. Berlin, 1815, S. 110 u. f.

Spaat, ſ. Spat.

Spaawaſſer, ſ. Spaabrunnen.

Spachat, ſ. Spagat.

Spachen hauen, Späne hauen, im Forſtweſen, iſt ein dem Holzquantum nachtheiliger Kunſtgriff der Holzhauer, beſonders wenn dieſen die Spachen und Späne um einen billigen Preis oder gar als Accidenz überlaſſen werden.

Spacii, in der Handlung, ſ. Wechſelſpachia, unter W.

Spack, ſpackig, ſpackerich, Holl. **Spaekig**, ſagt man vom Holze, wenn es zuſammengetrocknet, geborſten und verwittert, oder von der Näſſe verdorben, verfault und ſchimmlich geworden. Daher ſagt man von hölzernen Gefäßen, wenn ſie lange geſtanden haben und nicht angefeuchtet worden ſind, und daher zuſammen zu fallen drohen, weil das Holz zuſammengetrocknet iſt, ſie ſeyen ſpack. Dieſer Ausdruck iſt beim Waſſerbau vom Holze und Buſchwerke ſehr gebräuchlich.

Spadel, ſ. Spatel.

Spadelandesrecht, in alten Deichordnungen verſteht man darunter das Deichrecht.

Spadelente, ſ. unter Ente, im Supplement.

Spadelkopf, Gryllus Oscycephalus, eine Art Grillen; ſ. Grille, im Supplement.

Spaden, ſ. Spaten.

Spadenrecht, das Recht im Deichbaue, mittelſt deſſen man ſaumhaften oder unvermögenden Deichen ihr Land abſpadet, das iſt, ſie zwingt, daß ſie ſolches vermittelſt eines auf den Deich geſteckten Spadens an denjenigen, der ſolchen aufzog, abtreten müſſen.

Spadenſtechen, heißt nach der Churbraunſchweigiſchen Deichordnung, wenn Jemand nicht mehr den ihm zugehörigen Deich in baulichem Stande erhalten will, ſo ſteckt er einen Spaden oder Spaten darauf; dann übernimmt ihn der Landesherr, aber mit ihm zugleich die dazu gehörigen Ländereyen.

Spadille, Fr. Espadille, welches aus dem Spaniſchen herkommt, und im l'Hombre-Spiele der erſte und vornehmſte Matador iſt, in allen Farben das Pik Daus. Wahrſcheinlich von dem Spaniſchen Spado, Spaten, weil die Pik-Farbe in der Deutſchen Karte Schippen oder Spaten genannt wird, welche Benennung von den Figuren, die darauf

abgebildet worden, herkommt, welche die Geſtalt eines Spaten[illegible] haben; ſ. den Art. l'Hombre.

Spadix, [illegible]r Kolben. Ein gemeinſchaftlicher Blumenſtiel ([illegible]den), worauf die Blüthen ſitzen, welche in der erſten [illegible]eriode in eine Blumenſcheide eingeſchloſſen ſind. [illegible]eſer Blüthenſtand (Inflorescentia spathacea) ro[illegible]mt bei den Palmen und verſchiedenen Gewächſen in der Linniéſchen VI und XXI Klaſſe vor. De[illegible] Kolben iſt entweder einfach (Spadix simplex) z. [illegible] Acorus, [illegible]m etc., oder äſtig z. B. Phoenix e[illegible]

Spado, Spa[illegible]id Alten, Männer, denen die Hoden [illegible]genom[illegible]n worden oder welchen ſie von [illegible]n [illegible]h Einigen ſollen dieſe Verſchni[illegible]-[illegible]a, einem Dorfe in Perſien, gen[illegible]oher ſie auch den Namen bek[illegible]ſollen ſie ihren Urſprung von den [illegible]welchem Volke die Semiramis [illegible]machen laſſen, welche Verſchnittenen zur Sodomiterey oder beſſer zur Pedraſtie gebraucht wurden, weil ſie dauerhafter zu dieſem Laſter geweſen ſeyn ſollen, als die Unverſchnittenen; ſie ſtanden daher in großem Anſehen und vermochten bei den Großen und Vornehmen ſehr viel, ja oft Alles. Ueber die Verſchnittenen ſehe man auch die Artikel Verſchnittener, unter V. nach, da die Artikel Caſtrat und Eunuche in der Encyklopädie übergangen worden.

Spadon, eine Art Hellebarden; auch ein langes, zweiſchneidiges Hauſchwerdt, deſſen ſich die alten Deutſchen mit beiden Händen bedienten, und welches noch bei den Schweizern gebräuchlich iſt, führt dieſen Namen.

Spagat, Spagatfaden, Spagen, ein nur in einigen Süd-Deutſchen Gegenden, z. B. in Oeſterreich, Böhmen ꝛc., übliches Wort, Bindfaden zu bezeichnen,

wo das Wort auch Spaget, Spacht, Spachter, Spoget ꝛc. lautet, und entweder von dem Italieniſchen Spago, Spaghetto, dünner Bindfaden, oder auch von dem Böhmiſchen spogiti, zuſammenheften, herkommt.

Spagaten, ſ. den folgenden Artikel.

Spagatfaden, Spagaten, Bindfaden, ſiehe Spagat.

Spaget, ſ. Spagat.

Spagiria, Spagyrica, die Chemie, beſonders die geheime.

Spagnolette, beim Schlöſſer, eine Stange Eiſen, die man auf das hohe Rahmenſtück einer Thür oder eines Fenſterrahmens anmacht, um ſie vermittelſt einiger Haken zu zuhalten, die am Ende dieſer Stange ſind, und in Krampen eingreifen, die ſich an dem Futter befinden, wenn man die Stange mit einem Hebel umdreht, den man einen Griff nennt; es giebt deren verſchiedene Gattungen.

Spagyrica, ſ. Spagiria.

Späh, die Handlung, da man ſpähet, ein altes, nur noch im Ober- oder ſüdlichen Deutſchland gangbares Wort, wo es z. B. in den Steckbriefen heißt, daß man auf die beſchriebene Perſon gute Späh und Kundſchaft haben oder ausſtellen ſoll. In einigen Gegenden Spee, Spech, ſ. Spähen.

Spähebiene, Spähbienen, Spurbienen, in der Bienenzucht, Bienen, welche aus einem Stocke, wenn derſelbe bald ſchwärmen will, ausgeſchickt werden, den beſten Platz für die künftige neue Kolonie auszuſpähen.

Spähen, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort und ein Zeitwort der Mittelgattung. Es iſt eines der älteſten Wörter nicht nur der Deutſchen, ſondern auch aller nur einiger Maßen verwandten Sprachen. In dem gemeinen Sprachgebrauche der Hochdeutſchen iſt es

veral[illegible]is es in den neuern Zeiten wieder von Einigen [illegible]er dichterischen Schreibart ist gebraucht worden. [illegible]edeutet: 1) Sehen, sowohl schlechthin, als genau u[illegible] scharf sehen. Man spähet dort mehr Dinge [illegible]eltener Art. Haged. Bei den ältern Südd[illegible]hen war daher das spähende Leben, vita contem[illegible]lativa, in der Theologie und Spechunde, eigentlich Spähkunde, die beschauliche Theologie. Das Lateinische specio und spicio sind auf das Genaueste [illegible]wandt. Im Osnabrückischen ist das Bei- un[illegible]wort spee frey, hell, wo man von Jederma[illegible]ann, und im Holländischen wer[illegible]ten in den Schiffen Spiegaten gena[illegible]auch S[illegible]piegel. — 2) Mit den Augen zu entdecken su[illegible]nd in weiterer Bedeutung kundschaften, sow[illegible]guten und unschuldigen, als nachtheiligen Verst[illegible]eine sehr weit ausgebreitete Bedeutung.

Von Stund an schickt der Held auszuspehen,
An welchem Ort die Feind wären. Theurd. Kap. 90.

Gefällig sucht in meinem Blick
Er jeden Wunsch zu spähen. Weiße.

Im südlichen Deutschland nach Adelung, spegen, spechen, speigen, spee, und intensive spieken; im Niedersächsischen und Holländischen speen, spien, im Dänischen bespeide, im Englischen spy, espy, im Italienischen spiare, im mittlern Latein expiare, im Schwedischen speja, im Spanischen espiar, im Wallisischen yspio, im Polnischen spiegowac, im Lateinischen speculari, daher das alte Spech, Specher, Speher, ein Spion, Engl. Spy, Poln. Spieg, im mittlern Latein Espia, wofür wir das Französische Spion entlehnt haben. — 3) Wirklich entdecken, bei dem Ottfried spichan, und noch jetzt im Oberdeut-

ſchen ſpähen. — 4) Nachſtellen, in welchem Verſtande man noch jetzt im ſüdlichen Deutſchland häufig ſagt: auf Jemanden ſpähen, ſowohl von Gerichten, wenn ſie einen verborgenen Verbrecher nachſpähen, nachſtellen, als auch von unerlaubten und hinterliſtigen Nachſtellungen. Aus dieſen mehr eigentlichen Bedeutungen ſind ehedem, nach Adelung, eine Menge figürlicher, welche aber jetzt veraltet ſind, gemacht worden, oder doch im Hochdeutſchen nicht vorkommen. Die vornehmſten ſind: 1) Glänzen, ſcheinen, ſo wie ſehen im ähnlichen Verſtande gebraucht wird. Daher das alte Oberdeutſche ſpehe, ſchön, das Albaniſche spinn und Wallachiſche spinnu, neu, eigentlich glänzend, und Lateiniſch speciosus, specie etc. lautet. — 2) In die Zukunft ſehen. (1) Künftige Dinge vorherſehen und beſtimmen. Daher das Schwediſche spä, weiſſagen, im Däniſchen ſpaa, im Schottländiſchen spay. (2) Mit Sehnſucht in die Zukunft ſehen, hoffen, daher das Lateiniſche Spes und mit einem andern Suffixo sperare. — 3) Scharfſichtig, weiſe, verſchlagen ſeyn, eine ehedem ſehr gangbare Bedeutung. Schon bei dem Kero iſt spahe, weiſe, im Iſidor ꝛc. Spahii, Spahida, Spehi, die Weisheit; das Schwediſche spak bedeutet gleichfalls weiſe. Für liſtig, verſchlagen, ſpitzfindig kommt es bei dem Winsbeck und andern Schwäbiſchen Dichtern vor.

Spahi, Spahis, Türkiſche Reiter, Türkiſche Cavallerie, die aus der Kammer des Sultans bezahlt wird, und in der Armee dient. Von dieſen Reitern dienen nur 10—12,000 Mann (die Capikuly) beſtändig. Ihre Waffen ſind Säbel, Piſtolen und Karabiner. Viele, beſonders aber die Aſiaten, haben Lanzen, Bogen und Pfeile. Die Letzteren haben auch beſſere Pferde, nur ſind ſie nicht ſo tapfer, als die Europäiſchen. Sie werden in zwei Klaſſen getheilt: 1) Si-

lahd[illegible] oder Schwerdtträger, die eine gelbe Standarte [illegible]; 2) Spahi-Oglan, Diener der Spahi, die eine [illegible]the Standarte führen, und ungeachtet ihres Namen[illegible] denen von der erſten Klaſſe, die ein älteres Korps [illegible]smachen, vorgehen, weil ſie unter dem Sultan Mo[illegible]amed dem Zweiten ein faſt verlorenes Treffen [illegible]ch gewannen, da jene ſchon geflohen waren. Ihr Sc[illegible] iſt verſchieden und ſteigt gemeiniglich von 12 bis [illegible] 100 Aſper für einen Tag; im letztern Fall wird abe[illegible]t, daß [illegible]Spahi ſich ſehr hervorgethan h[illegible] [illegible]ipt heißt Spahilar-Agaty [illegible]ral der Reiterey. Im Fall der [illegible]ntlichen Gelegenheiten, werden noch vier [illegible]rps [illegible]rrichtet. Bei dem jetzigen Sultan [illegible]hmud, der die Janitſcharen geſtürzt, und [illegible]ze Armee auf den Europäiſchen Fuß eingericht[illegible] haben auch die Spahis eine andere Einrichtung erhalten. Diejenigen Spahis, die nicht beſtändig auf den Beinen ſind, ſondern nur in Kriegszeiten Dienſte thun, ſind die Beſitzer der Kriegslehen; ſie theilen ſich in die Zaims, die von ihren Kriegslehen ein Einkommen von 20—100,000 Aſper, und die Timarioten, die ein Einkommen von 6—19,999 Aſper ziehen. Für jede 5000 Aſper Einkünfte muß der Beſitzer eines ſolchen Lehens einen Reiter gerüſtet ins Feld ſtellen. Die Spahis fochten ehemals nur Rottenweiſe und gingen ohne Ordnung in das Treffen; ſie waren wegen ihrer Tapferkeit berühmt und ſtanden in großem Anſehen, daher waren ſie übermüthig und zum Aufruhr geneigt. Der Großvezier Kiuperil ſtrafte oder demüthigte ſie dieſes Uebermuthes wegen, und ſeit dieſer Zeit hatte ſich auch ihr Muth verloren. Sobald ſie mit dem Sultan und Großvezier zu Felde zogen, mußten ſie Wache an ihrem Zelte halten. Wenn der Sultan ſelbſt ins Feld zieht, ſo bekommt, nach alter Gewohnheit, ein jeder Spahi 5000 Aſpern zu

thun, als die Spallierwände, woran man Wein, Obſtbäume ꝛc. zieht, mit ſchwarzer Farbe anſtreichen zu laſſen, und wo möglich ohne allen Glanz, damit nicht die Strahlen zurückprallen, ſondern eingezogen oder eingeſogen werden. Man muß daher die ſchwarze Farbe, (Frankfurter Schwarz, auch Ruß, gebranntes Elfenbein ꝛc.) mit bloßem Leinöl reiben, und darf nur, damit ſie ſchneller trocknet, etwas Terpentinöl dazu thun, ſo daß ſie beim Anſtrich matt bleibt; noch beſſer wäre bloß Leimfarbe, weil ſolche dieſe Eigenſchaft in einem hohen Grade beſitzt, das heißt, man ſchütte die zerdrückte oder zerſtoßene Farbe auf den Reibeſtein, wenn ſie von der Art iſt, daß ſie gerieben werden muß, wo nicht, ſo thue man ſie nur in einen Topf und gieße Leinwaſſer darauf, rühre es um, und wenn ſich Alles vermiſcht hat, ſo ſtreiche man mit einem gewöhnlichen Borſtenpinſel dieſe Farbe auf die Wand. Das Leinwaſſer darf nur ganz dünn gekocht ſeyn. Wenn die Farbe gerieben werden muß, ſo gieße man ſo viel auf den Stein zu der Farbe, als hinreichend iſt. Die Oelfarbe giebt immer einen Glanz und iſt daher nicht ſo gut, als die Leimfarbe, nur iſt Letztere nicht ſo dauerhaft und muß der Anſtrich deshalb oftmals wiederholt werden.

Spallieren, eine Wand oder Mauer mit einem Spalliere bekleiden.

Spallierhaken, Haken, welche auf einem ſauber geſchliffenen Stahle oder auch nur Eiſenblech geſchweißt werden, welche man mit dieſem Bleche an die mit Tapeten bezogene Wände, ohne Verletzung derſelben, anmachen kann. Man findet dergleichen Haken ſchon fertig bei den Eiſenhändlern oder Eiſenkrämern.

Spallierleder, dasjenige Leder, auf welches Gold- oder Silberblättchen mit allerhand Figuren gepreßt werden.

Spalliernagel, beim Nagelſchmidt, eine Gattung

Nägel, von welcher auf der Fabrik zu Roda 1000 Stück 2½ Pfund wiegen und 10 Gr. gelten.

Spallierung, wird die Bekleidung der Gemächer genannt, wenn sie mit Vorhängen und Tapisserien an den Wänden ausgeziert werden.

Spalliere, eine Art wollener Tapeten von allerhand Farben, welche zu Bergamo in Italien verfertiget und überall hin, nach Frankreich, Deutschland, in die Levante u. s. w. verschickt worden, jetzt aber aus der Mode gekommen sind.

Spalm, in einigen See-Städten des nördlichen Deutschlands, das Schiffspech, welches aus Theer, Pech, Harz und Unschlitt besteht, das Holz und Tauwerck vor der Fäulniß zu bewahren. Es soll von solcher Güte seyn, wenn es nach gehörigem Verhältnisse ist zubereitet worden, daß ein Schiff auf einer Fahrt von neunzehn Monaten, vor aller Fäulniß und Würmer bewahrt geblieben.

Spalmiren, ist gleichbedeutend mit Calfatern.

Spalt, Spalte, von dem Zeitworte spalten. Eine durch Spalten entstandene Oeffnung oder Theilung in die Länge. Durch den Spalt oder durch die Spalte einer Thür sehen. Das Holz bekommt einen Spalt, ist voller Spalte oder Spalten. Ein Spalt in dem Eise. Der Knochenspalt, bei den Wundärzten, eine Spalte in den Knochen, ingleichen der Zustand eines Knochens, das er gespalten ist. Der Spalt oder die Spalte einer Feder. In den Spalt pfropfen, bei den Gärtnern, das Pfropfreis in einen in den Stamm gemachten Spalt setzen. Ein durch Spalten oder Spaltung entstandener Theil, in welchem Verstande, in figürlicher Bedeutung nur die Theile einer gespaltenen, oder der Länge nach getheilten Seite bei den Büchern, im weiblichen Geschlechte die Spalten, und mit einem Lateinischen

Kunſtworte Kolumnen genannt werden. Dieſer Ausdruck kommt beſonders bei dem Buchdrucker vor, wo es auch die Hälfte oder den dritten Theil des Formats bedeutet; eine Seite iſt eine Kolumne, daher die Redensart: in geſpaltenen Kolumnen, wie bei Wörterbüchern, da die Kolumnen nicht in einer Breite des ganzen Blattes fortgeſetzt, ſondern in zwei Theile getheilt ſind. — Beim Buchbinder ſind die Spalten zwei ſchmale Preßbretter, zwiſchen welchen das Buch, wenn der Schnitt vergoldet iſt, in eine Handpreſſe geſpannt wird, um ſolchen zu glätten. Der Buchbinder beſchabt denſelben erſt ſtark mit Stahklingen, vermiſcht hierauf ſechs Theile Brunnenwaſſer mit einem Theile Scheidewaſſer, beſtreicht damit den Schnitt mit einem Schwamm, und reibt den Schnitt erſt warm, dann trocken mit Papierſpänen, wodurch der Schnitt einen Glanz erhält; ſ. unter Buchbinder Th. 7, S. 163. Die Tiſchler nennen einen Spalt, wenn ſie von einem zu breiten Brette etwas wegnehmen. — In der Mineralogie iſt der Spalt, nach Jakobſon, ein glänzender Stein mit Schuppen, der beinahe ſo ausſieht, wie Kryſtallgyps vom Montmartre, iſt aber auch um einen anſehnlichen Theil weißer. Man findet ihn in Augsburg und in England. Die Schmelzer ſollen ihn gebrauchen, um die Metalle ſchneller in den Fluß zu bringen. Dieſe Steinart ſcheint wohl nur eine Spathart zu ſeyn.

Spaltader, im Forſtweſen, bei den in die Quere abgeſägten Bäumen die Ader im innern Holze, woran man ſehen kann, wo ſich das Holz am beſten ſpalten läßt. Man gewahrt dieſes beſonders am Fichten- und Tannenholze, überhaupt an allen Nadelhölzern, wo dieſe Adern wegen des Harzes dazwiſchen ſehr kenntlich ſind.

Spaltblume, Andrachne, Andrachne, Linn. Dieſe Pflanzengattung, welche im 2ten Theile dieſer

Encyklopädie unter dem Namen Andrachne übergangen worden, und die von Planer und andern Pflanzenforschern auch Spaltblume genannt wird, gehört in die 21ste Klasse (Monoecia Gynandria, Familie der Trikosten) des Linnéischen Pflanzensystems und hat folgenden Charakter: Die Geschlechter sind halb getrennt. Die männliche Blume hat einen fünfblättrigen Kelch, eine fünfblättrige Krone, fünf gespaltene Nektarien und fünf Staubfäden. Die weibliche Blume hat gleichfalls einen fünfblättrigen, bleibenden Kelch, aber keine Krone, drei gespaltene Griffel. Die Kapsel ist dreifächerig, jedes Fach enthält zwei Samen. Man hat von dieser Pflanzengattung zwei Arten: 1) Die niedrige Spaltblume, niedrige Andrachne, das unächte Telephskraut, Andrachne telephioides Linn., und 2) die strauchartige Spaltblume, oder Andrachne, Andrachne fruticosa Linn. Die erste Art wächst in Italien und die zweite in Ostindien. Beide Arten kommen in unsern Gärten und Zimmern nicht vor, auch nicht in der Apotheke und in den Gewerben, und werden nur in botanischen Gärten gezogen, daher übergehe ich hier ihre weitere Beschreibung.

Spalte, bei den Buchdruckern, s. unter Spalt. Auch eine Muschel, Patella Fissura, führt diesen Namen.

Spalten, ein regelmäßiges Zeitwort, welches sowohl aktiv, als auch als ein Zeitwort der Mittelgattung vorkommt. — I Als ein Zeitwort der Mittelgattung, sich mit dem diesem Zeitworte eigenthümlichen Schalle, der Länge oder dem Laufe der Fasern nach, von einander geben, oder theilen. Er spaltet ihn, bis das Rohr spaltete. Das Holz will nicht spalten.

Statt dieses neutralen Zeitwortes, ist indessen das folgende thätige in Gestalt eines zurückwirkenden üblicher. — II Als ein thätiges Zeitwort, spalten machen,

der harten, langen Fasern oder Platten, noch mit dem diesem Zeitworte eigenthümlichen Schalle theilen. 1) Eigentlich, wird ein Körper gespalten, wenn sich die Theile weiter von einander geben, als das theilende Werkzeug in den Körper eindringt, welches daher im eigentlichsten Verstande nur bei solchen elastischen Körpern Statt finden kann, welche der Länge nach aus Fasern oder Platten bestehen, bei welchen dann nur der Laut statt findet, welchen dieses Zeitwort zunächst nachahmt. Holz spalten, im gemeinen Leben der Ober- und Niedersachsen Holz spellen oder speltern. Den Schiefer spalten; eine Feder spalten; der Oelberg wird sich spalten, Zachar. 14, 9; so auch rückwirkend, sich spalten, einen Spalt bekommen. Das Holz spaltet sich. Die Thür hat sich gespalten. — 2) Figürlich, wo es (1) in vielen Fällen von mancherlei Arten des Theiles oder der Trennung des körperlichen Zusammenhanges gebraucht wird. Daher gespaltene Klauen haben. Ein gespaltenes Kinn; eine gespaltene Lefze. Die gespaltenen Zungen der Schlangen. Er hat meine Nieren gespaltet (gespalten), Hiob 16, 13. Er liegt mit gespaltetem Haupte, Klopst. Eine gespaltene Seite oder Kolumne, bei den Buchdruckern, welche in zwei oder mehrere Theile der Länge nach getheilt ist; s. unter Spalt. Der Fluß spaltet sich in zwei Arme, wofür man jedoch lieber theilen braucht. Der weit gespaltene Herr erreichte bald das Zimmer, Rost. Der Herr mit den langen Beinen. Gespaltene Bauergüter, in einigen Gegenden für getheilte. — Der Lohgerber nennt spalten, wenn das Schmal- oder Fahlleder, nachdem es aus der letzten Farbe gekommen und rothgar gemacht worden, mit dem Streicheisen auf dem Schabebaum ausgestrichen und von aller

Feuchtigkeit befreit wird, damit es in der Folge bei der fernern Zurichtung das Fett annehmen könne. — Beim Zimmermann heißt ſpalten, ſtarke Hölzer mit der Säge nach der Länge von einander trennen, zu Balken, Sparren, Pfoſten oder Brettern, die man zu Zimmerarbeiten gebraucht. — Bei den Schlöſſern wird ſpalten oft für Schroten gebraucht, wenn ſie nämlich das warme Eiſen nach der Länge mit dem Hammer und Meißel durchſchlagen. — 2) Bei den Steinſetzern heißt ſpalten, einen großen Stein von einander ſchlagen, und zwei daraus machen, welches auch bei den Steinhauern gebraucht wird, und daſſelbe bedeutet. — Das Spalten des Kamelgarns beim Knopfmacher. Das Kamelgarn, welches man zu halbſeidenem Kamelgarn, womit an Kleidern öfters Knöpfe u. Knopflöcher verfertiget werden, gebraucht, muß getheilt oder geſpalten werden, wenn es mit Seide vereiniget oder zuſammengedreht werden ſoll. Zu dieſem Zwecke wird die Strehne des Kamelgarns von einer Winde auf ein Spulrad geſpult, aber das Letztere dergeſtalt umgedreht, daß hierdurch der Doppelfaden aufgedrehet wird. Hierdurch erhält der Knopfmacher zwei einfache und dünne Fäden, die dem Faden der Seide gleich ſind, und dreht nachher beide Fäden, Seide und Kamelgarn, zuſammen. — Das Spalten der Diamanten. Ehemals wurden die Diamanten durchgängig geſägt, ſpäterhin, vor ungefähr ſechzig Jahren, erfand man aber das Spalten derſelben. Es geſchieht auf folgende Weiſe. Auf einem hölzernen Griffel wird eine Kompoſition von Kolophonium und Ziegelſtein fein gemahlen, auf- und oben in dieſelbe der zu ſpaltende Diamant eingeſetzt; dann nimmt man ein anderes dergleichen Inſtrument, das auf dieſelbe Art mit einem Diamante verſehen iſt, mit welchem jener geſpalten werden ſoll; hierauf über einem Käſtchen, in welches

der Diamantenstaub fällt, der eine gegen den andern gehalten, und mit dem länglichen der andere durch Hin- und Herfahren eingekerbt. Man muß dazu mehrere Schneidediamanten haben, weil sie leicht stumpf werden. Ist dieses geschehen, so wird der auf diese Art eingekerbte Diamant mit seinem hölzernen Griffe in ein Stück Bley, das ein Loch hat, worein das Instrument paßt, gesteckt, in die eingekerbte Vertiefung ein Stahl gesetzt, und nur einmal darauf geschlagen, da dann der Diamant in einer dem Auge unmerklichen Ritze zerspringt, und, wenn die Komposition, in der er eingefaßt ist, über einer Lampe, die durch Weingeist genährt wird oder brennt, weich geworden, er herausgenommen wird und von einander fällt. Die große Kunst bei dieser an sich sehr leicht scheinenden Arbeit, besteht darin, den Diamant dergestalt zu stellen, daß man die Ritze gerade nach der Richtung seiner Blätter anlegt, weil er sich nach keiner andern Lage spalten läßt. Man kann sich nur erst nach langer Uebung mit dieser Natur des Diamanten bekannt machen. Wenn die Diamanten gespalten sind, so werden sie, um sie von dem daran klebenden Unrathe zu befreien, in einem kleinen eisernen Ofen geglüht, wodurch sich ihre Farbe nicht verändert; sie wird nicht weißer; im Gegentheil kann man die Diamanten verderben, wenn das Glühen übertrieben wird. — Figürlich heißt es auch noch durch Uneinigkeit trennen. Die Menge der Stadt spaltete sich, Apost. 14, 4., eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, in welcher noch das Hauptwort die Spaltung üblich ist, so auch das Spalten. Eine Spaltung in der Kirche, in der Sitzung, in der Deputirtenkammer, im Parlament ꝛc. Nach Adelung kommt dieses Wort beim Notker und Ottfried vor, und heißt daselbst spaltan, bei dem Stryker spiltan, im Niedersächsischen spellern

und splieten, im Engliſchen spelt und split, im Schwediſchen spjäla; es ahmet, ſo wie reißen, brechen, und andere ähnliche Zeitwörter zunächſt den mit dem Spalten verbundenen Laut nach, welcher vermittelſt des intenſiven ſ. zu balen, bellen gehört. Statt des Zeitwortes ſpalten brauchen die Norddeutſchen in einigen Gegenden auch klöben, die Süddeutſchen klieben, und die Bergleute greiſſen für gereiſſen.

Spalten, die, beim Buchbinder, ſ. oben, S. 147.

—, die, beim Buchdrucker, ſ. daſelbſt.

—, der, im Deichbaue, beim Deichgraben, der Stechſcheid, eine aus Buchen-, Rüſtern- oder andevem feſten, zähen Holze verfertigte, glatte Schaufel, die mit dem Körper und Stiel aus einem einzigen Stücke beſtehen muß. Rund umher iſt die Schaufel mit einem ſcharfſchneidenden und von gutem Zeuge verfertigten Eiſen, 2½ Zoll breit, eingefaßt, und mit glatten Nägeln an das Holz befeſtiget. Oben an dem Eiſen geht ein Stück von ſolchem 6 Zoll lang aufwärts in die Höhe, um den Stiel in derſelben Gegend, wo es am nöthigſten iſt, mit der untern Schaufel genauer zu verbinden, und die Stärke des Stiels zu verdoppeln, die dann erfordert wird, wenn der Vorſteher den Waſen vor ſich in dem Graben losſticht und durch einen Druck vor ſich hin umſtürzen will.

—, der Diamanten, ſ. oben, S. 150.

—, des Holzes, heißt bei den Holzfällern und Holzhauern, wenn das in Stücken geſägte Holz mittelſt einer Art durchgehauen wird, welches Spalten bei großen Kloben mittelſt eines Keils geſchieht; indem erſt ein Spalt mit der Art gemacht, dann der hölzerne Keil hineingeſteckt und mit dem Rücken der Art darauf geſchlagen wird, bis ſich die Klobe ſpaltet. Bei kleingeſägtem Holze geſchieht das Spalten bloß mit

der Axt oder mit einem Beile, welches Letztere jedoch nur bei dem Küchenholze angewendet wird.

Spalten des Kamelgarn, ſ. den folgenden Art.

—, beim Knopfmacher, das Spalten des Kamelgarns, ſ. oben, S. 150.

—, beim Schlöſſer, ſ. daſelbſt.

—, der Steine, ſ. den folgenden Artikel.

—, beim Steinſetzer und Steinhauer, ſ. oben, S. 150.

—, beim Tiſchler, ſ. daſ., S. 147.

—, beim Zimmermann, ſ. daſ., S. 150.

Spalter, derjenige der etwas ſpaltet, als Holz, Steine oder auch eine andere Materie. Beim Schieferbrecher, die Arbeiter, die auf den Schieferbrüchen die Schiefer in dünne Tafeln ſpalten oder theilen. Beim Böttcher, der Dreiklöber, ſ. unter Böttcher.

Spaltfleck, Phalaena taedella, eine Art Phalänen oder Nachtfalter.

Spaltfuß, Sphex Fissipes, eine Art Afterweſpen; ſ. unter Weſpe, in W. — Auch eine Art Meerſchwalben, Sterna Fissipes.

Spaltholz, ſpaltiges Nutzholz, hierunter verſteht man ſolches Holz, welches bei einem geſunden Stammkörper, in verſchiedener Stärke, die Eigenſchaft beſitzt, ſich, der Länge nach, leicht und gerade auseinander treiben und in verſchiedene willkührliche Theile zertheilen zu laſſen. Es darf alſo nicht gedrehet, maſerig, äſtig, nicht voller Rindenbeulen, und auch nicht ausgetrocknet ſeyn. Das Spalten iſt alſo die erſte und vorzüglichſte Eigenſchaft. Denn wenn gleich aus ſpaltigem Nutzholze andere der übrigen Hauptſortimente erlangt werden können, ſo ſchicken ſich hingegen jene doch nicht zur Spaltarbeit, zu welcher obige Eigenſchaften ganz unentbehrlich ſind. Zu verſchiedenem Gebrauche werden vielfache Gattungen von Spaltnutzholz geſucht, welche unter zwei Hauptklaſſen, näm-

lich: 1) in Kohlholz und 2) in Stangenholz zu bringen sind. Das Kohlholz setzt starke einständige Bäume voraus, von welchen entweder a) lange, oder b) kurze Sorten Spaltholz erlangt werden sollen. Das Stangenspaltholz wird in den Laubhölzern aus Schlagholz, in den Nadelhölzern aber aus jungen unterdrückten oder in dem Jahresschlage einzeln vorkommenden jungen Bäumen genommen. —

Spaltig, Bei- und Nebenwort, Spalte oder Spalten habend; dann auch, was sich spalten läßt, besonders in den Zusammensetzungen: eine vierspaltige Buche, welche in vier Theile gespalten werden kann; ein sechsspaltiger Baum.

Spaltimpfen, Spaltpfropfen, das Pfropfen durch einen Spalt; s. unter Pfropfen, Th. 112, S. 406.

Spaltkeil, eigentlich ein Keil, etwas damit zu spalten, besonders das Holz oder die Holzkloben. Ein solcher Keil ist oben stark, und geht nach unten dünn und schräge zu, gleich einem Beile oder einer Axt. Er wird mit der Schärfe in den Spalt, den man vorher mit der Axt gehauen hat, gesetzt, und dann mit dem Rükken derselben hineingekeilt, wodurch sich die Klobe von einander giebt oder spaltet; s. auch Spalten des Holzes, oben, S. 152. — Im Bergwerke die Axt, womit das Holz klein gespalten wird.

Spaltklinge, beim Englischen Stuhlmacher, eine 11 Zoll lange, 5 bis 6 Zoll breite Klinge, deren Rükken 1 Zoll dick ist. Die Größe und Schwere ist bei dem Zwecke dieses Instrumentes sehr dienlich, weil der Stuhlmacher mit derselben große Kloben Holz in kleine Theile zerspaltet. Die Klinge hat eine Angel, womit sie in einem Hefte steckt, um solche daran halten zu können. — Beim Böttcher, ein starkes breites Messer, das Holz damit zu kleineren Stäben ꝛc. zu spalten, das Klöbeisen, Kliebeisen, von klieben, spalten.

der harten, langen Faſern oder Platten, noch mit dem dieſem Zeitworte eigenthümlichen Schalle theilen. 1) Eigentlich, wird ein Körper geſpalten, wenn ſich die Theile weiter von einander geben, als das theilende Werkzeug in den Körper eindringt, welches daher im eigentlichſten Verſtande nur bei ſolchen elaſtiſchen Körpern Statt finden kann, welche der Länge nach aus Faſern oder Platten beſtehen, bei welchen dann nur der Laut ſtatt findet, welchen dieſes Zeitwort zunächſt nachahmt. Holz ſpalten, im gemeinen Leben der Ober- und Niederſachſen Holz ſpellen oder ſpeltern. Den Schiefer ſpalten; eine Feder ſpalten; der Oelberg wird ſich ſpalten, Zachar. 14, 9; ſo auch rückwirkend, ſich ſpalten, einen Spalt bekommen. Das Holz ſpaltet ſich. Die Thür hat ſich geſpalten. — 2) Figürlich, wo es (1) in vielen Fällen von mancherlei Arten des Theiles oder der Trennung des körperlichen Zuſammenhanges gebraucht wird. Daher geſpaltene Klauen haben. Ein geſpaltenes Kinn; eine geſpaltene Lefze. Die geſpaltenen Zungen der Schlangen. Er hat meine Nieren geſpaltet (geſpalten), Hiob 16, 13. Er liegt mit geſpaltetem Haupte, Klopſt. Eine geſpaltene Seite oder Kolumne, bei den Buchdruckern, welche in zwei oder mehrere Theile der Länge nach getheilt iſt; ſ. unter Spalt. Der Fluß ſpaltet ſich in zwei Arme, wofür man jedoch lieber theilen braucht. Der weit geſpaltene Herr erreichte bald das Zimmer, Roſt. Der Herr mit den langen Beinen. Geſpaltene Bauergüter, in einigen Gegenden für getheilte. — Der Lohgerber nennt ſpalten, wenn das Schmal- oder Fahlleder, nachdem es aus der letzten Farbe gekommen und rothgar gemacht worden, mit dem Streicheiſen auf dem Schabebaum ausgeſtrichen und von aller

bel: Lasset nicht Spaltung unter euch seyn, 1 Cor., 1, 10. Es sind Spaltungen unter Euch, Kap. 11, 18. Die Spaltungen in dem gesellschaftlichen Verbande, im Staate, sind sehr mannigfaltig. So giebt es Spaltungen in der Kirche, wenn die Mitglieder derselben verschiedener Meinung und Ansichten in Religionssachen, Glaubensangelegenheiten sind, welches sich besonders auf den äußeren Gottesdienst, die kirchlichen Gebräuche, Feierlichkeiten ꝛc. bezieht. Spaltungen in den Verwaltungszweigen des Staates, besonders in constitutionellen Staaten, in der Deputirtenkammer, der Pairskammer, dem Ober- und Unterhause, um für oder wider ein Gesetz, eine Verordnung ꝛc. zu stimmen. Spaltungen im Staatsrathe, im Kabinette, im Kriegsrathe, in gerichtlichen Sitzungen, kurz in allen Kollegien, wo es etwas zu berathen giebt, welche sich immer auf verschiedene Ansichten und Meinungen beziehen, die der Gegenstand, der berathen werden soll oder berathen wird, darbietet. Dergleichen Spaltungen sind oft von der größten Wichtigkeit und von nicht zu berechnenden Folgen, besonders im höheren Staatsleben, wie solches aus der Geschichte Italiens, Englands und Frankreichs besonders bekannt ist, wo diese Spaltungen zu blutigen Bürgerkriegen Veranlassung gaben. Auch im gewöhnlichen bürgerlichen Leben giebt es Spaltungen in den Familien, in den Vereinen der Künste, Gewerke ꝛc. ꝛc.

Spaltwirbel, Mantis bicornis, eine Art Fanghenschrecken; s. unter Heuschrecken, im Supplem.

Spaltzwiebel, im gemeinen Leben einiger Gegenden ein Name der Winterzwiebeln, weil sie sich oben zu spalten pflegen, im Süden Deutschlands Schleißzwiebel.

Spalze, Spelze, beim Müller, die gespaltenen Häute oder Schalen des Getreides, besonders der

Gerſte, ſo wie ſie bei dem Machen der Graupen ꝛc. abgeſondert werden; eine Art der Kleye.

Spalzmehl, Spelzmehl, bei den Müllern und Bäckern, eine Art des Weitzenmehls, nachdem daſſelbe durch verſchiedene Gänge gezogen worden; ſ. unter Mehl, Th. 87.

Span, ein Slavoniſches Wort, welches einen Herrn bedeutet, aber in Geſpan am üblichſten iſt; dann bezeichnet es in Geſpan einen Kamerad, ſ. Geſpan. — In einigen Gegenden Nieder-Deutſchlands oder Nord-Deutſchlands, z. B. in und um Bremen bedeutet es ein Gefäß, einen Zuber. — Im Forſtweſen bezeichnet man dadurch das Innerſte, den Kern eines Baumes, welcher auch Splint genannt wird. Nach Adelung ſoll es in dieſer Bedeutung von dem alten ſpanen, ſpalten, theilen, herkommen oder abgeleitet worden ſeyn. So wie es bei dem vorhergehenden, wo es ein Gefäß bedeutet, den Begriff der Vertiefung eines hohlen Raumes hat und mit Wannen eines Geſchlechtes ſeyn ſoll. Im Engliſchen heißt Spon ein Löffel. — In der Schiffahrt auf der Donau bedeutet es das Profil oder den Durchſchnitt eines Donauſchiffes, die Vorſtellung deſſelben, als wenn es durchgeſchnitten wäre, damit man die innern Theile ſehen kann. Der größte Span, der Durchſchnitt in der größten Breite. Es ſoll hier, nach Adelung, von dem veralteten ſpanen, theilen, herkommen.

Der Span, die Späne, in der Mehrheit.

1. Ein Theil, ein durch Theilung eines Ganzen erhaltenes Stück, eine dem ganzen Umfange nach veraltete Bedeutung, die nur noch in einigen einzelnen Fällen üblich iſt. (1) So erhalten die durch Spalten entſtandene Bretter den Namen Späne. Im Hüttenwerke nennt man ein kleines, ungefähr 7 Zoll langes und 3 Zoll breites Brettchen, worauf die Proben gelegt werden, einen Span. — Bei den

bel: Lasset nicht Spaltung unter euch seyn, 1 Cor., 1, 10. Es sind Spaltungen unter Euch, Kap. 11, 18. Die Spaltungen in dem gesellschaftlichen Verbande, im Staate, sind sehr mannigfaltig. So giebt es Spaltungen in der Kirche, wenn die Mitglieder derselben verschiedener Meinung und Ansichten in Religionssachen, Glaubensangelegenheiten sind, welches sich besonders auf den äußeren Gottesdienst, die kirchlichen Gebräuche, Feierlichkeiten ꝛc. bezieht. Spaltungen in den Verwaltungszweigen des Staates, besonders in constitutionellen Staaten, in der Deputirtenkammer, der Pairskammer, dem Ober- und Unterhause, um für oder wider ein Gesetz, eine Verordnung ꝛc. zu stimmen. Spaltungen im Staatsrathe, im Kabinette, im Kriegsrathe, in gerichtlichen Sitzungen, kurz in allen Kollegien, wo es etwas zu berathen giebt, welche sich immer auf verschiedene Ansichten und Meinungen beziehen, die der Gegenstand, der berathen werden soll oder berathen wird, darbietet. Dergleichen Spaltungen sind oft von der größten Wichtigkeit und von nicht zu berechnenden Folgen, besonders im höheren Staatsleben, wie solches aus der Geschichte Italiens, Englands und Frankreichs besonders bekannt ist, wo diese Spaltungen zu blutigen Bürgerkriegen Veranlassung gaben. Auch im gewöhnlichen bürgerlichen Leben giebt es Spaltungen in den Familien, den Vereinen der Künstler, Handwerke ꝛc. ꝛc.

Spaltwirbel, Mantis, eine Art Heuschrecken; s. unter Heuschrecken, in

Spaltzwiebel, im gemeinen Leben einige ein Name der Winterzwiebeln, welche sich zu spalten pflegen, im Gegensatze der Winterzwiebel.

Spalze, Spelze, beim Getreide die Häute oder Schalen

bels: Laſſet nicht Spaltung unter euch ſeyn, 1 Cor. 1, 10. Es ſind Spaltungen unter Euch, Kap. 11, 18. Die Spaltungen in dem geſellſchaftlichen Verbande, im Staate, ſind ſehr mannigfaltig. So giebt es Spaltungen in der Kirche, wenn die Mitglieder derſelben verſchiedener Meinung und Anſichten in Religionsſachen, Glaubensangelegenheiten ſind, welches ſich beſonders auf den äußeren Gottesdienſt, die kirchlichen Gebräuche, Feierlichkeiten ꝛc. bezieht. Spaltungen in den Verwaltungszweigen des Staates, beſonders in conſtitutionellen Staaten, in der Deputirtenkammer, der Pairskammer, dem Ober- und Unterhauſe, um für oder wider ein Geſetz, eine Verordnung ꝛc. zu ſtimmen. Spaltungen im Staatsrathe, im Kabinette, im Kriegsrathe, in gerichtlichen Sitzungen, kurz in allen Kollegien, wo es etwas zu berathen giebt, welche ſich immer auf verſchiedene Anſichten und Meinungen beziehen, die der Gegenſtand, der berathen werden ſoll oder berathen wird, darbietet. Dergleichen Spaltungen ſind oft von der größten Wichtigkeit und von nicht zu berechnenden Folgen, beſonders im höheren Staatsleben, wie ſolches aus der Geſchichte Italiens, Englands und Frankreichs beſonders bekannt iſt, wo dieſe Spaltungen zu blutigen Bürgerkriegen Veranlaſſung gaben. Auch im gewöhnlichen bürgerlichen Leben giebt es Spaltungen in den Familien, in den Vereinen der Künſte, Gewerke ꝛc. ꝛc.

Spaltwirbel, Mantis bicornis, eine Art Fangheuſchrecken; ſ. unter Heuſchrecken, im Supplem.

Spaltzwiebel, im gemeinen Leben einiger Gegenden ein Name der Winterzwiebeln, weil ſie ſich oben zu ſpalten pflegen, im Süden Deutſchlands Schleißzwiebel.

Spalze, Spelze, beim Müller, die geſpaltenen Häute oder Schalen des Getreides, beſonders der

Gerſte, ſo wie ſie bei dem Machen der Graupen ꝛc. abgeſondert werden; eine Art der Kleye.

Spalzmehl, Spelzmehl, bei den Müllern und Bäckern, eine Art des Weitzenmehls, nachdem daſſelbe durch verſchiedene Gänge gezogen worden; ſ. unter Mehl, Th. 87.

Span, ein Slavoniſches Wort, welches einen Herrn bedeutet, aber in Geſpan am üblichſten iſt; dann bezeichnet es in Geſpan einen Kamerad, ſ. Geſpan. — In einigen Gegenden Nieder-Deutſchlands oder Nord-Deutſchlands, z. B. in und um Bremen bedeutet es ein Gefäß, einen Zuber. — Im Forſtweſen bezeichnet man dadurch das Innerſte, den Kern eines Baumes, welcher auch Splint genannt wird. Nach Adelung ſoll es in dieſer Bedeutung von dem alten ſpanen, ſpalten, theilen, herkommen oder abgeleitet worden ſeyn. So wie es bei dem vorhergehenden, wo es ein Gefäß bedeutet, den Begriff der Vertiefung eines hohlen Raumes hat und mit Wannen eines Geſchlechtes ſeyn ſoll. Im Engliſchen heißt Spon ein Löffel. — In der Schiffahrt auf der Donau bedeutet es das Profil oder den Durchſchnitt eines Donauſchiffes, die Vorſtellung deſſelben, als wenn es durchgeſchnitten wäre, damit man die innern Theile ſehen kann. Der größte Span, der Durchſchnitt in der größten Breite. Es ſoll hier, nach Adelung, von dem veralteten ſpanen, theilen, herkommen.

Der Span, die Späne, in der Mehrheit.

1. Ein Theil, ein durch Theilung eines Ganzen erhaltenes Stück, eine dem ganzen Umfange nach veraltete Bedeutung, die nur noch in einigen einzelnen Fällen üblich iſt. (1) So erhalten die durch Spalten entſtandene Bretter den Namen Späne. Im Hüttenwerke nennt man ein kleines, ungefähr 7 Zoll langes und 3 Zoll breites Brettchen, worauf die Proben gelegt werden, einen Span. — Bei den

bel: Lasset nicht Spaltung unter euch seyn, 1 Cor., 1, 10. Es sind Spaltungen unter Euch, Kap. 11, 18. Die Spaltungen in dem gesellschaftlichen Verbande, im Staate, sind sehr mannigfaltig. So giebt es Spaltungen in der Kirche, wenn die Mitglieder derselben verschiedener Meinung und Ansichten in Religionssachen, Glaubensangelegenheiten sind, welches sich besonders auf den äußeren Gottesdienst, die kirchlichen Gebräuche, Feierlichkeiten ꝛc. bezieht. Spaltungen in den Verwaltungszweigen des Staates, besonders in constitutionellen Staaten, in der Deputirtenkammer, der Pairskammer, dem Ober- und Unterhause, um für oder wider ein Gesetz, eine Verordnung ꝛc. zu stimmen. Spaltungen im Staatsrathe, im Kabinette, im Kriegsrathe, in gerichtlichen Sitzungen, kurz in allen Kollegien, wo es etwas zu berathen giebt, welche sich immer auf verschiedene Ansichten und Meinungen beziehen, die der Gegenstand, der berathen werden soll oder berathen wird, darbietet. Dergleichen Spaltungen sind oft von der größten Wichtigkeit und von nicht zu berechnenden Folgen, besonders im höheren Staatsleben, wie solches aus der Geschichte Italiens, Englands und Frankreichs besonders bekannt ist, wo diese Spaltungen zu blutigen Bürgerkriegen Veranlassung gaben. Auch im gewöhnlichen bürgerlichen Leben giebt es Spaltungen in den Familien, in den Vereinen der Künste, Gewerke ꝛc. ꝛc.

Spaltwirbel, Mantis bicornis, eine Art Fangheuschrecken; s. unter Heuschrecken, im Supplem.

Spaltzwiebel, im gemeinen Leben einiger Gegenden ein Name der Winterzwiebeln, weil sie sich oben zu spalten pflegen, im Süden Deutschlands Schleißzwiebel.

Spalze, Spelze, beim Müller, die gespaltenen Häute oder Schalen des Getreides, besonders der

Gerſte, ſo wie ſie bei dem Machen der Graupen ꝛc. abgeſondert werden; eine Art der Kleye.

Spalzmehl, Spelzmehl, bei den Müllern und Bäckern, eine Art des Weitzenmehls, nachdem daſſelbe durch verſchiedene Gänge gezogen worden; ſ. unter Mehl, Th. 87.

Span, ein Slavoniſches Wort, welches einen Herrn bedeutet, aber in Geſpan am üblichſten iſt; dann bezeichnet es in Geſpan einen Kamerad, ſ. Geſpan. — In einigen Gegenden Nieder-Deutſchlands oder Nord-Deutſchlands, z. B. in und um Bremen bedeutet es ein Gefäß, einen Zuber. — Im Forſtweſen bezeichnet man dadurch das Innerſte, den Kern eines Baumes, welcher auch Splint genannt wird. Nach Adelung ſoll es in dieſer Bedeutung von dem alten ſpanen, ſpalten, theilen, herkommen oder abgeleitet worden ſeyn. So wie es bei dem vorhergehenden, wo es ein Gefäß bedeutet, den Begriff der Vertiefung eines hohlen Raumes hat und mit Wannen eines Geſchlechtes ſeyn ſoll. Im Engliſchen heißt Spoon ein Löffel. — In der Schiffahrt auf der Donau bedeutet es das Profil oder den Durchſchnitt eines Donauſchiffes, die Vorſtellung deſſelben, als wenn es durchgeſchnitten wäre, damit man die innern Theile ſehen kann. Der größte Span, der Durchſchnitt in der größten Breite. Es ſoll hier, nach Adelung, von dem veralteten ſpanen, theilen, herkommen.

Der Span, die Späne, in der Mehrheit.

1. Ein Theil, ein durch Theilung eines Ganzen erhaltenes Stück, eine dem ganzen Umfange nach veraltete Bedeutung, die nur noch in einigen einzelnen Fällen üblich iſt. (1) So erhalten die durch Spalten entſtandene Bretter den Namen Späne. Im Hüttenwerke nennt man ein kleines ungefähr 7 Zoll langes und 3 Zoll breites Brettchen, worauf die Proben gelegt werden, einen Span. — Bei den

Schraffirungen gestochen hat, mit der Schneide des Grabstichels diese Späne sorgfältig abschaben; man fährt dann mit der Hand darüber, um zu fühlen, ob nicht irgend etwas zurückgeblieben, weil diese Späne die Abzüge verderben. — Beim Böttcher sind die geraspelten Späne, Späne von Buchenholz, die gut trocken, und in gut gefärbten Wein, der das, was man Feuer nennt, besitzt, eingeweicht worden. Die Weinhändler bedienen sich dieser Späne, um die schlechten Weine stark zu machen, ihnen eine Farbe zu geben, oder Weine, die trübe sind, hell zu machen. Man läßt die Weine, die wieder gut gemacht oder hergestellt werden sollen, ein- oder zweimal über diese Späne laufen. Nach der Versicherung von Weinhändlern soll das Buchenholz, aus welchem sie gemacht worden, dem Weine einen angenehmen Geschmack mittheilen. — In den Buchdruckereyen bedient man sich der Späne zur Unterlegung der Schriften, wenn solche nicht auf eben den Kegel gegossen sind. Z. B. der Setzer hat ein Werk aus der Tertiaschrift, und was in denselben unterstrichen ist, soll er Textkegel nehmen, damit es in die Augen fällt; so muß er sich der Späne zum Unterlegen bedienen. Der Drucker bedient sich derselben bei Haltung seines Registers, womit er sich helfen kann, nach dem Verse der Alten:

Ein Spänchen hinein, ein Spänchen heraus,
Da macht der Drucker Register daraus.

Bei den Schuhmachern und Pantoffelmachern ist der Span ein dünnes Holz oder vielmehr ein sehr dünnes Brettchen, welches zwischen die Haupt- und Brandsohle gelegt wird, wofür man aber jetzt altes Schuhleder nimmt, weil solches weit haltbarer ist. — Bei den Tuchbereitern, Tuchscheerern, dünne Stücken Pappe, welche diese Handwerker zwischen das Tuch beim Pressen legen. — Bei den Gerbern werden die Abschabsel vom Leder Späne ge-

nannt. — Bei den Salzsiedern sind die Sogspäne Bretter, worauf die gefüllten Salzkörbe gesetzt werden, damit das Wasser ablaufe oder abtriefe. — In den verschiedenen Gewerken nennt man dasjenige Späne, was beim Arbeiten oder Bearbeiten, als beim Spalten, Schneiden, Hauen, Sägen, Raspeln, Stoßen, Mahlen ꝛc., der Gegenstände, der Sachen, abfällt, daher hat man Holz-, Hobel-, Horn-, Papier- ꝛc. Späne, welche von der Bearbeitung der Gegenstände mit dem Hobel fallen, zum Unterschiede von den Zimmerspänen, Drechselspänen, Sägespänen, Raspelspänen, Feilspänen ꝛc. ꝛc.

Figürlich heißt Span, Mißhelligkeit, Uneinigkeit, Streit, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, in welcher es ehedem im Oberdeutschen sehr gangbar war und es auch in einigen Gegenden noch ist. Nach Adelung soll das Wort Span von einem veralteten Zeitworte spanen abstammen, welches spalten, theilen, scheiden ꝛc. bedeutet hat.

Span, beim Böttcher, s. oben, S. 160.
—, beim Buchbinder, s. das., S. 158.
—, beim Buchdrucker, s. das., S. 160.
— (Dach-), s. oben, S. 158.
—, beim Dachdecker, s. daselbst.
—, beim Drechsler, s. den folgenden Artikel.
— (Dreh-), Späne, welche beim Drehen abfallen, das heißt, sowohl beim Abdrehen des Holzes, als auch des Hornes.
— (Feil-), s. oben, und Th. 12, S. 479.
—, im Forstwesen, s. oben, S. 157.
— (Ge-), s. daselbst.
—, ein Gefäß, s. das.
—, beim Gerber, s. das., S. 160.
— (Hobel-), s. oben, und Th. 24, S. 48.
— (Holz-), s. das., S. 967.

Sp im Holzarbeiter, ſ. Span (Holz-).
— (… -), Späne, welche beim Bearbeiten des Hornes …llen.
—, im …üttenwerke, ſ. oben, S. 157.
—, beim Kupferſtecher, ſ. daſelbſt, S. 159.
—, beim Metallarbeiter, diejenigen Späne, welche bei der Bearbeitung irgend eines Metalles mit der Feile …fallen, die Feilſpäne.
— (P… er-), ſ. oben, S. 161 und Th. 107, S. 219.
— (Dre… 328 u. f.
— … e beim Raſpeln des Holzes …
— (Sag… l, und Th. 130, S. 541.
—, beim … n der Salzſiederey, ſ. oben, …
—, in der … ſ., S. 157.
—, beim … daſ., S. 160.
— (Sog-), … .
Späne, beim … , Tuchſcheerer, ſiehe oben, S.
—, beim Tuchſcheerer, ſ. daſelbſt.
— (Zimmer-), ſ. unter Z.

Spanbälge, beim Orgelbauer, die Bälge in den Orgeln, welche vier, ſechs oder mehr Falten haben, und mit dem aufgehenden Ende niedrig liegen. In Deutſchland ſetzt man gewöhnlich nur zwei Falten in die Bälge; man macht dagegen aber die Bälge größer, z. B. von 8, 10, 12 Fuß Länge und von 4 bis 12 Fuß Breite. Ein ſolcher Balg bekommt 2 bis 2½ Fuß Aufgang, wobei man oben oder unten Druckfedern von Holz in Geſtalt einer Gabel anbringt, damit der Wind anfangs ſtark genug ſei, indem die Gewichtſteine im Ablaufen ſtärker drücken und ihre ganze Wirkung thun. Den Poſitiven giebt man einen Laternenbalg, unter dem ein Schöpfer liegt. Dieſes iſt ein kleinerer Balg mit zwei Spänen und einem

Ventil, welcher den Wind von unten schöpft und das Oberventil des Oberbalges aufstößt; außerdem liegt das Oberblatt dieses Balges mit seinem Unterblatte horizontal, folglich nicht schief, und geht von allen vier Seiten wie eine runde papierne Laterne zugleich auf und nieder.

Spanbett, ein hölzernes Bettgestell ohne Himmel oder Decke, zum Unterschiede von den darein gehörigen Federbetten; in einigen Gegenden eine Bettspande. Span und Spande scheinen in beiden Wörtern den Begriff des hohlen Raumes, eines Behältnisses zu haben.

Spanbrief, ein nur noch in einigen Oberdeutschen Gerichten übliches Wort, einen gerichtlichen Befehl zu bezeichnen, vermittelst dessen der Gläubiger in die liegenden Gründe seines Schuldners gesetzt oder die Execution in die Güter des Schuldners erkannt wird. Der Name rührt von dem ehemaligen Gebrauche her, da man zum Zeichen der erlaubten Execution einen Span gerichtlich aus dem Hause des Schuldners hieb und ihn dem Gläubiger gab. Daher nannte man diese Handlung im mittlern Latein auch Festucatio und Exfestucatio.

Späne, s. Span.

Spanen, ein veraltetes Zeitwort, welches ehedem bereden bedeutete.

Spänen, s. Spähnen.

Spanfarbe, Farben oder Farbenkörper in Gestalt der Späne, dergleichen Späne nennt man auch wohl Farbenspäne; das geraspelte Brasilienholz oder der Fernambuck, das Blauholz, Gelbholz, Sandelholz ꝛc. sind dergleichen Spanfarben.

Spanferkel, ein säugendes Ferkel, ein junges Schwein, welches noch an seiner Mutter, der Sau, saugt, s. unter Schwein und Schweinzucht, Th. 151, S. 8.

Spange, Spangen, im Bergbaue, die ausgezimmerten Bäume, welche man auf die Spundſtücke bohrt, damit das Fluder um ſo tiefer werde. Adelung ſagt, daß man bei einer näheren Kenntniß dieſer Theile, die wahre Bedeutung dieſes Wortes wird um ſo leichter beſtimmen können, ob es zu Span, ein Brett, oder zu Span, ein Behältniß, oder zu dem folgenden Spange, oder endlich zu dem Zeitworte ſpannen gehört. Nach dem genannten Schriftſteller iſt im Schwediſchen Spang ein Blech, dünnes Brett, oder ein dünner Balken.

Die Spange iſt auch eine Spitze oder ein ſpitziges Ding, ein ſpitziges Werkzeug, in welchem Verſtande es aber veraltet iſt; nur im Oeſterreichiſchen und in einigen andern Oberdeutſchen Gegenden werden auch die Stecknadeln Spangel, Spingel, Spängelnadeln und Spännadeln genannt, wahrſcheinlich wegen ihrer zum Stechen dienlichen Spitze. — In noch weiterer Bedeutung nannte man auch ein ſpitziges in einem Ringe eingefaßtes Werkzeug, verſchiedene Theile der Kleidungsſtücke zuſammenzuhalten, eine Spange, in welcher Bedeutung es nur noch in einigen gemeinen Sprecharten üblich iſt, wogegen man in den anſtändigern dafür Schnalle gebraucht. Schuhſpangen, Armſpangen, Gürtelſpangen. — In noch weiterem Verſtande werden auch verſchiedene Arten des Geſchmeides, wenn ſie zierlich gearbeitet waren, mit dieſem Namen belegt, wenn gleich keine eigentliche Spange darin befindlich war. So ſind Armſpangen, dergleichen Geſchmeide an den Armen, Ohrenſpangen, Ohrengehenke ꝛc. In dieſer Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen gleichfalls veraltet, ob es gleich in derſelben noch mehrmals in der Deutſchen Bibel vorkommt. Nach Adelung iſt es in dieſer hier angeführten Bedeutung noch ungewiß, ob es von dem alten Spange, ein Blech,

herkommt, ſo daß es eigentlich ein zierlich gearbeitetes Blech zum Putzen bedeuten würde.

Spange (Arm-), ſ. oben; eine Spange oder einen Reif von edlem Metalle, oder auch ein Band mit einer Schnalle, welches mit Steinen ꝛc. verziert iſt, und um den Arm getragen wird, alſo ein Armband.

— , im Bergbaue, ſ. oben, S. 164.

— (Gürtel-), Gürtelſchnallen, welche man an kurzen Beinkleidern unter dem Knie trug, um ſolche zu befeſtigen. Auch der Gurt um den Leib, der Leibgurt, wird Gürtelſpange genannt; ſ. Kleidergurt.

Spange (Haar-), eine Schnalle, welche im Haar getragen wird. Gewöhnlich trug man ſie vorne, vor der Stirn, an einem ſchwarzen Sammtbande, welcher ſo um die Haare oder um den Kopf gewunden wurde, daß die Schnalle gerade mitten vor die Stirn zu ſitzen kam.

— (Halstuch-), Halstuchſchnalle, eine Schnalle, durch welche man die Zipfel des Halstuchs zu beiden Seiten durchzog und ſie hinten zuſammenband, ſo daß die Schnalle gerade vorn, in der Mitte des Tuches, ſaß.

Spange (Kleider), Ringe oder Schnallen, die Kleider damit zuzuhalten; ſ. auch oben, S. 164. Dieſe Art Spangen trugen die Frauen um den Leib, daher man ſie auch Leibbänder, Gurte, Leibſpangen nannte, ſo wie ſie auch noch gegenwärtig getragen werden; ein Sammtband oder ein Gurt von dem Zeuge, wovon das Kleid iſt, mit einer Schnalle.

— (Leib-) Leibgurtſpange, ein Leibband oder Leibgurt mit einer Schnalle; ſ. Spange (Kleider-).

— (Leibgurt-), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (Ohren-), das Ohrengehänge. Der Schmuck in den Ohren, ſ. oben, S. 164.

Sp im Holzarbeiter, ſ. Span (Holz-).
— (H -), Späne, welche beim Bearbeiten des Hornes fallen.
—, in ttenwerke, ſ. oben, S. 157.
—, beim Kupferſtecher, ſ. daſelbſt, S. 159.
—, bei Metallarbeiter, diejenigen Späne, welche bei d Bearbeitung irgend eines Metalles mit der Feile fallen, die Feilſpäne.
— (Pa er-), ſ. oben. S. 161 und Th. 107, S. 219.
— (Pre 328 u. f.
— e beim Raſpeln des Holzes ab
— (Säge l, und Th. 130, S. 541.
—, beim n der Salzſiederey, ſ. oben,
—, in de ſ., S. 157.
—, beim daſ., S. 160.
— (Sog-), 1
Späne, beim , Tuchſcheerer, ſiehe oben, S. 160.
—, beim Tuchſcheerer, ſ. daſelbſt.
— (Zimmer-), ſ. unter Z.

Spanbälge, beim Orgelbauer, die Bälge in den Orgeln, welche vier, ſechs oder mehr Falten haben, und mit dem aufgehenden Ende niedrig liegen. In Deutſchland ſetzt man gewöhnlich nur zwei Falten in die Bälge; man macht dagegen aber die Bälge größer, z. B. von 8, 10, 12 Fuß Länge und von 4 bis 12 Fuß Breite. Ein ſolcher Balg bekommt 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß Aufgang, wobei man oben oder unten Druckfedern von Holz in Geſtalt einer Gabel anbringt, damit der Wind anfangs ſtark genug ſei, indem die Gewichtſteine im Ablaufen ſtärker drücken und ihre ganze Wirkung thun. Den Poſitiven giebt man einen Laternenbalg, unter dem ein Schöpfer liegt. Dieſes iſt ein kleinerer Balg mit zwei Spänen und einem

Ventil, welcher den Wind von unten schöpft und das Oberventil des Oberbalges aufstößt; außerdem liegt das Oberblatt dieses Balges mit seinem Unterblatte horizontal, folglich nicht schief, und geht von allen vier Seiten wie eine runde papierne Laterne zugleich auf und nieder.

Spanbett, ein hölzernes Bettgestell ohne Himmel oder Decke, zum Unterschiede von den darein gehörigen Federbetten; in einigen Gegenden eine Bettspande. Span und Spande scheinen in beiden Wörtern den Begriff des hohlen Raumes, eines Behältnisses zu haben.

Spanbrief, ein nur noch in einigen Oberdeutschen Gerichten übliches Wort, einen gerichtlichen Befehl zu bezeichnen, vermittelst dessen der Gläubiger in die liegenden Gründe seines Schuldners gesetzt oder die Execution in die Güter des Schuldners erkannt wird. Der Name rührt von dem ehemaligen Gebrauche her, da man zum Zeichen der erlaubten Execution einen Span gerichtlich aus dem Hause des Schuldners hieb und ihn dem Gläubiger gab. Daher nannte man diese Handlung im mittlern Latein auch Festucatio und Exfestucatio.

Spåne, s. Span.

Spanen, ein veraltetes Zeitwort, welches ehedem bereden bedeutete.

Spånen, s. Spähnen.

Spanfarbe, Farben oder Farbenkörper in Gestalt der Späne, dergleichen Späne nennt man auch wohl Farbenspäne; das geraspelte Brasilienholz oder der Fernambuck, das Blauholz, Gelbholz, Sandelholz ꝛc. sind dergleichen Spanfarben.

Spanferkel, ein säugendes Ferkel, ein junges Schwein, welches noch an seiner Mutter, der Sau, saugt, s. unter Schwein und Schweinzucht, Th. 151, S. 8.

Spange, Spangen, im Bergbaue, die ausgezimmerten Bäume, welche man auf die Spundſtücke bohrt, damit das Fluder um ſo tiefer werde. Adelung ſagt, daß man bei einer näheren Kenntniß dieſer Theile, die wahre Bedeutung dieſes Wortes wird um ſo leichter beſtimmen können, ob es zu Span, ein Brett, oder zu Span, ein Behältniß, oder zu dem folgenden Spange, oder endlich zu dem Zeitworte ſpannen gehört. Nach dem genannten Schriftſteller iſt im Schwediſchen Spang ein Blech, dünnes Brett, oder ein dünner Balken.

Die Spange iſt auch eine Spitze oder ein ſpitziges Ding, ein ſpitziges Werkzeug, in welchem Verſtande es aber veraltet iſt; nur im Oeſterreichiſchen und in einigen andern Oberdeutſchen Gegenden werden auch die Stecknadeln Spangel, Spingel, Spängelnadeln und Spännadeln genannt, wahrſcheinlich wegen ihrer zum Stechen dienlichen Spitze. — In noch weiterer Bedeutung nannte man auch ein ſpitziges in einem Ringe eingefaßtes Werkzeug, verſchiedene Theile der Kleidungsſtücke zuſammenzuhalten, eine Spange, in welcher Bedeutung es nur noch in einigen gemeinen Sprecharten üblich iſt, wogegen man in den anſtändigern dafür Schnalle gebraucht. Schuhſpangen, Armſpangen, Gürtelſpangen. — In noch weiterem Verſtande werden auch verſchiedene Arten des Geſchmeides, wenn ſie zierlich gearbeitet waren, mit dieſem Namen belegt, wenn gleich keine eigentliche Spange darin befindlich war. So ſind Armſpangen, dergleichen Geſchmeide an den Armen, Ohrenſpangen, Ohrengehenke ꝛc. In dieſer Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen gleichfalls veraltet, ob es gleich in derſelben noch mehrmals in der Deutſchen Bibel vorkommt. Nach Adelung iſt es in dieſer hier angeführten Bedeutung noch ungewiß, ob es von dem alten Spange, ein Blech,

herkommt, so daß es eigentlich ein zierlich gearbeitetes Blech zum Putzen bedeuten würde.

Spange (Arm=), s. oben; eine Spange oder einen Reif von edlem Metalle, oder auch ein Band mit einer Schnalle, welches mit Steinen ꝛc. verziert ist, und um den Arm getragen wird, also ein Armband.

— , im Bergbaue, s. oben, S. 164.

— (Gürtel=), Gürtelschnallen, welche man an kurzen Beinkleidern unter dem Knie trug, um solche zu befestigen. Auch der Gurt um den Leib, der Leibgurt, wird Gürtelspange genannt; s. Kleidergurt.

Spange (Haar=), eine Schnalle, welche im Haar getragen wird. Gewöhnlich trug man sie vorne, vor der Stirn, an einem schwarzen Sammtbande, welcher so um die Haare oder um den Kopf gewunden wurde, daß die Schnalle gerade mitten vor die Stirn zu sitzen kam.

— (Halstuch=), Halstuchschnalle, eine Schnalle, durch welche man die Zipfel des Halstuchs zu beiden Seiten durchzog und sie hinten zusammenband, so daß die Schnalle gerade vorn, in der Mitte des Tuches, saß.

Spange (Kleider), Ringe oder Schnallen, die Kleider damit zuzuhalten; s. auch oben, S. 164. Diese Art Spangen trugen die Frauen um den Leib, daher man sie auch Leibbänder, Gurte, Leibspangen nannte, so wie sie auch noch gegenwärtig getragen werden; ein Sammtband oder ein Gurt von dem Zeuge, wovon das Kleid ist, mit einer Schnalle.

— (Leib=) Leibgurtspange, ein Leibband oder Leibgurt mit einer Schnalle; s. Spange (Kleider=).

— (Leibgurt=), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Ohren=), das Ohrengehänge. Der Schmuck in den Ohren, s. oben, S. 164.

Spange, Spangen, im Bergbaue, die ausgezimmerten Bäume, welche man auf die Spundſtücke bohrt, damit das Fluder um ſo tiefer werde. Adelung ſagt, daß man bei einer näheren Kenntniß dieſer Theile, die wahre Bedeutung dieſes Wortes wird um ſo leichter beſtimmen können, ob es zu Span, ein Brett, oder zu Span, ein Behältniß, oder zu dem folgenden Spange, oder endlich zu dem Zeitworte ſpannen gehört. Nach dem genannten Schriftſteller iſt im Schwediſchen Spang ein Blech, dünnes Brett, oder ein dünner Balken.

Die Spange iſt auch eine Spitze oder ein ſpitziges Ding, ein ſpitziges Werkzeug, in welchem Verſtande es aber veraltet iſt; nur im Oeſterreichiſchen und in einigen andern Oberdeutſchen Gegenden werden auch die Stecknadeln Spangel, Spingel, Spängelnadeln und Spännadeln genannt, wahrſcheinlich wegen ihrer zum Stechen dienlichen Spitze. — In noch weiterer Bedeutung nannte man auch ein ſpitziges in einem Ringe eingefaßtes Werkzeug, verſchiedene Theile der Kleidungsſtücke zuſammenzuhalten, eine Spange, in welcher Bedeutung es nur noch in einigen gemeinen Sprecharten üblich iſt, wogegen man in den anſtändigern dafür Schnalle gebraucht. Schuhſpangen, Armſpangen, Gürtelſpangen. — In noch weiterem Verſtande werden auch verſchiedene Arten des Geſchmeides, wenn ſie zierlich gearbeitet waren, mit dieſem Namen belegt, wenn gleich keine eigentliche Spange darin befindlich war. So ſind Armſpangen, dergleichen Geſchmeide an den Armen, Ohrenſpangen, Ohrengehenke ꝛc. In dieſer Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen gleichfalls veraltet, ob es gleich in derſelben noch mehrmals in der Deutſchen Bibel vorkommt. Nach Adelung iſt es in dieſer hier angeführten Bedeutung noch ungewiß, ob es von dem alten Spange, ein Blech,

herkommt, so daß es eigentlich ein zierlich gearbeitetes Blech zum Putzen bedeuten würde.

Spange (Arm=), s. oben; eine Spange oder einen Reif von edlem Metalle, oder auch ein Band mit einer Schnalle, welches mit Steinen ꝛc. verziert ist, und um den Arm getragen wird, also ein Armband.

— , im Bergbaue, s. oben, S. 164.

— (Gürtel=), Gürtelschnallen, welche man an kurzen Beinkleidern unter dem Knie trug, um solche zu befestigen. Auch der Gurt um den Leib, der Leibgurt, wird Gürtelspange genannt; s. Kleidergurt.

Spange (Haar=), eine Schnalle, welche im Haar getragen wird. Gewöhnlich trug man sie vorne, vor der Stirn, an einem schwarzen Sammtbande, welcher so um die Haare oder um den Kopf gewunden wurde, daß die Schnalle gerade mitten vor die Stirn zu sitzen kam.

— (Halstuch=), Halstuchschnalle, eine Schnalle, durch welche man die Zipfel des Halstuchs zu beiden Seiten durchzog und sie hinten zusammenband, so daß die Schnalle gerade vorn, in der Mitte des Tuches, saß.

Spange (Kleider), Ringe oder Schnallen, die Kleider damit zuzuhalten; s. auch oben, S. 164. Diese Art Spangen trugen die Frauen um den Leib, daher man sie auch Leibbänder, Gurte, Leibspangen nannte, so wie sie auch noch gegenwärtig getragen werden; ein Sammtband oder ein Gurt von dem Zeuge, wovon das Kleid ist, mit einer Schnalle.

— (Leib=) Leibgurtspange, ein Leibband oder Leibgurt mit einer Schnalle; s. Spange (Kleider=).

— (Leibgurt=), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Ohren=), das Ohrengehänge. Der Schmuck in den Ohren, s. oben, S. 164.

Sp… Spangen, im Bergbaue, die ausge-
zi… n Bäume, welche man auf die Spundstücke
bo… amit das Fluder um so tiefer werde. Ade-
lu… gt, daß man bei einer näheren Kenntniß dieser
The… die wahre Bedeutung dieses Wortes wird um
so l… r bestimmen können, ob es zu Span, ein
Brett … der zu Span, ein Behältniß, oder zu dem
folg… i Spange, oder endlich zu dem Zeitworte
ſpan… n gehört. Nach dem genannten Schriftſteller
iſt i… ein Blech, dünnes Brett,
od…

D… ıe Spitze oder ein ſpitziges
Di… g, in welchem Verſtande
es … Oeſterreichiſchen und in
ein… erd… Gegenden werden auch
die … augen, Spingel, Spängel-
nadeln … innadeln genannt, wahrſchein-
lich we… zum … en dienlichen Spitze. —
In noch … er Bedeun…g nannte man auch ein
ſpitziges in einem Ringe eingefaßtes Werkzeug, ver-
ſchiedene Theile der Kleidungsſtücke zuſammenzuhalten,
eine Spange, in welcher Bedeutung es nur noch
in einigen gemeinen Sprecharten üblich iſt, wogegen
man in den anſtändigern dafür Schnalle gebraucht.
Schuhſpangen, Armſpangen, Gürtelſpan-
gen. — In noch weiterem Verſtande werden auch
verſchiedene Arten des Geſchmeides, wenn ſie zierlich
gearbeitet waren, mit dieſem Namen belegt, wenn
gleich keine eigentliche Spange darin befindlich war.
So ſind Armſpangen, dergleichen Geſchmeide an
den Armen, Ohrenſpangen, Ohrengehenke ꝛc.
In dieſer Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen gleich-
falls veraltet, ob es gleich in derſelben noch mehrmals
in der Deutſchen Bibel vorkommt. Nach Adelung
iſt es in dieſer hier angeführten Bedeutung noch un-
gewiß, ob es von dem alten Spange, ein Blech,

herkommt, so daß es eigentlich ein zierlich gearbeitetes Blech zum Putzen bedeuten würde.

Spange (Arm=), s. oben; eine Spange oder einen Reif von edlem Metalle, oder auch ein Band mit einer Schnalle, welches mit Steinen ꝛc. verziert ist, und um den Arm getragen wird, also ein Armband.

—, im Bergbaue, s. oben, S. 164.

— (Gürtel=), Gürtelschnallen, welche man an kurzen Beinkleidern unter dem Knie trug, um solche zu befestigen. Auch der Gurt um den Leib, der Leibgurt, wird Gürtelspange genannt; s. Kleidergurt.

Spange (Haar=), eine Schnalle, welche im Haar getragen wird. Gewöhnlich trug man sie vorne, vor der Stirn, an einem schwarzen Sammtbande, welcher so um die Haare oder um den Kopf gewunden wurde, daß die Schnalle gerade mitten vor die Stirn zu sitzen kam.

— (Halstuch=), Halstuchschnalle, eine Schnalle, durch welche man die Zipfel des Halstuchs zu beiden Seiten durchzog und sie hinten zusammenband, so daß die Schnalle gerade vorn, in der Mitte des Tuches, saß.

Spange (Kleider), Ringe oder Schnallen, die Kleider damit zuzuhalten; s. auch oben, S. 164. Diese Art Spangen trugen die Frauen um den Leib, daher man sie auch Leibbänder, Gurte, Leibspangen nannte, so wie sie auch noch gegenwärtig getragen werden; ein Sammtband oder ein Gurt von dem Zeuge, wovon das Kleid ist, mit einer Schnalle.

— (Leib=) Leibgurtspange, ein Leibband oder Leibgurt mit einer Schnalle; s. Spange (Kleider=).

— (Leibgurt=), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Ohren=), das Ohrengehänge. Der Schmuck in den Ohren, s. oben, S. 164.

Spange (Schuh-), Schuhſchnallen, Schnallen, welche man ehemals in den Schuhen trug, womit man die Schuhe befeſtigte, und die ſowohl von den Männern, als Frauen, in allen Formen getragen wurden.

Spangenmacher, eine im Hochdeutſchen ungewöhnliche Benennung eines Gürtlers, weil er Spangen, das iſt, Schnallen und andere zum Putze gehörige Stücke aus Metall verfertiget; ſ. Gürtler, Th. 20, S. 322.

Spangenſtein, Räderſteine oder Trochiten, Entrochiten, gewiſſe Steine, die mit unter die Judenſteine gerechnet werden; ſie haben die Geſtalt runder Säulen oder Cylinder, und werden im Hildesheimſchen und in Italien gefunden.

Spängler, Spängeler, in einigen Gegenden des ſüdlichen Deutſchlands, ein Name des Klempners. Nach Adelung kann man dieſes Wort von Spange, Blech, ableiten, weil das Blech das vornehmſte Material dieſes Handwerkers iſt; daher er von demſelben auch Blechſchläger genannt wird.

Spangroſchen, Spängroſchen, im Forſtweſen, dasjenige Geld, welches für das Aufleſen, der beim Holzſchlagen abgegangenen oder abgefallenen Späne entrichtet wird. Es iſt eine Abgabe, welche ſich der Grundherr entrichten läßt.

Spangrün, im ſüdlichen Deutſchland, ein Name des gemeinen Kupferroſtes, Kupferkalks oder Oxids, welches im Hochdeutſchen unter dem Namen des Grünſpans bekannt iſt. Es kommt im 15. Jahrhundert vor, und iſt aus Spaniſch Grün zuſammengeſetzt; ſ. den Art. Grünſpan, Th. 20, S. 229 u. f.

Spanhobel, ein großer ſtarker Hobel, womit man die Späne von Büchenholz für die Buchbinder verfertiget; ſ. auch unter Hobel.

Spanheftel, Spanhammer, ſ. Spannhammer.

Spanholz, im Forſtweſen, dasjenige Holz, woraus

Späne gespalten werden können; auch die Abgänge der Stabschläger, Balken- und anderer Holzhauer. In einigen Gegenden nennt man auch das Holz des Kernbaumes Spanholz, weil die Landleute ihre Leuchtspäne, deren sie sich statt des Lichtes bedienen, daraus zu spalten pflegen. — Auch führt die Fichte, Pinus Sylvestris, daher den Namen Spanholz.

Spanien, Hispania, Fr. Espagne, ein Königreich, welches an dem südwestlichen Ende von Europa liegt und gegen Westen und Südwesten an Portugal, gegen Osten an das Mittelländische, gegen Süden an das Mittelländische und Atlantische Meer, welche Meere durch die Meerenge bei Gibraltar zusammenhängen, und gegen Norden an das Atlantische Meer und die Pyrenäischen Gebirge gränzt. Dieses Königreich hat daher von drei Seiten Naturgrenzen, nur gegen Westen gränzt es an Portugal. — Die Größe beträgt 8500 Quadratmeilen und die Lage ist von 8° 26′ bis 21° östlicher Länge, und 36° bis 44° nördlicher Breite. Das ganze Land wurde in siebzehen Landschaften, welche theils Königreiche, theils Fürstenthümer und Herrschaften heißen, eingetheilt; jetzt theilt man es in dreißig Provinzen, wozu noch die Stadt Antequera mit ihrem Gebiete und einige Inseln kommen. — Der Boden Spaniens ist gebirgigt. Von den Pyrenäen, einem Gebirge, welches aus abwechselnden, auf Granit sitzenden Thon- und Kalkschichten besteht, laufen verschiedene andere Gebirge in mehreren Armen in das Reich aus. Die zwei vornehmsten sind diejenige Gebirgskette, welche in den nördlichen Provinzen bis an die Vorgebirge Finisterre und Ortegal sich ausdehnt, und diejenige, welche sich in den südlichen Theilen bis an den Felsen von Gibraltar und an die Portugiesische Küste hinzieht. Viele dieser Gebirge sind mit Waldungen besetzt; einige lassen an ihren Theilen nichts als kahles Gestein sehen,

läſtig und ſchädlich die vielen Mücken und andere Inſekten ſind, die in ganzen Schwärmen herumziehen, ſo nützlich ſind dagegen die Seidenwürmer in den ſüdlichen Gegenden, von denen man jährlich eine Million Pfund Seide, und in guten Jahren, nach einigen Schriftſtellern, an drei Millionen Pfund, welches aber wohl etwas übertrieben iſt, erhält; die Bienen, das Kermesinſekt, und die Kanthariden oder Spaniſchen Fliegen. — Unter den Produkten aus dem Mineralreiche, an denen die Freigebigkeit der Natur überall ſehr ſichtbar iſt, findet man Eiſen, Bley, Kupfer, in großer Menge, ſo daß dieſe Erze an vielen Orten zu Tage ausgehen. Das häufig vorkommende Zinn wird noch dem Engliſchen vorgezogen. Der große Reichthum an Queckſilber, welchen das Königreich beſitzt, reichte für die Schmelzhütten in Amerika nicht hin, jetzt wird es einen guten, nicht unwichtigen Handelsartikel in Europa abgeben, da Spanien ſeine Kolonien in Amerika verloren hat. Gold und Silber lagen noch bis auf die neueſte Zeit wenig genutzt in der Erde, weil Peru, Chili ꝛc. in Amerika reichere Ausbeuten lieferte, nun dieſe aber für Spanien verloren gegangen, ſo wird der eigene Schatz in Europa auch wohl in der Folge wieder benutzt werden, welche Betreibung auf Silber und Gold jetzt nur die Unruhen in dieſem Lande hindern. In mehreren Gegenden dieſes Reiches brechen Kobalt, Zink, Galmey, Braunſtein, Arſenik, Wismuth und reines Spießglas. An Steinarten findet man nicht nur die zum gemeinen Gebrauche nöthigen Mühl- und Schleifſteine, Granit, Schiefer, Gyps, Kalk- und Feuerſteine in hinlänglicher Quantität, ſondern man findet auch ſchönen Marmor, Alabaſter, Serpentin, Jaſpis, ſchöne Achate, Topaſe, Amethyſte, auch hier und da Rubine, und in dem Flußbette des Manzanares auch Diamanten. Ein dem Königreiche oder der Landſchaft Leon eigenes Pro-

Schiffe nur bis Sevilla und für kleinere bis Cordova schiffbar. Den Mangel an Schiffbarkeit ersetzen nur der große Aragonische mit dem Kanal von Tausta, derjenige von Kastilien, welcher die Verbindung der Pisuerga mit dem Douro unterhält, und der Kanal von Alkazar. Der von Madrid ist nur wenige Meilen lang, und im Sommer seiner Seichtigkeit wegen nicht sehr brauchbar. — Das Klima ist warm, und im Sommer gewöhnlich sehr heiß, besonders in den mittleren Gegenden, wo die Hitze oft sehr unerträglich ist. Es streicht zwar im Norden des Königreiches und in den Gebirgsgegenden eine etwas kältere Luft; allein vermöge der Lage Spaniens in dem südlichen Theile des gemäßigten Erdstriches, zwischen 36 und 44 Grad nördlicher Breite, sind Luft und Witterung auch hier weit mehr gemäßigt, als in den gebirgigten oder nördlichen Strichen manches andern Landes. Gegen die Küsten an dem Mittelländischen und an dem Atlantischen Meere zu, ist die Luft auch weit kälter, als in den davon entfernten Theilen des Landes, wo es auch nur sehr selten regnet. In dem mittlern und südlichen Theile kennt man kaum den Winter. Schnee und Eis sind hier eine außerordentliche Erscheinung; selbst zu dieser Jahreszeit sind nicht selten die Wiesen mit angenehmem Grün überzogen, und die Knospen der Feldblumen fangen an sich zu entfalten. Wenn im Sommer die Hitze am Tage einen hohen Grad erreicht, so ist dagegen des Nachts die Luft sehr kalt, und ihre Feuchtigkeit ersetzt den Mangel an Regen. Alle diese Umstände begünstigen ungemein die Vegetation, aber nicht in gleichem Grade die Gesundheit der Einwohner, die sich sehr vor der schnellen Abwechselung von Wärme zur Kälte in Acht zu nehmen haben; besonders wirkt der schneidende Nordwestwind Gallego, der von den Galizischen Gebirgen kommt, mit dazu, und

aber bei weitem nicht denjenigen auf, den ſeine außereuropäiſchen Nebenländer ihm lieferten und noch zum Theil liefern. Aus dieſen überſeeiſchen Ländern bezog Spanien ehemals nicht nur Hanf, Bauholz, Häute, Vieh, Fiſche, ſondern auch eine Mannigfaltigkeit allen Europäern unentbehrlich gewordenen Spezereyen, Apotheker-, Färbe- und Luxuswaaren, Wein, Tabak, Baumwolle, Zucker, Cacao, Ingber, Vanille, Sago, Cacao, Ebenholz, Campeche- und andere Farbehölzer, Indigo, Maſtix, Saſſaparilla, Chinarinde, Vigognewolle, Cochenille und Perlen. Im Jahre 1800 betrug die Ausfuhr an Zucker aus dem Spaniniſchen Weſtindien allein 400,000 Centner, von Schnupftabak, 30,000, von Tabaksblättern 20,000 Centner, und von Leder 100,000 Ballen. Dann erhielt Spanien aus dem ſüdlichen Amerika Zinn, Bley, Kupfer, Queckſilber, und aus Mexico, Chili und Peru eine große Menge an Gold und Silber. Die Mexikaniſchen Bergwerke lieferten allein im Jahre 1790 an Gold 5024, an Silber 2,179,455 Mark in die Königliche Münze zu Mexico, welches aber durch das Losreißen dieſer Staaten vom Mutterlande aufgehört hat.

Was aber die Bewohner Spaniens anbetrifft, ſo war ihre Anzahl in den alten und mittleren Zeiten ſehr anſehnlich; allein freiwillige und erzwungene Auswanderungen vieler Hunderttauſende, verheerende Seuchen, innere und äußere Kriege, Vernachläſſigung des Ackerbaues und Erſchwerung der Ehen, wovon der Grund in der ehemaligen Staats- und Kirchenverfaſſung lag, haben dieſe Bevölkerung, welche auf 18 Millionen angeſchlagen werden konnte, in neuerer Zeit auf $10\frac{1}{2}$ Millionen herabgebracht, ſo daß gegenwärtig auf 1 Quadratmeile nicht mehr, als 1107 Einwohner zu ſtehen kommen. Die geſammte Volkszahl lebt in 18,716 Städten, Flecken und Dörfern. In der

Hauptſtadt Madrid wohnten zu Ende des verwichenen Jahrhunderts noch 168,000 Einwohner, in den erſten Luſtern dieſes Jahrhunderts 150,000 und jetzt nur noch 114,000 Einwohner. Toledo, die erſte Stadt nach Madrid, zählt jetzt, anſtatt ſeiner ehemaligen 200,000 Einwohner, nicht viel über 25,000. Von 532 Dörfern, die einſt in der Nähe dieſer Stadt lagen, ſind jetzt nur noch 349 übrig. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zählte man im Königreiche 964,571 Tagelöhner, 907,197 Bauern, 270,989 Handwerker, 39,750 Fabrikanten, und 34,337 Kaufleute. Die weniger produktive und mehr verzehrende Klaſſe war dagegen auch nicht geringe; denn es gab daſelbſt 980,589 Edelleute, 280,092 Bediente und Knechte, 252,000 Geiſtliche und zur Geiſtlichkeit Gezählte, 15,834 Advokaten, Notare und Schreiber. Im Jahre 1821 belief ſich die Zahl der Geiſtlichen auf 148,242, wovon die Meiſten Kloſtergeiſtliche waren; ſpäterhin ſind mehrere Klöſter, die 1821 noch beſtanden, aufgehoben worden, wodurch ſich die Anzahl noch mehr verringert hat. Auch die Zahl der Edelleute hat ſich ſehr vermindert; denn im Jahre 1787 belief ſich die Zahl der Hidalgos auf 479,653, und ſo hat ſie von zehn zu zehn Jahren immer mehr abgenommen, ſo wie überhaupt die ganze Bevölkerung. Die Verminderung in den frühern Zeiten rührt, wie ſchon oben angeführt worden, aus mannigfaltigen Urſachen her; dergleichen ſind hauptſächlich: das Wegziehen der Araber, die Austreibung der Juden unter Ferdinand dem Katholiſchen, die Auswanderung nach den Amerikaniſchen Kolonien, die Austreibung oder Vertreibung der Maranen unter Philipp dem Dritten, die Modeſünden der Jugend, die Menge der Klöſter, die Schärfe der Inquiſition, und die noch oben angeführten Urſachen.

Was ihre Abſtammung, ihre Lebensart und ihre

Sitten anbetrifft, so möchte man annehmen, daß hier nur eine einzige Nation ist, worüber die Regierung gebietet, zusammengesetzt aus ehemaligen Iberiern, Cantabriern, Phöniciern, Karthagern, Römern, Westgothen, Arabern und Juden. Es leben zwar im Königreiche Zigeuner, allein sie machen nur einen verhältnißmäßig geringen Theil aus. Durch dieses Gemisch von Nationen und das Klima hat sich denn auch eine eigene Körpergestalt ausgebildet. Der Spanier ist nämlich von mittler Statur, etwas mager, aber von gut gebautem, muskulösem Körper. Die Gesichtsfarbe ist gelbbraun, jedoch kommt dieses mehr auf die Lage der Provinzen an, ob diese mehr gegen Mittag, oder mehr nördlich liegen, wonach sich auch die Gesichtsfarbe abändert. Die Augen sind feurig, das Haar glänzend schwarz, und der Kopf zwar klein, aber wohlgebildet; hiernach ist auch das weibliche Geschlecht zu beurtheilen, welches auch schöne feurige Augen, eine gelbliche Gesichtsfarbe, schlanken Körper, eine zierliche Hand und zierlichen Fuß hat. Der Charakter des Spaniers ist von ausgezeichneten Eigenschaften. Sie haben einen hohen Grad von Patriotismus, den sie besonders bei der Invasion der Franzosen unter Napoleon bewiesen haben, Zuverläßigkeit an Haltung des gegebenen Wortes, Tapferkeit und tiefes Ehrgefühl. Der Spanier thut nichts ohne reifliche Ueberlegung, hat er aber erst eine Entschließung gefaßt, so führt er sie mit Standhaftigkeit aus, so wie überhaupt ein Gleichgewicht von Feuer und Kaltblütigkeit alle seine Schritte leiten. Dann besitzt der Spanier Edelmuth, Freigebigkeit, Dienstfertigkeit und Geselligkeit, welche Eigenschaften besonders hervorleuchten, wenn er einmal Jemandes Freund geworden ist. Selbst das gemeine Volk, besonders in Kastilien, hat die feinsten Empfindungen der Ehre und treibt diese sogar bis zur Ausschweifung. Dieses

soll noch die Wirkung von dem Geiſte der irrenden Ritterſchaft ſeyn, der in dieſem Lande herrſchte. Dieſen guten Eigenſchaften treten entgegen Rachſucht, Unverſöhnlichkeit und hohe Einbildung von eigenen Vorzügen, indem es ſich zur Arbeit zu vornehm dünkt, und ſeine Geburt zu hoch ſtellt; indeſſen iſt dasjenige, was man früher von dem Spanier erzählte: daß der gemeine Mann ſeinen Stammbaum an den Wänden aufhängt, daß der Bauer den Degen beim Pfluge trägt, und daß jeder geringe Edelmann ſich einbildet, von eben ſo vornehmen Geſchlechte zu ſeyn, als der König, nur ein Mährchen. In Hinſicht der einzelnen Völkerſchaften, bemerkt man, daß die Katalonier die wirkſamſten Menſchen zu Handarbeiten, zum Gewerbe und zum Reiſen ſind. Die Valenzier lieben mehr die Häuslichkeit und haben einen mehr finſtern und argwöhniſchen Charakter. Die Alt-Kaſtilier ſind ſehr arbeitſam, dabei freimüthig, und halten an ihren alten Sitten. Man findet unter ihnen Bauern, die ihren Töchtern an 1000 Dublonen als Heirathsgut mitgeben. Die Neu-Kaſtilier ſind großmüthig und ſtandhaft, aber mehr zur Unthätigkeit geneigt. Die Aragonier ſind eine Miſchung der Alt-Kaſtilier und Katalonier, doch mehr den Erſtern ähnlich. Die Biscajer ſind ſcharfſinnig und fleißig, und Feinde alles Zwanges. Die Galizier ſind zu allen Beſchwerlichkeiten abgehärtet und geben ſich alle Mühe etwas zu verdienen, daher werden Tauſende von ihnen jährlich in andere Gegenden Spaniens, ſo auch nach Portugal, geſchickt, um als Schnitter, Winzer ꝛc. Etwas zu verdienen. Die meiſten Spanier gehen noch in ihrer Nationaltracht, dieſes verſteht ſich beſonders von denjenigen, die in den Provinzialſtädten und auf dem Lande leben, in der Hauptſtadt und in den großen Handelsſtädten tragen ſie ſich auch nach dem allgemeinen Europäiſchen Kleiderſchnitt, wie es die Mode gebietet. Die Natio-

aber bei weitem nicht denjenigen auf, den seine außereuropäischen Nebenländer ihm lieferten und noch zum Theil liefern. Aus diesen überseeischen Ländern bezog Spanien ehemals nicht nur Hanf, Bauholz, Häute, Vieh, Fische, sondern auch eine Mannigfaltigkeit allen Europäern unentbehrlich gewordenen Spezereyen, Apotheker-, Färbe- und Luxuswaaren, Wein, Tabak, Baumwolle, Zucker, Cacao, Ingber, Vanille, Sago, Cacao, Ebenholz, Campeche- und andere Farbehölzer, Indigo, Mastix, Sassaparilla, Chinarinde, Vigognewolle, Cochenille und Perlen. Im Jahre 1800 betrug die Ausfuhr an Zucker aus dem Spanischen Westindien allein 400,000 Centner, von Schnupftabak, 30,000, von Tabaksblättern 20,000 Centner, und von Leder 100,000 Ballen. Dann erhielt Spanien aus dem südlichen Amerika Zinn, Bley, Kupfer, Queckſilber, und aus Mexico, Chili und Peru eine große Menge an Gold und Silber. Die Mexikanischen Bergwerke lieferten allein im Jahre 1790 an Gold 5024, an Silber 2,179,455 Mark in die Königliche Münze zu Mexico, welches aber durch das Losreißen dieser Staaten vom Mutterlande aufgehört hat.

Was aber die Bewohner Spaniens anbetrifft, so war ihre Anzahl in den alten und mittleren Zeiten sehr ansehnlich; allein freiwillige und erzwungene Auswanderungen vieler Hunderttausende, verheerende Seuchen, innere und äußere Kriege, Vernachläſſigung des Ackerbaues und Erſchwerung der Ehen, wovon der Grund in der ehemaligen Staats- und Kirchenverfaſſung lag, haben diese Bevölkerung, welche auf 18 Millionen angeschlagen werden konnte, in neuerer Zeit auf 10½ Millionen herabgebracht, so daß gegenwärtig auf 1 Quadratmeile nicht mehr, als 1107 Einwohner zu stehen kommen. Die gesammte Volkszahl lebt in 18,716 Städten, Flecken und Dörfern. In der

Hauptstadt Madrid wohnten zu Ende des verwichenen Jahrhunderts noch 168,000 Einwohner, in den ersten Lüstern dieses Jahrhunderts 150,000 und jetzt nur noch 114,000 Einwohner. Toledo, die erste Stadt nach Madrid, zählt jetzt, anstatt seiner ehemaligen 200,000 Einwohner, nicht viel über 25,000. Von 532 Dörfern, die einst in der Nähe dieser Stadt lagen, sind jetzt nur noch 349 übrig. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zählte man im Königreiche 964,571 Tagelöhner, 907,197 Bauern, 270,989 Handwerker, 39,750 Fabrikanten, und 34,337 Kaufleute. Die weniger produktive und mehr verzehrende Klasse war dagegen auch nicht geringe; denn es gab daselbst 980,589 Edelleute, 280,092 Bediente und Knechte, 252,000 Geistliche und zur Geistlichkeit Gezählte, 15,834 Advokaten, Notare und Schreiber. Im Jahre 1821 belief sich die Zahl der Geistlichen auf 148,242, wovon die Meisten Klostergeistliche waren; späterhin sind mehrere Klöster, die 1821 noch bestanden, aufgehoben worden, wodurch sich die Anzahl noch mehr verringert hat. Auch die Zahl der Edelleute hat sich sehr vermindert; denn im Jahre 1787 belief sich die Zahl der Hidalgos auf 479,653, und so hat sie von zehn zu zehn Jahren immer mehr abgenommen, so wie überhaupt die ganze Bevölkerung. Die Verminderung in den frühern Zeiten rührt, wie schon oben angeführt worden, aus mannigfaltigen Ursachen her; dergleichen sind hauptsächlich: das Wegziehen der Araber, die Austreibung der Juden unter Ferdinand dem Katholischen, die Auswanderung nach den Amerikanischen Kolonien, die Austreibung oder Vertreibung der Maranen unter Philipp dem Dritten, die Modesünden der Jugend, die Menge der Klöster, die Schärfe der Inquisition, und die noch oben angeführten Ursachen.

Was ihre Abstammung, ihre Lebensart und ihre

Sitten anbetrifft, ſo möchte man annehmen, daß hier nur eine einzige Nation iſt, worüber die Regierung gebietet, zuſammengeſetzt aus ehemaligen Iberiern, Cantabriern, Phöniciern, Karthagern, Römern, Weſtgothen, Arabern und Juden. Es leben zwar im Königreiche Zigeuner, allein ſie machen nur einen verhältnißmäßig geringen Theil aus. Durch dieſes Gemiſch von Nationen und das Klima hat ſich denn auch eine eigene Körpergeſtalt ausgebildet. Der Spanier iſt nämlich von mittler Statur, etwas mager, aber von gut gebautem, muskulöſem Körper. Die Geſichtsfarbe iſt gelbbraun, jedoch kommt dieſes mehr auf die Lage der Provinzen an, ob dieſe mehr gegen Mittag, oder mehr nördlich liegen, wonach ſich auch die Geſichtsfarbe abändert. Die Augen ſind feurig, das Haar glänzend ſchwarz, und der Kopf zwar klein, aber wohlgebildet; hiernach iſt auch das weibliche Geſchlecht zu beurtheilen, welches auch ſchöne feurige Augen, eine gelbliche Geſichtsfarbe, ſchlanken Körper, eine zierliche Hand und zierlichen Fuß hat. Der Charakter des Spaniers iſt von ausgezeichneten Eigenſchaften. Sie haben einen hohen Grad von Patriotismus, den ſie beſonders bei der Invaſion der Franzoſen unter Napoleon bewieſen haben, Zuverläßigkeit an Haltung des gegebenen Wortes, Tapferkeit und tiefes Ehrgefühl. Der Spanier thut nichts ohne reifliche Ueberlegung, hat er aber erſt eine Entſchließung gefaßt, ſo führt er ſie mit Standhaftigkeit aus, ſo wie überhaupt ein Gleichgewicht von Feuer und Kaltblütigkeit alle ſeine Schritte leiten. Dann beſitzt der Spanier Edelmuth, Freigebigkeit, Dienſtfertigkeit und Geſelligkeit, welche Eigenſchaften beſonders hervorleuchten, wenn er einmal Jemandes Freund geworden iſt. Selbſt das gemeine Volk, beſonders in Kaſtilien, hat die feinſten Empfindungen der Ehre und treibt dieſe ſogar bis zur Ausſchweifung. Dieſes

soll noch die Wirkung von dem Geiste der irrenden Ritterschaft seyn, der in diesem Lande herrschte. Diesen guten Eigenschaften treten entgegen Rachsucht, Unversöhnlichkeit und hohe Einbildung von eigenen Vorzügen, indem es sich zur Arbeit zu vornehm dünkt, und seine Geburt zu hoch stellt; indessen ist dasjenige, was man früher von dem Spanier erzählte: daß der gemeine Mann seinen Stammbaum an den Wänden aufhängt, daß der Bauer den Degen beim Pfluge trägt, und daß jeder geringe Edelmann sich einbildet, von eben so vornehmen Geschlechte zu seyn, als der König, nur ein Mährchen. In Hinsicht der einzelnen Völkerschaften, bemerkt man, daß die Katalonier die wirksamsten Menschen zu Handarbeiten, zum Gewerbe und zum Reisen sind. Die Valenzier lieben mehr die Häuslichkeit und haben einen mehr finstern und argwöhnischen Charakter. Die Alt-Kastilier sind sehr arbeitsam, dabei freimüthig, und halten an ihren alten Sitten. Man findet unter ihnen Bauern, die ihren Töchtern an 1000 Dublonen als Heirathsgut mitgeben. Die Neu-Kastilier sind großmüthig und standhaft, aber mehr zur Unthätigkeit geneigt. Die Aragonier sind eine Mischung der Alt-Kastilier und Katalonier, doch mehr den Erstern ähnlich. Die Biscajer sind scharfsinnig und fleißig, und Feinde alles Zwanges. Die Galizier sind zu allen Beschwerlichkeiten abgehärtet und geben sich alle Mühe etwas zu verdienen, daher werden Tausende von ihnen jährlich in andere Gegenden Spaniens, so auch nach Portugal, geschickt, um als Schnitter, Winzer ꝛc. Etwas zu verdienen. Die meisten Spanier gehen noch in ihrer Nationaltracht, dieses versteht sich besonders von denjenigen, die in den Provinzialstädten und auf dem Lande leben, in der Hauptstadt und in den großen Handelsstädten tragen sie sich auch nach dem allgemeinen Europäischen Kleiderschnitt, wie es die Mode gebietet. Die Natio-

naltracht beſteht in einem ſchwarzen Rocke, braunem Mantel, rundem Hute und langem Degen, wie in den älteren Zeiten. Die große Liebe zum Tanze, die der Spanier beſitzt, und worin ihm ſeine natürliche Ernſthaftigkeit nicht im Wege iſt, wie man es ſo oft von der Spaniſchen Grandezza glaubt, und dann der übermäßige Genuß hitziger Getränke und Gewürze, ſo wie überhaupt aller gewürzten Sachen, bringen hin und wieder ſeine Geſundheit in Gefahr.

Was die Erziehung und Bildung zu den Wiſſenſchaften und Künſten betrifft, ſo lag die erſte Bildung der Jugend ehemals ganz in den Händen der Geiſtlichkeit. Die erſte Schulbildung erlangte der Knabe größtentheils in den Klöſtern, es konnte daher nicht fehlen, daß ſich hier manche Vorurtheile und mancher Aberglaube mit einſchlich, und in das reifere Alter übertragen wurde, und ſo pflanzten ſie ſich auch von dem Vater wieder in der häuslichen Erziehung auf die Kinder fort; und wenn es hier gleich auch nur auf die Glückſeligkeit ankommt, die eben ſowohl beim Aberglauben und einer mehr finſtern Erziehung erlangt werden kann, als bei einer aufgeklärten; ſo bringt jene doch in das Geſchäftsleben manche ſchiefe Anſicht und manches unrichtige Urtheil. Unter den öffentlichen Anſtalten iſt beſonders das adeliche Erziehungscollegium zu Vergara in Guipuzcoa die vorzüglichſte. Der gelehrte Unterricht, der auf der Königlichen Ritterakademie zu Madrid, auf mehreren akademiſchen Gymnaſien, wovon die meiſten für junge Leute von Stande beſtimmt ſind, und auf 24 Univerſitäten ertheilt wird, iſt zwar in manchen Stücken in neuerer Zeit verbeſſert worden; allein durch den ſtarken Einfluß der Geiſtlichkeit ſehr beſchränkt. Dieſer und der Druck der Büchercenſur hemmten bisher die Preß- und Leſefreiheit, und unterdrückten dadurch jeden zur fruchtbaren Erweiterung des gelehrten Wiſſens unumgänglich nöthi-

gen Unterſuchungsgeiſt. Diejenigen Bücher, die daher in Spanien gedruckt worden, haben alle, mehr oder weniger, dieſen Geiſt der Unterdrückung in ihrem Gepräge; auch werden in Spanien nach dem Maaßſtabe anderer Reiche, in denen Geiſtesfreiheit herrſcht, nur wenig Bücher gedruckt, und vom Auslande kommen beinahe noch weniger in das Königreich. Es ſind zwar in neuerer Zeit einige literariſche Journale erſchienen; allein bei den Unruhen im Lande zum Theil auch wieder eingegangen, und beſonders nach der Vernichtung der Conſtitution im Jahre 1823; und da überhaupt, wie bekannt, in Ruhe und Frieden nur die Wiſſenſchaften und Künſte gedeihen, ſo wird Spanien bei den gegenwärtigen Spaltungen im Innern wohl noch eine Weile auf einen literariſchen Markt, einen ausgedehnten Buchhandel verzichten müſſen. Betrachtet man nun die Gelehrſamkeit nach dieſem Proſpectus, ſo wird man ſich nicht wundern, daß ſich die Philoſophie, die Theologie, das kritiſche Studium der Bibel, die Kirchengeſchichte und das kanoniſche Recht nie mit Erfolg haben empor arbeiten können, und daß die Königliche Akademie der heiligen Kanons, der Liturgie, Kirchengeſchäfte und kirchlichen Disciplin ꝛc. noch keine große Reformation bewirken konnte. Phyſik und Chemie blühen in Spanien erſt auf; dagegen zeichnen die Spanier ſich in den Fächern der Naturgeſchichte, beſonders in der Botanik, dann in der Arzneikunde und Chirurgie, in der Mathematik, in der theoretiſchen und praktiſchen Rechtsgelehrſamkeit, der Philologie, in Rückſicht auf die Mutterſprache, und in der Beredſamkeit und Poeſie, vorzüglich in Letzterer, aus; auch in der Profan-, beſonders der vaterländiſchen Geſchichte, haben ſie ſich ausgezeichnet. Zu ihrer Kunde in der Naturgeſchichte trug beſonders die Entdeckung Amerikas, ihre Koloniſirung daſelbſt, und zur Mathematik ihre ausgebreitete Schifffahrt bei. Zur Hebung der

genannten Fächer des Wissens sind folgende Anstalten vorhanden: Drei Akademien der Wissenschaften zu Madrid, Sevilla und Barzellona; zwei mediciniſche Akademien zu Madrid und zu Valenzia, nebſt einem chirurgiſch-mediciniſchen Inſtitute; eine mineralogiſche Schule; eine Königliche Staats-Ingenieurs-Geographengeſellſchaft; eine geographiſche Geſellſchaft zu Valadolid; eine Königliche Akademie der Geſchichte; eine Königliche Lateiniſche Akademie zu Madrid; einige juriſtiſche Akademien ꝛc. Die Königliche Bibliothek zu Madrid, die öffentlichen Bibliotheken der Univerſitäten, diejenigen mehrerer Domkirchen und Klöſter, die Bibliothek des Eskorials, die Sternwarte zu Madrid und Cadix, das chemiſche Laboratorium, der botaniſche Garten und die Naturalien- und Kunſtkabinette in der Hauptſtadt bieten gute Hülfsmittel zur wiſſenſchaftlichen Vervollkommnung dar. — In den ſchönen Künſten haben ſich die Spanier eben ſo ausgezeichnet, wie in den ſchönen Wiſſenſchaften. Von ihrem Geſchmacke in der Baukunſt zeigt das prachtvolle Escorial, welches von Spaniſchen Baumeiſtern aufgeführt worden. In der Malerkunſt oder Malerey haben ſie Werke geliefert, die denen der Italiener in der glänzendſten Zeit nicht nachſtehen, z. B. von Luiz de Vargas, Ribera, genannt Spagnoletto, Diego Velasquez de Silva, Murillo, Velaſco, Juan de Toledo ꝛc. ꝛc. Die Bildhauerkunſt iſt gleichfalls mit Eifer und Glück bei ihnen getrieben worden, und ein Alonſo Berruguette, Baptiſta Monegro, Baptiſta de Toledo, Juan de Herrera, Montanes, Dominico de la Rioja, Manuel de Contreras, de Meſſa, Pietro de Mena, Joſeph de Mora ꝛc., haben ſchöne Werke geliefert. Die Kupferſtecherkunſt iſt durch Carmona, Selma, Ballaſter ꝛc. in Anſehen bei ihnen gebracht worden,

und in der Stein- und Stempelschneidekunst haben Prieto, Gil, Sepulveda und Cruz ausgezeichnete Stücke geliefert, und auch noch gegenwärtig leben unter ihnen ausgezeichnete Künstler in der Maler-, Bildhauer-, Kupferstecher- und Steinschneidekunst. Zur Belebung dieser Künste giebt es in Madrid eine Akademie der Maler-, Bildhauer- und Baukunst, zu Barzellona eine freie Zeichnenschule, zu Valenzia eine Akademie der schönen Künste, und Gemäldesammlungen in den Schlössern zu San Ildefonso und Madrid, in letzterer Stadt besonders in dem neuen Pallaste, und in Buen Retiro oder dem alten Pallaste. Was die Spanier in der Musik geleistet haben und noch leisten, davon findet man wenig angeführt, indessen darf man glauben, daß sie auch hierin gegen andere Nationen nicht zurückgeblieben sind, besonders in der Kirchenmusik, die in katholischen Ländern vorzüglich kultivirt wird.

Die herrschende Religion ist in Spanien allein die katholische, jedoch nicht mehr mit der Allgewalt und dem brennenden Eifer in Verfolgung anders Denkende durch die heilige Inquisition. Man fängt auch hier endlich an sich zu überzeugen, daß es nicht in dem Sinne des Erlösers, dem wir doch diese Heil und Segen bringende Religion verdanken, gehandelt sey, andere Religions-Verwandte mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen, und daß man ein treuer Anhänger seiner Religion seyn kann, ohne Haß im Herzen gegen andere Religions-Verwandte zu tragen. Man findet in Spanien die Ceremonien der christlichen Religion noch in dem alterthümlichen Gewande, mit den sonderbarsten Verzierungen und Auswüchsen, welche ein zu großer Aberglaube giebt; auch findet man in keinem Lande so viele Kirchen, Klöster, Geistliche, Mönche und Nonnen, wie in Spanien: kein Land zählt so viele Wallfahrts- und Gnadenörter, Prozes-

sionen und Andächteleien, wie dieses. Nach einer Zählung vom Jahre 1787 lebten in Spanien 67,700 Mönche, und 34,000 Nonnen, und die Anzahl der Klöster betrug 3352, wovon 2122 Mönchs- und 1130 Nonnenklöster waren. Die Zahl der geistlichen Brüderschaften betrug über 25,000. Man zählt in Madrid allein an 77 Kirchen und 72 Klöster. Die hohe Geistlichkeit besteht aus acht Erzbischöfen, von denen der Erzbischof von Toledo Primas des Reichs ist, und ein und funfzig Bischöfen. Im Jahre 1820 wurde die Inquisition, die sonst überall Schrecken verbreitete, aber in neuester Zeit schon viel von ihrer Macht verloren hatte, aufgehoben; auch wurde die gänzliche Aufhebung der Klöster dekretirt; allein nach dem Sturze der Cortes, im Jahre 1823, wurde dieses Dekret wieder aufgehoben und auch die Inquisition wieder eingeführt. Wenn man zu allen Geistlichen und Kirchenbedienten in Spanien noch die geistlichen Ritterorden von Santjago, Calatrava, Alcantara und Montesa, und die Ritter des Malteserordens, welcher eine beträchtliche Zahl von Commenden in Spanien besaß, hinzufügt, so machte die Geistlichkeit noch im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts beinahe den dreißigsten Theil der ganzen Bevölkerung Spaniens aus.

Die Industrie der Spanier wird zwar durch einige gute, darauf wirkende Anstalten, wie z. B. durch patriotische Gesellschaften, die sich in verschiedenen Städten des Königreichs zur Beförderung der Landwirthschaft und der Gewerbe gebildet haben, aufgemuntert; allein trotz dieser redlichen Bemühungen steht sie im Ganzen noch auf einer sehr niedrigen Stufe, woran zum Theil, wie schon oben bemerkt worden, der Stolz des Spaniers, der sich zur Arbeit zu vornehm dünkt, dann seine Vorurtheile, die höchst unvortheilhafte Art, den Ackerbau zu bestellen, die Menge der Feiertage ꝛc. Schuld sind. Hierzu kommt nun noch sein Hang zur

Andächteley ꝛc. Der Ackerbau, der bei dem äußerſt fruchtbaren Boden, wenn er thätig betrieben würde, Millionen fremden Geldes ins Land bringen könnte, iſt ſo ſehr vernachläßiget, daß man beinahe jährlich den dreißigſten Theil des Getreidebedarfs vom Auslande einführen muß, nach Bourgoing für 6 Millionen Livres. Ganze Strecken des beſten Erdreichs liegen ungebauet, unter denen viele freilich nicht angebauet werden konnten, weil der Weidenzwang für die wandernden Schafherden eingeführt war; nur die arbeitſamen Einwohner von Valenzia haben rauhe Felſen und Moräſte mit unſäglicher Mühe in fruchtbare Getreidefelder u. Maulbeerbaumpflanzungen verwandelt; auch ſind die Güter der Geiſtlichen und der Klöſter ungleich beſſer kultivirt, als diejenigen der Weltlichen. — Von allen Getreidearten findet man am häufigſten Weitzen, Gerſte und Panizo gebauet. Die Letztere, eine Art Hirſe, welche dem Mais ähnliche Aehren, aber nur kleine Körner hat, vervielfältiget ſich ſehr, und wird nicht nur zum Futter für das Vieh, ſondern auch zu Brod gebraucht. Rocken wird nicht ſo häufig gebauet, und der Hafer iſt noch ſeltener. Eine Art Erbſen, Garavangos genannt, ſind ſehr gemein im Gebrauche. Ueberhaupt iſt zwiſchen den mittlern und äußern Provinzen, in Anſehung des Anbaues und der Fruchtbarkeit, ein großer Unterſchied. Die mittlern oder innern Provinzen ſind ſehr heiß, haben zum Theil einen dürren, unfruchtbaren Boden und wenige Flüſſe, daher hat man ſich hier weniger auf den Anbau des Bodens gelegt, als in den äußern, die beſſer bewäſſert ſind, mehr Schatten haben, und wegen der Lage am Meere, auch ihre Naturprodukte weit beſſer ausführen können. In den ſüdlichen Provinzen trocknet das Getreide wegen der übergroßen Hitze und des Mangels an Regen ſehr ſchnell, und ſoll eine Härte gleich dem Liefländiſchen gedörrten Getreide erhalten, daher wird es

in den Erndte-Monaten, nachdem es abgeschnitten worden, sogleich auf den unter freiem Himmel auf dem Felde liegenden Tennen, die gewöhnlich mit kleinen Kieselsteinen gepflastert sind, ausgedroschen; in den übrigen Landschaften bediente man sich noch bis zu Anfange dieses Jahrhunderts eines viereckigten Brettes, einer Quadratelle groß, das unten eingekerbt und mit kleinen scharfen Feuersteinen Reihenweise besetzt war. Auf dasselbe trat ein Mann, und trieb zwei daran gespannte Maulthiere oder Ochsen auf dem Getreide im Kreise herum. — Flachs- und Hanfbau hat sich in den neuern Zeiten ziemlich stark verbreitet, und in einigen Gegenden ist man auch stark mit dem Bau des Safrans, des Krapps, des Waids, der Baumwolle, und in Granada und Valenzia auch des Zuckerrohrs beschäftiget. — Der Safran wird in la Mancha und Andalusien in so großer Menge gebauet, daß man nicht allein ganz Spanien damit versorgen, sondern auch ganz Europa damit versehen könnte. Die Spanier thun ihn an alle Speisen, er wird auch häufig in andere Länder und nach Amerika ausgeführt; s. auch den Art. Safran. Das Pfund kostete daselbst in guten Jahren 5 Piaster. Um ihn schwer zu machen, wird er mehr als einmal durch Oel gezogen. — Um den Ackerbau zu heben, und den Boden in mehreren Gegenden des Reichs, besonders aber die Sierra Morena urbar zu machen, hatten sich schon mehrere patriotisch denkende edle Männer für das Hinziehen der Kolonisten in solche unbebaute, wüste, rauhe Stellen geäußert; allein ihre Wünsche und Vorschläge wurden immer überhört, bis es dem Grafen Paolt Olavides gelang, daß seine im Jahre 1766, die Urbarmachung der Sierra Morena betreffende Vorstellung zwei Jahre nachher von der Regierung genehmiget und auszuführen befohlen wurde. Die Sierra Morena, ein Gebirge, welches

in Neu-Kaſtilien zwiſchen den Landſchaften Eſtremadura, Andaluſia und la Mancha liegt, und 15 bis 16 Meilen lang und mit den abhängendſten Klippen beſetzt iſt, war damals durchgehens nur mit Holz und dem undurchdringlichſten Geſträuche bewachſen, und Reiſende, die zu Lande von Madrid nach Cadix den Weg durch dieſe Gegend nehmen mußten, waren bei jedem Schritte in Gefahr, entweder ein Raub der ſich daſelbſt aufhaltenden reißenden Thiere oder Straßenräuber zu werden. Dieſes Land ſollte nun urbar gemacht werden, jedoch erlaubte es der Mangel am Volke in Spanien nicht hierzu Anbauer herzugeben, da noch in ſo vielen andern unkultivirten Gegenden dergleichen Leute nöthig waren. Man beſchloß daher ſie aus andern Ländern zu holen. Ein Bayerſcher Oberſtlieutenant, Namens Thurriegel, erhielt den Auftrag oder nahm es über ſich 6000 Menſchen katholiſcher Religion, zu dieſem Zwecke anzuwerben, und nachdem derſelbe eine ſchriftliche Vollmacht vom Könige erhalten, reiſete er durch Frankreich, Lothringen und Deutſchland, ließ Zettel drucken und anſchlagen, worin er denen, die dieſes Anerbieten anzunehmen geſonnen wären, außerordentliche Vortheile, die der König von Spanien ihnen zuſtehen wolle, zuſagte. Dieſe, zum Theil falſche, Vorſpiegelungen waren jedoch nicht hinreichend, in der vorgegebenen Zeit eine ſolche Anzahl Menſchen aus katholiſchen Ländern herbeizuſchaffen oder anzuwerben; man verſuchte daher auch die Werbung in proteſtantiſchen Ländern, z. B. in Hamburg und an andern Orten, und führte eine gute Anzahl mit der Religions-Verfaſſung und der Inquiſition in Spanien nicht bekannter Leute von da zu Schiffe fort, welchen man eingeſchärft hatte, ſich bei ihrer Ankunft auf Spaniſchem Boden für Katholiken auszugeben, und dieſe waren auch verblendet genug, ſich auf die dieſerhalb an ſie geſchehene Anfrage, als

ſolche zu bekennen. Nachdem die oben feſtgeſetzte Anzahl Leute beiſammen war, wurden ſie nach dem Orte, der künftig ihnen durch ihren Fleiß die Nahrung reichen ſollte, abgeführt; allein ihr Erſtaunen war unbeſchreiblich groß, als ſie ſtatt Häuſer, worin ſie ſich von ihrer langen und beſchwerlichen Reiſe wieder zu erholen glaubten, nichts als Klippen, Holz und undurchdringliches Gebüſch antrafen. Alle Eingewanderte wurden nun in ein nicht ſehr geräumiges Kloſter, worin ſie ein ſo eben angelangtes Regiment Soldaten und Mönche vorfanden, eingeſperrt, und was nicht in dieſem Raume Platz hatte, oder nicht darin placirt werden konnte, mußte ſich außerhalb deſſelben, ſo gut es nur gehen wollte, behelfen. Da nun dieſe getäuſchten Unglücklichen hier keine Hülfe ſahen, ſo brach eine öffentliche Unzufriedenheit unter ihnen aus, die ſo wenig durch Güte, als durch Ernſt zu mildern war. Dieſes Mißvergnügen wurde nun noch durch einen Deutſchen Kapuziner aus Eifer für ſeine Religion und für ſein Vaterland, und von einem geheimen Haß gegen den Grafen Olavides dergeſtalt vermehrt, daß es zu einer Empörung gekommen ſeyn würde, wenn dieſem Mönche ein längerer Aufenthalt unter ihnen wäre geſtattet worden. Man vermuthete, daß die von Letzterem dem Grafen gemachte Beſchuldigungen darin beſtanden, daß er einen anſehnlichen Theil Proteſtanten, die nachher ihre Religion bekannt, und das Verlangen, wiewohl vergeblich, geäußert hatten, wieder in ihr Vaterland entlaſſen zu werden, gegen die mit ihm getroffene Bedingung und wider ihre Glaubensregeln nach Spanien zu bringen geſucht hatte, und dieſe Vermuthung gewann noch mehr Glauben durch das üble Schickſal, welches den edlen Olavides nachher betraf; denn es wurde ihm nach angeſtelltem Prozeß folgendes Urtheil bekannt gemacht: daß die heilige Inquiſition ihn für einen offenbaren Ketzer und für einen der

heiligen Römisch-katholischen Religion Abtrünnigen erkläre; er ward verdammt, acht Jahre in ein Kloster gesperrt zu werden, wo er die vier ersten Jahre aus dem Catechismus in den Glaubensartikeln unterrichtet, die ganze Zeit über aber alle Freitage mit Wasser und Brod gespeiset wurde; es wurde ihm aufgelegt, täglich sieben Ave Maria, den Rosenkranz und den Glauben kniend zu beten; statt des San benito, dieser Tracht eines überwiesenen Ketzers, wovon man ihn dispensiren wolle, solle er Zeitlebens ein strohfarbenes Kleid von gewöhnlichem Tuche tragen; von allen Ehrenämtern im Reiche ausgeschlossen seyn; jederzeit zu Fuße gehen; auf immer zwanzig Meilen vom Hofe und den Königlichen Schlössern verbannt seyn; geistliche Uebungen anstellen, und keine, als die Werke des Bruders Louis von Granada lesen. Es fehlte also weiter nichts, als das San benito, um den edlen, für sein Vaterland aufrichtig eingenommenen, nur etwas unvorsichtigen Grafen Paoli Olavides auf den Scheiterhaufen zu bringen, und dieses bloß darum, daß er Protestanten in sein Vaterland gezogen. Das Schicksal dieser unglücklichen Kolonie war, daß von den 6000 Seelen, nur etwa die Hälfte als Anbauer ihren Unterhalt fanden, die andere Hälfte, nach den Angaben der Spanier, das Schlachtopfer eines veränderten Himmelsstriches und der gänzlich ausgesetzt gewesenen fremden Luft geworden sind. Hierzu macht der damalige Berichterstatter *) noch die Bemerkung: daß wenn man über die in allen hiergängigen Zeitungen angeführte traurige Geschichte in einem Minoritenkloster zu Alcantara, in der Landschaft Estremadura, fünf mit modernden Menschenkörpern angefüllte Gefängnisse nach einem Brande entdeckt zu haben, nachdenkt, und dabei das bekannte Verhalten der In-

*) Hannöversches Magazin, 1786, St. 53, S. 835 u. f.

quiſition, wenn betitelte Ketzer in ihre Hände fallen, in Erwägung zieht, man wegen der Wohlfahrt unſerer auf eine ſo unedle Weiſe dorthin gelockter vielen deutſchen Glaubensgenoſſen in billiger Beſorgniß ſtehen müſſe, wenigſtens mit Gewißheit behaupten könne, daß diejenigen, die etwa ihr Leben als Beute davon getragen haben, anders reden müſſen, wie ſie denken. — Dieſes war nun das Schickſal der von der Regierung verſuchten Koloniſirung der Ausländer auf dem Boden Spaniens, um den Ackerbau zu befördern. Auf dieſen mißlungenen Verſuch ſind keine andern gefolgt; außer, daß in dem Zeitraume von Napoleons Herrſchaft, oder wenigſtens unter ſeinem Einfluſſe auf Spanien, mehrere Franzoſen dahin gezogen ſind, beſonders mit dem damaligen, von Napoleon eingeſetzten Könige Joſeph Napoleon, wodurch ein regeres Leben in den Gewerben zwar entſtanden, welches aber durch den Krieg und den nachfolgenden Revolutionen wieder vernichtet worden, ja Letztere haben den Ackerbau, der ſich hin und wieder neu zu beleben anfing, einen empfindlichen Stoß verſetzt, von dem er ſich ſobald nicht wieder wird erholen können.

Der Gartenbau und die Obſtbaumzucht werden auch, nach dem Verhältniß des Bodens und Klimas, nicht ſtark genug betrieben, nur zwei Gegenſtände darin, der Wein- und Oelbau, beſchäftigen die Aufmerkſamkeit des Spaniers und ſpornen ſeinen Fleiß. Aus den Weintrauben bereitet man entweder Wein oder Roſinen, und führt dabei einen großen Theil ins Ausland; aus den ſchlechteren Gattungen brennt man Branntwein. Die weinreichſten Provinzen ſind: Kaſtilien, Aragonien, Katalonien, Valenzia, Andaluſien, Navarra und Galizien. Die Weine ſind von verſchiedener Farbe, und zum Theil ihrer Stärke, zum Theil ihrer Süßigkeit und Lieblichkeit wegen beliebt, der gewöhnliche Wein, der zu Madrid von Leuten aus al-

len Ständen getrunken wird, ist der aus la Mancha. Der Oelbaum versieht das Land hinreichend mit Oel, obgleich man daselbst eine große Menge jährlich verzehrt.

Was die Viehzucht anbetrifft, so ist besonders die Schafzucht in diesem Königreiche von großer Bedeutung, und ehemals noch mehr, als jetzt. Sie wird das kostbarste Kleinod in der Krone der Könige von Spanien genannt, und zu ihren Gunsten sind mehrere den Ackerbau bedrückende Verordnungen in Hinsicht der Weiden erschienen, um die Wanderschafe darauf zu erhalten. So z. B. hatten die reichen Besitzer der wandernden oder Merinoschafe: der Hof, der hohe Adel, die Geistlichkeit und die Klöster, das Recht ihre zahlreichen Herden auch auf fremden Grund und Boden durchziehen und weiden zu lassen; welches Recht in neuerer Zeit etwas beschränkt worden. Man rechnet auf das ganze Königreich 8 bis 10 Millionen theils wandernder und feinwolliger Merinos, theils stillliegender oder Stallschafe. Es giebt Eigenthümer von 20, 30, auch wohl 40,000 Schafen; der Gewinn an feiner Wolle wird auf 125 bis 130,000 Centner, an Werth 8,330,000 Thaler geschätzt; s. den Artikel Schaf und Schafzucht, Th. 138 und 139. Auf die Schafzucht folgt die Pferdezucht, welche besonders in Andalusien, Asturien und Cordova betrieben wird, aber doch durch den häufigen Gebrauch der Mauleſel und der daher betriebenen Mauleselzucht eine Verminderung erlitten hat. Die Andalusischen Pferde hält man für die schönsten, besonders die Hengste, und die Asturier für die stärksten. Die Mauleſel- oder Maulthierzucht wird stärker, als die Pferdezucht betrieben, weil man sich dieser Thiere in den Gebirgen bedient. Die besten findet man in la Mancha. Dasjenige Maulthier, welches den oft aus dreißig Maulthieren bestehenden Zug in den Gebirgen

beſchließt, trägt eine große cylinderförmige Glocke, deren Töne in den wilden Schluchten bei dem langſamen Verhallen ſchauerlich das Ohr treffen ſollen. Die ſchwer belaſteten Thiere eines ſolchen Zuges, **Recua** genannt, ſind an einander gebunden, und gehen eins hinter dem andern her, und jene Glocke, die den maleriſchen Namen **Zumba** führt, ſagt dem Führer, daß der Zug bei einander iſt. — Die **Rindviehzucht** wird in Spanien am nachläßigſten betrieben, weil man keine Butter macht, ſondern ſich ſtatt derſelben des Olivenöls, und ſtatt der Kuhmilch der Ziegenmilch bedient; auch Käſe wird nur ſehr wenig verfertiget. Indeſſen braucht man die Stiere zum Stiergefechte und zu den **Novilladas**, Kampfſpielen, welche die Stiergefechte im Kleinen nachahmen. Man gebraucht hierzu die jungen Stiere (**Novillos**), die man aber nicht tödtet, ſondern bloß mit kleinen Wurfpfeilen, die mit bunten Flittern ausgeſchmückt ſind (**Banderillas**), auf einem Marktplatze herumhetzt. Da dieſe auf dieſe Weiſe geängſtigten Thiere nicht ſelten über die nur niedrigen Schranken oder Barrièren hinwegſetzen und in die Haufen der Zuſchauer ſpringen, ſo werden ihnen die Hörner geſtumpft und mit Wulſten von Leder bedeckt, auf welche Weiſe nicht leicht Schaden angerichtet werden kann. An dieſen Spieken, ſo einförmig ſie auch ſind, hängt das Volk mit Leib und Leben, und es wird nicht ſatt, an den wunderlichen Sprüngen des mit Pfeilen beworfenen Stiers ſich zu ergötzen. Das übrige Rindvieh wird dann auch noch zum Ziehen der Bauernwagen gebraucht. Man ſpannt zwei Ochſen vor einen ſolchen winzigen Bauernwagen, deſſen ungeſchmierte Räder gar keine Felgen haben, ſondern nur eine große Scheibe bilden, welche, ſtatt um die Achſe zu laufen, ſich mit dieſer umdreht, welches ein unerträgliches Gekreiſche macht, daß man in den Berggegenden ſehr weit hören kann, und das, wie man

ſagt, dazu dienen ſoll, die Wölfe zu verſcheuchen. — Die Ziegenzucht wird nach der Schafzucht am ſtärkſten betrieben, und die Milch, die wegen der guten Bergweiden, die das Vieh genießt, ſehr ſchmackhaft iſt, ſtatt der Kuhmilch, wie auch ſchon oben angeführt worden, benutzt. Auch Schweine zieht man überall in großer Anzahl. Was die Federviehzucht anbetrifft, ſo ſchweigen darüber die meiſten Schriftſteller; es iſt jedoch nicht unwahrſcheinlich, daß auch ſie, wenn nicht allein des Nutzens wegen, doch auch ſo ihre Liebhaber daſelbſt findet oder finden wird, beſonders die Hühnerzucht. — Die Bienenzucht wird von den Landleuten in mehreren Gegenden ſtark betrieben, auch mancher Pfarrer hält bis 5000 Stück, daher iſt Honig reichlich vorhanden; allein das Wachs reicht bei der großen Menge Kirchen bei weitem nicht hin, in welchen oft verſchwenderiſch damit umgegangen wird; daher kommt Wachs noch aus dem Auslande. — Die Seidenzucht wird in den ſüdlichen Provinzen überaus ſtark betrieben; man ſchätzt die jährliche Produktion der Seide wenigſtens auf zwei Millionen Pfund, in guten Jahren nahe auf drei Millionen. Man baut ſie in den Provinzen Valenzia, Murzia, Granada, Eſtremadura und Aragon; allein die Provinzen Valenzia und Eſtremadura liefern die feinſte. Als die Kaufleute im Jahre 1762 den König bewegten, die Ausfuhr der rohen Seide zu erlauben, machten ſie einen Anſchlag von der Seidenerndte in ganz Spanien, und rechneten: daß das

Königreich	Valenzia jährlich liefert:	1,150,000 Pfd.
"	Murcia	400,000 "
"	Aragonien	170,000 "
"	Granada	100,000 "
		1,820,000 Pfd.

Eſtremadura iſt hier gar nicht angeführt worden.

Was die Jagd und Fischerey anbetrifft, so nährt Erstere wohl hin und wieder einzelne Bewohner, nicht aber ganze Gemeinden, wohl aber Letztere, welche in den Flüssen und im Meere betrieben wird; in dem Letzteren fängt man Thunfische, Sardellen und Makrellen; allein die ehemals starken Auflagen auf das Salz, dann die Unsicherheit auf dem Mittelländischen Meere vor den Afrikanischen Seeräubern, und dann auch die Unthätigkeit der Spanier selbst, hemmten bisher den Fischfang so sehr, daß man jährlich für beinahe 5 Millionen Piaster Fische vom Auslande beziehen mußte. Nur die Einwohner von Galizien und Biscaja betreiben sehr fleißig die Landesfischerei.

Der Bergbau wird in Spanien größtentheils nur auf unedle Metalle betrieben, seitdem man die edlen aus Amerika bezog. In alten Zeiten waren die Spanischen Bergwerke sehr ergiebig und berühmt; aber bei dem Verfall des Römischen Reichs hörte man auf, sie zu bearbeiten. Die Gothen und andere nördliche Völker gaben sich damit nicht ab; auch findet sich keine Nachricht, daß zur Zeit der Araber oder Mauren in Spanien der Bergbau wieder betrieben worden sei. Erst durch die Entdeckung der neuen Welt und der dortigen reichen Gold- und Silbergruben wurde die Thätigkeit der Spanier in Absicht auf die Bergwerke ihres Landes wieder rege. Unter Karl dem Fünften und seinem Sohne Philipp dem Zweiten fand man viele, die weit reichhaltiger waren, als die Amerikanischen. Es gab dergleichen Werke, da man aus einem Centner Erde 10, 15, 30, 60 ja 100 Mark Silber bekam. Das Bergwerk zu Villa-Gutierre, nicht fern von Sevilla, in welchem 150, ja zum öfteren 300 Menschen arbeiteten, lieferte täglich ungefähr 170 Mark Silber; allein es fehlte schon damals an einer hinlänglichen Zahl verständiger Bergleute, und in den folgenden Regierungen der Könige aus dem Oesterrei-

chiſchen Hauſe ward dieſer Gegenſtand ganz vergeſſen, weil, wie ſchon oben bemerkt worden, die Amerikaniſchen Beſitzungen reichliche Ausbeute lieferten; nur erſt in der neueren Zeit fing man wieder an, auf die Bergwerke im Lande, die Spaniſchen, Aufmerkſamkeit zu verwenden. In den erſten Lüſtres dieſes Jahrhunderts arbeitete man nur in einem einzigen Bergwerke auf Silber, nach Gold wurde gar nicht geſucht. Kupfer wurde aus zwei Gruben gewonnen, jährlich ungefähr an 600 Centner. Zinn gewinnt man nur aus einem einzigen Bergwerke bei Monte de Rey. Am ſtärkſten betreibt man den Bergbau auf Eiſen, Bley und Queckſilber in mehreren Provinzen. Die reichſten Bleygruben ſind in Jaen und Granada. In der Gegend des Städtchens Canjager ſind allein 117 Bleygruben im Gange. Die Queckſilberbergwerke bei Almada in la Mancha geben allein 2000 Arbeitern Brod, und liefern jährlich 15—20,000 Centner Queckſilber und ungefähr 60 Centner Zinnober. Auſſerdem wird noch in Valenzia auf Queckſilber, und in andern Orten auf Kobalt und auf Galmey gearbeitet. Steinkohlen gräbt man nur in Katalonien, Schwefel aber in Aſturien, Aragonien, Granada und Andaluſien. Vitriol- und Alaunwerke ſind zu Alcares in Aragonien, auch waren viele Mühl-, Schleif- und Bauſtein-, Marmor- und Alabaſterbrüche im Bau.

Was die Manufakturen und Fabriken betrifft, ſo ſtehen dieſe noch lange nicht auf der Höhe, wo ſie ſeyn könnten, wenn in dieſen Zweigen mehr Thätigkeit und Aufmerkſamkeit herrſchte; denn was darin geſchieht, iſt zwar ſchon anſehnlich, aber immer noch nicht hinreichend; auch fehlt das Zutraun, beſonders bei Ausländern; denn wenn gleich die Regierung geſchickten Ausländern anſehnliche Vorrechte geſtattet, fähige Inländer in auswärtige Fabrikörter auf ihre Koſten zur Vervollkommnung reiſen läßt; denjenigen öffent-

quiſition, wenn betitelte Ketzer in ihre Hände fallen, in Erwägung zieht, man wegen der Wohlfahrt unſerer auf eine ſo unedle Weiſe dorthin gelockter vielen deutſchen Glaubensgenoſſen in billiger Beſorgniß ſtehen müſſe, wenigſtens mit Gewißheit behaupten könne, daß diejenigen, die etwa ihr Leben als Beute davon getragen haben, anders reden müſſen, wie ſie denken. — Dieſes war nun das Schickſal der von der Regierung verſuchten Koloniſirung der Ausländer auf dem Boden Spaniens, um den Ackerbau zu befördern. Auf dieſen mißlungenen Verſuch ſind keine andern gefolgt; außer, daß in dem Zeitraume von Napoleons Herrſchaft, oder wenigſtens unter ſeinem Einfluſſe auf Spanien, mehrere Franzoſen dahin gezogen ſind, beſonders mit dem damaligen, von Napoleon eingeſetzten Könige Joſeph Napoleon, wodurch ein regeres Leben in den Gewerben zwar entſtanden, welches aber durch den Krieg und den nachfolgenden Revolutionen wieder vernichtet worden, ja Letztere haben den Ackerbau, der ſich hin und wieder neu zu beleben anfing, einen empfindlichen Stoß verſetzt, von dem er ſich ſobald nicht wieder wird erholen können.

Der Gartenbau und die Obſtbaumzucht werden auch, nach dem Verhältniß des Bodens und Klimas, nicht ſtark genug betrieben, nur zwei Gegenſtände darin, der Wein- und Oelbau, beſchäftigen die Aufmerkſamkeit des Spaniers und ſpornen ſeinen Fleiß. Aus den Weintrauben bereitet man entweder Wein oder Roſinen, und führt dabei einen großen Theil ins Ausland; aus den ſchlechteren Gattungen brennt man Branntwein. Die weinreichſten Provinzen ſind: Kaſtilien, Aragonien, Katalonien, Valenzia, Andaluſien, Navarra und Galizien. Die Weine ſind von verſchiedener Farbe, und zum Theil ihrer Stärke, zum Theil ihrer Süßigkeit und Lieblichkeit wegen beliebt, der gewöhnliche Wein, der zu Madrid von Leuten aus al-

len Ständen getrunken wird, ist der aus la Mancha. Der Oelbaum versieht das Land hinreichend mit Oel, obgleich man daselbst eine große Menge jährlich verzehrt.

Was die Viehzucht anbetrifft, so ist besonders die Schafzucht in diesem Königreiche von großer Bedeutuug, und ehemals noch mehr, als jetzt. Sie wird das kostbarste Kleinod in der Krone der Könige von Spanien genannt, und zu ihren Gunsten sind mehrere den Ackerbau bedrückende Verordnungen in Hinsicht der Weiden erschienen, um die Wanderschafe darauf zu erhalten. So z. B. hatten die reichen Besitzer der wandernden oder Merinoschafe: der Hof, der hohe Adel, die Geistlichkeit und die Klöster, das Recht ihre zahlreichen Herden auch auf fremden Grund und Boden durchziehen und weiden zu lassen; welches Recht in neuerer Zeit etwas beschränkt worden. Man rechnet auf das ganze Königreich 8 bis 10 Millionen theils wandernder und feinwolliger Merinos, theils stilliegender oder Stallschafe. Es giebt Eigenthümer von 20, 30, auch wohl 40,000 Schafen; der Gewinn an feiner Wolle wird auf 125 bis 130,000 Centner, an Werth 8,330,000 Thaler geschätzt; s. den Artikel Schaf und Schafzucht, Th. 138 und 139. Auf die Schafzucht folgt die Pferdezucht, welche besonders in Andalusien, Asturien und Cordova betrieben wird, aber doch durch den häufigen Gebrauch der Mauleſel und der daher betriebenen Mauleselzucht eine Verminderung erlitten hat. Die Andalusischen Pferde hält man für die schönsten, besonders die Hengste, und die Asturier für die stärksten. Die Mauleſel- oder Maulthierzucht wird stärker, als die Pferdezucht betrieben, weil man sich dieser Thiere in den Gebirgen bedient. Die besten findet man in la Mancha. Dasjenige Maulthier, welches den oft aus dreißig Maulthieren bestehenden Zug in den Gebirgen

ländischer Hüte sehr empor gekommen ist. Eine der wichtigsten Anstalten des Reiches ist die Königliche Tabaksfabrik zu Sevilla, die einzige im Königreiche, welche verschiedene Gattungen, sowohl Rauch- als Schnupftabaks, und darunter den in ganz Europa bekannten Spaniol aus Havannaischen Blättern liefert. An 180 Maulthiere treiben wechselsweise die Maschinen, und bei 1000 Personen arbeiten darin. Die Königliche Schatzkammer zog noch zu Anfange dieses Jahrhunderts aus dieser Fabrik jährlich an 20 Millionen Französischer Livres. In der Lederbereitung zeichnen sich die Spanier gleichfalls aus, nur ist der Absatz des Corduans, einer Spanischen Erfindung, nicht mehr so bedeutend, als ehemals, welches aber bloß eine Folge der wechselnden Mode ist. — Unter den Fabriken, worin Metalle, Erden ꝛc. verarbeitet werden, zeichnen sich besonders die Eisen- und Stahlfabriken in Biscaya aus, welche jährlich an 80,000 Centner Eisen in verschiedene Waaren umschaffen; die Flintenfabrik eben daselbst und zu Barzellona, die Klingenfabrik zu Toledo, deren Fabrikate sich durch Biegsamkeit und durch die schärfste Schneide sehr auszeichnen; dann auch der Blechhammer in der Gegend der Stadt Ronda in Granada, und die Drahtzieherey zu Bilbao. Spanien hat auch mehrere Fabriken, welche verschiedene Waaren in Gold, Silber und Komposition liefern; auch ist die Königliche Bijouteriefabrik zu Madrid bemerkenswerth. Ferner giebt es Messer-, Scheeren-, Nadel- ꝛc. Fabriken. In der Königlichen Spiegelfabrik zu San Ildefonso werden Spiegel zu 133 und mehrere Zoll Länge, 65 Zoll Breite und 1 Zoll Dicke in großer Vollkommenheit gegossen; auch macht man daselbst alle Arbeiten von Krystall, und vergoldet sie auch im Feuer. Die Königliche Porzellanfabrik im Schlosse Buen-Retiro in Madrid, die in Chinesischem Geschmacke arbeitete und

viele Arbeiter ernährte, ist gegenwärtig eingegangen. Die Fayancefabrik zu Alcora in Valenzia liefert zwar zierliche Gefäße, allein es fehlt denselben an Haltbarkeit, besonders springt leicht die Glasur ab, oder sie bekommt Risse. Wenn es gleich den Spanischen Fabriken nicht an technischer Fertigkeit fehlt, so mangelt ihnen doch der Geschmack in der Wahl der Form, so z. B. haben die Scheeren und Messer von San Ildefonso keine gefällige Form; auch sind die Preise der Fabrikate oft viel zu hoch, um den Absatz zu befördern; dieses sowohl, als auch die noch lange nicht hinlängliche Anzahl an Manufakturen und Fabriken, um die Nachfrage und den Verbrauch der Fabrikate im Lande zu befriedigen, verursacht, daß noch viele Millionen für auswärtige Manufaktur- und Fabrikwaaren fortgegeben werden. Auch haben die noch nicht ganz gestillten Unruhen in der jüngsten Zeit auf Spaniens Manufakturen und Fabriken einen nachtheiligen Einfluß geübt.

Der Handel Spaniens ist, ungeachtet der vortrefflichen Lage an zwei Meeren und seines Reichthums an natürlichen Produkten, doch mit den Europäischen Staaten größtentheils nur passiv; denn anstatt ihre Weine, Südfrüchte, Oel, Tabak, Kork, Wolle, Eisen, Seesalz ꝛc. den Europäern selbst zu liefern, und diejenigen fremden Produkte, deren die Spanier entweder selbst bedürfen, oder die sie wieder an andere Nationen verhandeln können, auf eigenen Schiffen selbst abzuholen, überlassen sie den Gewinn der Fracht, so wie des Zwischenhandels, den mit ihnen verkehrenden oder handelnden Völkern, welche ihnen ihre und fremde Waaren auf einheimischen oder eigenen Schiffen zuführen, und die Spanischen Produkte dafür abnehmen, wobei das Verhältniß zwischen Ein- und Ausfuhr immer so beschaffen ist, daß Spanien an jede Nation baares Geld herausgeben muß, welches besonders

in neueſter Zeit ſehr fühlbar geworden iſt. Am meiſten blüheten Gewerbe und Handel in Spanien im ſechzehnten Jahrhunderte, im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts fingen ſie an abzunehmen, und nur erſt unter Ferdinand dem Sechſten, noch mehr aber unter Karl dem Dritten, fingen ſie wieder an zuzunehmen, oder ſich zu erheben. Unter der Regierung dieſes Fürſten wurden die Landſtraßen verbeſſert, viele Abgaben und Bedrückungen aufgehoben, mit Anlegung ſchiffbarer Kanäle begonnen, auch die Küſten gegen die Seeräuber mehr beſchützt, wodurch beſonders der innere Handel ſehr lebhaft iſt betrieben worden. Auch der äußere Handel wurde unter der Regierung Karls des Dritten lebhafter, und der Vortheil, der aus dem Activhandel entſteht, nicht mehr andern zur See handelnden Nationen ausſchließlich überlaſſen, wie es ſpäterhin ihn wieder hat fahren laſſen. Wenn gleich früher, als Spanien noch im Beſitze der Südamerikaniſchen Länder Peru, Chili, Rio de la Plata, Mexico ꝛc. war, allen fremden Nationen der Zugang zu dieſen Ländern gänzlich verboten war, und ſie ſich den dortigen Küſten nicht nähern durften, damit die Spanier den Handel und den Verkehr mit ihren Amerikaniſchen Ländern allein treiben ſollten, ſo haben Letztere doch ein Paar Jahrhunderte hindurch nicht den geringſten Vortheil von ihrer Schiffahrt gehabt, und ſind nur Bevollmächtigte der Franzoſen, Engländer, Holländer und Italiener geweſen, die durch ſie ihre Waaren nach Amerika geſchickt, und immer an der Rückfracht an Gold, Silber und andern Waaren den größten Antheil gehabt haben, ſo daß die Spanier, die ihren Namen zu dieſem Handel hergaben, immer im Nachtheile waren. Denn von den ſeit den Jahren 1492—1724 aus Amerika nach Spanien öffentlich gekommenen 5000 Millionen Peſos an Silber und Gold, ohne das heimlich eingeführte zu rechnen, ſo war doch dieſes

Land, in Vergleichung der meisten andern Nationen, ärmer, als vor dem Besitze der Amerikanischen Schätze, weil diese alle den Ausländern, besonders den Engländern, Holländern und Franzosen zuflossen, dagegen nahm seine eigene Industrie ab, weil es sich immer mit dem Besitze seiner Amerikanischen Reichthümer schmeichelte, unterließ es den eigenen Bergbau auf edle Metalle, den Ackerbau und viele wichtige Zweige der Industrie; auch lockte es eine große Anzahl fleißiger Bewohner des Mutterlandes zum Auswandern nach den Kolonien, wodurch wiederum jenes verlor. Spanien ist also seit dem Besitze seiner Amerikanischen Länder immer im Nachtheile mit seiner Industrie und seinem Handel gegen andere Nationen gewesen. Und wenn gleich der Regierung dieser Nachtheil im Handel, den andere Nationen unter Spanischem Namen ihm beibrachten, indem die Spanier nur ihre Factoren waren, bekannt war, so duldete sie es doch, aus Gründen, die sich schwer enthüllen lassen, indem selbst der eigene Handel durch drückende Auflagen sehr erschwert wurde. Im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, in den Jahren 1770—1780, machte der Minister Don Joseph Galvez, als Haupt des Indischen Handelskollegiums, dem Könige sehr zweckmäßige Vorschläge zur Beförderung des Handels durch Verminderung der Auflagen auf die Europäischen und Amerikanischen Schiffe und Waaren, die auch vom Könige genehmiget wurden. Die Schiffahrt nach den Inseln über dem Winde (Islas barlovento) und fast nach dem ganzen festen Lande von Amerika, zu welcher vorher nur der Hafen von Cadix das Recht gehabt, ward allen vorzüglichen Häfen Spaniens erlaubt, auch das ausschließende Recht nach Caraccas zu handeln, welches eine Gesellschaft zu S. Sebastian gehabt, ist allen Unterthanen des Königs erlaubt worden. Die heimliche Ausfuhr des Geldes, die durch

kein Verbot gehemmt werden konnte, iſt ſeit dem Jahre 1750 ſehr vermindert worden, nachdem der König einem jeden erlaubt hat, das Silber gegen 3 Procent aus dem Lande zu führen, welches jedoch in neueſter Zeit, nach dem Verluſte der Kolonien, einige Abänderungen erlitten. So ergiebig das Land iſt, ſo hat es dennoch Vieles nöthig, was Bedürfniß und Luxus heut zu Tage unumgänglich fordern, als Spezereyen, Gewürze, Apothekerwaaren, Pelzwerk, Galanterie- und Metallwaaren, Queckſilber ꝛc., ſondern auch Vieles, was es bei mehr Induſtrie ſelbſt erzeugen, auch wohl noch andern Nationen ſelbſt geben könnte, z. B. rohe Häute, Wachs, Leinwand, ſeidene Zeuge, wollene Tücher und Zeuge, eingeſalzenes Fleiſch, Butter, Käſe ꝛc. Ehemals hatten die Holländer ſo ziemlich den Spaniſchen Handel in Händen, welchen ſie vorzüglich im 18. Jahrhunderte mit den Engländern, Franzoſen und den Deutſchen Handelsſtädten theilen mußten. Die vornehmſten Waaren, welche die Holländer nach Spanien führten, waren Leinwand von allen Gattungen, wozu jedoch Holland ſelbſt nur einen ganz kleinen Antheil lieferte, das übrige von dieſen Waaren bekamen ſie aus Brabant, aus Flandern, überhaupt aus den ſüdlichen Niederlanden, Belgien; dann aus der Piccardie, der Normandie, Bretagne; aus Weſtphalen und aus Schleſien; ferner führten ſie dahin alle Gattungen Oſtindiſcher Kattune, Treſſen, allerhand ſeidene und wollene Zeuge, ſeidenen Zwirnband, Zwirn, Fächer, kurze oder Quincailleriewaaren, Gewürzwaaren, Spezereyen, Getreide, woran es oft in Spanien fehlt, Schiffbauholz, Pech, Theer, Thauwerke, Segeltuch, Faßholz, Papier, Spielkarten, Juchten oder Juften, allerhand Kriegsbedürfniſſe, Heringe, Lachs und andere, theils trockene, theils eingeſalzene Fiſche, Butter und Käſe ꝛc.; dann ſehr viel gebleichtes Wachs, welches theils in Spanien, theils in Amerika zu den

Wachskerzen in den Kirchen verbraucht wird; dieser ſtarke Abgang des Wachſes in Holland, erhielt beſonders die Wachsbleichen in dieſem Lande. Unter allen dieſen Waaren lieferte es an eigenen Produkten den Spaniern nur die Gewürzwaaren, die Oſtindiſchen Kattune, die Heringe, Butter und Käſe; die übrigen Waaren, die es den Spaniern lieferte, zog es aus Frankreich, England und Deutſchland, die aber ſpäterhin directe den Handel mit Spanien führten; dagegen lieferte ihnen Spanien eine anſehnliche Menge Wolle, Kaſtanien und Haſelnüſſe aus St. Sebaſtian; Bilbao lieferte: Wolle, Eiſen, Safran, Kaſtanien, Pomeranzen und Citronen; Sevilla: auch Wolle, Oliven, Baumöl, Pomeranzen, Citronen, Corduan und eine anſehnliche Menge Wein; Mallaga: Wolle, Weine, Oliven, Baumöl, Feigen, Roſinen und Mandeln; Alicante: Weine, Feigen, Roſinen, Mandeln, Anies, die Soda oder Sode von der Pflanze Barille, Seife und Salz; Valenzia: Wein, getrocknete Früchte, eine große Menge Mandeln; und Barzellona viel Branntwein. Von der Seide in Spanien, welche, außer der Wolle, eine von den vorzüglichſten und einträglichſten Waaren dieſes Königreichs iſt, bekamen die Holländer wenig oder gar nichts, weil die Franzoſen, die eine große Menge dieſer Waare gebrauchen, ſie ſelbſt auf direktem Wege nahmen. So lange Cadix der Hauptſitz des Spaniſchen Handels, ſowohl in Europa, als in Amerika war, geſchahen alle Rückladungen an Waaren von Cadix aus. Sie beſtanden 1) aus Piaſtern, welche man zu der Handlung nach Oſtindien und in die Levante gebraucht; auch fanden damit Speculationen Statt. — 2) Aus Indig oder Indigo von Guatimala, welcher der beſte unter allen iſt. — 3) Aus Campecheholz und Cochenille. — 4) Aus Cacao von Caraccas, der beſte unter allen Cacaoſorten. — 5) Aus

Tabak von Varinas, Maracaibo, der Havanna u. v. St. Domingo. — 6) Aus Chinarinde oder Chinin, Saſſaparille, Balſam und andern Specereywaaren. — 7) Aus Merinowolle, getrockneten Fellen ꝛc. Die Holländer, Franzoſen und Engländer trieben auf verſchiedene Arten den Handel nach dem Spaniſchen Amerika oder Weſtindien durch Cadix. Sie verkauften in dieſem Hafen die Waaren, die zu der Handlung nach Weſtindien dienten, oder ſie ladeten dieſelbe auf ein Spaniſches Schiff und ſchickten ſie unter dem Namen eines Spaniers nach Peru oder nach Neuſpanien, um ſie dort auf ihre Rechnung verkaufen zu laſſen, und den Betrag davon erhielten ſie durch die Beſorgung ihrer Freunde zu Cadix in Piaſtern oder Naturwaaren zurück, oder ſie nahmen Antheil an den Spekulationen, welche die Handlungshäuſer in Cadix von Zeit zu Zeit mit gewiſſen Waaren unternahmen, von welchen ſie vermutheten, daß ſie am meiſten geſucht werden, als gewiſſe Gattungen von Leinwand, wollenen und ſeidenen leichten Waaren, dergleichen Spitzen, welche beſonders die Holländer in Frankreich, den Niederlanden, in England und Deutſchland in ziemlicher Menge einkaufen ließen. Die andere Art die Handlung nach Weſtindien durch Cadix zu treiben, beſtand darin, daß ſie ſich mit andern in Vergleich einließen, welche Schiffe abſendeten, und ihnen eine gewiſſe Summe Geldes unter der Bedingung vorſchoſſen, daß ſie dieſelbe, wenn das Schiff glücklich ankommt, mit einem gewiſſen Gewinne zurück erhalten, oder wofern es verunglücken ſollte, verlieren. Dergleichen Gebrauch unter Kaufleuten war beinahe ſonſt nirgends als in Cadix bei dieſer Gattung von Handlung üblich. Die Vortheile dieſer Handlung ergaben ſich aus dem Courſe der Verſicherungsgelder, die ſich eine Reihe von Jahren und bis zu dem Kriege des Jahres 1741 nach Vera Crux, bei 30 bis 33 für Hundert, und in den

übrigen Gegenden von Ostindien nach diesem Verhältnisse erhalten haben. Eben so konnte man auch aus dem folgenden Course, der bis auf vierzehn für Hundert gefallen war, leicht schließen, wie sehr diese Handlung seit jenem Zeitpunkte in Abnahme gerathen ist. Die Abnahme des Europäischen Handels durch Spanien nach den Kolonien ist durch den Handel, den die Kolonien in Amerika unter sich treiben, entstanden, und besonders stark treiben ihn die Engländer und die Nordamerikaner, und jetzt besonders bei der Trennung der Kolonien Spaniens vom Mutterlande. Spanien traf früher alle nur mögliche Maaßregeln, um durch ausgestellte Kriegsschiffe seine Küsten gegen diesen Handel der Engländer, Franzosen, Holländer, Dänen ꝛc. von ihren Kolonien dahin zu bewahren; allein der Schleichhandel war nicht zu zerstören, und beförderte weit mehr, als in irgend einer andern Gattung von Handlung, den Untergang des rechtmäßigen. Besonders hat die Ueberlegenheit der Engländer das, was die Holländer durch St. Eustache und Kuraſſao gethan haben, auf etwas sehr geringes heruntergebracht. Diese Handlung war bis zu Anfange des letzten Drittels des verwichenen Jahrhunderts fast ganz in den Händen der Engländer, nur nachdem sich ihre eigenen Kolonien in Nordamerika losgerissen oder getrennt hatten, nahmen diese einen großen Theil des Handels fort. Die Uebermacht der Handlung der Engländer in den Spanischen Kolonien wurde ihnen durch die Stiftungen, die man ihnen durch den letzten Friedensvergleich zu Florida, Kampesche und Honduras überlassen hatte, noch überaus leicht gemacht worden. Dergestalt trieb England durch Amerika mit dem Spanischen Westindien die Hälfte der Handlung, welche alle Nationen in Europa zusammengenommen ehemals durch Cadix trieben. Es war übrigens schwer, dem Mißbrauche des Schleichhandels

in Neuſpanien, welcher der rechtmäßigen Handlung aller Europäiſchen Nationen ſo großen Schaden zufügte, Einhalt zu thun, oder vielmehr deſſen Zunahme, Vermehrung, zu hindern, und es wurde ſchon zu Ende des zweiten Drittels des verwichenen Jahrhunderts von vielen ſich in den Amerikaniſchen Kolonien aufhaltenden Deutſchen und Franzoſen gemuthmaßt, daß dieſe Kolonien ſich dem Mutterlande einmal entreißen würden; auch war man zu der Zeit ſchon beſorgt, daß Neuſpanien oder die Spaniſchen Kolonien den damaligen Großbritanniſchen Kolonien in die Hände fallen oder daß Großbritannien ſie erobern würde; dieſes hat ſich jedoch Alles ganz anders geſtaltet, und die Engelländiſchen Kolonien haben ſich früher dem Mutterlande entzogen, denen jetzt die Spaniſchen gefolgt ſind, wozu ſie der geſperrte Handel oder der Handelszwang hauptſächlich gebracht hat. Großbritannien iſt mit dem Verluſte ſeiner Kolonien beſtraft worden, weil es eine Reihe von Jahren einen Schleichhandel auf Koſten des ganzen arbeitſamen Europa's unterſtützte und begünſtigte, und Spanien zum Theil durch die Bedrückungen ſeiner Adoptivkinder in ſeinen ehemaligen Kolonien. Eine Oſtindiſche Handelsgeſellſchaft betrieb früher einen Theil des Amerikaniſchen Handels. — Was den Landhandel Spaniens anbetrifft, ſo iſt dieſer nur unbedeutend und beſchränkt ſich bloß auf Frankreich und Portugal. An den Handel der Spanier mit den Kanariſchen Inſeln, woraus man gegen verſchiedene Natur- und Kunſtprodukte, Getreide, Wein, Wachs und Honig, Zucker, Orſeille, Drachenblut ꝛc. bezieht, haben von jeher Engländer, Holländer und Nordamerikaner Theil genommen, und der Handel mit der Barbarey, woraus die Spanier Getreide und andere Lebensmittel, und mit den Weſt-Afrikaniſchen Küſtenländern, woraus ſie Negerſklaven für ihre Kolonien holen, iſt nicht von großer Bedeu-

tung. Aber wichtig ist der Handel der Spanier außer Amerika auch mit den Philippinischen Inseln oder eigentlich mit Ostindien und China. Den erstern treibt eine Handelsgesellschaft unter dem Namen der Philippinischen oder Ostindischen Handelsgesellschaft, mit einem Fond von 120 Millionen Realen; seitdem aber die Regierung diesen Handel frei gegeben hatte, arbeiteten sich alle Spanische Seeplätze empor, und auch tiefer in das Innere verbreitete sich der Wohlstand der Küstenbewohner. Beinahe jährlich führte Spanien an Kaufmannswaaren über 300 Millionen, und an Gold, Silber und Edelsteinen an 800 Millionen Realen aus Amerika nach Hause, nachdem es dort an anderen Waaren einen Werth von 300 und mehr Millionen zurückgelassen hatte. Die nach Amerika eingeführten Spanischen Produkte der Natur und Kunst, machten etwa den zehnten Theil der gesammten Einfuhr aus, und den reinen Gewinn der Spanischen Kaufleute berechnete man auf 5 Millionen Thaler. Der Hauptmeßplatz für diesen Handel war Portobello; Packetbote, welche ehemals alle Monate einmal bis zweimal an verschiedenen Orten des Spanischen Amerika's und Westindiens, und Posten, die von den dortigen Häfen ins Innere des Landes regelmäßig abgingen, haben diesen Handel sehr befördert; so wie überhaupt in neuer und neuester Zeit sehr für den Handel durch Anlegung von Kanälen und durch gute Straßen, welche von der Hauptstadt nach allen Handelsplätzen und über die Pyrenäen bis nach Frankreich führen, gesorgt worden ist. — Anstalten zur Beförderung und Unterstützung des Handels, zur Handhabung der Handelsgerechtigkeit ꝛc. sind die St. Karls-Bank und die Escontokasse zu Madrid; die Assecuranzgesellschaften zu Cadix und Corunna, das General-Kommerz-, Münz- und Bergwerkskollegium zu Madrid, die demselben untergeordneten Kommerzkollegien, die Han-

delsgerichte zu Madrid und Cadix, und das See- und Landhandlungsconsulat zu Sevilla. Die in fünf Gilden eingetheilte Kaufmannsgesellschaft zu Madrid (los greminos), treibt nicht nur selbst einen starken Handel nach Amerika auf eigenen Schiffen, sondern wirkt auch durch mehrere Zeug- und Leinwandmanufakturen, die sie unterhält, und durch mehrere andere Mittel sehr vortheilhaft auf die Belebung des innern und auswärtigen Handels. Ueber den Handel und die Schifffahrt der Spanier sehe man auch die Artikel Handel, Th. 21, S. 596 u. 601 u. f.; Schifffahrt, Th. 143, S. 721 u. f. nach.

Was die Münzen, Maaße und Gewichte Spaniens anbetrifft, so herrscht darin manche Verschiedenheit oder es finden sich darin viele Abweichungen. In Hinsicht der Münzen oder des Geldes herrscht in Spanien eine große Verschiedenheit, welche aus der öftern Veränderung des Werthes der Münzsorten entstanden. Nach einer Verordnung vom 29. Mai 1772 hat man erst diesen Uebelstand, der dem Handel so nachtheilig ist, zu heben gesucht, und eine mehrere Gleichförmigkeit derselben eingeführt. Der Werth oder die Valuta des in Spanien berechneten Geldes ist entweder Silber (Moneta de plata) oder Kupfermünze (Moneta de Vellon). Gewöhnlich rechnet man aber nach Realen zu 34 Maravedis de Plata oder nach Realen zu 34 Maravedis de Vellon, und verschiedene Kaufleute führen Buch und Rechnung allein nach Maravedis de Vellon, welche sie, wie die Portugiesen ihre Rees, in Tausend und Millionen abtheilen, auch im Zahlen ein Quento Maravedis für eine Million rechnen; im gemeinen Leben rechnet man doch jederzeit nach Realen de Vellon und diese muß man immer verstehen, wenn bloß von Realen die Rede ist. Diese Reales de Vellon bedeuten eigentlich Silbermünze; da sie aber ehemals Kupfer waren, ist ihnen der Name Vellon geblieben; Kauf-

leute verſtehen daher immer Silber unter Vellon; denn Kupfer nennen ſie Cobre oder Calderilla. Die Reales rechnet man, ſie mögen Silber- oder Kupfermünze ſeyn, zu 16 Quartos oder zu 34 Maravedis, den Quarto zu 4 Maravedis, und 8 Realen de Plata ſind 15 Realen 2 Maravedis de Vellon; bei einzelnen Stücken werden aber die zwei Maravedis nicht mitgerechnet. Die vielen in Spanien gebräuchlichen, eingebildeten Rechnungsmünzen, nach welchen man handelt, kauft, verkauft und zahlt, werden in acht verſchiedene Münzwährungen vertheilt, nämlich in die Kaſtilianiſche, Merikaniſche, Kataloniſche, Majorkaniſche, Valenziſche, Aragoniſche, Navarriſche und Kanariſche. — Die Kaſtilianiſche Währung, als die Hauptwährung, iſt die gangbarſte und enthält die gewöhnlichſten Münzen, nach welchen man gemeiniglich in Spanien rechnet; wenigſtens rechnet man darnach in Bilbao, Cadix, Madrid, Malaga, Sevilla und zum Theil in Majorka. Es ſind Reales de Velon zu 34 Maravedis des Vellon, und Reales de Plata antigua zu 34 Maravedis de Plata antigua. Mehrere Kaufleute führen aber auch Buch und Rechnung allein in Maravedis, welche ſie, wie ſchon oben angeführt worden, in Tauſende und Millionen abtheilen, im Zählen aber ein Quento Maravedis für eine Million annehmen. Das Verhältniß der ſämmtlichen gewöhnlichſten Kaſtilianiſchen Rechnungsmünzen iſt:

Reales de Plata antigua.	Reales de Vellon.	Quartos.	Ochavos.	Maraved. de Plata antigua.	Maraved. de Vellon.	Dineros Caſtil.
1	$1\frac{15}{17}$	16	32	34	64	640
	1	$8\frac{1}{2}$	17	$18\frac{1}{10}$	34	340
		1	2	$2\frac{1}{8}$	4	40
			1	$1\frac{1}{16}$	2	20
				1	$1\frac{15}{17}$	$18\frac{14}{17}$
					1	10

der Carnado daſelbſt von $\frac{1}{4}$ dergleichen; der Doblon de oro de Cabeza zu 14 Reales, 9 Maravedis de Vellon; der Ducado de plata nueva zu $16\frac{1}{2}$ Reales de Vellon. Der Werth dieſer Kaſtilianiſchen Rechnungsmünzen iſt für die Köllniſche Mark fein Silber $193\frac{1}{4}$ Reales de Vellon; $102\frac{1}{4}$ Reales de Plata antigua, 9,32 Ducado de Cambio, 12,85 Peſos, und 3,2112 Doblones de Plata antigua.

Die Mexikaniſche Währung war nicht allein im Spaniſchen Amerika gewöhnlich, ſondern nach ihr wurden auch die Spaniſchen wirklichen Münzſorten ausgeprägt und geſtempelt, z. B. 8 Reales auf 1 Spaniſchen Piaſter, worunter man Mexikaniſche Reales zu verſtehen hat. Das Verhältniß iſt:

Peſo.	Reales.	Quartos.	Mexikan. Maraved.
1	8	128	272
	1	16	34
		1	$2\frac{1}{8}$

Der Zahlwerth iſt für die Köllniſche Mark fein Silber $9\frac{3}{4}\frac{9}{3}$ Peſos oder $47\frac{1}{4}\frac{7}{3}$ Reales Mex. Währ.

Das Verhältniß der Rechnungsmünzen Kataloniſcher Währung, wonach Barzellona und zum Theil Majorka rechnen, iſt:

Libra Catal.	Reales de Plata Catal.	Reales de Arbites.	Sueldos Catal.	Dineros Catal.	Mallas Catal.
1	$6\frac{2}{3}$	10	20	240	480
	1	$1\frac{1}{2}$	3	36	72
		1	2	24	48
			1	12	24
				1	2

Den Zahlwerth dieſer Rechnungsmünzen beſtimmt die Köllniſche Mark fein Silber zu 18 Libras oder 120 Kataloniſche und 180 Reales de Ardites.

Das Verhältniß der Rechnungsmünzen Majorkaniſcher oder Mallorkaniſcher Währung iſt Folgendes:

Libras.	Reales major.	Sueldos.	Tresetas.	Dobleros.	Dineros.	Mallas.
1	10	20	40	120	240	480
	1	2	4	12	24	48
		1	2	6	12	24
			1	3	6	12
				1	2	4
					1	2

In Rechnungen, und beſonders bei Fakturen, bedient man ſich ſowohl der Kaſtilianiſchen alten Wechſel Peſos, als auch der Majorkaniſchen Libras, beide werden dann in 20 Sueldos à 12 Dineros eingetheilt. Der Zahlwerth wird durch die Köllniſche Mark fein Silber zu $14\frac{2}{4\,3}$ Libras oder $145\frac{5}{4\,3}$ Majorkaniſche Reales beſtimmt.

Das Verhältniß der Rechnungsmünzen Valenziſcher Währung, wonach Valenzia und Alikante rechnet, iſt Folgendes:

Libra oder Peſo.	Reales de Plata			Sueldos.	Dineros.
	antigua.	nuevas.	Valenzia.		
1	8	10	$13\frac{1}{3}$	20	240
	1	$1\frac{1}{4}$	$1\frac{2}{3}$	$2\frac{1}{2}$	30
		1	$1\frac{1}{3}$	2	24
			1	$1\frac{1}{2}$	18
				1	12

Hu… Valenzianiſche Libras, welche den Kaſtilia-
niſch… Peſos de Plata antiguas vollkommen gleich
ſind …den in Conventionsmünze 103 Rthlr. 10 Gr.
2 P… …erth gehalten.

… …echnungsmünzen Arragoniſcher Währung ha-
ben f… …ndes Verhältniß:

…	…	…ueldos.	Dineros.
		20	320
		2	32
		1	16

Hunder… …nd an Werth 129 Rthl.
1 Gr. 1 … …sgeld.

Die … Navarriſcher Währung
haben fo…

Ducado de Navarra.	Libras.	Reales.	Tarjas.	Groſos oder Grueſos.	Ochavos.	Maravedis.	Cornados.
1	$6\frac{8}{15}$	$10\frac{8}{9}$	49	$65\frac{1}{3}$	196	392	784
	1	$1\frac{2}{3}$	$7\frac{1}{2}$	10	30	60	120
		1	$4\frac{1}{2}$	6	18	36	72
			1	$1\frac{1}{3}$	4	8	16
				1	3	6	12
					1	2	4
						1	2

Hundert Navarriſche Ducados ſind an Werth 141 Rthlr. 8 Gr. 1 Pf. Conventionsgeld, und 100 Libras 21 Rthlr. 15 Gr. und 2 Pf.

Die Rechnungsmünzen Kanariſcher Währung haben folgendes Verhältniß:

Peso Corr.	Real. de Plata.	Real. Corr.	Quart. Corr.
1	8	10	80
	1	$1\frac{1}{4}$	10
		1	8

Diese Rechnungsmünzen werden auf den Spanischen bei Afrika gelegenen Inseln Kanaria, Teneriffa, Ferro, Fuerte Ventura, Gomera, Lancerota und Palma gebraucht. Der Zahlwerth wird durch die Clln. Mark f. Silb. zu $12\frac{17}{20}$ Pesos od. $128\frac{1}{2}$ Reales Corr. bestimmt.

Die wirklich geprägten Spanischen Münzsorten mit ihrem Werthe in Kastilianischen alten Silber-Realen und Reales de Vellon, sind folgende (zur Vergleichung derselben mit den Rechnungsmünzen der Spanischen Währungen, ist in der letzten Linie ihre Größe oder ihr Werth in Kastilianischen Dineros beigefügt):

In Gold.	de Plata		de Vellon		Kastil. Dineros.
	Real.	Qurt.	Real.	Mar.	
Der Doblan de a ocho oder Medalla. Quadrupel oder die vierfache Pistole von 8 Escudos de oro oder 16 Piaster.	170	—	320	—	108800
Der Dublon de a quarto medio Medalla. Doppel-Pistole von 4 Escudos oder 8 Piastern.	85	—	160	—	54400
Der Dublon de oro oder die einfache Pistole oder Doppie von 2 Escudos oder 4 Piastern.	42	8	80	—	27200

	de Plata		de Vellon		
	Real.	Qurt.	Real.	Mar.	Kaſtil. Dineros.
In Gold.					
Der medio Doblon oder Escudo de oro efetivo, oder die halbe Piſtole von 1 Escudo oder 2 Piaſtern.	21	4	40	—	13600
Der Escodilo der Peſo duro de oro medio, Escudo de Oro, Coronilla Durillo v. 1 Piaſter.	10	10	20	—	6800
In Silber.					
Der Peſo duro, fuerte, Escudo de Plata, Piaſter oder Spaniſche Thaler.	10	10	20	—	6800
Der halbe oder Escudo de Vellon.	5	5	10	—	3400
Der $\frac{1}{4}$tel oder Peſeta Mexicana.	2	$10\frac{1}{2}$	5	—	1700
Der $\frac{1}{5}$tel oder Peſeta provincial.	2	2	4	—	1360
Der $\frac{1}{8}$ oder Real de Plata Mexicana.	1	$5\frac{1}{4}$	2	17	850
Der $\frac{1}{10}$ oder Real de Plata provincial.	1	1	2	—	680
Der $\frac{1}{16}$ oder halbe Mexikaniſche Silber Real.	—	$10\frac{5}{8}$	1	$8\frac{1}{2}$	425
Der $\frac{1}{20}$ oder Real de Vellon.	—	$8\frac{1}{2}$	1	—	340
In Kupfer.					
Der Doppel-Quarto.	—	—	—	8	80
Der einfache.	—	—	—	4	40
Der Ochavo oder jetzige neue Maravedi de Plata.	—	—	—	2	20
Der Maravedi de Vellon.	—	—	—	1	10

Von Papiergeld hatte man Vales oder Anweisungen auf die aus Amerika zu erwartenden Silberpiaſter, welche dort bei dem vorletzten Kriege mit England wegen der Kaperey zurückgehalten wurden. Sie verlieren gegen Silberpiaſter an 60 Procent mehr oder weniger.

Spaniſche Wechſelarten oder Preiſe nach dem Silberpari.

Cadix und Madrid giebt	empfängt	zu oder in
1 Wechſeldukaten von 375 Mar. pl.	104,^{1} Pfd. vls Bco.	
40 Real. de Plata nuev.	$25\frac{9}{16}$ Lira fuori Bco.	Amſterdam
118 Wechſelpiaſter	100 Pez. à $5\frac{3}{4}$ L. fuor Bco.	Genua
1 Wechſeldukaten	94,85 Pf. vls. Bco.	Hamburg
1 Wechſelpiſtole	2687 Rees	Liſſabon
$119\frac{1}{2}$ Wechſelpiaſter	100 Pezze da atto	Livorno
1 Wechſelpiaſter	$39\frac{3}{4}$ Pence Sterl.	London
$283\frac{1}{2}$ Marav. de Plata	1 Ducado di Regno	Neapel
1 Wechſelpiſtole	16,^{173} Francs	Paris
1 Wechſelpiaſter	4,^{0416} „	
338 Marav. de Plat.	1 Duc. Bco.	Venedig

Der Goldpari iſt auf Amſterdam $97\frac{1}{2}$, Genua 23,8 und $128\frac{2}{5}$; Hamb. $89\frac{1}{4}$; Liſſabon 2242; Livorno $129\frac{7}{8}$; London $38\frac{3}{5}$; Neapel $297\frac{9}{20}$; Paris 15,^{648} und 3,^{912}; Venedig $357\frac{4}{5}$. Von Cadix aus zieht oder traſſirt man auf alle oben genannte Oerter,

ausgenommen Amsterdam à 90 Tage nach Dato, und von Barzellona auf Genua zieht man eigentlich 7 Libras Catal. für $24\frac{7}{20}$ Lire fuor Banko, in Genua nach dem Silberpari. — Der Uso der auf Spanien gezogenen Wechselbriefe ist sechzig Tage nach Dato; bei Französischen Briefen aber nur ein Monat, und für die innerhalb Spanien ausgestellten Wechsel hat man 8 und für die außerhalb Spanien vollzogene 14 Respecttage. Die nach Sicht oder à vista gestellten Wechsel, müssen bei der Präsentation bezahlt oder protestirt werden. Nicht acceptirte Wechsel haben ebenfalls keine Respecttage, sondern müssen protestirt und bis zur Verfallzeit aufgehoben werden, genießen aber, wenn noch vor Ablauf der Verfallzeit acceptirt wird, die üblichen Respecttage. Cadix hat nur 6 Respecttage. Die Spanische, am 2ten Junius 1782 zu Madrid errichtete Nationalbank St. Carlos enthält 150,000 Aktien von 2000 Reales de Vellon, oder überhaupt 300 Millionen Kupfer-Realen an Kapital. Die Geschäfte dieser Bank sind folgende: 1) Man kann bei derselben Wechselbriefe, Anweisungen und Staatspapiere gegen 4 Procent discontiren. 2) Leistet sie alle Zahlungen auf Rechnung des Hofes gegen 1 Procent Provision. 3) Verschafft sie die Bedürfnisse der Spanischen Armee gegen 10 Procent Provision. 4) Giebt sie auch Noten aus, welche im Reiche dem baaren Gelde gleich umlaufen sollen, und von denen die niedrigsten zu 200, die höchsten aber zu 1000 Reales der Vellon sind. 5) Hat diese Bank das ausschließende Recht gehabt, Geld auszuführen; im Jahre 1788 soll aber die Ausfuhr der Piaster dem Publikum gegen 3 Procent Zoll wieder erlaubt worden seyn. — Nach dem Kriege Spaniens mit den Franzosen unter Napoleon, den verschiedenen Regierungs-Wechseln, der Trennung der Spanischen Kolonien in Südamerika von dem Mutterlande, hat

ſich Manches in den Geld- und Wechſelverhältniſſen Spaniens geändert.

Was die Maaße und Gewichte betrifft, ſo werden von Längenmaaßen überhaupt ſeit dem Jahre 1766 auf einen Grad des Aequators $16\frac{2}{3}$ Reiſe-Meilen, 20 gemeine Meilen oder Stunden, $26\frac{2}{3}$ geſetzmäßige Meilen, 80 Migerios oder Millieires, $2666\frac{2}{3}$ Cordeles, $66666\frac{2}{3}$ Orgyes und 80,000 Paſſos oder geometriſche Schritte gerechnet. — Der Eſtado, Braza oder Toeſa, oder Spaniſcher Faden hält $1\frac{1}{5}$ Paſſos, 2 Varras, 4 Codos, 6 Pies, 8 große und 24 kleine Palmos, 72 Pulgados, 96 Dedos, 1152 Lineas. — Die Kaſtilianiſche Elle, Vara, hält 375,9 Franzöſiſche Linien oder 0,848 Franzöſiſche Meter, und iſt $27\frac{3}{10}$ Proc. kürzer, als die Berliniſche. — Der Pies oder Spaniſche Schuh hält 125,3 Franzöſiſche Linien = 0,282 Franz. Meter, und iſt 11 Proc. kürzer, als der Rheinländiſche, oder 10 Spaniſche = 9 Rheinländiſche Fuß. Der Estado hält $751\frac{3}{4}$; der Paſſo $626\frac{4}{5}$; der Codo 178,9; der große Palmo $93,^{97}$; der kleine Palmo $31,^{32}$; der Pulgado $10,^{44}$, der Dedo $7,^{83}$ und die Linea $0,^{65}$ Franzöſiſche Linien = $1,^{695}$, $1,^{414}$, $0,^{423}$, $0,^{212}$, $0,^{0706}$, $0,^{0235}$, $0,^{0175}$ und $0,^{0014}$ Franz. Meter oder ungefähr $5\frac{2}{3}$, $4\frac{1}{2}$ und $1\frac{1}{3}$ Rheinländiſche Fuß, und ungefähr $8\frac{1}{10}$, $2\frac{7}{10}$, $\frac{9}{10}$ und $\frac{2}{3}$ Rheinländiſche Zoll. — Von Land- und Feldmaaß hält der Fanega 4300 □, Varas = 1,344 Berlin. kleine Morgen, und 1 Zugada oder Yugada hält $41\frac{2}{3}$ Fanegas. Man hat auch Fanegas von 500 und Aranzadas von 400 □ Estadales. Der Kaſtilianiſche Getreide-Cahiz von 12 Fanegas 144 Celemines oder Almudes u. 576 Quartillos, hält 2881 Franz. Kubikzoll = 5,714 Franz. Dekaliter, u. iſt $5\frac{1}{10}$ Procent größer, als der Berlin. Scheffel. — Die Salzlaſt hat 4 Kahizes, und man rechnet 100 Laſten aus Cadix für 77 Laſten Salz in Danzig,

67 in Königsberg, 69 in Riga, 56 in Reval, 58 in Libau, 11½ Hundert in Amſterdam, und 6410 Buſchel in Liverpool. — Der Kaſtilianiſche Cantaro zu Wein, Branntwein, Honig ꝛc., wird auch Arroba major genannt, und in 8 Acumbres oder 32 Quartillos vertheilt; er hält 794 Franzöſiſche Kubikzoll = 15,770 Franzöſiſche Litre oder circa 13$\frac{11}{11}$ Berliner Quart. — Die Oelarroba menor wiegt 25 Kaſtilianiſche Pfund, und hält 620 Franzöſiſche Kubikzoll = 12,298 Franzöſiſche Liter oder 24⅝ Berliniſche Pfund. — Der Moya-Wein hält 16, die Pipa 27, und die Botta 30 Cantaro oder 219, 369½, 410⅝ Berliniſche Quart. Die beiden letzteren circa 828 und 924 Berliniſche Pfund Oel.

Vom Kaſtilianiſchen Handelsgewichte wird der Quintal macho zu 6 Arrobas, 150 Libras oder Pfund; der gewöhnliche Quintal aber zu 4 Arrobas oder 100 Libras à 2 Marcos gerechnet. Das Pfund wiegt 9592 Holländiſche As oder 460,865 Franzöſiſche Grammen, und iſt 1$\frac{3}{5}$ Procent leichter, als das Berliniſche. Die Arroba hält 24$\frac{3}{5}$, der Quintal macho 147$\frac{3}{5}$, und der gewöhnliche Quintal 98$\frac{2}{5}$ Berliniſche Pfund. — Bei Gold- und Silbergewicht iſt die Kaſtilianiſche Mark von 8 Oncas, 64 Onchavos, 128 Adarmes, 384 Tomines und 4608 Granos; ſie wiegt 4796 Holländiſche As oder 230,433 Franzöſiſche Grammen, und iſt 1$\frac{6}{12}$ Procent leichter, als die Köllniſche Mark. — Das Probiergewicht iſt eben dieſe Mark von 24 Karat à 4 Gran fein Gold, und von 12 Dineros à 24 Granos feines Silber. Der Gran feines Gold Probiergewicht hält 48, feines Silber 16 Grani ordinäres Gold- und Silbergewicht. Verarbeitetes Silber iſt 9 Dineros fein = 11 Loth 15 Grän Köll. fein. — Das Juwelen- und Perlengewicht iſt die Kaſtilianiſche Onca von 140 Quilates à 4 Granos. Der Quilat oder Karat wiegt

4,28 Holländiſche As. Das jetzige Medizinal- und Apotheker-Gewicht iſt die Kaſtilianiſche Mark von 8 Oncas, 64 Drachmas, 192 Escrupulos, 384 Oboles, 1152 Carakteres, 4608 Granos, wovon 28 Unzen mit 27 Unzen des Deutſchen Apothekergewichtes gleich ſind. — Von zählenden Gütern rechnet man 1 Millar zu 1000 Piezas, 1 Grueſſa zu 12 Dozenas à 12 Piezas.

Was die Maaße und Gewichte Kataloniens anbetrifft, ſo wird das Längenmaaß, die Cane von 2 Varras oder 8 Palmos, 701 und 696,6 Franzöſiſche Linien lang angegeben, wonach ſie 137½ oder 135⅝ Procent länger, als die Berliner Elle iſt. Vom Getreidemaaße hat die Salma 1⅗ Carga, 4 Quartera, 48 Cortanes; die Quartera enthält 3427 Franzöſiſche Kubikzoll, und iſt alſo 25 Procent größer, als der Berliner Scheffel. Vom Wein- und Branntweinmaaße hat die Carga 12 Arrobas von 26 Pfd. à 12 Unzen, 16 Cortanes, 32 Quarteras, 128 Quartos, und hält 5505 Franzöſiſche Kubikzoll oder 94 1/16 Berliner Quart. Vom Oelmaaße hat die Carga 11 Arrobas, 30 Cortanes, 120 Quartos, und wiegt = 246¼ Berliner Pfund circa, die Arroba zu 22¾ Pfd. Kaſtilianiſch gerechnet. Die Pipe Oel von Majorka enthält 107 Cortas oder Cortanes. — Vom Handelsgewicht wird der Quintal zu 4 Arrobas oder 104 Pfund à 12 Unzen gerechnet; das Pfund hält 8512 Holländiſche As, und iſt 14 9/18 Procent leichter, als das Berliner Pfund. Vom Gold- und Silbergewicht rechnet man die Mark zu 8 Unzen, 32 Quartos, 128 Argenſos, 4608 Granos; ſie wiegt 5595 Holländiſche As, und iſt alſo 15 Procent ſchwerer, als die Köllniſche Mark.

Die Maaße und Gewichte in Majorka ſind folgende: Die Elle oder Cana von 8 Palmos hält 795,6 Franzöſiſche Linien oder 2,691 Berliniſche

67 in Königsberg, 69 in Riga, 56 in Reval, 58 in Libau, 11½ Hundert in Amsterdam, und 6410 Buschel in Liverpool. — Der Kastilianische Cantaro zu Wein, Branntwein, Honig ꝛc., wird auch Arroba major genannt, und in 8 Acumbres oder 32 Quartillos vertheilt; er hält 794 Französische Kubikzoll = 15,770 Französische Litre oder circa 13$\frac{11}{11}$ Berliner Quart. — Die Delarroba menor wiegt 25 Kastilianische Pfund, und hält 620 Französische Kubikzoll = 12,298 Französische Liter oder 24$\frac{5}{8}$ Berlinische Pfund. — Der Moya-Wein hält 16, die Pipa 27, und die Botta 30 Cantaro oder 219, 369½, 410$\frac{5}{8}$ Berlinische Quart. Die beiden letzteren circa 828 und 924 Berlinische Pfund Oel.

Vom Kastilianischen Handelsgewichte wird der Quintal macho zu 6 Arrobas, 150 Libras oder Pfund; der gewöhnliche Quintal aber zu 4 Arrobas oder 100 Libras à 2 Marcos gerechnet. Das Pfund wiegt 9592 Holländische As oder 460,865 Französische Grammen, und ist 1$\frac{3}{5}$ Procent leichter, als das Berlinische. Die Arroba hält 24$\frac{3}{5}$, der Quintal macho 147$\frac{3}{5}$, und der gewöhnliche Quintal 98$\frac{2}{5}$ Berlinische Pfund. — Bei Gold- und Silbergewicht ist die Kastilianische Mark von 8 Oncas, 64 Onchavos, 128 Adarmes, 384 Tomines und 4608 Granos; sie wiegt 4796 Holländische As oder 230,433 Französische Grammen, und ist 1$\frac{6}{12}$ Procent leichter, als die Kölnische Mark. — Das Probiergewicht ist eben diese Mark von 24 Karat à 4 Gran fein Gold, und von 12 Dineros à 24 Granos feines Silber. Der Gran feines Gold Probiergewicht hält 48, feines Silber 16 Grani ordinäres Gold- und Silbergewicht. Verarbeitetes Silber ist 9 Dineros fein = 11 Loth 15 Grän Köll. fein. — Das Juwelen- und Perlengewicht ist die Kastilianische Onca von 140 Quilates à 4 Granos. Der Quilat oder Karat wiegt

4,28 Holländiſche As. Das jetzige Medizinal- und Apotheker-Gewicht iſt die Kaſtilianiſche Mark von 8 Oncas, 64 Drachmas, 192 Escrupulos, 384 Oboles, 1152 Carakteres, 4608 Granos, wovon 28 Unzen mit 27 Unzen des Deutſchen Apothekergewichtes gleich ſind. — Von zählenden Gütern rechnet man 1 Millar zu 1000 Piezas, 1 Grueſſa zu 12 Dozenas à 12 Piezas.

Was die Maaße und Gewichte Kataloniens anbetrifft, ſo wird das Längenmaaß, die Cane von 2 Varras oder 8 Palmos, 701 und 696,6 Franzöſiſche Linien lang angegeben, wonach ſie 137½ oder 135⅝ Procent länger, als die Berliner Elle iſt. Vom Getreidemaaße hat die Salma 1⅗ Carga, 4 Quartera, 48 Cortanes; die Quartera enthält 3427 Franzöſiſche Kubikzoll, und iſt alſo 25 Procent größer, als der Berliner Scheffel. Vom Wein- und Branntweinmaaße hat die Carga 12 Arrobas von 26 Pfd. à 12 Unzen, 16 Cortanes, 32 Quarteras, 128 Quartos, und hält 5505 Franzöſiſche Kubikzoll oder 94 15/16 Berliner Quart. Vom Oelmaaße hat die Carga 11 Arrobas, 30 Cortanes, 120 Quartos, und wiegt = 246¼ Berliner Pfund circa, die Arroba zu 22¾ Pfd. Kaſtilianiſch gerechnet. Die Pipe Oel von Majorka enthält 107 Cortas oder Cortanes. — Vom Handelsgewicht wird der Quintal zu 4 Arrobas oder 104 Pfund à 12 Unzen gerechnet; das Pfund hält 8512 Holländiſche As, und iſt 14 9/18 Procent leichter, als das Berliner Pfund. Vom Gold- und Silbergewicht rechnet man die Mark zu 8 Unzen, 32 Quartos, 128 Argenſos, 4608 Granos; ſie wiegt 5595 Holländiſche As, und iſt alſo 15 Procent ſchwerer, als die Köllniſche Mark.

Die Maaße und Gewichte in Majorka ſind folgende: Die Elle oder Cana von 8 Palmos hält 795,6 Franzöſiſche Linien oder 2,691 Berliniſche

Ellen. Der Quartera zu Getreide hält 6 Barcellas, 36 Almudas, und 3637 Französische Kubikzoll, und ist $32\frac{2}{3}$ Procent größer, als der Berlinische Scheffel. Der Wein-Quartera, wovon $6\frac{1}{2}$ einen Quartin, und 26 eine Carga ausmachen, enthält 196 Französische Kubikzoll oder 3,213 Berlinische Quart. Die Oelmesura von 4 Quartans wiegt circa $34\frac{3}{10}$ Berlinische Pfund. Es sollen 108 Quartans auf die Pipe Oel gehen, die in Barzellona nur 107 Quartans hält. Vom Handelsgewicht rechnet man den Quintal zu 100 Pfund, giebt aber dem Käufer 104 Pfund. Das Pfund von 12 Majorcanische und 14 Kastilianische Onzas wiegt 8393 Holl. As, und ist $16\frac{3}{10}$ Procent leichter, als das Berlinische Pfund. Die Last zur Schiffsfracht wird zu 4 Pipenöl gerechnet. Die in Majorka bestehende Mensa oder Tabla numularia universal ist eine Art von Depositenbank, welche Gelder, ohne Zinsen zu geben, annimmt und wieder auszahlt.

Maaße und Gewichte in Valenzia. Vom Längenmaaße hat daselbst die Coerda von 20 Brazas oder 45 Varas à 4 Palmos. Die Elle oder Vara von $407\frac{1}{5}$ Französische Linien oder 0,918 Französische Meter, ist $37\frac{3}{4}$ Procent länger, als die Berliner. Nach Kruse hält die Elle 403 Französische Linien oder 0,909 Französische Meter, sie ist also $36\frac{5}{10}$ Procent länger, als die Berliner. Vom Feldmaaß hat man die Yugada von 6 Cahizades, 36 Fanegades, 7200 □ Brazas à 81 □ Palmos. — Vom Körpermaaß zu Getreide hat der Cahiz 12 Barsellas, 48 Celemines, 192 Quarterones, und hält 10077 Französische Kubikzoll = 19,989 Französische Decaliter oder circa $3\frac{5}{8}$ Berlinische Scheffel. — Vom Maaße zu flüssigen Waaren hat die Wein-Carga 15 Arrobas oder Cantaros. Die Arroba von 4 Acumbres hält 573 Französische Kubikzoll oder 11,366 Französische

Liter oder $9\frac{7}{8}$ Berliniſche Quart. — Die Oelcarga von 12 Arrobas oder Cantaros, welche letztere 36 Pfd. von 12 Valenziſchen Unzen oder circa $27\frac{1}{2}$ Berliniſche Pfund wiegt. — Vom Handelsgewicht enthält die Carga oder Carica 3 Quintal. Der Quintal hat 4 Arrobas, 96 große und 144 kleine Pfund, und ſoll $106\frac{1}{4}$ Pfund Berliniſche wiegen. Die Arroba ſoll 24 große Pfund zu 18 Unzen oder 36 kleine Pfund zu 12 Unzen oder $26\frac{9}{16}$ Berliniſche Pfund wiegen. Das große Pfund ſoll 10791 und das kleine Pfund 7194 Holl. As wiegen = 518,^{472} und 345,^{679} Franzöſiſche Grammen; erſteres wäre alſo $10\frac{11}{16}$ Prozent ſchwerer, und letzteres $35\frac{9}{16}$ Proz. leichter, als das Berliniſche Pfund. Nach Andern enthält die gewöhnliche Arroba zu Zucker, Gewürz, Tabak und andern Waaren 30 Pfund zu 12 Unzen, das iſt 24 Pfund zu 15 Unzen = circa $22\frac{3}{4}$ Berliniſche Pfund. Außer dem hat man noch Arrobas zu Victualien von 32 bis 36 Pfund à 12 Unzen; dieſe Unze ſoll 618 Holländiſche As oder 29,^{693} Franzöſiſche Grammen, wiegen, und $15\frac{3}{4}$ derſelben auf das Berliniſche gehen. Das Valenziſche von 12 Unzen hält aber 7426 Holländiſche As oder 356,^{796} Franzöſiſche Grammen und iſt alſo $31\frac{5}{16}$ Prozent leichter, als das Berliniſche. Von Gold- und Silbergewicht in Valenzia iſt die Mark von 8 Oncas, 32 Quartos, 128 Adarmes, 4608 Granos, 4951 Holl. As ſchwer, = 233,^{075} Franzöſiſche Grammen, folglich $1\frac{1}{16}$ Prozent leichter, als die Köllniſche Mark.

Was die Maaße und Gewichte in Arragonien anbetrifft, ſo iſt vom Ellenmaaße die Arragoniſche Vara $\frac{1}{4}$ kleiner als die Kaſtiliſche, und 347 Franzöſiſche Linien lang, alſo $17\frac{3}{16}$ Prozent länger als die Berliner Elle. — Vom Getraide-Maaße hält der Cahiz 8 Fanegas, 24 Quartales und 96 Almudas oder Celemines. Der Arragoniſche Fanega enthält

1185 Französische Kubikzoll, und ist 131⅜ Prozent kleiner, als der Berliner Scheffel. — Vom Weinmaaße hat der Nietro oder Carga 16 Cantaros, die Cantara oder Arroba hält 479 Fr. Kubikzoll oder 8¼ Berliner Quart. Oel und Honig werden nach dem Gewichte verkauft. — Vom Handelsgewicht rechnet man den Quintal zu 4 Arrobas, 108 Kastilianische Pfund à 16 Unzen, und 144 Arragonische Pfund von 12 Unzen; das Arragonische Pfund wiege 7194 Holl. As und ist 35½ Prozent leichter, als das Berliner Pfund. Das Pfund zu Fleisch und Fischen hält 36 Unzen oder 21582 Holl. As. Bei dem Gold- und Silbergewichte in Arragonien wird die Mark zu 8 Oncas, 32 Quartos, 128 Ariencos oder Adarmes, oder 4096 Granos à 1⅓ Castili. Granos Silbergewicht gerechnet. Die Mark ist 4796 Holl. As gleich, und 1⅞ Prozent leichter, als die Köllnische. — In Navarra gelten die oben, S. 217, angeführten Maaße und Gewichte.

Was den Wohlstand der Einwohner und den Finanzzustand des Staats betrifft, so kann man, was den Ersteren betrifft, annehmen, daß der größte Theil der Einwohner arm ist, ungeachtet sie ein Land besitzen, daß nicht nur sie, sondern auch noch viele Millionen Menschen mehr reichlich ernähren könnte. Man schätzte den ganzen Vorrath an baarem Gelde in Spanien im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts auf 400 Millionen Französischer Livres, von welcher Summe sich bei weitem der größte Theil in den Händen der Geistlichkeit und des Adels befindet. Man kann nun hierzu noch einige Kaufleute und Fabrikanten rechnen, so hat man das ganze Personal, in dessen Händen der Reichthum des Landes steckt. Einigen Wohlstand findet man bei der Gewerbetreibenden Klasse in den großen Städten, wie z. B. bei einzelnen Detaillisten unter den kleinern Kaufleuten, und den Handwerkern; aber große Armuth unter dem ge-

meinen Volke, vom niedrigen Handwerker bis zum Tagelöhner in den kleinen Städten, ja selbst der Bauer ist im Durchschnitt arm, so reich auch der Boden an Produktivität ist, weil er nach dem Verhältniß seines Fleißes viel zu viel abgeben muß, und ihm von seinen Beiträgen nur sehr wenig wieder in die Hände zurückfließt. Die reiche Geistlichkeit verzehrte bisher zum Nachtheil des Geldumlaufes, weit unter ihren Einkünften, und der hohe Adel zog alles Geld in die größeren Städte, wo er sich aufhielt, ohne wieder einen Theil davon dem platten Lande zurückzugeben. Man kann eigentlich den Spanischen Bauer nicht für zu faul schelten; denn es ist nicht so sehr dem Hange zum Müßiggange, als seiner politischen Lage zuzuschreiben, daß er nicht wohlhabend ist; denn was er durch seinen Fleiß hervorbringt, daß gehört größtentheils seinem Herren, und von demjenigen, was ihm eingentlich zugehört, was er sich besonders verdient, muß er einen großen Theil an den Staat wieder abtragen, von welchen Abgaben manche um so drückender waren, weil sie ihn bloß allein und den Bürger trafen, wie z. B. die Familien- oder Vermögenssteuer (15 von 100) oder auf solche Dinge gelegt war, welche die Vermehrung des nutzbaren Eigenthums und die Erwerbung des Auskommens erschwerten, z, B. die Alcavala oder Abgabe von allem, was verkauft oder vertauscht wird, oder weil er genöthiget war, gewisse Lebensbedürfnisse, wofür eine bestimmte Summe an Auflage (Millionen-Steuer) eingehen sollte, von den Königlichen Magazien für willkürliche Preise zu kaufen. In der kurzen historischen Beschreibung der wahren Ursachen von dem Untergange des gothischen Reichs in Spanien, S. 101 und 137, wird der Zustand der arbeitenden Klasse in diesem Lande in ein helles Licht gestellt. Der Grund des nicht großen Vermögens, heißt es daselbst, ist theils in dem vieljährigen ge-

ringen Fleiße, den die Spanier auf Ackerbau, Handwerke und Manufakturen vor Königs Karl des Dritten Regierung wendeten, zu ſuchen, theils in den ſtarken Abgaben an die Kirchen, Klöſter und Rom. Eine große Anzahl Städte, Flecken und Dörfer iſt dadurch arm geworden, und in Verfall gerathen, daß die Klöſter die Ländereien und Güter derſelben, entweder durch Vermächtniſſe, oder durch Kauf an ſich gebracht haben, die dadurch von allen Abgaben an den König frei geworden; weil aber hierdurch die Königliche Kaſſe verlor, und dieſer Verluſt auf eine andere Art erſetzt werden mußte, ſo wurden die Abgaben der Einwohner erhöhet, damit die auf jeden Ort geſetzte Summe herauskam. Hierdurch wurde nun die Laſt der Unterthanen von Jahr zu Jahr vergrößert, ſie konnten nicht leben und mußten Haus und Hof verlaſſen. Der oben erwähnte Monarch verordnete jedoch, mit Bewilligung des Pabſtes, daß die Mönche von allen ſeit 1737 an ſich gebrachten Gütern, die gewöhnlichen ordentlichen Auflagen entrichten, und künftig keine neue Güter erwerben ſollten. Dieſes iſt hauptſächlich die Urſache, warum Spanien, bei allen ſeinen großen Geldzuflüſſen, immer arm blieb. — Was nun den Finanzzuſtand Spaniens anbetrifft, ſo fielen durch den Aufwand, der im 16ten Jahrhunderte zu großen Unternehmungen ꝛc. gemacht wurde, und dann durch einen nicht guten Staatshaushalt bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts die Einkünfte nicht nach Verhältniß der ſich je länger je mehr vergrößernden Kronſchulden aus, ja ſie waren in einem ſolchen Zuſtande, daß man vielleicht in der ganzen Geſchichte der gegenwärtigen Europäiſchen Staaten kein ähnliches Beiſpiel aufweiſen kann. Am Ende des 17ten Jahrhunderts beliefen ſie ſich nicht höher, als auf 7 bis 8 Millionen Franz. Livres. Philipp der Fünfte ließ deshalb den Franzöſiſchen Kameraliſten

Orry dreimal nach Spanien kommen, um Verbesserungen in dem Finanzzustand des Reichs zu machen, welches nicht nur nach Wunsch geschah, sondern man machte auch von Zeit zu Zeit mehrere, besonders unter König Ferdinand dem Sechsten, während des Ministeriums des Staatssekretairs Marquis de la Ensenada. — Die Einkünfte der Krone sind theils allgemeine, theils Provinzialrenten; zu jenen gehören die Zölle, Monopolien mit Tabak, Salz, Queckſilber, Bley, Schießpulver; der Ertrag des Post- und Münzwesens, des Stempelpapiers, der Kreuzbulle; die Gefälle der Großmeisterthume der Ritterorden ꝛc. Die Provinzialrenten treffen eigentlich nur die Kastilianischen Provinzen, und sollen sehr verwickelt und vielfältig seyn. Es gehört darunter die Millionensteuer, welche in einer Auflage auf Wein, Fleisch, Essig, Oel, gesalzene Fische, Zucker, Papier ꝛc. besteht; die Familiensteuer, die nur von Bürgern und Bauern bezahlt wird; die Alcavala, welche 10 von 100 von Allem, was verkauft oder vertauscht wird, nimmt, wenn nämlich der Verkauf aus der ersten Hand geschieht, wenn aber die Sachen vereinzelt werden, 14 von 100; die Auflage auf Getränke ꝛc. Die Aragonischen Provinzen sind besser daran: denn wenn sie gleich unter den Königen aus dem Bourbonischen Stamme mehr bezahlen, als unter denen aus dem Oesterreichischen, so ist doch die Art Steuern aufzulegen ihrer Willkühr überlassen; und das, was ihre Strafe seyn sollte (wegen der Anhänglichkeit an Karl von Oesterreich im Spanischen Successionskriege), wurde für sie, in Vergleichung mit den Provinzen von Kastilien, eine Erleichterung. Navarra ist von den Provinzialrenten völlig und zum Theil auch von den allgemeinen frei; und die übrigen Gefälle werden zur eigenen Bedürfniß des Bodens verwendet. Dieser Finanzzustand hat aber jetzt theilweise eine andere Einrichtung erhalten.

Was nun die Regierung bisher aus diesen und mehreren andern Auflagen, aus den Zöllen, Zehnden und zahlreichen Monopolien zog, soll jährlich 70 Millionen Thaler betragen haben; allein die Staatsausgabe überstieg gewöhnlich die Einnahme, und in keinem Staate Europas sind, wie schon oben angeführt worden, die Finanzen wohl in einem so traurigen Zustande, als hier. Schon im Jahre 1784 belief sich die Staatsschuld auf 96,494,184 Thaler, und im Jahre 1822 betrug dieselbe, die lebenslänglichen Pensionen dazu gerechnet, jedoch ohne das neue Anlehen von 2000 Millionen Realen, 5,561,976,555 Realen, wovon nur 3,492,642,818 Realen zur verzinslichen Schuld gehören. Rechnet man nun, daß 10 Realen einen Conventionsgulden machen, so beträgt die Summe 556,197,655 Conv. Gulden. Nach dem Budget vom Jahre 1822 betrug die Einnahme 562,800,000 Realen, die Ausgabe dagegen 664,813,324, das Deficit betrug also 102,013,324 Realen. Im Jahre 1796 waren an Papiergeld (Vales Reales) 1490 Millionen Realen im Umlaufe; im Jahre 1820 betrug es 7,405,792,028 Realen. Der Mangel an baarem Gelde wird jetzt noch fühlbarer, da die Geldzuflüsse aus Amerika ganz aufgehört haben. — Was die Vertheidigungsmittel Spaniens, seine Marine, Landmacht ꝛc. anbetrifft, s. unter Soldat, Theil 155, S. 331 u. f. und 376.

Was die Staatsverfassung von Spanien anbetrifft, so ist solche absolut monarchisch; denn die Constitution vom Jahre 1820, wonach Spanien eine in männlicher und weiblicher Linie erbliche und eingeschränkte Monarchie bildete, indem der König die gesetzgebende Gewalt mit den Cortes theilte, die vollziehende aber allein besaß, ist im Jahre 1823 durch die Besiegung der Constitutionellen vernichtet worden. Nach der älteren Verfassung, die wieder mit wenigen Ausnahmen eingeführt worden, ist die Reichsfolge

durch Gesetze an gewisse Linien, Grade und Personen gebunden, wovon das erste Beispiel im Jahre 1619 zur Zeit Philipps des Dritten, und das zweite im Jahre 1713 zur Zeit Philipps des Fünften zu finden. Das weibliche Geschlecht ist nur in dem Falle der Krone für fähig erklärt worden, wenn der männliche Stamm erloschen seyn würde. Wenn der Kronprinz noch nicht zur Regierung fähig ist, der verstorbene König aber keine Verordnung wegen der Verwaltung des Reiches hinterlassen hat, so sind die Stände berechtiget, eine bis fünf tüchtige Personen zur vormundschaftlichen Verwaltung des Reiches zu bestellen, jedoch ist die Mutter, wenn eine solche noch am Leben ist, die vornehmste Vormünderin. Sobald ein neuer Monarch den Thron besteigt, so läßt er sich in der Kirche der Hieronymiten zu Buen-Retiro zum Könige ausrufen, und von den Ständen huldigen. Von der Krönung und Salbung weiß man seit einigen Jahrhunderten nichts mehr. Die alten Cortes oder Reichsstände, das ist, die Geistlichen, der Adel und die Abgeordneten der Städte, sind seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts, oder seit den Zeiten Philipps des Dritten, nicht mehr zu dem Reichstage oder den Reichstagen zusammen berufen worden, weil keine andere Versammlungen nach den Spanischen Staatslehrern für nöthig gehalten werden, als solche, zu denen die Deputirten oder Procuradores der großen und kleinen Städte gefordert werden, um die Steuern, Zölle und andere Abgaben einzurichten, und seit der Regierung des Französischen Stammes ist die Königliche Gewalt noch ungebundener und uneingeschränkter, als sie schon vorhin, unter den letzten Königen vom Oesterrechischen Stamme gewesen. — Der König führt den Titel: König beider Spanien, mit dem Prädikate: katholische Majestät. Der vollständige Titel ist: N. N. von Gottes Gnaden, König von

Kastilien, Leon, Aragonien, beider Sicilien, Jerusalem, Navarra, Granada, Toledo, Valenzia, Galicien, Majorca, Sevilla, Cerdena, Cordova, Corsica, Murcia, Jaen, der Algarves von Algezira, Gibraltar, der Kanarischen Inseln, der Ost- und westlichen Indien, der Inseln und des festen Landes des Weltmeers, Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Burgund, Brabant und Mayland, Graf von Habsburg, Flandern, Tyrol und Barzellona, Herr von Biscaja und Molina ꝛc. Den Beinamen eines katholischen Königes führen sie nach Einigen seit dem Jahre 1496, nach Andern vier Jahre später, also seit 1500. Er wurde dem Könige Ferdinand dem Fünften von dem Pabste Alexander dem Sechsten, wegen der Verfolgung der Mauren, gegeben, und ist seit der Zeit beibehalten worden; indessen ist er schon vorher nicht nur seit Ildephonsus dem Ersten erneuert, sondern auch schon viele Jahrhunderte vorher gebraucht worden; denn die Toledische Kirchenversammlung vom Jahre 589 hat schon den Recharedo Regem catholicum genannt, und er ist ein persönlicher Titel einiger Spanischen auch anderer Könige gewesen. Der Kronprinz führt seit dem Jahre 1388 den Titel eines Prinzen von Asturien, wozu ihn allemal der regierende König feierlich ernennt. Die übrigen königlichen Kinder, Prinzen und Prinzessinnen, werden Infanten und Infantinnen von Spanien genannt. Die Mündigkeit eines Königs von Spanien ist das sechzehnte Jahr. Das kleine und gewöhnlichste Wappen besteht aus einem in vier Feldern abgetheilten Schilde, dessen oberes rechtes und unteres linkes Feld ein goldenes Kastell mit drei Thürmen, wegen Kastilien, das obere linke und das untere rechte, einen rothen Löwen, wegen Leon, und der Mittelschild drei Lilien, wegen Anjou, enthält. Das große Wappen ist ein quadrirter Schild mit einem Mittelschilde. Das

erste Hauptquartier ist wieder quadrirt. Im ersten und vierten Quartiere ist das Wappen von Kastilien, ein goldenes Kastell mit drei Thürmen, schwarzen Mauerstrichen, blauem Thore und Fenstern in rothem Felde; das zweite und dritte Quartier enthält das Wappen des Königreichs Leon, einen rothen gekrönten Löwen, in silbernem Felde. Zwischen den beiden untersten Feldern ist das Wappen von Granada, ein grüner Granatapfel, in der Länge herab geöffnet, in silbernem Felde. Das zweite Hauptquartier ist getheilt. Zur rechten sind vier rothe Pfähle in goldenem Felde, wegen Aragonien; zur Linken ist das Wappen von Sicilien, nämlich ein schräg gevierteter Schild, der oben und unten vier rothe Pfähle in goldenem Felde, auf beiden Seiten aber einen schwarzen Adler in silbernem Felde hat. Das dritte Hauptquartier ist gespalten: oben ein silberner Balken in rothem Felde, wegen Oesterreich, unten ein von Blau und Gold fünfmal rechts durchschnittener Schild, mit rother Einfassung, als das alte Burgundische Wappen. Das vierte Hauptquartier ist auch gespalten: oben das neue Burgundische Wappen, ein blauer, mit goldenen Lilien besäeter Schild, mit einer von Silber und Roth gestickten Einfassung. Unten ist ein goldener Löwe in schwarzem Felde, wegen Brabant. Der Mittelschild ist das Wappen von Anjou, drei goldene Lilien in blauem Felde, mit rother Einfassung. Der Hauptschild ist mit einer Königlichen Krone bedeckt und mit dem Orden des goldenen Vließes umgeben. Die Schildhalter sind zwei Löwen. — Die Ritterorden sind: 1) der Orden des goldenen Vließes; 2) der Orden Karls des Dritten; 3) der Orden von San Jago da Compostella; 4) der Orden von Calatrava; 5) der Orden von Alcantara; 6) der Orden von Montesa; 7) der Johanniter-Orden. Ueber die Orden 3, 4 und 5, als die geistlichen Orden, hat der König Ferdinand der

Katholiſche im Jahre 1494 verordnet, daß die Großmeiſterſchaft mit der Krone verbunden ſeyn ſoll, und dazu ein eigenes Ordens-Conſeil errichtet. Ueber dieſe Ritterorden ſehe man im Art. Ritterorden, Th. 125, das Ausführlichere nach.

Der Hofſtaat iſt ſehr glänzend, und an keinem Hofe band man ſich ſo ſtrenge an die Etiquette oder das Hofceremoniel, als in Spanien unter den Herrſchern aus dem Oeſterreichiſchen Hauſe; allein dieſe allzuſtrenge Etiquette iſt unter den Regenten aus dem Bourboniſchen Stamme, der jetzigen Herrſcherlinie, um Vieles geändert worden. Der Hofſtaat beſteht aus den Großwürdeträgern, nämlich: aus einem Groß-Almoſenier, einem Groß-Majordomus, einem Großkämmerer, einem Großſtallmeiſter, einem Großjägermeiſter und einem Großceremonienmeiſter; dann aus andern Hofbedienten, als aus Almoſeniers, Ehrenkaplanen, Kämmerern, einem Stallmeiſter, Ceremonienmeiſter ꝛc. ꝛc.

Durch die verſchiedenen Regierungs-Veränderungen ꝛc. ſeit dem Jahre 1808, hat Spanien noch keine feſten Staatsgrundgeſetze erhalten können, und das Reich wird gegenwärtig nach der älteren Verfaſſung, jedoch mit einigen wenigen Modifikationen, regiert. In der kurzen Zeit der Franzöſiſchen Herrſchaft unter dem Brudrr Napoleons ward am 6ten July des Jahres 1808 eine neue Conſtitution bekannt gemacht, nach welcher die Regierungsform und Thronfolge ſo beſtimmt worden, daß Spanien eine in der männlichen, rechtmäßigen Nachkommenſchaft erbliche Monarchie ſei, jedoch ſo, daß wenn gar kein Erbe von der männlichen Linie mehr vorhanden iſt, alsdann der älteſte Sohn der älteſten Prinzeſſin des letzten Königs, oder wenn er keine Prinzeſſin hinterläßt, derjenige, den er ſelbſt dazu beſtimmt haben wird, nachfolgen ſolle. Die Rechte und Verhältniſſe des Königs

und seiner Familie waren größtentheils dieselben, die damals in Frankreich unter Napoleon galten. Die Civilliste des Königs wurde auf 2 Millionen Piaster, nebst einigen Domainen festgesetzt, die auch 1 Million Piaster eintragen sollten. Dem Prinzen von Asturien wurden als Appanage 200,000, den Infanten 100,000, den Infantinnen 50,000, und der Königin, als Wittwengehalt, 400,000 harte Piaster ausgesetzt. Die Verhältnisse und Rechte der Staatsbürger waren folgende. Alle Staatsbürger sind vor dem Gesetze gleich, und keinem gilt irgend ein Privilegium, jedoch giebt es noch Cortes oder eine National-Versammlung, die aus drei Bänken: der Geistlichkeit, dem Adel, und dem Volke, im Ganzen aus 172 Mitgliedern besteht. Unter dem Volke oder auf der dritten Bank sind Deputirte von den Provinzen, von den vornehmen Städten, von den Kaufleuten, und von den Gelehrten und Künstlern begriffen. Die Religion bleibt unumschränkt die katholische, so daß keine andere Religionen neben derselben im Lande geduldet werden. Nach dieser Constitution bildeten sich, nach dem Sturze der Napoleoniden in denen von ihnen usurpirten Reichen, die neuen Cortes mit der von ihnen entworfenen, schon oben angeführten, Constitution, und nach dem Sturze derselben, trat die oben erwähnte alte Verfassung wieder ein.

Was die Staats-Verwaltung betrifft, so ist darin in neuester Zeit auch Manches geändert worden. Sie besteht in einem Staatsrathe, den Ministerien des Cultus, der Justiz, des Krieges, der Finanzen ꝛc. Ferner in dem Königl. Rathe der Ritterorden, dem Königl. Bau- und Forstkollegium (Real Junta de Obras y Bosques), der Real Junta general de Comercio, Moneda, Dependencias de Estrangeros, y Minas ꝛc. ꝛc. Dann folgen die untern Collegia am

Katholiſche im Jahre 1494 verordnet, daß die Großmeiſterſchaft mit der Krone verbunden ſeyn ſoll, und dazu ein eigenes Ordens-Conſeil errichtet. Ueber dieſe Ritterorden ſehe man im Art. Ritterorden, Th. 125, das Ausführlichere nach.

Der Hofſtaat iſt ſehr glänzend, und an keinem Hofe band man ſich ſo ſtrenge an die Etiquette oder das Hofceremoniel, als in Spanien unter den Herrſchern aus dem Oeſterreichiſchen Hauſe; allein dieſe allzuſtrenge Etiquette iſt unter den Regenten aus dem Bourboniſchen Stamme, der jetzigen Herrſcherlinie, um Vieles geändert worden. Der Hofſtaat beſteht aus den Großwürdeträgern, nämlich: aus einem Groß-Almoſenier, einem Groß-Majordomus, einem Großkämmerer, einem Großſtallmeiſter, einem Großjägermeiſter und einem Großceremonienmeiſter; dann aus andern Hofbedienten, als aus Almoſeniers, Ehrenkaplanen, Kämmerern, einem Stallmeiſter, Ceremonienmeiſter ꝛc. ꝛc.

Durch die verſchiedenen Regierungs-Veränderungen ꝛc. ſeit dem Jahre 1808, hat Spanien noch keine feſten Staatsgrundgeſetze erhalten können, und das Reich wird gegenwärtig nach der älteren Verfaſſung, jedoch mit einigen wenigen Modifikationen, regiert. In der kurzen Zeit der Franzöſiſchen Herrſchaft unter dem Brudr Napoleons ward am 6ten July des Jahres 1808 eine neue Conſtitution bekannt gemacht, nach welcher die Regierungsform und Thronfolge ſo beſtimmt worden, daß Spanien eine in der männlichen, rechtmäßigen Nachkommenſchaft erbliche Monarchie ſei, jedoch ſo, daß wenn gar kein Erbe von der männlichen Linie mehr vorhanden iſt, alsdann der älteſte Sohn der älteſten Prinzeſſin des letzten Königs, oder wenn er keine Prinzeſſin hinterläßt, derjenige, den er ſelbſt dazu beſtimmt haben wird, nachfolgen ſolle. Die Rechte und Verhältniſſe des Königs

und seiner Familie waren größtentheils dieselben, die damals in Frankreich unter Napoleon galten. Die Civilliste des Königs wurde auf 2 Millionen Piaster, nebst einigen Domainen festgesetzt, die auch 1 Million Piaster eintragen sollten. Dem Prinzen von Asturien wurden als Appanage 200,000, den Infanten 100,000, den Infantinnen 50,000, und der Königin, als Wittwengehalt, 400,000 harte Piaster ausgesetzt. Die Verhältnisse und Rechte der Staatsbürger waren folgende. Alle Staatsbürger sind vor dem Gesetze gleich, und keinem gilt irgend ein Privilegium, jedoch giebt es noch Cortes oder eine National-Versammlung, die aus drei Bänken: der Geistlichkeit, dem Adel, und dem Volke, im Ganzen aus 172 Mitgliedern besteht. Unter dem Volke oder auf der dritten Bank sind Deputirte von den Provinzen, von den vornehmen Städten, von den Kaufleuten, und von den Gelehrten und Künstlern begriffen. Die Religion bleibt unumschränkt die katholische, so daß keine andere Religionen neben derselben im Lande geduldet werden. Nach dieser Constitution bildeten sich, nach dem Sturze der Napoleoniden in denen von ihnen usurpirten Reichen, die neuen Cortes mit der von ihnen entworfenen, schon oben angeführten, Constitution, und nach dem Sturze derselben, trat die oben erwähnte alte Verfassung wieder ein.

Was die Staats-Verwaltung betrifft, so ist darin in neuester Zeit auch Manches geändert worden. Sie besteht in einem Staatsrathe, den Ministerien des Cultus, der Justiz, des Krieges, der Finanzen ꝛc. Ferner in dem Königl. Rathe der Ritterorden, dem Königl. Bau- und Forstkollegium (Real Junta de Obras y Bosques), der Real Junta general de Comercio, Moneda, Dependiencias de Estrangeros, y Minas ꝛc. ꝛc. Dann folgen die untern Collegia am

Havanna- und Sevilischen Tabak gebührt der Name Spaniol; auch kommen dieſe beide Arten nur im Handel der Spanier unter dieſem Namen vor; ſ. auch den Art. Tabak, in T.

Spaniſch, Bei- und Nebenwort, 1) aus Spanien gebürtig und daſelbſt erzeugt oder auch verfertiget, in welchem Verſtande allerlei Dinge, welche entweder aus Spanien zu uns gebracht worden, oder auch daſelbſt erfunden und in Menge verfertiget werden, dieſes Beiwort bekommen; ſ. die folgenden Artikel, die mit dieſem Beiworte belegt worden. 2) Nach Art der Spanier, Spaniſche Schritte machen. Mit Spaniſchem Ernſte; mit Spaniſcher Grandezza. — 3) In weiterer Bedeutung wird es im gemeinen Leben oft für fremd, ausländiſch überhaupt, und im engeren Verſtande für ſeltſam gebraucht, Letzteres vermuthlich, weil ſich die Spanier durch ihre Tracht und Sitten vorzüglich von andern Europäiſchen Völkern zu unterſcheiden pflegen; daher ſagt man: das kommt mir ſpaniſch vor, fremd, wunderbar, ſeltſam. Das ſind ihm Spaniſche Dörfer, fremde, unerhörte Dinge, entweder wegen ihres fremd klingenden Namens, oder wie man in dieſem Verſtande dafür auch Böhmiſche Dörfer ſagt, oder auch wegen der Seltenheit der Dörfer in dieſem entvölkerten Lande ꝛc.

Spaniſche Aſſecuranz-Geſellſchaften, welche die Verſicherung der Güter auf den Meeren des handeltreibenden Theils der Nation, oder vielmehr bei welchen jeder Kaufmann ſeine Güter, die er committirt oder verſchrieben hat, oder ſich kommen läßt, verſichern kann; dergleichen Geſellſchaften giebt es zu Cadix und Corunna; ſ. oben, S. 205.

Spaniſche Bank, ſ. oben, unter Spanien, S. 216.

Spaniſche Barke, eine Art Spaniſcher kleiner Schiffe.

Spaniſche Befeſtigungskunſt, Spaniſche Be-

festigungsmanier, in der Kriegskunst, eine Befestigungsart, die den Italienischen Kriegsbaumeister Michaeli, welcher vom Jahre 1484—1559 lebte, zum Erfinder hatte, und den oben angeführten Namen daher erhalten hat, weil sie zuerst unter der Spanischen Herrschaft im Anfange des 16ten Jahrhunderts ist angewendet worden. Zu ihren Eigenthümlichkeiten gehören lange Kurtinen, mit kleinen und engen Bollwerken, welche mehrentheils stumpfwinklich sind.

Spanische Befestigungsmanier, s. den vorhergehenden Artikel.

Spanische Biskotten, beim Zuckerbäcker, ein Gebacknes, welches von dem feinsten Mehle, mit Eyern und Zucker, in blechernen oder papiernen Formen, oder bloß auf Papier in Plätzchen gegossen, oder nebst abgeriebenen Mandeln zu einem Teige mit ein wenig Zucker und Mehl abgewirkt und in längliche Würfel gerollt wird, woraus man nachher auch Kronen, Prezzeln ꝛc. bildet oder formt, und bei gelinder Hitze hart bäckt, welche Letztere man ebenfalls Spanische Mandelbretzeln oder Pretzeln zu nennen pflegt. In der Fastenzeit macht man sie ohne Eyer mit Mandelteig. Man kann sie mit Anies, Citronenschalen, Rosenwasser ꝛc. verbessern.

Spanische Brumme, in der Kriegskunst, ein Exercitium oder eine Uebung mit der Pike, indem solche unter dem rechten Arme hin und her geschwungen wird, daß sie brummt. Diesen Artikel, den ich in dem Jablonskieschen Lexicon der Künste und Wissenschaften, Bd. 2, gefunden, ist nicht recht verständlich, weil die Pike beim Hin- und Herschwingen unter dem Arme keinen Ton von sich hören läßt, als vielleicht höchstens die Reibung, die der Arm beim Schwingen macht.

Spaniſche Caraccas-Geſellſchaft, ſ. Spaniſche Handelsgeſellſchaft.

Spaniſche Carde, ſ. Th. 7, S. 655.

Spaniſche Cigarros, Spaniſche Cigarren, Spaniſche Glimmſtengel oder Glimmtabaksröllchen, eine Art Rauchtabak, welcher in dünne, ungefähr einen Finger lange Röllchen, oder Röhrchen zuſammengewunden oder gerollt worden, die an einem Ende angezündet, und an dem andern, von welchem man die zuſammengedrehete Spitze mit den Fingern abbricht, in den Mund genommen und ſo geraucht oder verraucht wird. Man hat jetzt auch kleine Röhrchen oder Spitzen von Bernſtein, Elfenbein oder Knochen, Horn ꝛc. ꝛc., gleich denjenigen an den Tabakspfeifen, worein man die Cigarren ſtecken kann; auch ganz kleine Porzellan- oder Fayance-Pfeifenköpfe, deren Oeffnung nur ſo groß iſt, wie die Stärke oder Dicke des Cigarros und die in das kleine Rohr geſteckt und befeſtiget ſind. In einen ſolchen Kopf ſteckt man einen Cigarro, wenn man ihn rauchen will. Das Rauchen dieſer Röllchen, der Cigarros, ohne ein Behältniß, ohne Pfeifenkopf, ohne Spitze, iſt gar nicht zu empfehlen, weil die Arbeiter beim Zuſammenrollen der Tabaksblätter, dem Verfertigen der Cigarros in den Tabaksfabriken, die äußeren Blätter oft mit Speichel benetzen, damit ſie feſt aneinander halten, und Fälle vorgekommen ſind, wo ſolches von Perſonen geſchehen, die an der Siphilis litten, wodurch denn auch die Raucher dieſer Cigarros mit dieſer Krankheit angeſteckt worden. — Die Spanier haben zwei Sorten von Cigarros oder Cigarren, eigentliche Röllchen von geſponnenen Blättern oder Blättchen, und Papiercigarros. Die erſte Sorte iſt die feinſte, und wird aus Havannatabak gemacht; die zweite macht man aus

grobem Portugiesischem Tabake, den man zerschnitten in kleinen weißen Papierröllchen in Spanien verkauft, ihn aber auf dieselbe Art raucht, als den Ersteren. — Mit den feinen Cigarros treibt man einen großen Luxus in Spanien; es giebt welche, von denen das Pfund 5 bis 6 Piaster kostet, die aber ganz vortrefflich sind, und einen so angenehmen zimmtartigen Geschmack und einen so aromatischen Geruch haben, daß der feinste Kanaster nichts dagegen ist. Der Rauch davon steigt in kleinen blauen Ringelchen empor, und der Cigarro glüht dabei ebenmäßig und langsam fort, ohne die Asche fallen zu lassen. In Spanien, besonders in Madrid, raucht Alles Cigarros, ja er dient oft sogar als ein Zeichen der Freundschaft, und pflegt dann traulich von Mund zu Mund zu gehen, und ein Fremder muß es überhaupt als ein besonders Zeichen des Wohlwollens betrachten, wenn der Spanier ihm seinen Cigarro überreicht, und thut dann der Fremde ein Gleiches, so hat er seine Gunst und seine Freundschaft gewonnen. Es soll indessen wohl manchmal wegen der oben angeführten Ansteckung durch den Speichel, gefährlich seyn, einen solchen Cigarro gleich aus dem Munde eines Unbekannten zu übernehmen. — Auch in Frankreich, bei uns in Deutschland ꝛc. ist in den großen Städten diese Mode der Spanier, Cigarros zu rauchen, nachgeahmt worden. Ueberall auf den Kaffeehäusern, in den öffentlichen Gärten und auf den Spaziergängen vor den Thoren werden von den Personen der gebildeten Klassen, besonders von jungen Leuten, Cigarros geraucht, weil es die bequemste Art Tabak, sowohl für den leidenschaftlichen, als auch insbesondere für den Quartalraucher ist, indem man sich mit keiner Pfeife und keinem Tabaksbeutel zu schleppen nöthig hat, weil man Cigarros avec du feu, wie sich die Verkäufer mit ihrer brennenden Lunte in fremder Zunge auszudrücken pflegen, auf allen öffentlichen

Spaziergängen ꝛc. kaufen kann. Wenn gleich Spanien noch die feinen Cigarros liefert, so werden doch auch in Frankreich, Deutschland, und in andern Ländern eine große Menge Cigarros in den Tabaksfabriken gemacht, und zum Theil auch für ächt Spanische verkauft. Man erhandelt sie zu hundert Stück, auch Dutzendweise, und einzelne Stücke. S. auch den Art. Tabak, in T.

Spanische Citronentorte, s. unter Torte, in T.

Spanische Doblons, Dublonen, s. oben, unter Münzen, Maaße und Gewichte in Spanien, S. 214 und Th. 9, S. 665, den Art. Dublone.

Spanische Dublonen, s. den vorhergehenden Artikel.

Spanische Erde, eine weiche Erde, die sich leicht in der Hand zerreiben läßt, beinahe wie Thon oder Lehm, und von den Goldschmieden gebraucht wird, das Gold damit zu poliren und hell zu machen.

Spanische Elle, s. oben, S. 217.

Spanische Erdäpfelbereitung, oder Erdäpfel à l'Espagnole. Die Erdäpfel werden gewaschen, roh geschält und mit Pfeffer, einem Arichtelöffel voll Spanischer Jus und einer großen Kelle voll Bouillon, $\frac{3}{4}$ Stunden gekocht; dann herausgenommen, auf eine Schüssel geordnet und warm gesetzt. Die Sauce läßt man noch eine kleine Zeit einkochen, legirt sie mit zwei Eydottern, und giebt sie über die Erdäpfel.

Spanische Escudos, s. oben, S. 213, und Th. 11, S. 542.

Spanische Fabriken und Manufacturen, s. oben, unter Spanien, S. 193.

Spanische Feige, Spanische Feigen, Feigen, welche in Spanien gewonnen und, getrocknet, als eine Handelswaare in andere Länder verschickt werden. Man verschickt sie in großen Cabassen; sie sind aber nicht so

beliebt, als die Smyrnaischen, weil sie gemeiniglich zähe und hart sind. S. auch oben, S. 171.

Spanische Finanz-Angelegenheiten, s. oben, unter Spanien, S. 225.

Spanische Fliege, s. unter Fliege, Th. 14, S. 241 u. f.

Spanische Flotte, Spanische Seemacht, s. oben, unter Spanien, S. 226.

Spanische Galanterie, s. Spanische Lebensart.

Spanische Gallionen, s. unt. Schifffahrt, Theil 143, S. 718.

Spanische Gebirge, s. oben, S. 167.

Spanische Geniste, Spanischer Ginst, s. unter Geniste, Th. 17, S. 346.

Spanische Gewässer, s. ob., unt. Spanien, S. 168.

Spanische Gewichte, s. Spanische Münzen, Maaße und Gewichte, oben, S. 206 u. f.

Spanische Goldmünze, Spanische Goldmünzen, s. oben, unter Spanien, S. 213.

Spanische Grandezza, mit diesem Ausdrucke bezeichnet man bei uns ein ernsthaftes, abgemessenes, an Hochmuth und Stolz grenzendes Benehmen einer im Staatsdienste oder sonst einem amtlichen Verhältnisse stehenden Person. Es kommt von dem Titel Grandezza, den die Spanischen Großen, Grandes, erhalten, und der auf ihre Nachkommen erblich übergeht. Da nun ehemals, besonders unter der Herrschaft der Könige aus dem Oesterreichischen Hause, eine sehr strenge Etiquette am Spanischen Hofe herrschte, und alle Verrichtungen der großen Kron- und Hofbeamten nur mit abgemessenen Schritten und mit allen Merkmalen der äußeren Würde geschahen, so hat man diesen Titel bei uns in der eben angeführten Art umgewandelt. Man sagt daher auch: er schreitet mit einer gewissen Grandezza daher, mit abgemessenen Schritten. Alles was er thut, geschieht mit einer gewissen Grandezza, mit

einem gewissen äußeren steifen Anstande, dem jede natürliche leichte Bewegung fehlt ꝛc. ꝛc.

Spanische Handels- oder Handlungsgesellschaft, Spanische Handels- oder Handlungsgesellschaften. Spanien hatte noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts drei Handlungsgesellschaften, welche den überseeischen oder den Handel nach den Kolonien, nach Ost- und Westindien, China ꝛc. betrieben; nämlich: 1) **die Spanische Ostindische Gesellschaft**, welche im Jahre 1732 auf zwanzig Jahre errichtet wurde, und deren eigentlicher Zweck der Handel nach den Philippinen war; allein die Kunstgriffe der Europäer in Asien vernichteten alle Vortheile, welche Spanien von dieser Gesellschaft hätte hoffen dürfen, so, daß diese Gesellschaft noch lange vor dem Ende ihrer Octroy völlig unthätig gemacht worden war. An ihre Stelle trat im Jahre 1785 eine neue Ostindische Gesellschaft, deren Fonds auf 8 Millionen Piaster festgesetzt ward. Der König selbst, die Gesellschaft von Caraccas, die Madrider Bank, und die Einwohner der Philippinen wurden die Hauptinteressenten. Ein Drittel des Kapitals wurde in 100,000 Aktien, jede zu 1000 Livres vertheilt. Der Beschützer der Kompagnie, der Prinz von Asturien, übernahm es, die Ausrüstungen nach dem Spanischen Amerika zu besorgen, und alle Effecten und Waaren dahin zu schicken; dagegen sollte die Gesellschaft Piaster, Getreide und Früchte einnehmen, sie nach den Philippinischen Inseln bringen und daselbst den Ankauf aller Ostindischen und Chinesischen Waaren besorgen. Zur Beförderung dieses Handels wollte der König allen Nationen die Häfen der Philippinen öffnen, und die Kompagnie sollte für die in Amerika eingenommenen Piaster nur 2 Procent bezahlen, da bisher für ihre Ausfuhr aus Amerika fünf und für die Ausfuhr aus Spanien vier Procent entrichtet worden

waren. Zur Direktion der Kompagnie wurden zu Madrid und zu Manilla Conseils errichtet. 2) Die Spanische Caraccas-Gesellschaft, welche auch den Namen Gesellschaft von St. Sebastian führte, weil in dieser Stadt ihr Hauptsitz war, und der Name Caraccas ist derselben wegen der in Terra firma in Amerika liegenden Provinz Caraccas gegeben worden. Sie ist eigentlich die älteste Handlungs-Gesellschaft in Spanien, und wurde im Jahre 1726 gestiftet. Durch ihre Thätigkeit hat sie den Handel der Provinz Caraccas ungemein gehoben, da vorher innerhalb sechzehn Jahren nicht ein einziges Schiff von Caraccas nach Spanien gekommen war. Die Rückladung nach Europa bestand in Cacao, Tabak, Häuten und baarem Gelde. Besonders ward der Cacao, den sie nach Europa brachte, und der unter dem Namen Cacao von Caraccas bekannt ist, sehr geschätzt; sie trieb mit demselben einen ausschließenden Handel, und setzte davon jährlich in Amerika selbst 40,000 und in Europa 50 bis 60,000 Fanegen ab. Die Gesellschaft war unter diesen Umständen sehr bemittelt, ja in einem großen Wohlstande. Sie hatte das Recht, ihre Schiffe unmittelbar von St. Sebastian auslaufen zu lassen, ihren Rückweg mußten sie aber über Cadix nehmen, um sich daselbst visitiren zu lassen und die Abgaben zu entrichten. Nur den Einwohnern der Canarischen Inseln war es gestattet, jährlich ein Registerschiff nach der Küste von Caraccas zu schicken. — 3) Die Spanische St. Domingogesellschaft. Sie wurde im Jahre 1756 errichtet, und erhielt die Freiheit, von Barzellona aus nach St. Domingo, Portorico und der Margaretheninsel zu handeln, und auch zehn Registerschiffe nach der Hondurasbay und den Häfen von Guatimala zu schicken. Die Fonds dieser Gesellschaft beliefen sich auf eine Million Patagons; allein der Erfolg war nicht günstig, welches allein der Gesell-

schaft zugeschrieben werden mußte, welche die derselben ertheilte Freiheit nicht zu nützen verstand, und jährlich aus einer der thätigsten Städte, in welcher sie ihren Sitz hatte, nur zwei Schiffe nach den Inseln schickte, um Zucker, Tabak, Häute ꝛc. zu holen; sie kam daher nicht zu Kräften, und der Handel wurde im Jahre 1766 allen Spanischen Unterthanen frei gegeben. — Wie es jetzt um die zuerst angeführten Handelsgesellschaften steht, läßt sich nicht genau bestimmen; in den ersten Lüstres dieses Jahrhunderts trieb die zuerst genannte Gesellschaft noch einen lebhaften Handel nach Ostindien, Amerika ꝛc., wie auch schon oben, S. 205, angeführt worden. Nachdem aber der Handel nach Amerika frei gegeben, ist sie nur allein auf den Ostindischen Handel beschränkt worden; die zweite, die Gesellschaft von Caraccas, hat wahrscheinlich schon früher aufgehört, als die Trennung Amerikas vom Mutterlande Statt gefunden, weil der Handel dahin schon früher frei gegeben, wie auch schon oben angezeigt worden.

Spanische Handlungsgesellschaften, s. den vorhergehenden Artikel.

Spanische Industrie, s. oben, unter Spanien, S. 182 u. f.

Spanische Jus. Zu dieser Jus giebt das Kochbuch für die elegante Welt (Leipzig, 1819), S. 293, folgende Anweisung: Man nehme 4 Pfd. Kalbfleisch, 4 Pfd. Schinken, 1 Fasan oder 2 Rebhühner, einige Mohrrüben, einige Zwiebeln, wovon die eine mit Nelken gespickt seyn muß; dieses wird in eine Kasserolle rangirt, eine Bouteille Madeira, nebst einer großen Kelle voll kräftiger Bouillon darauf geschlagen und langsam eingedunstet. Wenn es unten eine goldgelbe Farbe genommen, schlägt man Tafel-Bouillon darauf, und läßt es noch einige Zeit verdampfen. Diese Jus ist sehr kräftig, ja eine der kräftigsten, und man kann sie zu

verſchiedenen Saucen gebrauchen; dann wird ſie mit etwas Mehl legirt; ſie darf aber nicht zu braun, nicht zu dick, und unter keinen Umſtänden auch nicht zu ſalzig ſeyn.

Spaniſche Kette, beim Gold- und Silberdrahtplätter, ein gekräuſelter Lahn, der aus Kantillen geplättet wird. Die Kantillen werden erſt mit auseinander geſtellten Walzen etwas gequetſcht, dann zieht man ſie auseinander, jedoch ſo, daß noch Ringel bleiben, die platt neben einander liegen. Hierauf werden ſie auf einer untern Walze geglättet, die in der Mitte der Stirn einen kleinen Reif hat. Die Hälfte der Kantille, welche nicht ausgezogen worden, liegt beim Plätten in dem Reife, und wird daher nicht platt oder flach gedrückt; die andere Hälfte plätten aber die Walzen.

Spaniſche Kirſche, ſ. unter Kirſche, Th. 39, S. 60 u. f. Man hat drei Arten dieſer Kirſche, die ſchwarze, weiße und rothe, welche an dem angeführten Orte abgehandelt worden. Dieſe Kirſchen werden auf folgende Weiſe eingemacht. Die Stiele werden lang an der Frucht abgeſchnitten, dann die Kirſchen gewaſchen, und auf einem Durchſchlage trokken ablaufen laſſen. Man nehme 1 Pfd. Spaniſche Kirſchen, 1½ Pfd. Zucker, der mit Waſſer zu einem ſtarken, weißen, klaren Syrob gekocht werden muß; in dieſen thue man die Früchte, laſſe ſie nicht zu weich werden, auch ſo in Acht genommen, daß die Haut der Kirſchen glatt und die Frucht klar bleibt, und thue ſie kalt in Gläſer. Nach zwei Tagen ſehe man ſie nach, ob ſie auch nicht zu viel Saft nachgelaſſen haben. Iſt dieſes der Fall, ſo koche man den Syrob ſo dick, als möglich, ein, und verbinde die Gefäße, nachdem die Kirſchen kalt geworden, gehörig.

Spaniſche Kleye, ſiehe unter Tabak, Schnupftabak.

Spanische Klinge, Spanische Klingen, diejenigen Degenklingen, welche in Spanien verfertiget werden, und wegen der Güte des Eisens und Stahls vor den Klingen anderer Art bei den Kennern einen besonderen Vorzug haben.

Spanische Krankheit, eine Benennung, welche einige Schriftsteller dem Koller der Thiere, Theil 43, S. 415 u. f., beilegen.

Spanische Kreide, Venetianische Kreide, Schneiderkreide, Englischer Walkerthon, Seifenstein, Creta Hispanica, s. Cimolia, s. unter Kreide, Th. 48, S. 484, und den Art. Speckstein.

Spanische Landmacht, s. oben, unter Spanien, S. 226.

Spanische Landschnecke, s. Th. 147, S. 184.

Spanische Landwirthschaft, Spanischer Ackerbau, s. oben, unter Spanien, S. 183 u. f.

Spanische Landstraßen und Chausseen, s. Th. 62, S. 394 u. f.

Spanische Laterne, ein Ausdruck im gemeinen Leben einiger Gegenden Deutschlands. Einen mit der Spanischen Laterne nach Hause leuchten, ihn nach Hause prügeln. Adelung ist der Meinung, daß solches von dem Spanischen Rohre müsse abgeleitet worden seyn; und dieses ist auch wahrscheinlich, weil das Spanische Rohr ehemals eine große Wichtigkeit, besonders in der Klasse der Handwerker, hatte, und nicht allein zum Spazierstock, sondern auch in Raufereyen oder Prügeleyen als ein wichtiges Instrument diente.

Spanische Lebensart der feinen Welt, Spanische Galanterie. In Spanien ist der Geist der Chevallerie noch nicht ganz verschwunden, man findet immer noch hin und wieder Anklänge an jene Zeit der irrenden Ritter, die sich kühn den größten Gefahren

Preis gaben, um aus der Hand ihrer Gebieterin, den Lohn für ihre Thaten zu empfangen, oder mit der edel ausgeführten That sich auch die Hand der Geliebten zu erwerben; und wenn auch die jüngere Zeit, die neueren Einrichtungen der Staaten, den ehemaligen ritterlichen Thaten entgegen, und auch dergleichen Gelegenheiten, sich auf eigene Kosten hervorzuthun, verschwunden sind, so blieben doch noch bei einer Nation, die sich in ihrer Urkraft treu und Original geblieben, wie man dieses noch bei den Spaniern in mehreren Provinzen findet, so viele Züge, so viele Merkmale jener Tugenden einer religiös-schwärmerischen, auf das Ehrgefühl und die Tapferkeit sich gründenden Zeit übrig, wie dieses ihre Religiosität, ihre Galanterie, ihre Spiele oder Belustigungen, kurz, ihre ganze Lebensart, ihr ganzes Wesen zeigt. Schon ihre Tracht, ihre ganze Haltung des Körpers zeigt etwas Edles. So giebt dem Spanier der große über die linke Schulter geschlagene Mantel etwas ganz Eigenthümliches, welches sich wohl sehen, aber nicht beschreiben läßt. In diesem Mantel bewegt er sich sehr gewandt und leicht, so daß man von der Unbehülflichkeit, die dieses Kleidungsstück zu geben pflegt, nichts an ihnen bemerkt. Beim Fechten wissen sie sich desselben sehr geschickt als eines Vertheidigungsmittels zu bedienen; eben so hat auch ihr Gang eine gewisse stolze Würde. Sehr charakteristisch ist die Haltung und der Gang der Spanischen Damen, in welchen sich eine stolze Würde ausdrückt. Sie tragen ihren Körper sehr gerade, und zwar so, daß der Rücken etwas zurück und die Brust vortritt. Den Kopf halten sie in die Höhe, doch ohne allen Zwang und Ziererey, vielmehr ist die Natürlichkeit ihres Anstandes, ihres ganzen Benehmens so wahr und einfach, wie wir es bei uns in Deutschland weniger sehen, wo das Naive im Reden und Thun nur zu oft wohl berechnet, und den Spie-

gel verräth, vor dem es gelernt oder ſtudirt worden; es iſt keine Deutſche Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit, ſondern nur ein Franzöſiſcher Anſtrich, eine Toilettengaloppade. — Alles iſt in Spanien auf die Devotion oder Frömmigkeit und die Galanterie berechnet, welche beſonders in Madrid ins Unendliche variiren; denn alle religiöſen Feſte, Ceremonien oder Feierlichkeiten ꝛc. werden hier als eine Art Zeitvertreib angeſehen, und man geht in die Meſſe, in die Veſper ꝛc., wie in Paris auf die Boulevards. Es vergeht keine Woche, wo nicht ein ſolches Feſt einfiele, wobei man ſich angenehm zerſtreut. Hier iſt nun die Galanterie, die Artigkeit im Benehmen Hauptſache, weil die Frauen hier bloß leben, um zu beten und um zu lieben; denn alle geiſtliche und alle weltliche Parthien werden nur durch Intriguen intereſſant, dagegen fehlen ihnen alle andere Vergnügungen; denn außer dem Schauſpiele, der Promenade, dem Stiergefechte und den Tertulias (gewiſſe Abendgeſellſchaften) kennen ſie keine Beluſtigungsörter, wie z. B. in London, Paris, Wien, Berlin, Petersburg ꝛc., welche ihre Kaffeegärten, Treibhäuſer, Reſſourcen, Pickenicks, Bälle, Konzerte und viele andere öffentliche Beluſtigungen haben. Hier in Spanien iſt Alles nur auf die oben angeführten Vergnügungen beſchränkt, und wenn auch die neueſte Zeit, beſonders der kurze Einfluß der Franzoſen auf Spanien unter Napoleon, hierin Manches geändert hat, ſo iſt doch immer noch die frühere Lebensart vorherrſchend, und die Galanterie hat ſich in nichts geändert; man dient noch immer ſeiner Schönen auf den Knien, und ſetzt ſich dann zu ihren Füßen auf die Matten nieder, ſo daß man bei einem Feſte, wo Bälle ꝛc. Statt finden, ſich in Arkadien verſetzt glaubt.

Zur Galanterie der Damen gehört beſonders der Fächer (abanico), deſſen eigentlicher Zweck ſich abzu-

kühlen ſeyn ſoll; allein außer dieſem Bedürfniſſe in einem ſüdlichen Klima, dient er ihnen zur beredeten Sprache der Liebe. Fiſcher ſagt in ſeinem Gemälde von Madrid: Unter ihren Händen iſt er ein Spielwerk der Grazien, ein Telegraph der Liebe; ſie wiſſen ihn mit Kunſt und Leichtigkeit zu gebrauchen, und legen viel Sinn und Bedeutſamkeit in die verſchiedenen Bewegungen deſſelben. Sie entwickeln alle Schönheiten einer niedlichen Hand und eines reizenden Armes, ſie zürnen, ſie ſchmeicheln, ſie grüßen, ſie befehlen mit dem Fächer. Er iſt das Joujou der ſtudierteſten Koketterie, der Dollmetſcher aller ihrer Empfindungen; und man kann ſein Glück nur bei einer Spanierin verſuchen, wenn man ihr Dulces (Confitüren, Zuckerwerk) oder einen Abanico giebt. Die Spanierinnen ſuchen aber nicht allein zu gefallen, ſondern auch zu beherrſchen, und daher iſt ihre Galanterie dem Geliebten wie dem Gatten gefährlich. In ihrer Jugend ſind die Spanierinnen die angenehmſten Geſchöpfe wegen ihrer Miſchung von Temperament und Zurückhaltung, von Verſchämtheit und Leichtfertigkeit; ſelbſt in reiferen Jahren entzücken ſie noch durch ihre niedlichen Formen, durch ihre reizenden Arme, durch ihre unnachahmliche Lebhaftigkeit und ihren unerſchöpflichen Witz ꝛc; allein dieſe bezaubernden Eigenſchaften ſind mit einer Heftigkeit, mit einem Egoismus und einer Herrſchſucht gepaart, die dem Charakter der Weiblichkeit völlig entgegen ſtehen; es iſt bei ihnen Alles wild und ungeſtüm, Alles Laune und Eigenſinn. Sie empfinden durch lauter Extreme und gehen unaufhörlich von einem zum andern über. Sie betrachten ihren Liebhaber wie ihren Bedienten, und ihren Mann, als ihren Leibeigenen. Von jenem fordern ſie Geſchenke, Aufmerkſamkeiten und kleine Dienſte aller Art, von dieſem daſſelbe und ihren Unterhalt obendrein. Wenn man ſie mit unſern Lands-

männinnen, den Deutſchen Frauen vergleicht, ſagt Fiſcher, ſo iſt der Vorzug der Letztern entſchieden. Die ganze Galanterie der Spanierinnen beſteht nur darin, die Männer in einer gewiſſen Unterwürfigkeit zu erhalten; ja ſelbſt der größte Theil der geſellſchaftlichen Spiele hat eigentlich nur dieſen Zweck, Cortejos und Santos, Eſtrechos und Annos, und wie die Spiele der Galanterie ꝛc. alle heißen, haben den Zweck, ſich den Gegenſtand verbindlich zu machen. Die Cortejos ſind Hausfreunde, die Santos werden am Weihnachtsabende geſpielt. Es werden nämlich an dem gedachten Abende die Namen eines Herrn und einer Dame, jeder mit dem Namen eines Heiligen nach Art einer Klaſſenlotterie gezogen; der Herr muß dann dem Heiligen der Dame und ſie dem ſeinigen das ganze Jahr hindurch eine beſondere Verehrung bezeigen. Der Herr iſt indeſſen viel zu galant, um dies anzunehmen, obgleich ſeine Verpflichtung ihre völlige Gültigkeit behält. Bei den Eſtrechos findet beinahe daſſelbe Statt; es iſt eine Verloſung eines Paars in der Königsnacht. Die Dame erhält dadurch einen beſtimmten Anbeter, einen verpflichteten Liebhaber mehr, deſſen Verbindlichkeit ſich auf das ganze folgende Jahr erſtreckt. Die Annos werden in der Neujahrsnacht gezogen, und ihre Verbindlichkeiten beziehen ſich auf ähnliche Aufmerkſamkeiten, Geſchenke ꝛc., wie bei den vorigen. Bei den Verloſungen der Namen geht es ſehr luſtig zu, und die ſonderbare Zuſammenfügung der Paare giebt zu tauſend Scherzen Gelegenheit; allein bei allen dieſen Beluſtigungen, welche in der Galanterie ihren Grund haben, und den alten Geiſt der Chevallerie, obgleich ſehr nach einem zwerghaften Maaßſtabe moderniſirt, kenntlich machen, iſt der Deſpotismus der Spaniſchen Weiber nicht zu verkennen; und wenn dort die Ritter, ſagt Fiſcher, für ihre

Gebieterin fochten, ſo bringen ſie hier ihrem Heiligen einen Blumenſtrauß, wenn ſie ihnen dort ihre eroberten Fahnen weiheten, ſo machen ſie ihnen hier Geſchenke mit Dulces, dort opferten ſie ihnen ihr Leben, hier häufig ihre Dublonen auf. — Um dieſe Galanterie in ihrem ganzen Umfange zu ſchätzen und ſich an die ſklaviſche Abhängigkeit zu gewöhnen oder ſolche vielmehr zu ertragen, muß man ein junger Spaniſcher Stutzer ſeyn.

Spaniſche Maaße, ſ. Maaße und Gewichte unter Spanien, S. 217.

Spaniſche Mandeln, Valenz-Mandeln. Die Früchte der in Spanien wachſenden Mandelbäume, unter welchen die Valenz-Mandeln, welche man in der Provinz Valenzia gewinnt, vorzüglich geſchätzt werden. Da im Art. Mandel, Th. 83, die Spaniſchen Mandeln gar nicht erwähnt worden, ſo will ich hier nur kurz die Eigenſchaften derſelben als Handelswaare anführen. Die Valenzer Mandeln, welche die gangbarſte Mandelſorte im Handel iſt, iſt groß, breit und verhältnißmäßig ſtark oder dick, ſo daß ſie eine flache, gereifelte eyförmige Geſtalt hat, und eine gelblichbraune Farbe. Die Schale iſt ſchön glatt und neu. Man bezieht die Spaniſchen Mandeln entweder direct aus den Spaniſchen Handelsſtädten, oder auch von Amſterdam, welches auf den Ballen dergleichen Mandeln 6 Pfd. Thara und 2 Procent Gutgewicht giebt.

Spaniſche Mandelprätzel, Spaniſche Mandelprätzeln, ſ. oben, unter Spaniſche Biskotten.

Spaniſche Mandeltorte, ſ. unter Torte, in T.

Spaniſche Manufakturen, ſ. Spaniſche Fabriken und Manufakturen.

Spaniſche Marine, Spaniſche Seemacht, Spaniſche Flotte, ſ. oben, unter Spanien, S. 226.

Spaniſche Mehlſpeiſe, eine Mehlſpeiſe, welche

man den Beinamen Spanisch gegeben; ob die Bereitungsart derselben aber aus Spanien stammt, oder ob es ein bloßes Mittel zu deren Anpreisung ist, läßt sich hier schwer bestimmen, da man darüber in den Kochbüchern keinen Aufschluß findet; indessen scheint das Erstere eher möglich zu seyn, weil man sie in den neuesten eleganten Kochbüchern findet. Da man deren Bereitungsart unter Mehlspeise, Th. 87, nicht findet, so führe ich sie hier an. Spanische Mehlspeise von Kartoffeln. Die Kartoffeln werden abgekocht, wenn sie kalt sind abgeschält, und auf dem Reibeisen gerieben. Man nehme ½ Pfund frische Butter, rühre sie zur Sahne; dann die Kartoffeln dazu gethan, auch das Gelbe von 20 Eyern, Citronenzucker, Muskatennuß, 1 Quart saurer Sahne, etwas Parmesankäse und Zucker, und zuletzt den Schnee. Man backe es eine Stunde in einem Rande. — Spanische Mehlspeise von Aepfeln. Man schäle Borstorfer Aepfel, hebe mit einem Ausstecher die Zellen heraus, und marinire die Aepfel mit Rum, Citronenzucker, Zimmet und Nelken. Man koche 1 Pfd. große Rosinen in Malaga, streiche sie durch ein Haarsieb und fülle damit die Aepfel. Von dem Malaga und dem Sude der Aepfel mache man eine feine Crême wie folgt: Man rühre ¼ Pfund Mehl mit Malaga klar, dann mit Zucker auf dem Feuer abgerührt, und ¼ Pfund frische Butter hinzugesetzt. Hierauf mit dem Gelben von 15 Eyern nach und nach abgerührt, und etwas Schnee dazu gethan. Man lege die Aepfel in eine Randschüssel, Crême darunter und darüber, dann mit Macronen und kleinen Biscuits stark bestreut und eine Stunde gebacken.

Spanische Mineralien, s. oben, unter Spanien, S. 172.

Spanische Münzen, s. Spanische Gewichte.

Spanische Nadeln, eine uneigentliche Benennung

einiger Arten Deutſcher Nähnadeln und Stecknadeln, weil ſie nach Spanien ſtarken Vertrieb finden.

Spaniſche Naturprodukte, ſ. oben, unter Spanien, S. 170 u. f.

Spaniſche Neſſel, ſ. Spaniſchen Majoran.

Spaniſche Orden, ſ. oben, unter Spanien, S. 229.

Spaniſche Oſtindiſche Handlungsgeſellſchaft, ſ. Spaniſche Handelsgeſellſchaft.

Spaniſche Paſtete, ſ. unter Paſtete, Th. 108, S. 59. Hier noch ein Paar Spaniſche Paſteten aus der höheren Kochkunſt nach Sametzky's Anweiſung. Spaniſche Paſteten au Ragout. Man mache einen nicht zu feſten Teig von 1 Pfund Mehl, dem Gelben von ſechs Eyern und Sahne, rolle ihn wie ein Nudelteig aus, beſtreiche ihn mittelſt eines Pinſels mit Krebsbutter, und dann feſt aufgerollt. Man ſchneide ihn hierauf kalt mit einem heißen Meſſer in dünne Scheiben, lege vorher von dem ausgerollten Teige eine Scheibe oder ein Blatt in die Form, das Ragout darauf und dann beſtrichen; den ausgerollten Teig mit einem heißen Meſſer durchgeſchnitten, darüber gelegt, das Ragout von Fiſchen, Krebſen, Champignons und Kräutern, mit Sardellen und Eyern gut legirt, mit Krebsbutter beſtrichen und raſch gebacken. — Spaniſche Paſteten auf eine andere Art. Man beſtreiche einen leichten, mürben und ausgerollten Teig ganz mit Schweinfett oder Schmalz, dann mit der Hand wie eine Wurſt aufgerollt, und an einem kalten Orte hart werden laſſen. Hierauf den Teig mit einem heißen Meſſer in feine Scheiben geſchnitten, und dieſe in kleine Paſtetenformen feſt eingedrückt; dann ein Salbicon von Rebhühnern und Trüffeln gemacht, mit Oel abgeſchwitzt und dick legirt, kalt auf den Teig gelegt, mit einer ähnlichen

Scheibe Teig wieder bedeckt, mit Schweinfett bestrichen, und rasch gebacken.

Spanische Perrücke, Staatsperrücke, Allongeperrücke, s. unter Perrücke, Th. 108, S. 636, 667 und 672.

Spanische Peseros, oder Peseta, eine Silbermünze, s. oben, unter Spanien, S. 214, und Th. 108, S. 827 u. f.

Spanische Peseta, s. Th. 108, S. 782.

Spanische Pesos, s. daselbst.

Spanische Pferde, Spanische Pferde und Pferdezucht, s. oben, unter Spanien, S. 189, und unter Pferd, Th. 110, S. 51.

Spanische Pferdezucht, s. daselbst.

Spanische Piaster, s. oben, unter Spanien, S. 214 und Th. 113, S. 21.

Spanische Pistole, Spanische Pistolen, siehe oben, S. 213, Spanische Doublonen.

Spanische Pocken, eine Benennung der syphilitischen Krankheit, der Venusseuche, s. unter Franzosen der Menschen, Th. 14, S. 752.

Spanischer Ackerbau, s. oben, unter Spanien, S. 183.

Spanischer Anstrich, s. Spanische Schminke.

Spanischer Band, Spanische Bände, beim Buchbinder, der Einband von den gedruckten Büchern in Spanien. Man pflegt in Spanien größtentheils noch die Bücher nach alter Art in lohgares Leder oder schwarzes glattes Ziegenleder zu binden. Den Schnitt färbt man entweder gelb, oder fernambuckroth; daher sind die Bücher in der Regel sehr schlecht gebunden; auch die Haken oder Bänder daran sind schlecht; indessen haben die Spanier in diesem Zweige der Gewerbsamkeit in neuer und neuester Zeit, besonders in der kurzen Zeit der Französischen Invasion, auch schon Fortschritte gemacht, da sie in derselben viele

schön gebundene Bücher aus Frankreich ꝛc. zu sehen bekommen.

Spanische Rechnungsmünzen, s. oben, unter Spanien, S. 207 u. f.

Spanischer Flieder, Spanischer Hohlunder, s. unter Hohlunder, Th. 24, S. 323 u. f.

Spanische Registerschiffe, s. unter Schiff, Th. 142, und unter Schifffahrt, Th. 143, S. 727.

Spanischer Ginst, s. Spanische Geniste.

Spanischer Hacken, im Schiffbaue, s. Laschung.

Spanischer Hohlunder, s. Spanischer Flieder.

Spanischer Handel, s. oben, unter Spanien, S. 197 u. f.

Spanischer Hopfen, s. unter Hopfen, Th. 25, S. 312.

Spanischer Kerbel, s. Spanischer Körbel.

Spanischer Klee, s. unter Klee, Th. 39, S. 422, 536.

Spanischer Körbel, s. unter Kerbel, Th. 37, S. 28.

Spanischer Kork, s. unter Kork, Th. 44, S. 552.

Spanischer Kragen, Paraphimosis, s. Verengung der Vorhaut am männlichen Gliede, unter Vorhaut, in V.

Spanischer Lack, eine Benennung des rothen Siegellacks, weil er in Spanien zuerst gemacht worden seyn soll, und der Hauptbestandtheil desselben der Gummi-Lack oder Schellack ist; s. den Art. Siegellack, Th. 154, S. 79 u. f.

Spanischer Lauch, s. unter Lauch, Th. 65, S. 702.

Spanischer Majoran, Spanische Nessel, von einigen eine Benennung der Balearischen Nessel, s. Th. 102, S. 402.

Spanischer Mantel, ein Strafwerkzeug, in Gestalt eines kurzen runden Spanischen Mantels von Holz

oder auch wie eine Feuerleine mit Eiſen beſchlagen, worein der Verurtheilte geſpannt wurde. Dieſes Werkzeug war nämlich ſo gemacht, daß der Verurtheilte den Kopf durchſtecken konnte, und es ihm dann auf den Schultern lag; er hatte alſo nur den Kopf frei. Er mußte nun mit dieſem hölzernen ſchweren Mantel, der bis zum Knie reichte, eine oder ein Paar Stunden auf öffentlicher Straße vor dem Rathhauſe, oder wenn es Schiffer betraf, die eigentlich mit dieſer Strafe belegt wurden, vor dem Packhofe ſtehen.

Spaniſcher Pfeffer, ſ. unter Pfeffer, Th. 109, S. 533 u. f.

Spaniſche Roſinen, ſ. unter Roſine, Th. 127, S. 273 u. f.

Spaniſche Reiter, Frieſiſcher Reiter, Sturmhaſpel, Fr. Cheval de frise, in der Kriegsbaukunſt große vier- oder ſechseckige Stücken Holz oder Wellen von willkührlicher Länge, je nachdem ſie gebraucht werden oder es nöthig iſt ſie zu gebrauchen; gewöhnlich findet man ſie von 6—12 Fuß Länge, und 6 Zoll Dicke. In dieſe Hölzer oder Wellen, die man Spillen nennt, werden von 6 zu 6 Zollen, 3 bis 6 Fuß lange und 4 Zoll dicke zugeſpitzte Stäbe ins Kreuz oder ſo, daß ſie Kreuze bilden, eingeſetzt, welche man Spieße oder Federn nennt; ſie ſind zugeſpitzt und die Spitzen oder Enden mit Eiſen beſchlagen. Man verbindet die Spaniſchen Reiter durch eiſerne Ketten und Haken, und bringt ſie größtentheils im Graben, an den Eingängen und in den Kehlen der Werke ꝛc. als Hinderniſſe beim Sturme an; ſo auch an den Eingängen der befeſtigten Lager, um den Anlauf der Stürmenden aufzuhalten, auch den Anmarſch der Soldaten zu hemmen. Bei dieſen letzten Verſchanzungen, den Feldverſchanzungen, ſollen ihre Dienſte eben nicht erheblich ſeyn, da ſie vom Feinde leicht abgehauen werden können und ihre Verfertigung viel Zeit koſtet; da-

gegen ſollen diejenigen Spaniſchen Reiter, deren Wellen mit Blech beſchlagen und deren Federn von Eiſen ſind, gute Dienſte in den Feſtungen leiſten. Fig. 8744 zeigt einen Spaniſchen Reiter. — Man nennt auch die Kunſtreiter Spaniſche Reiter. Woher dieſe Benennung eigentlich kommt, ob die erſten Reiter, die Kunſtſtücke, equilibriſche Uebungen auf Pferden gemacht haben, aus Spanien gekommen, oder ob man dieſe Benennung ihnen bloß ſo beigelegt hatte, weil man die Spaniſchen Pferde zu ſolchen Uebungen am geſchickteſten gehalten, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit angeben, ſo viel iſt gewiß, daß die erſte Kunſtreitergeſellſchaft, oder die erſten Kunſtreiter, die nach Deutſchland gekommen, Franzoſen waren.

Spaniſcher Salat, ſ. unter Salat, Th. 130, S. 705.

Spaniſcher Seeſoldat, ſ. unter Soldat, Th. 155, S. 376.

Spaniſcher Sekt, ſ. Spaniſcher Wein.

Spaniſcher Stiefel, Spaniſche Stiefeln, Beinſchrauben, ehemals ein Marterwerkzeug, um einen Verbrecher im zweiten Grade der peinlichen Frage zum Geſtändniß zu bringen. Es ſind hölzerne Schienen, zwiſchen welche die Beine gelegt, und mit Schrauben ſtark zuſammen geſchraubt werden.

Spaniſcher Stock, ſ. Spaniſches Rohr.

Spaniſcher Tabak, ſ. unter Taback, in T.

Spaniſcher Takel, der große Looper auf den Schiffen.

Spaniſcher Tanz, ein Tanz, der etwas Gravitätiſches und Ernſthaftes hat, jedoch gilt dieſe Benenung nur von den frühern Spaniſchen Tänzen; alſo auch hier nur von denen ihnen ähnlichen. Die gegenwärtigen Tänze der Spanier haben auch einen leichteren Anſtrich, nicht mehr jenes Gravitätiſche und Steife; ſie ſind bei weitem ungezwungener und heiterer, ja ausgelaſſener geworden. Unter die alten Spaniſchen Tänze gehören die Folie d'Espagne und die Sarabande.

Der erſtere, ein alter Spaniſcher Tanz, der von einer männlichen oder einer weiblichen Perſon getanzt wird, ſcheint eine Art der Sarabande zu ſeyn. Der andere, die Sarabande, Sarabanda, war in Spanien ſehr beliebt, und iſt von dort nach allen andern Ländern Europas gekommen. Noch unter Friedrich Wilhelm dem Erſten tanzte man ſie in Berlin, wie aus den Anecdoten dieſes Königs bekannt iſt, daß ein Tanzmeiſter, der ſchnell vor ihm in ein Haus ſchlüpfte, um daſelbſt Unterricht in ſeiner Kunſt zu geben, auf Befehl des Monarchen zurückgerufen wurde, und vor ihm auf der Straße eine Sarabande tanzen mußte, um zu beweiſen, daß er nicht aus Furcht vor ihm geflohen, ſondern ein Tanzmeiſter ſey. Dieſer damals ſehr beliebte Tanz, wird nach einer gravitätiſchen etwas kurzen Melodie, die zum Tanze den $\frac{3}{4}$, zum Spielen aber zuweilen den $\frac{3}{2}$ Takt, langſam geſchlagen, u. zwei Reprifen hat. Nach einer alten Charakteriſirung der Sarabande, hat ſie keine andere Gemüthsbewegung, als die Ehrſucht; jedoch hat die Tanzſarabande eine engere, aber weit hochtrabendere Verfaſſung, als die Spiel- und Singeſarabande; ſie läßt keine laufende Noten zu, weil dieſe der Grandezza entgegen ſind, und behält ihre Ernſthaftigkeit feſt und ſteif bei. Beim Spielen auf dem Klaviere, und auf der Laute gebrauchte man mehr Freiheit, ja man gab ſie wohl mit Variationen; dieſes geſchah aber nicht mit der Geſangsſarabande. Was die neueren Nationaltänze der Spanier betrifft, wie der Fandango, Voléro ꝛc. ſo ſehe man hierüber das Nöthige unter Tanz, in T. nach. Außer den Nationaltänzen werden in Spanien bei Privatbällen auch Engliſche und Franzöſiſche Tänze getanzt; auch der Deutſche Walzer hat ſeit dieſem Jahrhunderte Eingang gefunden. — Auf der Reitſchule in Spanien war die Sarabande ein langſamer Tanz, den man für die-

jenigen Pferde brauchte, welche paſſegirten und im Spaniſchen Tritte dreſſirt waren; welche Pferde man daher Danseurs, Tänzer nannte, weil ſie die Cadanz beobachteten; auf des Reiters Tempo di Gamba Acht hatten, und alſo nach dem Takte der Muſik Fuß vor Fuß avancirten; auch in der Wendung jedesmal eine hohe Curbette darein machten, und in der Cadanz blieben, welches eine der ſchönſten, aber auch ſchwerſten Lectionen iſt; denn der Reiter muß die Muſik, wenigſtens den Takt verſtehen, damit er ſolchen dem Pferde beibringen kann.

Spaniſcher Tritt, ſ. in dem vorhergehenden Artikel, Sarabande auf der Reitſchule.

Spaniſcher Waſſerhandel. Dieſer Handel bezieht ſich beſonders auf Madrid, und iſt alſo bloß ein Stadthandel. Madrid hat nämlich zwei und dreißig große Brunnen, welche die Stadt mit Waſſer verſehen, da die wenigſten Häuſer Waſſer haben, Flußwaſſer wegen der Seichtigkeit des Manzanares nicht vorhanden iſt, und das Geſinde daſelbſt nichts vom Waſſerholen, wie bei uns in Deutſchland, weiß. Dieſes öffentliche Brunnenwaſſer giebt nun einen Handelszweig ab, und wird von Leuten, die man Aguadores oder Waſſerhändler nennt, beſorgt. Dieſer Waſſerhandel wird nun im Großen und Kleinen betrieben. Der en Groshandel befindet ſich ausſchließlich in den Händen der Gallizier (Gallegas), die auch eine eigene Zunft ausmachen, und die Stadt nach Häuſern, Gaſſen und Vierteln unter ſich vertheilt haben, wodurch ſich jedes Mitglied gleichſam ein feſtes Eigenthum erworben, welches ſie nach Willkühr an ihre Kinder und Verwandte vererben, oder wenn ſolches nicht geſchieht, ſo verkaufen ſie das ſich ſelbſt erworbene Recht an einen ihrer Landsleute. So einträglich nun dieſer Handel von der einen Seite iſt, ſo beſchwerlich iſt er auch wieder von der andern. — Den ganzen Tag müſ-

ſen ſie mit ihren ſchweren Tonnen herumlaufen, beſonders im Sommer, wo der Waſſerverbrauch ungeheuer groß iſt. Jeder Aguador hat in der Regel zehn bis zwölf Häuſer zu beſtreiten, wo er für eine Tonne täglich jeden Monat einen Piaſter, für zwei das Doppelte ꝛc. erhält. In acht bis zehn Jahren pflegen daher die meiſten eine kleine Summe erſpart zu haben und in ihr Vaterland zurückzukehren; und wenn ſie denn ihre Stelle nicht ihren Angehörigen überlaſſen, ſondern verkaufen, ſo erhalten ſie dafür vierzig bis funfzig Piaſter. Die ganze Geſellſchaft zahlt übrigens zur Erhaltung der Waſſerkünſt eine jährliche Summe an die Regierung. Man beſoldet in vielen Häuſern dieſe Aguadores auch noch beſonders, als Compradores oder Einkäufer, wo nämlich der Mann nicht ſelbſt auf den Markt gehen und einkaufen kann, da nimmt er ſich einen Aguador dazu. Da die Preiſe alle beſtimmt ſind, und die Taxe auch noch in den öffentlichen Blättern ſteht, ſo iſt keine Unterſchleife dabei zu befürchten. Die zweite Klaſſe der Aguadores, die den Waſſerhandel en detail oder im Kleinen treiben, machen keine beſondere Geſellſchaft aus; denn wer einen ſteinernen Krug und ein Paar Gläſer kaufen kann, der treibt dieſen Handel ohne eine weitere Beſcheinigung zu bedürfen. Sie halten aber doch auf eine gewiſſe Ordnung, damit ſie ſich nicht ins Gehege kommen. Sie gehen mit ihren großen Krügen auf dem Rücken, und mit der blechernen Maſchine, worin die Gläſer ſtehen, unaufhörlich in den Straßen auf und ab, und rufen: Friſches Waſſer! Friſches Waſſer! Wer hat Luſt! So eben kommt es vom Brunnen! (Agua fresca! Agua fresquita! Quien quiere! quien bebe. — Ahora viene de la fuente.) Das Glas koſtet nur einen Ochavo; allein bei recht heißem Wetter können ſie täglich ſechs bis ſieben Realen verdienen. Eine dritte

Klaſſe oder wohl nur ein Ausſchuß der vorhergehenden, eine Elite, ſind die Eis- und Gerſtenwaſſer-Verkäufer (Agua de nieve! Agua de cebada!) Sie pflegen beides in kleinen hölzernen Tonnen herumzutragen. Das Behältniß zum Eiſe befindet ſich unten an der Tonne angebracht. Ein Glas bloßes Eiswaſſer koſtet einen Quarto, ein Glas Gerſtenwaſſer mit Eis drei Ochavos. Sie ziehen auf allen Straßen und Plätzen Madrids umher.

Spaniſcher Weber, ein Tuchmacher, der ſeinen Namen davon erhalten hat, daß er aus Spaniſcher Wolle feine Tücher webt. Er unterſcheidet ſich von dem gewöhnlichen Tuchmacher darin, daß er Kenntniß von der Spaniſchen Wolle haben muß, um ſie zu den verſchiedenen Gattungen der Tücher, die daraus gemacht werden ſollen, gehörig zu ſortiren; dann daß das Weben ſelbſt mit vieler Aufmerkſamkeit geſchieht, und daß er nicht allein auf dem Stuhle weben kann, ſondern beſtändig zwei Perſonen die Schütze hin und wieder einſchießen, weil das Tuch an drei Ellen breit auf dem Stuhle ſteht, und daher eine Perſon die Schützen nicht durchwerfen, auch die ſchwere Lade nicht gut anſchlagen kann. In Teutſchland fand man ſie ehemals nur in großen Manufakturen, jetzt hat man Maſchienen eingeführt, worauf dergleichen Tücher gewebt werden; die Kunſt des Spaniſchen Webers würde ſich daher bloß auf die Sortirung der Wolle noch beſchränken, und auch hierin iſt ihm jetzt ſchon durch die Wollhändler vorgearbeitet worden, ſo daß ſich ſeine Kunſt beinahe auf 0 reducirt.

Spaniſcher Wein, Spaniſche Weine, ſ. oben unter Spanien, S. 170. Es ſind ſtarke, liebliche und feurige Weine, welche in den verſchiedenen Provinzen Spaniens und in ſeinen Kolonien hier und da gezeugt, und in außerordentlicher Menge ausgeführt werden. Die berühmteſten Gattungen ſind: 1) die

Weine aus Neu-Kaſtilien, beſonders aus la Mancha, Valdepenas, ein Tiſchwein, der zu Madrid ſehr geſchätzt wird; er iſt roth an Farbe und dem Burgunder ähnlich. Francarrall unweit Madrid, giebt einen leichten rothen Wein, und Rivadavia einen angenehmen weißen. Dieſ genannten Sorten können aber nicht weit, am wenigſtens ſüdwärts verfahren werden, und halten ſich auch nicht über ein Jahr. — 2) die Weine in Granada ſind die überall ſo geſchätzten Malagas, die bei der Stadt dieſes Namens in mehr als tauſend Weinbergen gebauet und gewonnen werden. Die eine Art deſſelben iſt roth, die andere weiß. Der rothe Malaga von Manilva iſt von gleicher Güte, aber ſeltener und daher theurer. Die feinſte Sorte des weißen Malagas wächſt um die Stadt Guadalkazar. Der nach Deutſchland abgehende Malaga, wird erſt, wenn er drei Jahre alt geworden und die Probe ausgehalten, ausgeführt; er dauert dann wohl an hundert Jahre. Die Engländer ziehen den jüngeren Gebirgswein, Mountain, vor, welcher angenehmer und weißer von Farbe iſt, als der aus den Thälern. Die Stadt Malaga verſandte jährlich noch zu Anfange dieſes Jahrhunderts, 20 bis 25,000 Bottas Wein ins Ausland. Eine Botta hält 30 Arroben oder nach Deutſchem Weinmaaße 12 Anker oder 400 Berliner Quart. — In Sevilla gewinnt man den köſtlichen Xereswein, welcher weiß iſt. Die feinſte Art iſt ſüß, und heißt Paxarete; die andere Sorte iſt bitterlich an Geſchmack und mehr magenſtärkend, und heißt an Ort und Stelle Vinsecco. Von dieſem Weine werden jährlich an 20,000 Fäſſer ausgeführt. — 4) Von den Weinen in der Provinz Murcia liefert Villatobas jährlich einige tauſend Fäſſer. — 5) Valenzia liefert den bekannten ſüßen Alikantwein, welcher roth oder weiß iſt; Erſterer iſt der ſtärkſte und wird von den Engländern ſehr

geſchätzt. Der Beniarlo, ein ſtarker, dicker, rother Wein, welcher häufig auf dem Languedoker Kanal nach Bourdeaux geht, und daſelbſt mit leichterem Weine vermiſcht oder umgetauft wird. — 6) Arragonien liefert nur rothe, ſchwere Weine, die man Garnches nennt, unter welchen der Hoſpitalwein von Saragoſſa, Caruena und Hueskar am berühmteſten ſind. — 7) Katalonien bringt den bekannten weißen Malavaſer, welcher aus Griechenland hierher verpflanzt worden; auch der Garnacha aus dieſer Provinz iſt ein ſüßer, rother, ſehr guter Wein; ſo auch der Tinto de los Montanas. Valls iſt ein leichter, ſüßer Wein, ſo wie auch der Tarelo und Maccabeo, Mataro, Tega, Clega, Calafell, Vendrelle, Campo de Tarragona, und Montplaiſir ſind feine rothe Weine, und dieſer letztere Ort giebt auch weiße Sorten. Die beſten weißen Sorten ſind Sitges, Ribas, Clanoa, la Selva und Cadaguez. Alle die genannten rothen und weißen Weine aus Katalonien gehen in außerordentlicher Menge nach den übrigen Spaniſchen Provinzen, z. B. nach Aſturien, Gallizien, Andaluſien, dann nach England, Holland, Deutſchland, nach Indien ꝛc. Ein großer Theil dient zur Verſorgung der Königlichen Marine. — 8) Majorka und Minorka liefern gute weiße Weine, und führen ſie aus nach andern Ländern. — 9) In Navarra wächſt der berühmte Peralta oder der ſogenannte Spaniſche Sekt, ein ſtarker, weißer Wein, ſ. auch Spaniſcher Sekt. Geringer fällt dieſes Gewächs bei Tudela, wo ein dem Mittelburgunder ähnlicher rother Wein gewonnen wird. Weine dieſer Art fallen auch bei Tafalla, Villafranka und Punto de la Reyna. Alle Spaniſche Weine enthalten bei allem Feuer eine ihnen eigenthümliche Süßigkeit. Am beſten ſind ſie in ihren Mitteljahren; denn jung oder neu führen ſie gewöhn-

lich etwas Unreines bei sich; sind sie aber erst sechs und mehrere Jahre alt, so sind sie der Gesundheit nicht recht zuträglich; auch halten sich die meisten, außer dem ächten Malaga, welcher, wie schon oben angeführt worden, eine Ausnahme macht, nicht lange. Von allen andern Weinen unterscheiden sich die Spanischen nicht allein durch ihr heißes Klima, worin sie wachsen und bereitet werden, sondern auch durch ihre eigenthümliche Zubereitungsart. Man läßt nämlich daselbst den Most über gelindem Feuer kochen, füllt ihn hernach in Gebinde, und läßt ihn gähren und abliegen. Weil er durch das Sieden viele von seinen wässerigen Theilen verdunstet hat, so wird er als eingesottener Most davon so dick, als ein dünner Syrob, und süß. Die jungen Weine werden im Februar und März verladen. Die Oerter in Spanien, welche mit inländischen Weinen einen starken Handel nach dem Auslande treiben, sind: San Filippo de Quirol, Selva del Mare, Reus, Salou, Vendrell, Villanueba, Mataro, Batalona, Tarragona, Roses und Barzellona; dann Cadix, San Lucar, Alicante, Malaga, Torreblanca und Velezmalaga. Aus den Kanarischen Inseln zieht Spanien vortreffliche Sorten starker, lieblicher und süßer Sektweine in außerordentlicher Menge in den Handel. Für Europa ist insbesondere der auf der Insel Teneriffa zubereitete Wein ein wichtiger Handelszweig, welcher im sogenannten Malvasir besteht, welches die edelste Sorte, oder in einem weniger süßen oder Sektwein. Der Erstere ist ein einmal gekochter Wein und aus Muskatellertrauben verfertiget. Beide erhalten sich viele Jahre lang. Die Insel Kanaria giebt den eigentlichen Kanariensekt, und Palma den Palmsekt. Ein großer Theil dieser Weine geht nach Amerika, ein andrer nach Spanien, und der übrige Theil wird von den Engländern und Holländern gekauft. Das Faß

Kanarienſekt hält zu Amſterdam 24 bis 25 Steckan. Man zieht dieſen Artikel von Cadix, Hamburg und Amſterdam. S. auch unter Wein, in W.

Spaniſches Apothekergewicht, ſ. oben, unter Spanien, S. 219.

Spaniſches Braun, eine Benennung der Köllniſchen Erde.

Spaniſche Schafzucht, ſ. unter Schaf und Schafzucht, Th. 138 und 139.

Spaniſche Schifffahrt, ſ. unter Schifffahrt, Th. 143, S. 405 u. f.

Spaniſche Schminke, weiße und rothe, oder Spaniſches Weiß und Spaniſches Roth, auch Spaniſcher Anſtrich genannt; ſiehe unter Schminke, Th. 147, S. 52, 54, und S. 63.

Spaniſche Schminklappchen, Läppchen von Flor, Neſſeltuch oder ſonſt einem feinen Zeuge, oder einer ganz feinen Leinwand, die in eine rothe Farbentinte, Farbenbrühe, aus Cochenille, Fernambuk ꝛc. bereitet, getaucht, und dann wieder getrocknet werden, und zum Färben oder Schminken der Backen oder Wangen von dem Frauenzimmer gebraucht werden; ſ. auch unter Schminke, Th. 147, S. 60.

Spaniſche Seemacht, ſ. oben, unter Spanien, S. 226, und Th. 155, S. 376.

Spaniſche Seide, ſ. oben, unter Spanien, S. 172 u. S. 191, und unter Seide, Th. 152.

Spaniſches Fliegenpflaſter, ſ. unter Fliege, Th. 14, S. 244.

Spaniſches Getreidemaaß, ſ. oben, unter Spanien, S. 217.

Spaniſches Gold- und Silbergewicht, ſ. daſelbſt, S. 218.

Spaniſches Gras, Bandgras, Gramen striatum, Phalaris arundinacea picta Linn., eine Art des Graſes, mit langen, grünen und weißen, nach der

Länge geſtreiften, Blättern, welches zur Zierde in den Gärten gezogen wird.

Spaniſches Grün, Grünſpan, Spangrün, ſ. Th. 20, S. 229.

Spaniſches Handelsgewicht, ſ. Spaniſche Gewichte.

Spaniſches Hufeiſen, ſ. unter Huf, Th. 25, S. 383 und die dazu gehörige Abbildung, Fig. 1428.

Spaniſche Silberflotte, ſ. Silberflotte, Th. 154, S. 288.

Spaniſche Silberwerke, oder Silberbergwerke, ſ. oben unter Spanien, S. 172 u. 192, und unter Silbererz, Th. 154, S. 252, 239.

Spaniſches Juwelen- und Perlengewicht, ſ. oben, unter Spanien. S. 218.

Spaniſches Korn, ein Name, welchen man auch dem Türkiſchen Korne beilegt; ſ. dieſes unter Weizen, in W.

Spaniſches Kraut, in einigen Gegenden ein Name des Spinats.

Spaniſches Lack, ſ. Spaniſcher Lack. Auch eine Compoſition von Benzoe, Storax calamita, Weihrauch, Florentiner Violenwurzel, und feinen weißen Zucker; Alles fein pulveriſirt, jedes beſonders, zuſammengemiſcht und dann mit dickem Tragantſchleime zu einer Maſſe gemacht. Von dieſer Maſſe, die man auch Spaniſche Maſſe nennt, ſtreiche man Etwas an den warmen Ofen, ſo wird dadurch das Zimmer parfümirt. Man kann ſtatt der Violenwurzel auch Ambra, etwas zerſtoßenen Bernſtein ꝛc. zuſetzen.

Spaniſches Militair, ſ. unter Soldat, Th. 155, S. 331.

Spaniſche Soda, ſ. Soda, Th. 155, S. 135.

Spaniſches Papiergeld, ſ. oben, unter Spanien, S. 215, u. S. 226.

Spaniſches Pfund, ſ. Spaniſches Gewicht.

Spaniſches Rohr, ſ. unter Rohr, Th. 126, S. 516 und 546 u. f. Hier noch Einiges, als Zuſatz zu dieſem Artikel. Dieſes ſeit 2½ Jahrhunderten in Europa bekannte Rohr wächſt beſonders häufig auf Sumatra und Java, und wird kleine Palme, Rohrpalme, Palma baculus, genannt. In Holland führt es den Namen Rotting, und man unterſcheidet daſelbſt zwei Gattungen dieſes Rohrs, nämlich Handrotting, das Rohr zum Gehen, das Stockrohr, und Bindrotting, das Stuhlrohr, womit die Sitze der Stühle geflochten werden. Die Benennung Spaniſches Rohr iſt uneigentlich, es muß eigentlich Indiſches Rohr heißen, weil es aus Oſtindien zuerſt uns zugeführt worden, und auch daſelbſt wächſt, oder dieſes Land das Vaterland dieſes Rohrs iſt. Es kann ſeyn, daß die Spanier ſolches zuerſt nach Europa gebracht haben, welches jedoch mit mehr Wahrſcheinlichkeit von den Holländern geſchehen, weil ſie die größten Beſitzungen in Oſtindien, und auch den ſtärkſten Handel dahin gehabt haben; am wahrſcheinlichſten iſt das Beiwort ſpaniſch nur ein Modewort, wie es mit den Beiwörtern Franzöſiſch und Engliſch oder Engländiſch der Fall iſt, die den inländiſchen Waaren ſehr oft als eine Empfehlung beigelegt werden, und Spanien dieſe Ehre früher genoß, indem Alles, Tracht, Moden, neue Erfindungen ꝛc., Spaniſch ſeyn mußte, Alles à l'Espagnole, wie jetzt à la Française, à l'Anglaise etc., daher hat man noch ſo viele Benennungen mit dem Worte Spaniſch aus jener Zeit, wie z. B. Spaniſcher Mantel, Spaniſcher Hut, Spaniſche Federn, Spaniſcher Tanz (Sarabande), Spaniſcher Lack (Siegellack), Spaniſches Wachs (Siegelwachs), Spaniſches Grün, Spaniſches Tuch ꝛc. ꝛc. — Das Spaniſche Rohr wuchert in Indien ſo ſtark, daß oft eine Hauptpflanze

ſich durch einen Umkreis von vielen hundert Fußen verbreitet und einen ſo dicken Wald bildet, daß wer durch will, die Axt zu Hülfe nehmen muß, um ſich einen Weg zu bahnen. Dieſes kommt daher, weil die Stengel und Blätter ſich in lange, dünne, ſtrickförmige Fäden enden, die, ſobald ſie den Boden berühren, Wurzeln ſchlagen und einen Stiel hervorbringen, der ſich dann mit ſeinen Stengeln und Blättern weiter verbreitet. Aus dem abgeſchnittenen Rohre träufelt ein Saft, den die Indianer trinken, der aber in reichlichem Maaße genoſſen, heftiges Kopfweh verurſachen ſoll. Unter der ſtachlichten Rinde, mit der das Rohr umkleidet iſt, findet ſich ein ähnlicher kauſtiſcher Saft, der die heftigſten Schmerzen verurſacht, wenn man ihn an die Haut des Fingers bringt, oder ihn mit den Fingern berührt; deſſenungeachtet müſſen ſich ihm die Sklaven ausſetzen, indem man ſie dazu gebraucht, das Rohr von ſeiner ſtachlichten Rinde zu befreien, und die darunter verborgene klebrige Feuchtigkeit mit Sand und Waſſer abzureiben. Nachdem dieſer beitzende oder kauſtiſche Ueberzug herunter iſt, hat das Rohr eine glänzend gelbe Oberfläche, die wir an vielen Spaniſchen Rohrſtöcken ſehen; wenn es aber eine braune Farbe haben ſoll, ſo beitzt man es mit ungelöſchtem Kalke, ſoll es aber geſprenkelt oder ſcheckig werden, ſo beſprengt man es bloß mit dieſem Material. Um das Rohr recht ſteif zu machen, hängt man die einzelnen Stücke mit angebundenen Steinen in den Rauchfang zum Austrocknen, und damit ſie geſchmeidig bleiben, werden ſie während des Trocknens mit Oel getränkt oder fleißig beſtrichen, durch das Letztere kann man auch alte Röhre von Zeit zu Zeit verjüngen, jedoch muß die Ueberkleidung, die äußere Hülle, noch nicht abgeſprungen ſeyn, wie dieſes zum Theil geſchieht, wenn man mit dergleichen Stöcken auf Holz, Eiſen ꝛc. ſchlägt, wo ſie denn Riſſe bekommen

und ſich die glänzende Bekleidung ablöſet. Sind die Röhre zu dick oder nicht glatt genug auf der Oberfläche, ſo werden ſie abgehobelt und dann lackirt, welches oft ſo täuſchend nach der Natur geſchieht, daß der Nichtkenner ein ſolches Rohr für ächt kauft, und durch Uebertheurung betrogen wird. Iſt ein Rohr dem Anſehen nach ſehr ſchön, und wird für einen mäßigen Preis ausgeboten, ſo kann man ſchon daran merken, daß die Kunſt und nicht die Natur ſeine Schönheit hervorgebracht hat. Denn dergleichen Gewächſe finden ſich ſelten, und wurden zu der Zeit, da die Spaniſchen Röhre noch ein Modeartikel waren, zu 50 bis 100 Thalern bezahlt. So mußte auch ein ſchlankes glänzendes Rohr oft mehrere ſchlechte bezahlt machen, die der Jude auf der Auction in Amſterdam mitgekauft hatte. Man bindet nämlich die auf die oben angeführte Art zubereiteten Röhre Dutzendweiſe zuſammen und ſo werden ſie auf dem Oſtindiſchen Hauſe zu Amſterdam unter angezeichneten Nummern verauctionirt, auch von Privatperſonen nach 100 Stücken in Gulden verkauft. Man kann wohl von Erſteren die ganzen Bündel einige Tage vorher beſehen, keins aber darf geöffnet werden, und man kauft ſie daher auf gut Glück, mit Nachtheil oder Vortheil. Sieht der Jude, der mehrentheils dieſe Waare erſteht, bei dem Oeffnen ſeiner Bunde etwas Rares, ſo faßt er es in ein Futteral und zieht ſo lange damit herum, bis er einen Käufer dazu findet, der es ihm gut bezahlt. Bei der Oſtindiſchen Kompagnie in Amſterdam wurden auch Spaniſche Röhre mit goldenen Knöpfen verkauft, welche die Oſtindiſche Kompagie von den Indianiſchen Fürſten zum Geſchenke erhielten. Man bezahlte ſie nach dem Werthe des Rohrs und des Goldes. Das Bindrotting wird in Amſterdam nach 100 Pfunden in Gulden verkauft, und jeder Kauf von 4000 Pfund genießt 5 Prozent, auf 200 Pfund Aufſchlag, und 1

Prozent Kürzung. Man bezieht dieses Rohr jetzt mit weit mehr Vortheil von London.

Spanisches Roth, s. Spanische Schminke, Spanisches Roth auf Blättern, Carta hispanica; s. daselbst.

Spanisches Schwarz, beim Maler, ein aus Kork, welcher in verschlossenen Gefäßen verbrannt wird, erhaltene schwarze Farbe. Sie muß sehr leicht und so wenig, als möglich, sandig seyn.

Spanische Staatseinkünfte, s. oben, unter Spanien, S. 225.

Spanische Staatsverfassung, s. daselbst, S. 226.

Spanisches Stiergefecht, Spanische Stiergefechte, eine Belustigung oder vielmehr ein Schauspiel der Spanier, aber ein etwas tragisches, welches manche Tragödie auf den Brettern an gespannter Erwartung auf den Ausgang, an bebender Aengstlichkeit, welche dasselbe bei den Zuschauern erweckt, übetreffen möchte, und welches ganz im Geschmacke der Nation an Abentheuerlichkeiten liegt, und auch den Geist der irrenden Ritterschaft, um Gefahren aufzusuchen und zu bestehen, nachahmt. Diese Stiergefechte werden nur in den großen Städten ausgeführt, wie z. B. zu Madrid. In dieser Residenz liegt das Colossäum zu diesem Gefechte vor dem Thore der Alcala. Es ist ein großer Circus, mit stufenweisen Sitzen umgeben, über denen sich eine Reihe Logen erhebt. Alles ist bei einem Gefechte mit Zuschauern angefüllt; alle Stände, alle Trachten von Spanien sind bei dieser Gelegenheit beisammen zu sehen. Sobald sich nach einem Zeichen alle Zuschauer auf ihre Plätze begeben haben, nimmt der feierliche Aufzug seinen Anfang. An der Spitze erscheint der Alcalde mit seinen Alguazils in Knotenperrücken, und dann folgen die Picadores zu Pferde in alter Spanischer Rittertracht, und die Banderilleros in bunten bebänderten Westchen mit ihren Banderil-

las. Ihnen folgt zuletzt der Matador, der Held des Gefechtes, mit ſeinem Schwerdte, und einem Gefolge von Harlekins, verkleideten Sklaven ꝛc. ꝛc. Dieſer Aufzug iſt gleichſam als das Vorſpiel zu betrachten. Jetzt beginnt die feierliche Corrida. Auf ein Zeichen des Corregidors ſpringen zwei furchtſame Alguazils zum Stalle hin; ſie ſchieben den Riegel zitternd und mit bebenden Händen und abgewendetem Geſichte zurück, und in voller Wuth ſtürzt der ſchnaubende Stier heraus. Durch das ganze Coloſſäum ertönt nunmehr ein allgemeines Jubelgeſchrei; tauſend Stimmen, tauſend gellende Pfeifen, um den Stier noch wilder zu machen — Toro! Toro! — Alles tobt in wildem Getümmel durcheinander. Man klatſcht in die Hände; man pocht mit den Stöcken; man ſchlägt auf die Bänke; man ſchwenkt die Hüte; man figurirt mit den Schnupftüchern und mit den Mänteln; die ganze Verſammlung ſcheint beſeſſen zu ſeyn. Während der Herauslaſſung des Stiers halten die Picadores dem Stalle gegenüber; das Pferd zur Seite gedreht, erwarten ſie den Anfall des wüthenden Thieres. Plötzlich ſtürzt es auf den vorderſten zu, um Mann und Roß mit ſeinen Hörnern in die Luft zu ſchleudern; allein der Picador verſetzt ihm mit ſeiner Lanze eine Wunde am Vorderbug, wendet ſein Pferd, und ſprengt zurück; dieſer glücklich ausgeführte Stoß wird von der Verſammlung mit einem: Bien! Bien! der Stoß war vortrefflich geführt, begrüßt. Der Stier verfolgt ſeinen Feind, und wird vom zweiten Picador empfangen, welcher aber unglücklich iſt, indem ſein Stoß abgleitet und die Lanze zerbricht. Der Stier ſchlitzt dem Pferde die Weiche auf, der Picador ſtürzt herunter, und würde ohne die Chulos verloren ſeyn. Dieſes ſind flüchtige Fußkämpfer, welche ſogleich heranſpringen und den Stier ohne Lanze oder ſonſt eine Bewaffnung, nur mit einem kleinen Stücke Taffent oder einer kleinen rothen

ſpiel ſehr feig, ſo wird er mit Hunden gehetzt; iſt er ſehr wüthend, ſo gehen oft Dutzende von Pferden darauf. Da ſind zum Beiſpiel Strohmänner mit Bley an den Füßen, die zehnmal vom Stiere in die Luft geſchleudert, doch immer wieder zum Stehen kommen; abgerichtete Affen, die ihm zwiſchen die Hörner ſpringen, und ſich bei jedem ſeiner vergeblichen Stöße auf das poſſierlichſte gebehrden; Harlekins mit großen Ballons; als Weiber verkleidete Chulos mit ungeheuren Fächern ꝛc. Man gewahrt zuweilen auch wohl einen Neger, der dem Stiere auf den Rücken ſpringt, ihm einen mit Stacheln verſehenen Riemen um die Schnauze zieht, die Enden mit den Zähnen hält, und auf der Guitarre dazu ſpielt ꝛc. Zu allerletzt kommt der den Beſchluß machende ſogenannte Embolado, ein Stier mit ledernen Kugeln an den Hörnen, der den Aficionados oder Liebhabern Preis gegen wird, und nur im Nothfall von einem eigentlichen Matador getödtet wird. — Dieſe Stiergefechte werden nun im Sommer regelmäßig zweimal die Woche gegeben. Bei jeder Corrida werden 18 Stiere, ſechs des Morgens, eigentlich bloß zur Probe, und zwölf des Nachmittags zum eigentlichen Feſte gebraucht. Je größer die Hitze iſt, deſto wüthender ſind auch die Stiere. Die Plätze im Coloſſäum ſteigen von 2 bis zu 4, 9 und 10 Realen, je nachdem ſie in der Sonne, im Schatten, auf den Gradas oder in den Logen ſind. Die Corridas werden für das Hoſpital general adminiſtrirt. Der Aufwand wird zu tauſend Piaſtern, die Einnahme wenigſtens auf zweitauſend berechnet. Ein Matador bekommt 60 bis 80, ein Picador 50 bis 60, ein Chulo und Banderillero 24 bis 30 Piaſter ꝛc. — Man hat nun noch eine andere Art Kampfſpiele, wozu Stiere gebraucht werden, die Novilladas, die ſchon oben, S. 190, beſchrieben worden. Dieſe letzteren Spiele findet man in den Provinzialſtädten, weil

ſie nicht ſo koſtſpielig ſind, als die eigentlichen Stiergefechte.

Fiſchers Gemälde von Madrid, Berlin, 1804, S. 345 u. f.

Zeitung für die elegante Welt. Jahrgang 1807, St. 190, S. 1511.

Spaniſche Stoßklinge, ſ. Th. 40, S. 570.

Spaniſche Tabaksfabrik in Sevilla. Dieſe Königliche Fabrik iſt ein Gebäude in Mauriſchem Geſchmacke, welches im Jahre 1772 fertig geworden. Dieſes anſehnliche, ganz dem Zwecke entſprechende, Gebäude gleicht einem Königlichen Schloſſe, iſt ganz aus Steinen im Viereck, zwei Stockwerke hoch, erbauet, und hat zwei Haupthöfe in der Mitte. An der Erde oder im Erdgeſchoſſe ſind die Stallungen, worin 340 Pferde zum Dienſte der Fabrik ſtehen, wie auch die Mühlen, von denen 100 beſtändig im Gange ſind. Jede Mühle wird von einem Pferde getrieben, und ein großer Mühlenſtein geht aufrecht in dem ſteinernen Becken herum, welcher den untergelegten Tabak zu feinem Staube zermalmt. Unten im Erdgeſchoſſe befinden ſich auch die Magazine des verfertigten Tabaks, nebſt verſchiedenen Officinen. Die obern Säle ſind unter andere Arbeiter vertheilt. Zur Verfertigung des Rauchtabaks iſt einer der größten Säle beſtimmt. Die Rauchtabaksverfertiger nennt man Cigarros*). In der Fabrik arbeiten beſtändig 1200 Perſonen, und alle Adminiſtrationen in ganz Spanien werden aus derſelben mit Tabak verſorgt. Der beſte Tabak iſt der Garanzatabak. Mit dem Namen Garanza belegt man nämlich dasjenige, was nach der erſten Durchſiebung im Siebe zurückbleibt, und hernach beſonders

*) Woher alſo der Name der Tabaksröllchen, die wir unter dieſem Namen rauchen, zu leiten iſt. Wie würden ſich aber dieſe Arbeiter wundern, wenn man ſie mit dem von unſern Puriſten verdeutſchten Namen Glimmſtengel beehrte.

gemahlen wird. Die Farbe giebt man dem Tabak durch Beimiſchung eines Eiſenochers oder eines röthlichen Eiſenoxids, Eiſenkalks (Rubrica fabrilis Linn.), welcher in Amerika, auf der Küſte des Königreichs Grenada gegraben wird. Es kommen jährlich zwei Schiffladungen davon, jede zu 240 Tonnen, nach Sevilla. Außer dem Havannatabak, welcher der beſte iſt, braucht die Fabrik auch Braſilianiſchen, Virginiſchen und ſogar Holländiſchen und Deutſchen, weil ſie ſonſt der Leidenſchaft der Käufer nicht Genüge leiſten könnte. Der Preis, ſowohl des guten, als des ſchlechten, iſt einerlei; das Pfund koſtet 32 Realen. In die Königliche Kaſſe fließen jährlich aus dieſer Fabrik, nach Abzug aller Unkoſten, über 80 Millionen Realen, und dieſe Quelle der Staatseinkünfte iſt dem Könige ſo viel werth, als Indien, weil ſie eben ſo viel einträgt. Auch in Kriegszeiten kommen jährlich zwei Schiffladungen Virginiſchen Tabaks auf Rechnung des Königs nach Sevilla. Von dieſem koſtete dem Könige das Pfund 10 Maravedis. Der Virginiſche, Braſilianiſche und andere fremde Tabak dient zum Rauchtabak. Vom Havannaiſchen Rauchtabake der beſten Art, koſtet das Pfund in den erſten Luſtres dieſes Jahrhunderts 6 bis 7 Peſos. Im Jahre 1780 war in dieſer Fabrik für 20 Millionen Piaſter an Tabaksblättern vorräthig. Die reinen Einkünfte werden aber auf 7,330,935 Rthlr. von denen 5 Rthlr. auf einen Louisd'or gehen, gerechnet. Ein Mehreres hierüber, unter Tabak, in T.

Spaniſche Tracht, die National-Tracht der Spanier beim männlichen Geſchlechte iſt der ſchon oben, unter Spaniſcher Lebensart, angeführte Mantel, jedoch nimmt auch dieſe Tracht immer mehr ab, und macht der allgemeinen Europäiſchen nach dem Londner oder Franzöſiſchen Schnitte Platz, beſonders iſt dieſes Letztere in der Reſidenz, in Madrid, der Fall, wo man die Spaniſchen Mäntel nur noch ſelten als

Nationaltracht ſieht, in den übrigen großen Städten der Provinzen und auf dem Lande gewahrt man ſie dagegen häufiger. Beſonders phantaſtiſch iſt die Kleidung oder Tracht der Männer in dem Königreiche Sevilla. Sie tragen gewöhnlich einen hochrothen Mantel von Seide, und darunter ein Jäckchen und eine Weſte, die auch von Seide und geſtickt iſt; auch die Strümpfe ſind ſeiden und die Schuhe oft grün mit großen Schleifen. Der Hut iſt rund, mit ſehr breiten Krämpen, und von weißer Farbe, der Kopf deſſelben ſehr klein und halb flach, ſo daß er mit einem ſchwarzen Bande unter dem Kinne feſtgebunden wird. Das Spaniſche Wort Sombrero für Hut, welches von Sombra, Schatten, abgeleitet worden, iſt demnach hier ſehr paſſend. In den andern Provinzen des Reichs, Spaniens, tragen ſie Mäntel von allen Farben, ſogar von himmelblauem und roſenrothem Taffent, jedoch beſchränkt ſich dieſes immer nur auf diejenigen Klaſſen der Einwohner, die, ſtolz auf ihre Abkunft und ihr Vaterland, ihren alten Sitten treu geblieben, und von der Mode nicht angeſteckt worden. Die weibliche Nationaltracht hat für den erſten Blick etwas Einförmiges und Nonnenhaftes. Das Oberkleid iſt ſchwarz, und der Schleier, welcher vor der Bruſt zuſammengeſchlagen wird, meiſtens weiß, jenes heißt Basquinna, dieſer Mantilla, und beide ſind Mauriſchen Urſprungs; allein bei näherer Betrachtung bemerkt man bei dieſer Einförmigkeit doch Abwechſelung, ſowohl im Stoffe, als im Schnitte, und beſonders in den Verzierungen. Das oft ſehr reich geſchmückte Korſet, meiſtens von lebhafter Farbe, roth oder weiß, ſchimmert auf eine reizende Weiſe durch den feinen Schleier, und bildet mit dem ſchwarz ſeidenen Obergewande einen angenehmen Contraſt. Auch den Schleier wiſſen die Damen auf die mannigfaltigſte Weiſe anzuordnen, und dieſe Kopfverhüllung gereicht

ihnen zu großer Zierde, und dient, ihren Mienen und Blicken einen besondern Reiz zu geben. Bei uns in Deutschland entstellt diese Tracht mehr, als daß sie eigentlich verschönert, indem der Schleier nur ganz flach auf dem Haupte zu liegen und dicht am Gesichte herabzuhängen pflegt, ohne den geringsten Faltenwurf, wodurch das Ganze erst ein malerisches Ansehen erhält. Die Spanierinnen befestigen ihn daher an eine Art von Wulst oben auf dem Wirbel, so daß er frei herabstrebt und die Fülle des schwarzen Haupthaares nur leicht verhüllt, und bei diesem leichten Herabfallen wirft er die schönsten Falten, und hängt nicht, wie bei uns, gleich einem ausgebreiteten Betttuche vor dem Gesichte, so daß der Faltenwurf durch das Anspielen der Luft unmöglich wird. Eine besondere Aufmerksamkeit verwenden die Spanierinnen auf die Fußbekleidung, die von keiner Schleppe dem Blicke entzogen wird. Die zierlichen Schuhe sind oft reich gestickt, so wie der Zwickel des seidenen blendend-weißen Strumpfes, den die langen Franzen des schwarzen Kleides umspielen. S. auch den Art. Kleid, Th. 40, S. 119 u. f. — Die Bauern im nördlichen Spanien tragen gewöhnlich Kapuzinermäntel und spitze Mützen von braunem Tuche, welche Tracht, besonders wenn der Mantel etwas zerrissen ist, bei den langen, hageren, gelben Gesichtern und dem schwarzen Haare, wirklich etwas Abschreckendes hat. Die Bauernweiber tragen sich ungefähr so, wie in einigen Kantonen der Schweiz, schwarz, und das lange rabenschwarze Haar hängt in starken Flechten den Rücken herab. Ein Mehreres hiervon wird noch unter Tracht vorkommen.

Spanische Tuchmanufaktur, siehe unter Tuch und Tuchmanufaktur, in T.

Spanische Vögel, die Benennung eines gewissen Gebackenes, welches die Schüsseln zu verzieren oder zu garniren gebraucht wird.

Spaniſche Waare, Spaniſche Handelsartikel, Waaren, welche die Spanier ſelbſt gewinnen oder erzielen. Man theilt ſie in Produkte der Natur und Produkte der Kunſt. Zu den erſten gehören alle Produkte, welche aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche gewonnen, und als Handels- oder Kaufmannswaaren ausgeführt werden. Aus dem Thierreiche werden Pferde, Eſel und Schafe, Wolle, Seide ꝛc.; aus dem Pflanzenreiche: Weine, Oele, Oliven, Roſinen, Feigen, Mandeln, Citronen, Limonien, Pomeranzen, Granatäpfel, Piſtazien, Datteln, Maronen, Soda, Safran ꝛc.; aus dem Mineralreiche: Eiſen, Seeſalz ꝛc. Aus Amerika lieferte Spanien den Ausländern Gold, Silber, Perlen, Smaragde und andere Edelſteine, Cochenille, Cacao, Indigo, Tabak, Leder ꝛc. An Produkten der Kunſt: Seife, ſeidene Zeuge ꝛc. Die Häfen oder vorzüglichen Handelsörter des Reiches, von woher die Waaren bezogen werden, ſind: Bilbao, St. Sebaſtian, Segovia, Madrid, Sevilla, Malaga, Valenzia, St. Lúc, Alikante, Majorka und Cadix; ſ. auch oben unter Spanien, S. 201.

Spaniſche Wand, ein aus hölzernen Rahmen beſtehendes Geſtell, welches durch eiſerne Bänder zuſammengehalten und auch vermöge derſelben auf und zugeklappt werden kann. Ein ſolches Geſtell, welches man einen Bettſchirm nennt, weil es vor das Bett, beſonders eines Kranken geſetzt oder geſtellt wird, beſteht aus vier Rahmen; jeder Rahmen 5 Fuß und einige Zoll hoch und ungefähr 2 Fuß breit; die Leiſten oder Latten deſſelben ſind 2 Zoll breit und $\frac{1}{2}$ Zoll dick, und werden ineinander gefugt und geleimt. Man überzieht dieſe Rahmen mit grauer oder ungebleichter Leinwand, und darüber klebt man Tapete oder auch Royalpapier, wenn man ſie mit Malereyen verſehen will. Das Ueberſpannen der Leinwand geſchieht mit

entſtanden. Die wenigen Blumen von dieſer Art, die exiſtirten, hat man theils unter die Römiſchen, theils unter die Franzöſiſchen gerechnet. Da aber dieſe Zeichnung von beiden ſo auffallend verſchieden iſt, ſo iſt ſie davon abgeſondert und mit dem Namen der Spaniſchen Zeichnung belegt worden.

Spaniſchrohr, ſ. Spaniſches Rohr.

Spaniſchroth, ſ. Spaniſches Roth.

Spaniſchweiß, ſ. Spaniſches Weiß.

Spankohle, Grubenkohle, Holzkohlen, welche aus kleinem Holze und Reiſig in Gruben, nicht aber in Meilern gebrannt werden, und auch Kleinkohlen, Aeſtkohlen, Reiſerkohlen heißen.

Spankolben, in der Waſſerkunſt, an den Kunſtgezeugen, Pumpen und andern Druckwerken, Röhrenkolben, welche anſtatt des Leders mit Spänen von Birkenholz beliedert oder belegt ſind; ſ. unter Kunſtgezeug, Th. 55, S. 264 u. f.

Spanlicht, angeſteckte Kienſpäne zum Leuchten in Gruben ꝛc.

Spanmühle, ſ. unter Kunſtgezeug, Th. 55, S. 276. In den Meinungiſchen Flecken Judenbach ſind zwei dergleichen Mühlen, die folgende Späne um beiſtehende Preiſe zu Ende des verwichenen Jahrhunderts verkauften: Quartſpäne, 3 Fuß lang 7 Zoll breit; 6 Bund zu 60 Stück zu 1 Rthlr. Schuſterſpäne, zu 3 Fuß Länge und 5 Zoll Breite, 10 Bund zu 10 Stück für 1 Rthlr. Buchbinderſpäne, 3 Fuß lang, 5 Zoll breit, 11 Bund zu 30 Stück für 1 Rthlr.

Spanneu, ein nur im gemeinen Leben in dem Ausdrucke ſpannagelneu übliches Wort, welches gemeiniglich ſpannnagelneu ausgeſprochen wird, völlig neu, glänzend neu, funkelneu, funkelnagelneu. Die Bedeutung des Wortes ſpan iſt hier dunkel, ſagt Adelung, vielleicht bedeutet der Aus-

druck so neu, als ein frisch gespaltener Span und frisch geschmiedeter Nagel. Es kann auch wohl von spannen, Gespann abgeleitet werden; ein neu Gespann, nämlich Pferde vor einem Wagen, weil ein solches gewöhnlich funkelt, glänzt, wenn es neu aussieht.

Spann, ein Getreidemaaß, welches in Pariser Kubikzoll in Schweden, zu zwei Halbspanne, 3693 enthält. — Im Hollsteinischen, bei dem Deicharbeiter soviel als ein Pflug oder eine Wüppe, weil daselbst der Pflug ein gewisses Landmaaß ist. Spannmann heißt dort ein Deichhaase oder Vorwüppsmann. — Der Spann des Wants, im Schiffbaue, zwei auf einander folgende Haupttaue eines Wants, die von einem Ende eines Wanttroßes gemacht sind, welches mit einer Bugt um den Top des Mastes oder der Stenge, welcher das Want dient, liegt; bei dem ersten in der Rust, bei dem zweiten im Mars, oder auf den Saalings festgesetzt wird. Jedes Want hat auf jeder Seite halb so viel Spann, als es Haupttaue hat. Wenn die Zahl der Haupttaue ungerade ist, so heißt das einzelne ungerade Haupttau an jeder Seite ein Knoopspann ꝛc.—Der erhabene Theil des menschlichen Fußes, zu dessen beiden Seiten sich die Knöchel befinden, wird gleichfalls Spann genannt, wo es wahrscheinlich, nach Adelung, so wie Rist von der Erhöhung, als ein Verwandter von Wand, Wanst, Bohne ꝛc. herkommt, oder auch, weil die Schuhe daselbst zngespannt, das ist, daselbst zugebunden oder zugeschnallt werden.—Spann vor dem Wagen, s. Gespann, Th. 17, S. 715.

Spannader, ein Name der Nerven oder Sehnen des menschlichen und thierischen Körpers; s. Nerve, Th. 102, S. 310.

Spannbaum, beim Seidenwirker oder Seidenweber, der Brustbaum an den Seidenwirkerstühlen,

welcher dieſen Namen nur führt, weil der Aufzug des Zeuges oder die Kette damit geſpannt wird. Bei dem Sammtweber wird er Pinnebaum genannt.

Spannbett, beim Tiſchler, eine hölzerne Bettſtelle ohne Himmel und Decke, die entweder auf eine oder zwei Perſonen eingerichtet iſt.

Spannbogen, beim Schloſſer, ein Werkzeug, womit die Säge oder der Feilbogen ausgeſpannt wird, wenn das Blatt gehärtet werden ſoll. Es iſt ganz von Eiſen und bildet eine Stange, die an dem einen Ende etwas gekrümmt iſt, an dem andern Ende iſt ein Arm angebracht, der durch ſeine Zapfen in einem Loche der Stange befeſtiget iſt, ſowohl die Stange, als auch der Arm haben am Ende einen Haken, wodurch das Sägeblatt feſtgehalten und mit dem gedachten Arme ausgeſpannt wird; denn wenn man die Säge beim Härten nicht auf ſolche Art ausſpannen wollte, ſo würde ſich der Stahl zuſammenrollen.

Spannbrett, ſ. Spannholz.

Spanndienſt, Frohndienſt, Frohndienſte, welche mit einem Spann oder Geſpann Pferde verrichtet werden müſſen. Fuhrfrohnen, zum Unterſchiede von den Hausdienſten, Fußdienſten ꝛc.; daher in einigen Gegenden auch ſolche zu Spanndienſten verpflichtete Unterthanen, Spanndienſter genannt werden. S. Th. 151, S. 162.

Spanndraht, Fr. Tranche file, beim Papiermacher, die beiden meſſingenen Drähte an der Papierform, welche zunächſt an den Leiſten des Geſtelles liegen. Sie dienen beide anſtatt eines Stabes, und das Drahtgitter wird hier durchgezogen.

Spanne, 1) ein Längenmaaß, ſo weit man nämlich mit ausgeſpannten Fingern reichen kann, das heißt, mit dem Daumen und Mittelfinger, von der Spitze des Daumens bis zur Spitze des Mittelfingers der ausgeſpannten Hand, welches ungefähr $\frac{1}{4}$ Elle iſt, auch wohl darüber, weil es auf die mehr oder weniger große

Hand oder vielmehr auf die mehr oder weniger langen Finger ankommt, ſo daß eine Spanne auch wohl 8 bis 9 Zoll beträgt; auch die ausgeſpannte Hand führt zuweilen den Namen Spanne. Wer faßt den Himmel mit der Spannen (Spnnne), Eſ. 40, 12. Sechs Spannen lang. Die Form der Spannen, ſagt Adelung, iſt in der zweiten und dritten einfachen Endung Oberdeutſch, und im Hochdeutſchen ungewöhnlich. — 2) Im Forſtweſen iſt die Spanne ein Maaß, die Bäume nach der Rundung damit zu meſſen, welches indeſſen keine beſtimmte Größe hat, ſondern eine in Klafter, Fuß oder Schuh getheilte Kette iſt, womit die Bäume umſpannt werden; daher führt es auch den Namen Spannkette. Die Bäume nach der Spanne verkaufen, nach dem Maaße. Nach Adelung iſt dieſes Wort in dieſer Bedeutung ſchon alt. In dem alten Frieſiſchen Geſetze lautet es Spanna, bei andern Saliniſchen Schriftſtellern des mittleren Zeitalters Spannus, Espanna; in dem alten Fragmente auf Karl den Großen bei dem Schilter Spanne, im Engliſchen Span, im Italieniſchen Spanna, im Franzöſiſchen Empan.

Spanneiſen, beim Seidenwirker, ein eiſerner Stab, der in ein Loch des vorſpringenden Kopfes des Bruſtbaums an einem Seidenwirkerſtuhle geſteckt und damit umgedrehet wird.

Spannen, I. ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, bereden, ſ. Abſpannen u. Abſpänſtig, Th. 1, S. 156. — 2) Spannen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur im gemeinen Leben gangbar iſt, mit angeſtrengten Sinnen auf etwas merken. Ein jeder ſpannt voller Aufmerkſamkeit, um die Geſchichte zu hören. Er ſpannt ſein Ohr, um zu hören, was vorgeht. Auf etwas ſpannen, lauren, es geſchieht nun mit den

Augen oder mit den Ohren. So auch das Spannen, Hauptwort. Nach Adelung ſoll dieſes Wort ein Intenſivum von ſpähen ſeyn; allein es kann auch eine Figur des folgenden Zeitwortes ſeyn, und zwar in der Bedeutung der Ausdehnung, der Anſtrengung, da es denn eigentlich die Sinne anſtrengen deutet.

3. Spannen, ein regelmäßiges Zeitwort, ausdehnen, recken; einen elaſtiſchen Körper entweder durch Zuſammendrückung oder durch Ausdehnung in den Fall ſetzen, daß er ſich mit Heftigkeit bemühe, wieder in ſeinen vorigen Stand zu kommen. 1. Durch Zuſammendrücken. (1) Eigentlich den Bogen (das Schießgewehr dieſes Namens) ſpannen. Ein geſpannter Bogen. Die Armbruſt ſpannen, auch den Hahn an einem Feuergewehre ſpannen oder aufſpannen; entweder wird dabei die Feder wirklich geſpannt, oder auch als eine von dem Spannen der Bogen und Armbrüſten beibehaltene Redensart. (2) In weiterer Bedeutung, mit einer Schnellkraft befeſtigen, ſo daß entweder die befeſtigte Sache oder die zur Befeſtigung dienende Theile eine Schnellkraft äußern. (a) Eigentlich. Der Schloſſer ſpannt das Eiſen, welches er bearbeiten will, in den Schraubſtock; der Drechsler den Körper, welchen er abdrehen will, auf die Drechſelbank oder zwiſchen die Docken; die Fuhrleute ſpannen den Wagen und die darauf liegende Laſt mit der Spankette, daher auch die Auf- und Ablader, welche ſolches verrichten, an einigen Orten Spanner oder Spänner heißen, wo es aber auch zu der folgenden Bedeutung des Bindens, Feſſelns, gehören kann. Das geſpannte Roß, in der Zimmermannskunſt, wenn zwei Träger ſo aufeinander gekämmt worden, daß ſie eine große Laſt tragen können. S. Roß und Spannriegel. Das Kleid

spannet, der Schuh spannet, pflegt man zu sagen, wenn die Kleider oder Kleidungsstücke, wozu auch der Schuh, Stiefel ꝛc. gehört, die Theile des Leibes zu sehr pressen und drücken, sie beengen, einschränken, so daß diese ihre elastische Kraft dagegen äußern. (b) Figürlich. α) Einen Fluß spannen oder aufspannen, ihn stämmen, seinen Abfluß hemmen, und dadurch aufschwellen machen, wo es in Ansehung dieses Aufschwellens auch eine Figur der Ausdehnung seyn kann. Einen Fluß oder Mühlenbach einspannen, heißt ihn einfassen, sein Bett einschränken. β) Binden, fesseln, jedoch nur in einigen Fällen. So spannt man in der Landwirthschaft die Pferde, wenn man ihnen auf der Weide die Vorderfüße mit Stricken zusammen schleift, damit sie nicht entlaufen können, welches auch fesseln und in Niedersachsen auch rüdern genannt wird. In einigen Gegenden des nördlichen Deutschlands sagt man auch einen Gefangenen fesseln oder binden. Am üblichsten ist es von der Befestigung des Zugviehs an den Wagen, Pflug ꝛc. Die Pferde vor den Wagen, die Ochsen an den Pflug oder vor den Pflug spannen. In welcher Bedeutung schon Notker spannen sagt. Die Pferde hinter den Wagen spannen, figürlich, eine Sache verkehrt anfangen. Die Ableitung der figürlichen Redensarten: sie sind mit einander gespannt oder über den Fuß gespannt, von Personen, welche nicht in dem besten Vernehmen mit einander stehen, ohne eben Feinde zu seyn, ist dunkel, sagt Adelung, man könnte spannen hier von dem alten Span, Spänigkeit, Streit, Mißhelligkeit, ableiten, wenn nicht der Beisatz des Fußes diese Ableitung unwahrscheinlich machte.

2. Durch Ausdehnung. (1) Nach allen Richtungen. Einen gespannten Leib haben, wenn

derſelbe aufgetrieben und die Haut gleichſam geſpannt oder ausgedehnt iſt, da es denn auch von der dieſer Ausdehnung ähnlichen Empfindung gebraucht wird. Ach, wie ſpannt mich's auf dem Schienbeine! Gell. — Hierher gehört auch das Spannen eines Siebbodens, oder das ſich Ausſpannen deſſelben durch den Druck des unteren Grundes, indem es in die Höhe gebogen wird; auch wenn die Sprenkeln durch den Seitendruck krumm gebogen werden. (2) Der Länge nach von dehnbaren und elaſtiſchen Körpern. — (a) Eigentlich. Einen Miſſethäter auf die Leiter ſpannen, eine Art Tortur, welche auch der Zug genannt wird. Auf einem ſtraffgeſpannten Seile tanzen, vom Seiltänzer. Die Saiten auf einem muſikaliſchen Inſtrumente ſpannen. Die Saiten höher ſpannen, ſeine Forderungen erhöhen. Die Saiten zu hoch ſpannen, zu viel begehren, die Sache zu weit treiben. Ingleichen durch Ausdehnung befeſtigen. Zeug in den Rahmen ſpannen. Leinwand über einen Rahmen ſpannen. Papier auf das Reisbrett ſpannen, wenn man es entweder darauf feſt klebt oder auch zwiſchen einem Rahmen befeſtiget. (b) Figürlich. α) Mit Ausdehnung begreifen, erreichen. So weit, als man ſie mit der Hand ſpannen kann, ſo weit als man mit den ausgedehnten Fingern der Hand reichen kann. S. Spanne und Umſpannen. Ehedem ſagte man auch geſpannte, das iſt ausgeſtreckte Arme. Nach einer noch weiteren Figur ein weit geſpanntes Gewölbe, welches einen großen Bogen macht. — β) Anſtrengen, von den Fähigkeiten des Leibes und Geiſtes. Alle ſeine Kräfte ſpannen oder anſpannen. Die Spannung der Kräfte. Ueberſpannte Empfindungen. Ein zu hoch geſpanntes übertriebenes Lob.

So auch das Spannen oder die Spannung, welches Letztere auch in einigen Fällen von der Handlung des Spannens, noch häufiger aber von dem Zustande gebraucht wird, da ein Körper gespannt ist.

Spanner, von dem vorigen Zeitworte. 1. Derjenige, welcher spannt, am häufigsten in einigen Zusammensetzungen, z. B. Anspanner, Aufspanner, Büchsenspanner, Bogenspanner, Einspänner. In einigen Süddeutschen Gegenden, besonders in der Schweiz, nennt man die Auf- und Abladen der Frachtwägen Spanner, Einspänner, weil sie die Güter auf den Wagen spannen. 2) Ein Werkzeug, ein anderes Ding damit zu spannen. So heißt das Werkzeug, womit die Feuerröhre mit den alten Deutschen Schlössern gespannt werden, der Spanner. Das Stöckchen oben an der Säge, womit der Strick umgedrehet und das Sägeblatt gespannt wird, führt gleichfalls diesen Namen. — Beim Stricker ist der Spanner, Fr. Carean, ein Werkzeug von zwei, sechs bis acht Linien starken eisernen Stangen, deren jede nicht so lang ist, als die Breite des Rahmens, den man gerade spannen will. Diese beiden Stangen sind an einem Theile ihrer Länge mit Löchern versehen, damit man sie länger oder kürzer machen kann, wenn man die Schraubenmutter, welche ihnen zur Achse dient, weiter rückt. Sie haben an jedem Ende zwei krumme Füße, die den Rahmbaum umfassen müssen, wenn der Spanner gespannt worden. Man bringt diese beiden Stangen 2 bis 3 Zoll länger, als die Breite des Rahmens, zusammen, alsdann bringt man diese Stangen, wenn man sie vorher mit ihren Füßen gegen die beiden Rahmbäume gestellt hat, durch einen Ruck gleichlaufend zusammen; man befestiget sie darauf mit einem eisernen Schiebering, wodurch man die Rahmbäume, die sich einwärts krümmten, nothwendig wieder gerade richtet, und den Grund

im Jagdweſen, Häftel oder Pflöcke, womit die Garne und Netze geſpannt werden.

Spannhaken, beim Grobſchmid, kleine Klammern, womit die Griffe der Schmiedezangen, wenn ſie die Arbeit gefaßt haben, zuſammengehalten werden, damit die Zangen das Eiſen nicht fahren laſſen.

Spannhammer, bei den Gold- und Silberſchmieden, der Planſchenhammer, ſ. unter Silberarbeiter, Th. 154, S. 197.

Spannholz, im Mühlenbaue, diejenigen Querhölzer in dem Rahmen oder Gatter einer Schneidemühle, worin die Sägen eingeſpannt werden. Man macht ſie von Eichenholz und zapft ſie in die Seitenhölzer. Von dem unterſten Spannholze, auf 1½ Fuß hoch, wird ein Eiſen in länglichter Geſtalt, von der Breite, als die Sägen ſind, und 23 bis 24 Zoll lang, an die inwendige Seite des Rahmens ſo angeſchlagen, daß es nach der Nothwendigkeit auf und nieder zu ſchieben iſt. In dieſen werden die Sägen gleichſam als in einer Form eingeſchloſſen, an dem obern Ende iſt ſolches aber nicht nöthig, weil ſie hier frei gehen müſſen. — Beim Buchbinder ſind die Spannhölzer, Bindehölzer, zwei viereckige Hölzer, die von den Buchbindern gebraucht werden, und an welche ſowohl Pergamentriemen, als Bindfaden an beiden Enden feſt angebunden werden, wodurch das geheftete Buch geſpannt wird, daß es ſich wieder in die Gleiche giebt, worauf man nur nach dem Winkelmaaße gerade niederſchneiden darf, da dann, wenn man die Heftnadel wieder herauszieht oder die Spannhölzer auflöſet, das Buch wieder in die Runde geht, weil es ſonſt rund zu ſchneiden unmöglich wäre. Auch die Sperrruthe führt den Namen Spannholz.

Das Spannholz, Spannbrett, Ausbreitebrettchen, ein Holz oder Brett zum Ausſpannen der Schmetterlinge, nachdem man ſie ge-

fangen hat, um ſie dann, wenn dieſes Ausſpannen geſchehen, in das Inſektenſpinde zu bringen. Eine nähere Beſchreibung dieſer Brettchen oder Hölzer, ſ. unter Schmetterling, Th. 146, S. 739 u. f. Fig. 8745 zeigt ein ſolches Brettchen mit einem darauf ausgeſpannten Schmetterling. Um die Flügel beſſer zu ſpannen und ſie in ihrer Lage zu erhalten, legt man Kartenſtreifen darüber, die man an beiden Enden mit Nadeln befeſtiget, wie in der Figur angedeutet worden.

Spannig, Bei- und Nebenwort, welches von ſpannen und deſſen Verwandten abſtammt, aber in verſchiedenen Bedeutungen üblich iſt. 1) Zunächſt von Spann, Geſpann, ein Mitgeſell, Socius, iſt ſpännig nur in einigen Zuſammenſetzungen üblich. In einigen Gegenden, z. B. in der Provinz Brandenburg, ein einſpänniges Bett, ein Bett auf eine Perſon, ein zweiſpänniges, auf zwei Perſonen. In andern gemeinen Mundarten ſind dafür die Wörter einmänniſch und zweimänniſch, einſchläfrig und zweiſchläfrig üblich. Auf ähnliche Art iſt einſpännig, zweiſpännig, dreiſpännig, vierſpännig ꝛc. fahren, mit einem, zwei, drei oder vier Pferden. Ein vierſpänniger Wagen, welcher mit vier Pferden beſpannt iſt. In vielen Gegenden ſind die Einſpänniger, obrigkeitliche Diener zu Pferde oder Fuße, welche in allerlei Verrichtungen einzeln gebraucht werden. S. auch den Art. Einſpännig, Th. 10, S. 461. — 2) Von Spannen, dem Maaße im Forſtweſen, iſt ein ſpänniger Baum, ein ſtarker, welcher nach der Spanne verkauft wird; das heißt nach einer Spanne in der Stärke oder Dicke. Auch iſt daſelbſt ſpännig, was ein Spann dick iſt.

Spannjoch, im Bergwerke, 1) ein rundes Holz, welches am ſeigenhangenden anliegt, und an beiden

Enden mit Kehlhölzern unterstützt wird, davon das untere auf einem Bühnloche ruht, das obere aber hohl ausgeschnitten ist, damit das Joch darin fest liegt und nicht herabgleiten kann, und das Gestein gespannt wird. — 2) Ein Steg im Schlammgraben, welcher eingesetzt wird, damit das Leichte, welches sich im Wasser befindet, sich daran stößt, und nicht fortgeht, sondern sich leichter setzt. Fr. le transvers.

Spannkette, eine Kette, mit welcher man etwas spannt oder umspannt, wie z. B. die Kette, womit eine Last auf dem Wagen gespannt wird; auch die Kette bei den Fuhrleuten, womit die Leitern eines beladenen Wagens zusammengezogen werden; die Hemmkette. Die Fuhrleute gebrauchen sie, um die mit Holz beladenen Wagen zusammenzuziehen. Auch Ziehzeug oder Möbel werden auf dem Holzwagen oder Packhofswagen, mit dergleichen Ketten umzogen, damit sie nicht herabfallen. In den Forsten die Kette, womit die Bäume umspannt werden, um ihre Dicke zu erforschen.

Spannkloben, beim Windenmacher, ein kleiner eiserner Schraubenzwinger, womit man das Gehäuse einer Winde zusammenhält, wenn die inneren Theile eingepaßt werden.

Spannkraft, Federkraft, Schnellkraft, Elasticität; Elasticitas; Fr. Elasticité, s. Th. 12, S. 411, und Th. 147, S. 430. Da über Federkraft in den oben erwähnten Theilen, an den bezeichneten Orten, nur sehr wenig gesagt, sondern dieser Artikel nur kurz berührt worden, so will ich hier noch Etwas zur Ergänzung desselben sagen. Die Spann- oder Federkraft ist eine Kraft, die einige Körper besitzen, sich nach ihrer Ausdehnung, die sie durch eine andere von außen auf sie wirkende Kraft erhalten, ihre vorige Gestalt wieder anzunehmen; sie lassen sich also ausdehnen, und treten dann wieder, wenn die ausdehnende Kraft zu wirken aufhört, in ihren vorigen Zu-

ſtand zurück. Man kann daher die Federkraft, als eine beſondere Art der Cohäſion betrachten. Derjenige Körper, der nach der Ausdehnung ſeine vorige Geſtalt wieder annimmt, wird ein vollkommen elaſtiſcher Körper genannt, obgleich man dieſe Eigenſchaft bei keinem Körper in dem Grade findet, welchen das Wort vollkommen bezeichnet; denn die Spannkraft geht durch jede gewaltſame Ausdehnung mehr oder weniger verloren; man kann daher nur dieſe Eigenſchaft in ſo fern auf dieſe Kraft paſſend anwenden, als man ſagt, daß es eine Geſtalt wieder erhält, die von ſeiner erſten am wenigſten abweicht. So wie es nun keine vollkommen elaſtiſche Körper giebt, ſo giebt es auch keine vollkommen unelaſtiſche; denn faſt jeder Körper beſitzt eine gewiſſe Elaſticität, aber oft in einem ſo geringen Grade, daß ſolche zu entdecken oder zu wiſſen nicht möglich iſt. Um die Spann- oder Federkraft, ſowohl bei feſten, als flüſſigen Körpern zu wiſſen, hat man folgende Verſuche angeſtellt. Man ließ aus einer Höhe von etlichen Schuhen eine marmorne Kugel auf eine ebene, marmorne, mit Oel dünn überſtrichene Platte fallen, und fand auf derſelben nach erfolgtem Stoße, daß die Kugel die Platte in einer zirkelrunden, ziemlich breiten Fläche berührt hatte, welches nur durch die durch den Stoß verurſachte Eindrückung geſchehen ſeyn konnte. Da aber die Kugel keinen Eindruck und die Platte keine Hohlung erhalten, ſo folgt daraus, daß beide nach dem aufhörenden Stoße ihre erſte Figur oder Geſtalt wieder erhalten haben. Der Marmor gehört daher in die Klaſſe der ſchon in einem ziemlich hohen Grade elaſtiſchen Körper. Glas iſt gleichfalls ſehr elaſtiſch, wenn man daſſelbe an einer Schmelzlampe in ſehr dünne Faden zieht, ſo laſſen ſich ſolche merklich biegen. Dieſes beweiſet, daß Körper, die in größeren Maſſen ſpröde zu ſeyn ſcheinen, wie das

Glas, deſſen große Zerbrechlichkeit bekannt iſt, dennoch in kleinen Maſſen ſich als elaſtiſche Körper zeigen. Man brach die Spitze eines Glastropfens, welcher entſteht, indem man von der weichen Glasmaſſe einen Tropfen in kaltes Waſſer fallen läßt, ab, und der ganze Tropfen wurde ſogleich in ein Pulver verwandelt. Dieſes geſchieht durch die Aufhörung des Gleichgewichtes; denn die Theile des Glaſes werden durch die ſchnelle Erkaltung, indem ſie in das Waſſer fallen, äußerſt geſpannt und bilden kleine, neben einander liegende, höchſt geſpannte Federn, die ſich einander durch ihren gegenſeitigen Druck und Gegendruck das Gleichgewicht halten, wird nun die Spitze des Tropfens abgebrochen, ſo hört dieſes Gleichgewicht auf, die Federn entſpannen ſich alle zugleich, und der Glastropfen zerfällt in Pulver. Man gewahrt hieraus, wie durch Veränderung der Lagen von kleinen Theilen der Körper, ſolche aus dem Zuſtande der elaſtiſchen in den Zuſtand der allerſprödeſten übergehen können. Man findet gewöhnlich in den Glastropfen Blaſen, die das Anſehen der Luftblaſen haben; daher haben einige Phyſiker die Zermalmung der Glastropfen, die auf das Zerbrechen ihrer Spitze folgt, dem ſchnellen Eintritte der äußern Luft in dieſen leeren Räumen zugeſchrieben; allein wäre dieſes, und nicht die Spannung der Theile an die Pulverung der Glastropfen ſchuld, ſo müßten ſich im luftleeren Raume nicht dieſelben Erſcheinungen zeigen, welches aus folgendem Verſuche, den man dieſerhalb anſtellte, hervorgeht. Die Spitze eines Glastropfens wurde im luftleeren Raume abgebrochen, und er wurde, wie in der Luft, zu Pulver verwandelt. Um dieſen Satz noch mehr zu beſtätigen, daß die Zermalmung oder Zerſtörung der Glastropfen nach dem Wegbrechen der Spitze nur von der, durch die ſchnelle Erkaltung des geſchmolzenen Glaſes hervorgebrachten Spannung der Theile her-

rührt, diente folgender Verſuch. Es wurde ein Glastropfen geglühet, nachdem er langſam und ſtufenweiſe erkaltet, wurde die Spitze abgebrochen, der übrige Theil blieb ganz. Durch das langſame Abkühlen verlieren die Theile des Glaſes ihre, durch das vorhergehende ſchnelle Abkühlen erhaltene, Spannung, und folglich auch die Eigenſchaft, durch die Zerbrechung des einen Theils ganz in Pulver zu zerfallen. Die ſogenannten Bologneſer Flaſchen ſind ſehr dicke, wie kleine Kolben geſtaltete Fläſchchen, man kann mit einem Hammer darauf ſchlagen, ohne daß ſie zerbrechen; ſie ſind, wie die Glastropfen, ſchnell abgekühlt; läßt man nun in dieſe Fläſchchen ein Stückchen Feuerſtein, nur wie ein Nadelknopf groß, fallen, ſo zerfällt die Flaſche in Stücken. Die Urſache dieſer Erſcheinung iſt dieſelbe, wie bei den Glastropfen. Der Feuerſtein verletzt, weil er in das Glas ſchneidet, deſſen Oberfläche, und dieſe Verletzung verurſacht durch das aufgehobene Gleichgewicht, die Losſpannung aller durch das ſchnelle Abkühlen wie Federn geſpannten Theile des Glaſes. Dieſe Verſuche haben nun Beiſpiele der Elaſticität, der Federkraft feſter Körper gegeben; allein unter den flüſſigen findet man ebenfalls ſolche, die einen hohen Grad der Elaſticität haben. So zum Beiſpiel iſt die Luft in einem hohen Grade elaſtiſch. Um dieſes darzuthun, wurde eine Schweinsblaſe, deren Oeffnung zugebunden und in welcher nur noch ein wenig Luft war, auf den Teller einer Luftpumpe unter einem Rezipienten gebracht, hierauf wurde die Luft in demſelben verdünnt. Da nun hierdurch ihr Druck auf die Blaſe vermindert wurde, ſo dehnte ſich die Luft, welche ſie enthielt, deſto mehr aus, jemehr die ſie umgebende Luft verdünnt wurde. Ließ man die Luft wieder in den Recipienten, ſo fiel die Blaſe zuſammen, und nahm ihren erſten Umfang wieder ein. Eine Queckſilber halb angefüllte und mit ihrer Oeffi

in Queckſilber untergetauchte Glasröhre, die an dem einen Ende verſchloſſen, an dem andern aber offen war, wurde unter einen Rezipienten gebracht, in welchem man die Luft verdünnte. Die Luft in der Röhre dehnte ſich deſto mehr aus, jemehr die ſie umgebende Luft verdünnt wurde, und da man dieſer ihre vorige Dichtigkeit wieder gegeben, ſo nahm ſie auch wieder den Raum ein, den ſie zuvor eingenommen hatte. Man brachte nun ein halb mit Waſſer angefülltes Glas, durch deſſen obere, ſonſt genau verſchloſſene, Oeffnung eine Glasröhre bis beinahe auf den Boden des Glaſes ging, in verdünnte Luft. Die Luft in dem Glaſe, die nun von der äußern nicht mehr gedrückt wurde, dehnte ſich aus, drückte auf das Waſſer und trieb es in Geſtalt einer Fontaine aus der Oeffnung der Röhre. Dieſe Fontaine iſt unter dem Namen des Heronsballs, vom Namen des Erfinders Heron bekannt. Da nun dieſe Verſuche beweiſen, daß die Luft durch Verminderung einer ſie nach allen Richtungen drückenden Kraft, ihren Raum vergrößert, hingegen ſolchen wieder durch Verſtärkung der ſie drückenden Kraft vermindert, ſo folgt daraus, daß ſie elaſtiſch iſt, wodurch die Elaſticität bei Flüſſigkeiten erwieſen wird. Ein Mehreres über dieſe elaſtiſchen Flüſſigkeiten wird noch weiter unten vorkommen.

Die oben angeführten Verſuche haben nun bewieſen, daß die Feder- oder Spannkraft ſowohl bei feſten, als bei flüſſigen Körpern in der Natur vorhanden iſt. Es iſt daher keine Kraft in der Natur, die dem Menſchen oder deſſen Wirkungskreis in Künſten und Gewerben ſo viele anſehnliche Vortheile darböte, als dieſe. Ohne dieſelbe würde man vielleicht den größten Theil von Maſchinen entbehren müſſen; ſo würde auch der größte Theil der Uhren, das Schießpulver wegfallen; die ganze Muſik würde uns unbekannt ſeyn, und was für Vortheile entſtehen uns nicht aus der Federkraft

der Luft, die hier zu berühren ins Unendliche gehen würden, weil unſer eigener Körper daran einen ſo innigen Theil hat. Die Elaſticität offenbart ſich demnach auf dreierlei Art bei den Körpern; 1) beim Zuſammendrücken, wie z. B. bei der Luft, beim Schwamm ꝛc.; 2) bei dem Biegen oder Beugen, wozu viele Körper gehören, wie z. B. der Degen, Fiſchbein, das Spaniſche Rohr ꝛc.; 3) bei dem Ausdehnen, z. B. bei einer geſpannten Saite auf muſikaliſchen Inſtrumenten, beim Federharz oder Gummi Elaſticum ꝛc. An einigen Körpern zeigen ſich zwei Arten von Federkraft, z. B. in vielen Theilen der Thiere, den Muskeln ꝛc., welche ſich ausdehnen und zuſammendrücken laſſen, und in beiden Fällen das Beſtreben äußern, ſich in ihren vorigen Zuſtand zu verſetzen. Dieſe drei verſchiedenen Arten der Elaſticität kann man beiſammen ſehen, wenn man ein langes Stück Eiſendraht um einen cylindriſchen Körper wickelt, und nun darüber wegzieht. Dieſer Elator läßt ſich beugen oder biegen, zuſammendrücken und ausdehnen, und jedesmal ſpringt er in ſeine vorige Lage zurück. Hieraus gewahrt man zugleich, daß man die Federkraft oder Elaſticität ſowohl unter den natürlichen, als auch unter den durch die Kunſt zubereiteten findet. Von dieſen Letztern haben einige einen ſo großen Grad von Elaſticität, als man bei den natürlichen ſelten antrifft. Hierher gehören aus dem Mineralreiche: die mehrſten Metalle und Halbmetalle, Edelſteine, gemeinen Steine; aus dem Thierreiche: alle Häute, Sehnen, Muskeln, Knochen, Federn, Knorpel, Wolle ꝛc.; aus dem Pflanzenreiche: faſt alle Produkte, beſonders die Schwämme, friſches Holz, einige Harze, wie z. B. das elaſtiſche oder Federharz, Baumwolle ꝛc. Aus dem Elementarreiche: die Luft, das Waſſer ꝛc. Die Luft hat einen hohen Grad der Elaſticität, denn ſie widerſteht am meiſten, wenn man ſie zuſammendrücken will, und immer

mehr, je ſtärker man ſie zuſammendrückt, und dehnt ſich dann mit Gewalt aus, ſobald der Druck nachläßt. Beweiſe hiervon ſind die ſchon oben angeführten Schweinsblaſen. Wegen der Elaſticität des Waſſers hat man ſich lange geſtritten; allein dieſer Streit iſt endlich dahin entſchieden worden, daß auch das Waſſer ein elaſtiſcher Körper ſei. Der erſte, der das Waſſer in Hinſicht dieſer Eigenſchaft unterſuchte, und ſich dafür entſchied, war Baco. Da aber Mehrere, und unter andern die Akademiker zu Florenz durch Verſuche bewieſen, daß das Waſſer nicht zuſammengepreßt werden könne, glaubte man vom Gegentheil überzeugt zu ſeyn, bis L'Anton an den Erſcheinungen am Thermometer ſah, daß der darin befindliche flüſſige Körper durch das doppelte Gewicht der Atmoſphäre um $\frac{1}{10870}$ zuſammengepreßt wurde; noch mehr wurde man aber von ſeiner Elaſticität überzeugt, als der Braunſchweigiſche Profeſſor Zimmermann mit einer von Abich erfundenen Maſchine das Waſſer wirklich zuſammenpreßte. Hier wurde nun zugleich bewieſen, daß die in den Zwiſchenräumen des Waſſers befindliche Luft nicht die Urſache des Zuſammenpreſſens ſei.

Der Grad der Feder- oder Spannkraft iſt bei allen Körpern verſchieden. Zu denjenigen Körpern, welche dieſe Kraft in einem ſehr hohen, ja den höchſten Grad haben, gehören: gut gehärteter Stahl, die Luft, das Federharz (Resina elastica s. caothouc), die Knorpel, Edelſteine, elfenbeinerne Kugeln, das Glas ꝛc. Man bemerkt bei einigen, daß eine größere Kraft nöthig iſt, ſie zu beugen, auszudehnen, oder ſie zuſammenzudrücken, als bei andern; allein hieraus folgt aber noch nicht, daß der Körper, der zuſammengedrückt zu werden eine größere Kraft erfordert, auch elaſtiſcher ſei, als ein anderer, der mit leichter Mühe zuſammengepreßt werden kann. So muß man z. B. eine grö-

ßere Kraft anwenden einen dürren Stab zu beugen, als einen frischen, und dieser ist doch elastischer. Hieraus folgt, daß ein größerer Grad der Elasticität bloß in dem größeren Vermögen besteht, die vorige Gestalt wieder herzustellen. Wenn man nun einen Körper hätte, der seine vorige Gestalt nach der Spannung oder Ausdehnung ohne allen Mangel wieder annehmen könnte, er möchte auch noch so stark und so lange gebogen, zusammengedrückt oder ausgedehnt gewesen seyn, so würde dieses ein vollkommen elastischer Körper seyn; wie auch schon oben, S. 293, angeführt worden; ein solcher ist aber nicht vorhanden, man müßte denn der Luft diese Eigenschaft zuschreiben. Das elastische Harz hat eine außerordentliche Dehnbarkeit oder Spannkraft. Achard hat einen Streif, der 12 Linien lang, $5\frac{1}{2}$ Linien breit und $\frac{3}{4}$ Linien dick war, durch eine Kraft von 7 Pfunden bis auf $37\frac{4}{7}$ Linien ausdehnen und erst durch ein Gewicht von 8 Pfunden zerreißen können. — Wenn man auf die Erscheinungen bei stark elastischen Körpern Acht giebt, so findet man, daß die Kraft, die der Körper anwendet, sich in seinen vorigen Zustand zu setzen, ganz der Kraft gleich ist, welche man zum Ausdehnen, Zusammendrücken oder Beugen gebraucht hat; ferner bemerkt man, daß die Kraft der elastischen Körper in allen ihren Theilen gleich stark ist, wenn diese Theile alle von einerlei Art und Beschaffenheit sind. Beides gewahrt man genau beim Zusammenpressen der Luft; auch bei guten Stahlfedern und dem elastischen Harze; wenn aber eine Stahlfeder nicht überall gleich gut gehärtet ist, so fällt das Letztere weg. Beim Ausdehnen der hierher gehörigen Körper braucht man anfangs immer die geringste Gewalt, und in der Folge immer mehr und mehr; hieraus folgt, daß der Widerstand, den die Körper äußern, von Anfang am schwächsten ist und nachher immer zunimmt, je mehr sie ausgedehnt werden; dasselbe

findet nun auch beim Beugen und Zuſammenpreſſen Statt. Braucht man bei allen drei Arten von Elaſticität zu viel Kraft, ſo wird endlich der Zuſammenhang gehoben, und die Körper brechen und ſpringen in Stücke. Die Luft macht hier unter allen bekannten Körpern eine Ausnahme; denn dieſe äußert zuletzt einen ſo ſtarken Widerſtand, der immer der Kraft gleich iſt, durch welche ſie zuſammengepreßt wird; wie weit dieſer Widerſtand gehoben oder wie ſtark die Luft zuſammengepreßt werden kann, iſt noch nicht hinlänglich entſchieden; ſ. auch den Art. Luft, Th. 81, S. 255, nach. Uebrigens iſt die Bewegung der zuſammengepreßten Körper, wenn ſie ſich in ihren vorigen Zuſtand verſetzen, meiſtentheils eine beſchleunigte Bewegung, wenn nämlich die Kraft, womit ſie zuſammengepreßt worden, plötzlich nachläßt. Beſonders merkwürdig ſind noch die klingenden elaſtiſchen Körper, welche jederzeit, man mag ſie anſtoßen oder berühren, wie man will, einerlei Schwingungen machen. Zum Beweis dient eine geſpannte Saite und eine angeſchlagene Glocke, die immer denſelben Schall hervorbringen, man mag ſie anſchlagen, von welcher Seite man will.

Ueber die Entſtehung, Verwendung und Urſache der Elaſticität herrſcht bis jetzt noch ein tiefes Dunkel, welches den Bemühungen der ſcharfſinnigſten Naturforſcher zu erhellen fruchtlos geblieben; es iſt noch Keinem gelungen, auf welche Weiſe ſich dieſe Kraft äußert, zu entdecken, und man muß ſich daher mit bloßen Hypotheſen begnügen. So ſuchten Einige die Urſache in einer in den Zwiſchenräumen der elaſtiſchen Körper eingeſchloſſenen feinen Materie, die ſich immer in Wirbeln bewege, welche nothwendig an die zuſammengedrückten kleinſten Theile des Körpers anſtoßen mußten, und durch dieſes Anſtoßen die kleinſten Theile in ihre vorige Lage zurücktreiben. Wenn man den Beweis von dem Daſeyn dieſer Wirbel und von der

Kraft, die ſie in Bewegung erhält, führen könnte, ſo wäre es möglich; allein ſo fehlt dieſer. Nach der Behauptung von Andern ſollen die Zwiſchenräume bei einem elaſtiſchen Körper cylinderförmig ſeyn, und beim Beugen kegelförmig werden. Wenn nun der feine Aether, der ſich immer durch alle Körper bewegt, bei dieſer Bewegung auf die engen Spitzen der koniſchen Zwiſchenräume käme, ſo könnte er nicht ſo gut durch, er drücke nun mit Gewalt auf die Seitenwände, da denn die Pori wieder ihre cylinderförmige, und der ganze Körper alſo ſeine vorige Geſtalt wieder bekommt; allein auch dieſe Hypotheſe läßt, wie die vorhergehende, viele Einwendungen zu. Da man nun mit allen Hypotheſen nicht zum Ziele kommen konnte, ſo dachte man ſich den einfließenden Aether elaſtiſch, und nahm im Voraus ſchon Elaſticität an, um Elaſticität zu erklären. Auch die Luft wurde als Urſache bei der Erklärung dieſer Kraft nicht vergeſſen; allein man fand ſehr bald, daß auch dieſe nicht die Urſache ſeyn konnte; denn man beobachtete bei elaſtiſchen Körpern ein und eben daſſelbe, ſowohl in der Luft, als im luftleeren Raume; ſie wird weder ſtärker, noch ſchwächer, welches ſchon Boyle, Derham, Hawkesbeer, Achard und mehrere andere Phyſiker an mehreren Körpern, und namentlich am Glaſe, den Saiten, der Wolle, dem Fiſchbein, den Metallen und Schwämmen, unterſucht und bewieſen haben. Die in den Körpern befindliche Luft, ſagt ein Schriftſteller, für die Urſache annehmen, hieße eben auch Elaſticität annehmen, um Elaſticität zu erklären. Daß die als Beſtandtheile in den Körpern verborgene und alſo figirte Luft die eigentliche und wahre Urſache ſey, iſt um deswillen nicht wahrſcheinlich, weil man aus ſehr elaſtiſchen Körpern nicht mehr Luft, als aus unelaſtiſchen zu entwickeln vermag. — Es ſcheint aber doch, daß die Luft die einzige Kraft ſey, um Elaſticität

in den Körpern zu entwickeln oder ihre Elaſticität darzuſtellen, wie weiter unten angeführt werden ſoll. — Man nahm auch die Feuertheile zu Hülfe, welche aber ſelbſt elaſtiſch ſind; auch bemerkte man, daß je mehr Feuertheile in die Körper gebracht worden, deſto weniger Elaſticität findet bei ihnen Statt, zum Beweiſe dient glühender und kalter Stahl, ſo wie überhaupt Kälte die Elaſticität vermehrt. Dieſes geht ſo weit, daß Belidor aus Erfahrungen bewieſen hat, eine Kugel fahre bei einerlei Ladung aus kalten Kanonen weiter, als aus ſolchen, wo ſchon eine Weile daraus geſchoſſen worden. Einen merkwürdigen Beweis geben auch die Glocken und Trommeln bei trocknen und kalten Wintertagen. Man kann aber doch nicht allgemein als richtig annehmen, daß Kälte die Elaſticität vermehrt; denn bei der Luft geſchieht gerade das Gegentheil. Hieraus gewahrt man alſo, daß die Feuertheilchen bei manchen Körpern eine Hinderniß der Elaſticität und bei andern ein Beförderungsmittel derſelben werden können. Die neuern Naturkundiger ſuchen die Urſache in der anziehenden oder Anziehungs-Kraft; ſie behaupten, daß dieſe bei den elaſtiſchen Körpern in gewiſſen Lagen der genauen Berührung weniger ſtärker, als in andern Lagen ſey; wenn nun der Körper in eine andere Lage käme, ſo müſſe er auch wegen der ſtärkern anziehenden Kraft in ſeine vorige Lage zurück. Für dieſe Meinung ſind nun folgende Beweiſe:

1) Findet man immer in allen Fällen, daß beim Zuſammenpreſſen, Beugen oder Ausdehnen, einige Theile der elaſtiſchen Körper auseinander und andere näher zuſammengebracht werden. Wir ſehen dieſes zuerſt an einer geſpannten Saite, wo, ſo bald ſie bewegt wird, der Durchmeſſer ab- und die Länge zunimmt, wobei nothwendig einige Theile auseinander und andere wieder näher zuſammenkommen.

Noch deutlicher gewahrt man daſſelbe, wenn man eine ſchmale und lange ſtählerne Platte, oder ein hölzernes Lineal, oder ein längliches Stück Horn, oder andere ähnliche Körper an einem Ende auf einem Tiſche befeſtiget, und an dem andern ein proportionirtes Gewicht anhängt. Dieſe Körper machen nun hier einen Bogen, an welchem die obern Theile auseinander und die untern näher zuſammentreten. Dieſelbe Erſcheinung zeigt ſich auch an einem Ringe von Federharz oder dünnem Stahle, wenn man ihn zuſammendrückt. Auch geſchieht dieſes an einer elaſtiſchen Kugel, beſonders von Elfenbein, wenn ſie auf einen harten Körper fällt. Nur ein einziger Körper macht hier eine Ausnahme, die Luft, bei welcher, wenn ſie zuſammengepreßt wird, alle Theile näher aneinander kommen. — 2) Bei vielen Gelegenheiten gewahrt man deutlich, daß die Elaſticität ſich nach der verſchiedenen Dichtigkeit, alſo nach dem verſchiedenen Grade des Zuſammenhanges richtet. Die Metalle werden durch Hämmern dichter und mehr elaſtiſch. Nach Muſſchenbröcks Unterſuchungen und Berechnungen verhält ſich ſehr elaſtiſcher Stahl zum weichen wie 7809 zu 7738. So werden Eiſen und Stahl auch elaſtiſcher, wenn ſie glühend in kaltem Waſſer abgelöſcht werden. — 3) Man bemerkt allgemein, daß die Körper am wenigſten elaſtiſch ſind, die in Anſehung ihres Zuſammenhanges mit den weichen Körpern größere oder geringere Aehnlichkeit haben. — 4) Macht die Wärme beinahe alle Körper weniger elaſtiſch, welches wahrſcheinlich daher kommt, weil ſie den Zuſammenhang der Körper vermindert.

Wenn man nun auch annimmt, daß die anziehende Kraft den größten Einfluß auf die Elaſticität äußert, ſo iſt ſie doch nicht die alleinige Urſache, wenn ſie gleich ſehr viel für ſich hat; denn die Luft hat gewiß auch einen großen Antheil; nicht allein die von außen auf die Körper wirkende, ſondern auch diejenige, und wohl

am ſtärkſten, die ſich im Innern der Körper, in den Zwiſchenräumen derſelben befindet, und die einem Körper mehr, wie dem andern, wegen ſeiner größern oder geringern Poroſität beiwohnt. Sie beſitzt dieſe Kraft im höchſten Grade und theilt ſie andern Körpern mit, welches ſchon daraus hervorgeht, daß die Luft nichts von ihrer Elaſticität verliert, wenn ſie auch noch ſo ſtark und lange Zeit zuſammengepreßt erhalten worden, wohl aber andere Körper, wenn man nämlich ihre Spannkraft oft verſucht, oder ſie ſonſt an Oertern liegen oder aufbewahrt werden, die ihrer Spannkraft nachtheilig ſind. Bei der Luft dient zum Beweiſe ſchon eine Windbüchſe, die, wenn ſie mehrere Jahre mit zuſammengepreßter Luft iſt geladen worden, eine Kugel noch eben ſo weit, wie am Anfange zu treiben im Stande iſt. — Muſſchenbröck bemerkte in fünf Jahren nicht die geringſte Abnahme der Elaſticität an zuſammengepreßter Luft, und Robervall will daſſelbe bei einer Luft bemerkt haben, die er ſechzehn Jahre eingeſchloſſen und zuſammengepreßt erhalten hatte. — Die meiſten Körper ſind mit Luftzellen verſehen, einige mehr, die andern weniger, welche durch die Luft geſpannt erhalten werden; erhalten ſie nun irgend einen Druck von außen, ſey es nun durch einen Stoß, Schlag oder auf ſonſt eine Weiſe, ſo wird die Luft in dem Augenblicke, wo dieſes geſchieht, zuſammengepreßt, ſo bald aber die Wirkung aufhört, erhalten ſie ihren vorigen Zuſtand wieder, weil die Luft wieder ausgedehnt wird. Man hat einen Beweis von verſchloſſener Luft an einer mit Luft gefüllten Blaſe, wenn ſie nicht ganz ſtraff geſpannt iſt, ſo lange man nämlich mit dem Daumen darauf drückt, wird der Theil der Luft, wo der Druck geſchieht, gepreßt, ſo bald man aber den Daumen fortnimmt, ſo erhält die Blaſe ganz ihre Kraft wieder. Ein Körper, der alſo viele Luftzellen beſitzt, wird die Spannkraft in einem hohen

Grade zeigen, der weniger beſitzt, nur in einem geringern. Dieſes wären aber immer nur Beweiſe von der Elaſticität der Luft, keinesweges aber von den Körpern ſelbſt, die Spannkraft beſitzen, wie z. B. das Federharz, elaſtiſche Harz, der Fiſchbein, das Stahl ꝛc. ꝛc., hier kann doch die Luft das Zuſammenſchnellen, das beim Biegen wieder gerade Aufſpringen nicht bewirken oder wenigſtens muß hier außer der Luft noch eine Kraft in dieſen Körpern vorhanden ſeyn, welche dieſe Wirkung hervorbringt, oder hervor zu bringen im Stande iſt. Wollte man nun hier die Anziehungskraft annehmen, ſo würde auch dieſe Kraft erſt zu erklären nöthig ſeyn, um daraus die Spannkraft zu entwickeln. Wenn die anziehende Kraft bei großen Körpern außer allem Zweifel zu ſeyn ſcheint, wie wird ſie aber bei kleinen Körpern möglich, wie z. B. bei einem Stückchen Federharz, wie oben der Verſuch von Achard mit dieſem Harze bewieſen. Ein ſolches Stückchen Harz erfordert eine bedeutende Kraft, um es mit den Händen zu einer gewiſſen Länge auszudehnen, wobei man es in gerader Richtung hält, und läßt man die eine Hand los, ſo ſchnellt es wieder zuſammen. Wie läßt ſich nun hier die anziehende Kraft erklären? In den Körpern, welche mit Luft angefüllt ſind, oder Luftzellen beſitzen, die bei jedem Aufhören des Drucks, der auf ſie geſchieht, gleich wieder ihre vorige Geſtalt einnehmen, iſt dieſe Ausdehnung ſchon zu erklären; allein beim Zuſammenſchnellen des Federharzes iſt dieſes ganz anders, hier iſt die eigentliche Spannkraft am ſichtbarſten, und dieſe zu erklären, iſt dem ſcharfſinnigſten Naturkundigen noch nicht gelungen.— Hier nun noch einige Erfahrungen über die Spann- oder Federkraft. Bekannt iſt es, daß die Feuchtigkeit bei vielen Körpern die Spannkraft vermindert, bei andern ganz hemmt, und bei manchen befördert; ſo z. B. ſind naſſe Federn, feuchte Luft, naſſe Wolle weniger

elastisch; nasses Leder und Papier verlieren alle merkliche Elasticität; Beweise sind gespannte Saiten, Trommeln und Glocken, die alle bei feuchtem oder Regenwetter weniger schallen. Die mehrsten Theile der Thiere und Pflanzen müssen mit Feuchtigkeit durchdrungen seyn, wenn ihre Elasticität merklich seyn soll, welches die Muskeln, Knochen und andere Theile bei alten Leuten, dann auch frische und trockne Pflanzen und ihre Theile beweisen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß elastische Körper von ihrer Elasticität verlieren, wenn man sie lange Zeit stark gespannt, gebogen oder zusammengedrückt läßt. An einer gespannten Saite, einem gebogenen Degen, an gebogenem Holze, auch an lange zusammengedrückten Badeschwämmen gewahrt man dieses deutlich genug. Diese verschiedenen Erfahrungen lassen sich zur Noth mit der vorher angegebenen Ursache der Elasticität, das heißt, der anziehenden Kraft vereinigen. —

Was die Elasticität des menschlichen Körpers anbetrifft, so bemerkt man in diesem Punkte eine bewunderungswürdige Verschiedenheit; so z. B. äußert sich an einem Körper eine starke, an einem andern eine schlaffere Spannung. Die Spannkraft des Menschenkörpers ist der wesentlichste Grund von der Kreisbewegung aller menschlichen Säfte, selbst in den labyrinthisch verschlungenen feinsten Gefäßen und demjenigen Wesen, worüber die Natur unmittelbar zu gebieten hat, wodurch sich auch die meisten Geheimnisse und wunderbarsten Wirkungen bestimmen lassen. Die Erfahrung hat mehr, als einmal bewiesen, daß eine starke Spannung der festen Theile jederzeit eine merkliche Stärke des Körpers zum Vorschein bringen kann; dagegen erzeugt Schlaffheit, oder schlaff gespannte Theile in demselben eine Schärfe. Daher pflegt man diejenige Beschaffenheit des Körpers, welche ihr Daseyn einer gehörigen Spannung schul-

dig ist, Gesundheit zu nennen; eine widernatürliche Beschaffenheit des Körpers ist diejenige, welche von Schlaffheit zeigt. Es muß daher eine merkliche Körperstärke entstehen, wenn die festen Theile stark gespannt sind. Da aber immer die Kraft eines starken Theils um so viel mehr vermehrt wird, wenn er gar zu scharf gespannt ist, so wird man schon von selbst einsehen, daß eine solche Beschaffenheit des Körpers dem eindringenden und strömenden Blute in die äußeren Theile einen desto stärkeren Widerstand entgegensetzt, das Blut also mit einer größeren Lebhaftigkeit von der Oberfläche der Haut nach den inneren Theilen treiben, aber auch zugleich eine blasse Gesichtsfarbe machen müsse, und das bloß darum, weil auf diese Art keine rothen Blutkügelchen in den äußersten Blutgefäßen zurückbleiben, und folglich keine Röthe durch das zarte Hautgewebe hindurch leuchten lassen können. Daher kann ein Mensch blaß aussehen und doch dabei vollkommen gesund seyn; allein nur diese und keine andere Art von Blässe ist der Natur gemäß. Schon Celsus bestätiget die Wahrheit dieses Satzes, indem er schreibt, daß ein schönes, blühendes, rothes Gesicht sich keiner dauerhaften Gesundheit zu erfreuen habe, welches jedoch nicht immer der Fall ist. Man darf daher glauben, daß eine starke Spannkraft des menschlichen Körpers nichts Gewisseres, als die Gesundheit zum Gegenstande habe, weil ein Mensch, welcher eine solche Beschaffenheit des Körpers besitzt, alle zum natürlichen Leben erforderliche Handlungen, ohne alle Beschwerlichkeiten zu verrichten das Vermögen hat, dergestalt, daß hierauf nicht die mindeste Mattigkeit an den Gliedern verspürt wird. Das Gemüth ist aufgeheitert und lustig; der Magen besitzt hinlängliche Kraft gut zu verdauen und einen guten Nahrungssaft, folglich auch ein gesundes Blut machen zu können, so daß nach

dem Tiſche wohl ein Schauer, nicht aber eine Schwäche, vielweniger ein Kopfſchmerz entſteht. Der Schlaf iſt ruhig, ſo daß ein aufgeräumtes Weſen und eine neue Munterkeit des Körpers davon erfolgt. Dieſe Klaſſe von Menſchen wird öfters von einem Schauer überfallen, mehrentheils ſind ihnen die Hände kalt, ſie ſchwitzen ſelten, ſind aber deſto öfter genöthiget, den Urin zu laſſen, und die Leibesöffnung iſt bei ihnen die gewöhnliche. Ein ſolcher Menſch iſt mehrentheils zu einem flüſſigen, ſelten zu einem verſtopften Leibe geneigt. Man hat nämlich die Bemerkung gemacht, daß der Leib gemeiniglich flüſſig zu ſeyn pflegt, wenn die Theile des Hautgewebes einander in ſehr vielen Punkten berühren, und daß der Leib hart iſt, wenn das Gegentheil vorhanden iſt. Menſchen, welche eine ſtarke Spannkraft des Körpers beſitzen, ſind zu der goldnen Ader geneigt, und bei Frauenzimmern geht die monatliche Reinigung gut von Statten. Solche Menſchen genießen auch den Vortheil, daß ſie nicht leicht von einer Krankheit befallen werden; ſie bekommen ſelten einen Huſten oder Schnupfen, und werden von keinen Blutflüſſen geſchwächt; auch leiden ſie an keiner Entzündung der Augen, verfallen nicht leicht in eine ſchlechte Beſchaffenheit der Säfte; ſind zu keiner Verſtopfung der Leber, der Milz und der Gekrösdrüſen geneigt, verfallen weder in eine Waſſerſucht, noch in Lungenkrankheiten, und werden ſelten von hitzigen Krankheiten ergriffen. Dieſe Leute ſterben gewöhnlich eines natürlichen Todes, das heißt, in einem hohen Alter. Alles, was daher den feſten Theilen eine gröſſere Spannkraft zu geben vermag, und Alles, was dieſe Theile dichter zu machen im Stande iſt, kann dieſe Beſchaffenheit des Körpers entwickeln und zum Vorſchein bringen. Solche Fähigkeiten beſitzen alle kalte Sachen, ſie mögen äußerlich gebraucht oder innerlich

genommen worden seyn. Essig und alle saure Sachen, kaltes Wasser, nur nicht bei erhitztem Körper, ingleichen hinlängliche Leibesbewegungen und eine trockne Lebensart sind vermögend dem Körper eine starke Spannkraft zu verschaffen. Selbst Arbeit stärkt den Körper, wie schon Celsus berichtet: Arbeit giebt dem Körper Kraft; Müßiggang macht ihn dagegen schlaff. Auch scharfschmeckende Sachen reizen das Gefühlssystem, ob man ihnen aber auch die Kraft zuschreiben könne, den Körper stark zu machen, daran muß man wohl zweifeln; sie dienen vielleicht der erschlafften Welkheit, der schwachen Spannkraft mehr. Wer kaltes Wasser zu trinken gewohnt ist, sieht stark aus, weil das Wasser den Magen stärkt und vermöge seiner Kälte eine Reizung zu einer guten Verdauung erregt. Man kann sich daher nicht wundern, wenn vermöge dieser Reizung der Nerven ein Schauer öfters den ganzen Leib überfällt. Wer sich saurer und scharfer, jedoch nicht gewürzter Speisen öfters bedient, der wird sich nichts Gewisseres, als eine merkliche Stärke des Körpers zuziehen, weil scharfe und saure Sachen die Vollblütigkeit vermindern, indem sie, vermöge ihrer Schärfe, die zur Absonderung und Saftausleerung bestimmten Werkzeuge reizen, so daß die auszuleerende Feuchtigkeiten in großer Menge abgeführt werden. Da nun das Blut auf diese Art vermindert werden muß, so kann man leicht einsehen, daß der Körper, wenn er übrigens seinen diätetischen Gang geht, so leicht in keine Schwäche verfallen kann. Wer daher stets mäßig lebt, eine trockne Lebensart führt, und dabei wenig schläft, wird ebenfalls stark von Körper seyn. In allen diesen Fällen wird nur wenig Blut erzeugt, sondern es pflegt auch in den Blutgefäßen eine stärkere und lebhaftere Zusammenziehungskraft zu entstehen, weil keine allzugroße Menge des Bluts den Gefäßen Widerstand

entgegen zu ſetzen vermögend war; nur auf ſolche Art wird der Vollblütigkeit Einhalt gethan, und die Spannkraft des Körpers um ſo mehr befördert.

Dieſes iſt nun die Spannkraft des Körpers nach dem natürlichen Stande, jetzt aber einen Beweis von derjenigen Spannkraft, die allemal eine Schwäche zum Grunde hat. Man kann das Daſeyn oder die Gegenwart derſelben aus Folgendem gewahren: Das Angeſicht ſieht blaß aus, die Lippen ſind blau, die Augen fangen an trübe zu werden, es umſchließt ſie ein bleyfarbiger Kreis; der ganze Körper wird von einer abzehrenden Mattigkeit überfallen, die Hände und Füße fangen an ſchwer zu werden. Alle Glieder des Körpers ſind gleichſam ohne Empfindung und wie abgeſtorben, das Fleiſch welket und ſchwindet, das Gemüth iſt verdrießlich und verliert ſeine muntere Laune; man wird des Lebens überdrüßig und ſatt, achtet weder Luſt noch Freude, und man nimmt ſich aus Verdruß über ſich ſelbſt keine Geſchäfte mehr mit geſpannter Thätigkeit an. Der Magen verdaut ſchlecht, man hat daher nicht die geringſte Luſt zum Eſſen und der Leib fängt an eine Neigung zur Verſtopfung zu bekommen. Der Schlaf iſt ohne Ruhe und ohne alle Erquickung.

Aus dieſen angeführten Kennzeichen kann man nun diejenige Art der Spannkraft des Körpers beurtheilen, welche aus allzu ſchlaffen und ſchwach gewordenen feſten Theilen entſtanden iſt; und eben dieſe Merkmale ſind auch jederzeit gegenwärtig und begleiten dieſe Minusſpannkraft, welche eine Krankheit anzeigt, die von einer zu ſchlaffen und ſchwachen Beſchaffenheit der feſten Theile ihren Urſprung herleitet. Dieſelben Kennzeichen ſind aber auch eingetroffen, wenn die feſten Theile von einem Krampfe widernatürlicher Weiſe zuſammengezogen werden, doch mit dem Unterſchiede, daß ſich dieſe angegebenen Zeichen erſt nach dem Krampfe

äußern und nicht beständig anhalten, sondern sich nach Verlauf von etlichen Stunden, und nachdem die krampfhafte Zusammenziehung nachgelassen hat, wieder verlieren, nicht aber beständig sichtbar bleiben, wie bei derjenigen Beschaffenheit des Körpers, welche ihren Ursprung einer schwachen Spannkraft zuzuschreiben hat. Diejenige Beschaffenheit des Körpers aber, welche von allzu trocknen und steif gewordenen festen Theilen entstanden ist, macht den Körper kraftlos, so daß die Kräfte desselben von Tage zu Tage mehr abnehmen müssen. Der Magen fängt daher an schwach zu werden, sich bald nach dieser, bald nach jener Speise zu sehnen, und der Appetit oder die Eßlust wird eben so rege und lüstern, als die mancher schwangern Frau. Alles, was daher fähig ist, die Elasticität des Körpers zu schwächen, und den festen Theilen ihre Lebhaftigkeit zu benehmen, dieses Alles ist auch vermögend in dem Körper eine Schwäche hervorzubringen. Die Vollblütigkeit ist aber im Stande, vermöge des sich mehr anhäufenden Blutes, die Blutgefäße dergestalt auszudehnen, daß in den vom Blute allzu heftig ausgedehnten Gefäßen kein ordentliches Zusammenziehen erfolgen kann, und daher nothwendig eine Erschlaffung in den festen Theilen erfolgen muß. Allzu heiße Luft macht die Spannkraft des Körpers schlaff; allzu feuchte Luft, allzu nasse Wohnung, eine Gegend, welche an großen Flüssen liegt, erschlafft gleichfalls diese Lebenskraft. Faulheit, zügellose Begierde im Beischlafe, allzu langer und öfterer Schlaf, vorzüglich nach der Mahlzeit, schwächen und entnerven den Körper. Viele Sorgen, lebhafte Traurigkeit und langer Gram, tiefes Nachdenken, so auch vieles Wachen, verursachen ein Gleiches; Neid, heftige Erbitterung im Streite, der Mißbrauch zu heißer Bäder, öfteres Blutlassen, und unmäßiger Gebrauch der warmen Getränke, warmer Brühen, machen die beste Elasticität des Körpers

ſchlaff, ſo daß davon eine perennirende Kränklichkeit entſtehen muß. Vor allen Dingen muß bemerkt werden, daß die Erſchlaffung in der Spannkraft des Körpers nur in ſolchen Krankheiten Statt findet, welche dem Kranken in ſehr langer Zeit das Leben wiedergeben oder den Tod zuziehen, z. B. die Lungenſucht, Bleichſucht oder Waſſerſucht. In denjenigen Krankheiten hingegen, welche in ſehr kurzer Zeit entweder Geſundheit oder Tod in ihrem Gefolge haben, dergleichen alle Arten der Entzündungsfieber ſind, iſt die Erſchlaffung an den feſten Theilen nicht anzutreffen, hingegen eine gar zu ſtarke Spannung. Ein Frauenzimmer, welches die Bleichſucht hat, leidet aus der Urſache an einer merklichen Körperſchwäche, weil ihre allzu ſchlaffen Organe aus Mangel der Elaſticität nicht lebhaft genug in ihre Säfte wirken. Eine Frau, welche an dem weißen Fluß, und ein Jüngling, welcher an zu heftigen Samenergießungen leidet, empfinden beide an ihren Körpern eine ſtarke Entkräftung, weil nämlich die zu ſchlaff gewordenen Gefäße beider Perſonen nicht im Stande ſind, die gedachten Säfte bei ſich zu behalten, ſondern ſolche wie ein Sieb von ſich zu laſſen, ſo wird auf dieſe Art den geſammten Gliedern des ganzen Körpers nothwendig alle Nahrung entzogen werden müſſen, ſo daß aus Mangel der Säfte nichts Gewiſſeres, als eine auffallende Schwäche im Körper entſtehen muß, welche eine offenbare Anzeige zu ſeyn pflegt, daß der Körper von einer abzehrenden Krankheit ausgemergelt worden. Auch diejenigen pflegen entkräftet zu ſeyn, welche aus Mangel und aus Abnahme der Spannkraft eine ſchlechte Saftmiſchung beſitzen; denn da die zu ſchlaffen Organe mit gar keiner lebhaften Thätigkeit in die Säfte wirken, ſo wird auch kein gutes Blut gemacht, geſchieht dieſes aber, ſo wird ſowohl die körperliche Munterkeit, als die der Seele nach und nach verſchwinden,

das Fleisch welken und abnehmen, und eine vollkommene Ermattung erfolgen. Auch diejenigen, welche bis in die späte Nacht auffitzen und studieren, empfinden eine Schwäche in der Elasticität ihres gesammten Körperbaues, davon die Magenschwäche ein empfindsames Zeugniß ablegt. Nach Celsus leiden gemeinilich diejenigen an einem schwachen Magen, welche die Wissenschaften studieren. Wenn nun die Gelehrten einen schwachen Magen haben, so kann bei ihnen die Verdauung der Speisen nicht gehörig geschehen; ist nun diese nicht in der Ordnung, so wird auch der Nahrungssaft von schlechter Beschaffenheit seyn, und dieser ist unfähig, den Körper gehörig zu ernähren. Wird nun der Körper nicht ernährt, so muß der Körper abnehmen, und eine übermäßige Schwäche leiden, welche mehr, als zu fähig ist, unzählige Krankheiten zum Vorschein zu bringen. Diejenigen, welche von allzu großen Nahrungssorgen oder andern Bekümmernissen beunruhiget werden, und den Körper durch zu vieles Wachen entkräften, schaffen sich eine schwache Spannungskraft. Von einer zu heftigen Begierde nach dem Genusse einer Sache, und von jeder unbändigen Leidenschaft, kann auch eine merkliche Schwäche des Körpers entstehen. Beide Gemüthsanstrengungen verzehren die Kräfte der Spannkraft oder Elasticität, und trocknen den Körper aus, wie eine zu große Sonnenhitze das Gras dahinwelken macht. Ein starker Durchfall, welcher dem Körper die Kräfte raubt, und ein starker abgehender Schweiß, welcher dem Körper die Säfte entzieht, und stets ein Gefährte der Seelenkrankheit und der Lungensucht ist, sind beide mächtig genug, die Spannkraft des Körpers aufzulösen. Eine krampfhafte Spannung der festen Theile kann eine Zurückweichung der Säfte von den äußeren Theilen veranlassen, aber nicht eine solche, die beständig sichtbar zu seyn pflegt, sondern nur so

lange gegenwärtig bleibt, als der Krampf die Glieder erschüttert. Sobald aber der Krampf nachläßt, so fängt auch diese Art des Saftrücktritts an, sich wieder zu verlieren. Dieses begegnet auch Personen, welche in Ohnmacht fallen, aber nur so lange, als diese anhält. Wenn alle Glieder von einem solchen Krampfe steif werden, welcher den ganzen Körper unbiegsam und erstarrend macht, oder wenn ein Mensch von einem solchen krampfhaften Spannungsübel angegriffen wird, welches den Körper vorwärts zu beugen fähig ist, so daß der Kopf und die Füße rückwärts gezogen werden, so entsteht ebenfalls eine solche Zurückweichung der Säfte. Menschen, welche in eine gänzliche Erstarrung verfallen, in welcher ein Mensch in eben der Stellung bleibt, darin er sich befand, als ihn die Erstarrung überfiel, z. B. im Stehen, Sitzen oder Liegen, haben dasselbe Schicksal, weil von diesen Krämpfen alles Blut von den äußern nach den innern Theilen hingepreßt wird. Dasselbe ereignet sich auch bei der fallenden Sucht, welche dieses vor andern Krankheiten zum voraus hat, daß davon der Körper und alle Glieder erschüttert und geworfen werden, so daß sich die Augen verdrehen, der Mund einen Schaum und die Geburtsglieder den Samen ohne Empfindung von sich geben, und sowohl der Urin, als auch der Koth ohne alles Bewußtseyn fortgeht. Der Blutrücktritt von den äußern Theilen ereignet sich auch vermöge der Spannkraft bei den Wechselfiebern, wenn sich der Frost einstellt. Diese Zurückweichung ist aber von keiner langen Dauer, sondern verschwindet, sobald sich die Hitze einfindet, da dann anstatt der Zurückweichung ein stärkerer Zufluß der Säfte durch eine merkliche Röthe in der Haut sich zu erkennen giebt, vor welcher der Körper dergestalt in Hitze gesetzt und das Blut gleichsam entflammt wird, daß darauf nichts gewisser, als ein heftiger Durst erfolgt, welcher den Schlund

ganz trocken zu machen pflegt. Doch es bleibt nach einem geheilten Fieber stets einige Zeitlang die Zurückweichung der äußerlichen Säfte sichtbar. Heftig angreifende Darmschmerzen, Schmerzen, die ein Stein in den Nierengängen oder in der Harnröhre verursacht, Magenkrämpfe, Mutterbeschwerungen und die Milzsucht sind alle von der Art, daß sie insgesammt durch den Reiz der Nerven in den äußern Theilen einen Zurücktritt des Bluts zuwege bringen. Auf diese Art verräth sich auch die Furchtsamkeit; denn da vermöge dieser Leidenschaft alles Blut, Kraft der zusammengezogenen Haut, von der Oberfläche derselben nach der Lunge und dem Herzen zu getrieben wird, so muß freilich eine solche Zurückweichung zum Vorschein kommen; zugleich aber auch in der Brust eine um so größere Beängstigung daraus entstehen. Wenn ein anhaltender, erschütternder Gram, und eine gar zu lebhafte Traurigkeit das Gemüth in Verwirrung setzt, so werden, wie von einem nagenden Wurme, alle Glieder des Körpers dergestalt ausgezehrt, daß sich aus diesem Grunde ein Zurücktreten der Säfte aus den äußeren Theilen äußern muß. Daher haben alle neidische Menschen ein eingeschrumpftes Gesicht, welches seinen Ursprung daher nimmt, weil durch diese thörichte Leidenschaft, sowohl dem Körper, als dem Gemüthe alle Lebhaftigkeit und Munterkeit geraubt wird, so daß davon der Körper aus der daraus herrührenden Schwäche der Elasticität in eine Abzehrung verfallen muß, welche den Tod nach sich zu ziehen mehr als je fähig ist. Das Erschrecken kann ebenfalls ein Zusammenziehen der äußern Theile hervorbringen. Aufbrausender Zorn und heftiges Gezänk, so wie alle Leidenschaften, welche die Vernunftsgränze überschreiten, sind Ursache, daß der Körper einschrumpft und abfällt, welches daraus entsteht, weil das Blut durch die krampfartige Zusammenzie-

hung der Haut nach inwendig getrieben wird, so daß sich an derselben keine Spur von Lebhaftigkeit offenbaren kann. Steif und trocken gewordene feste Theile müssen nothwendig an dem ausgemergelten Körper den Anblick des Verfalls sichtbar machen, und dieses vermögen sie bloß aus dem Grunde, weil ihre Nerven von solcher Beschaffenheit sind, daß sie das Blut nicht in die äußerst zarte Blutgefäße treiben können, welche das Hautgewebe unterhalten und ernähren. Wird aber kein Blut in dieselbe getrieben, so verlieren sie nach und nach ihre Höhlung und die Blutgefäße fallen zusammen, schrumpfen ein, und trocknen endlich aus. Dadurch muß die Elasticität ihres Faserngewebes endlich unvermögend werden diejenigen Säfte einzusaugen, durch welche die äußern Theile des Körpers genährt werden müssen. Bekommen die zusammengefallenen Blutgefäße keine Nahrung mehr, so werden auch diejenigen Theile, aus welchen sie verwebt sind, keine Nahrungssäfte mehr bekommen, folglich müssen diese Gefäße und ihre Zweige vertrocknen und steif werden. Man gewahrt dieses offenbar an sehr alten Personen und an denjenigen, welche ihres Alters wegen, das ist, nach dem Laufe der Natur und ohne alle Krankheit sterben. Diejenigen, welche ein schleichendes und abzehrendes Fieber haben, diejenigen, welchen ein beständiger Schweiß die Kräfte raubt, oder welchen ein langer anhaltender Durchfall die Lebenskräfte entführt, haben gewöhnlich wegen der Abnahme der Spannkraft eine tödtliche Verfallenheit in dem Gesichte, und alle gestorbene Personen zeigen im Sarge eben diese Gesichtszüge. Man gewahrt, daß bei einem Sterbenden durch Verminderung der Elasticität aller Fasern und Organe das sämmtliche Blut von den äußeren Theilen nach den inneren getrieben wird; auch fängt das Blut an stille zu stehen und in eine vollkommene Stockung zu gerathen. Die Erfahrung

zeigt, daß jederzeit der Tod erfolgt, wenn die Elasticität aufhört die Säfte nach den Umlaufsregeln fortzutreiben, dergestalt, daß dieselben endlich stehen bleiben, indem das belebende Wesen langsam oder rasch Abschied nimmt. Wenn flüssige Körper nicht mehr bewegt werden, so fangen solche an, durch verschiedene Grade in Fäulniß überzugehen, und in ihre ehemalige sichtbare Grundtheile zersetzt zu werden. Wenn der Oberleib von der Schnürbrust gewaltsam eingepreßt wird, so pflegt eine der Gesundheit höchst nachtheilige Abnahme der Spannkraft zu entstehen, weil durch das Einpressen des Oberleibs in den Organen die Spannkraft größtentheils gehemmt wird, das Blut kann daher nicht in alle seine Gefäße hineindringen, und da diese kein Blut bekommen, so können sie auch nicht, ihrem Bedürfnisse gemäß, genährt werden. Erhalten sie nun nicht ihre gehörige Nahrung, so müssen die Blutgefäße eintrocknen, ihre innere Höhlung wird immer enger und verwächst endlich, und wenn dieses geschieht, so muß daraus eine allmählige Abzehrung im ganzen Körper erfolgen. Ein allzufestes Einschnüren ist vermögend die größten Ohnmachten zu verursachen. Es entsteht davon, sonderlich bei heftigen Leidenschaften und Thätigkeit, ein Herzklopfen, eine Engbrüstigkeit und Beängstigung, so daß aus diesen Ursachen ein eiskalter Schweiß über den ganzen Körper herausgetrieben wird. Es kann nicht der periodische Kraftdruck der beiden großen animalischen Hauptfedern, des Herzens und der Lunge, seinen freien Gang behalten, wenn man denselben durch kindische Bande einsperrt, und die wesentliche Elasticität gewaltsam einkerkert. — Auch der Mißbrauch des Branntweins ist vermögend die Elasticität unseres Körpers zu entkräften; denn wenn gleich anfangs beim Genusse desselben die Elasticität der Magenorgane gewinnt und diese heftig gespannt werden, so entstehen

doch nachher, nach den zitternden Schwankungen, Geſchwülſte, Waſſerſucht und verſchiedene abzehrende Krankheiten. Selbſt der Tod wird durch den täglichen und übermäßigen Gebrauch dieſes Getränkes herbeigeführt, weil durch die Schwächung der animaliſchen Spannkraft das Geblüt leidet und zähe gemacht wird, ſo daß es ſeinen freien Umlauf nicht mehr verrichten kann, und die elaſtiſchen Faſern der Organe zuletzt, von dem unaufhörlichen Reize ermattet, einſchrumpfen.

Hier nun einige Regeln, wie man ſich eine natürliche Spannung oder Elaſticität eigen machen kann. Alles, was die feſten Theile ſtärken und in denſelben eine lebhafte Kraft zu wirken hervorbringen kann, iſt auch vermögend dem Körper eine regelmäßige Spannung zu verſchaffen. Wenn man daher dem Körper die gehörige Spannkraft erhalten und geſund bleiben will, ſo muß man zum öfteren kalte Waſſerbäder nehmen, und ſich dann ſolcher innerlichen Mittel bedienen, welche im Stande ſind, den Saft, welcher von der Natur dazu beſtimmt iſt, die Nerven in ihrer natürlichen Spannung zu erhalten, in angemeſſener Menge abzuſetzen. Man bediene ſich zum ordentlichen Getränke des reinen kalten Waſſers, in kleinen Zügen und außer aller Erhitzung, ſo wie zum Waſchen des Kopfes und ganzen Leibes. Will man ſolches nicht ungemiſcht trinken, ſo kann man ihm etwas guten Weineſſig und Zucker, oder Citronenſaft und Zucker oder etwas Honig, auch Johannisbeer- und Kirſchſaft beimiſchen, oder man kann auch dem Trinkwaſſer mit einem guten Rheinweine oder einem etwas ſäuerlichen Weine einen angenehmen Geſchmack geben. Auch etwas verſüßten Salpetergeiſt, Hoffmanniſchen Liquor oder eine andere ſaure Tinktur, wie die Roſen- oder Violentinktur dem Waſſer zugeſetzt, iſt dem Körper ſehr dienlich. Wer an den Wein gewöhnt iſt,

der wähle sich zu seinem Gebrauche solche Weine, die leicht und gut abgelegen sind. Ein Biertrinker hat darauf vorzüglich zu sehen, daß dieses Getränk gehörig gegohren, abgelegen hat, und von solcher Beschaffenheit sei, daß es nicht leicht berausche; daß man besonders von den braunen gehopften Bieren nicht auf einmal zu viel trinke, weil es sonst beim Ueberflusse den Magen zu schwächen pflegt. Eine gute Lebensordnung trägt überhaupt viel zu einer guten Spannkraft bei, obgleich man sich nicht gern einer pedantischen Diät unterwirft, gewöhnlich dann erst, wenn die Lebenskräfte anfangen sich zu erschöpfen und zu ermatten. Wer daher eine gute Spannkraft seinem Körper erhalten will, der muß seine Gaumen und seine Zunge im Zaume erhalten. Ueberhaupt, sagt ein Schriftsteller, vermag ein gesunder und muntrer Körper mehr zur Erreichung seiner Glücksaussichten durch innere Thätigkeit beizutragen, als ein großes Vermögen, ob dieses gleich durch gute Pflege eine kränkliche Lage erträglicher machen kann, aber nicht den abgenutzten Körper wieder umzuschaffen vermögend ist. Wer sich die nöthige Spannkraft eigen machen und sich dieselbe in dem erforderlichen Grade erhalten will, der laße sich folgende Lebensordnung gefallen. Man bediene sich des oben empfohlenen Getränkes und wähle zur Speise, um den Körper eine gesunde Elasticität zu verschaffen, oft Salat, als: Brunnenkresse, Spanische Kresse, Gurken, Rettig mit Citronensaft, Essig und Baumöl zugerichtet. Ferner gehören, nach dem Dr. Bach zu den Speisen, welche die Elasticität oder Spannkraft des Körpers befördern, noch folgende: Meerrettig, entweder mit Wein oder mit Essig und Zucker, oder auch in Wasser oder Milch erweilt. Die gekochten Fleischspeisen müssen säuerlich, mit Knoblauch, Zwiebeln, Ingber, Pfeffer und Lorbeerblättern und Basilienkraute zugerichtet werden.

In Suppen kann man ſich des Peterſilienkrautes, der Sellerieſwurzeln und der Peterſilienwurzeln bedienen. Man ſoll überhaupt mehr gebratene, geräucherte und eingepöckelte Gerichte, als gekochte auftiſchen, und dabei Senf, der mit Wein, Citronenſaft oder Eſſig angerieben worden, wie auch eingemachte Heidelbeeren, Johannisbeeren, ſaure Kirſchen oder auch in Eſſig eingelegte und ſaure Gurken, aufgewellte Sellerieſwurzeln mit Eſſig und Baumöl genießen. Zur Abwechſelung können auch alle Arten von Fiſchen, ſie mögen friſch geſotten, eingeſalzen oder getrocknet ſeyn, gegeſſen werden. Der friſch geſottenen Fiſche kann man ſich mit Eſſig oder Citronenſaft und Baumöl mit gutem Nutzen bedienen, oder auch dieſe, wie auch die getrockneten, mit einer ſauren Brühe zubereitet eſſen. Man kann auch ſolche gebraten genießen. Die Hauptſache iſt aber immer bei dem Genuſſe aller Speiſen die Mäßigkeit, weil uns auf dieſe Weiſe die Speiſen das Nahrhafte am leichteſten mittheilen können; wenn man ſeinem Magen ein gewiſſes Maaß täglich des Mittags, nach dem Verhältniſſe ſeiner Konſtitution, giebt, und des Abends nur wenig genießt. In einem kleinen Maaße bekommen uns alle Gerichte, nur das Zuviel vergiftet auch die geſundeſten Speiſen. Das Thee- oder Kaffeetrinken zum Frühſtücke, und das Mittagseſſen mit einer heißen Kraftbrühe anzufangen, ſind dem Magen höchſt ſchädlich, und nur die Gewohnheit kann dieſen Genuß minder ſchädlich machen; denn der heiße Kaffee, Thee ꝛc. erſchlafft die ganze Verdauungskraft und Elaſticität des Magens für den ganzen Tag und verdünnt den Speichel. Man eſſe daher zum Frühſtücke trockene Semmel oder Brod, trockene Speiſen, mit welcher man auch das Mittagseſſen anfängt, vermeide alles Zwiſcheneſſen zwiſchen den Mahlzeiten, halte Maaß, und verwerfe den ſo beliebten Branntwein, als den ſicherſten Zer-

ſtörer der Verdauung. Wer es kann, da mache ein Glas Wein den Beſchluß der Mittagstafel. Dieſe trockene Lebensart ſtärket den Körper weit mehr, als viele Quarte Wein und Bier, die Einige, das Geblüt zu verdünnen, eigentlich um viel Urin zu machen, täglich in den Magen gießen, wodurch man ſeine Verdauung um viele Stunden verzögert und die Nahrungsſäfte immer wäſſeriger und unwirkſamer macht, ſo daß man immer mehr zu eſſen und zu naſchen wünſcht, um den Körper elaſtiſch zu erhalten, ohne jemals dieſe Abſicht erreichen zu können; die größten Schnaps- und Weintrinker frieren beſtändig. Außer den Speiſen ſei man nun auch bedacht, um die natürliche Spannkraft dem Körper zu erhalten, daß man dem Körper nicht zu viel Ruhe gönne, alſo iſt das zu viele Sitzen, ein zu langer Schlaf dem Körper ſchädlich. Man gewöhne ſich daher, ſtatt des langen Schlafes und des beſtändigen Sitzens, ſeinem übermäßigen Hange zur körperlichen Ruhe nach und nach etwas Gewalt anzuthun, ſchlafe nur täglich ſechs Stunden, und mache ſich in der Folge mehr thätige Geſchäfte durch eine mäßige Leibesbewegung, beſonders in freier Luft. Die Leibesbewegung vermehrt die Elaſticität und die ſämmtlichen Kräfte des Körpers. Sie befördert den weſentlichen Umlauf des Blutes ſelbſt nach den vom Herzen entfernten Gefäßen der Haut, die davon beſſer, als zu Hauſe genährt wird; ſie veranlaßt die weſentlichen Abſonderungen und Ausleerungen der verſchiedenen Säfte, und hat noch außer dem den beſonderen Nutzen, daß man, ſo lange man ſich bewegt, bei jedem Schritte eine freie Luftwelle einathmet; und unſere Ausathmung und ganze Ausdünſtung des Körpers auf der Stelle verweht wird. Bei dem vielen Sitzen macht unſer Ein- und Ausathmen die Luft, welche mit uns eingeſchloſſen iſt, nebſt unſerer Lunge unelaſtiſch, und ſo wird uns in wenigen

Minuten, den Tabaksrauch mit in Anschlag gebracht, jede Stubenluft schädlich. Gestattet es nicht die Witterung, daß man sich durch einen Spaziergang, durch Reiten oder Fahren öfters eine Bewegung macht, so muß man den Körper zu Hause, z. B. durch etwas Holzsägen, täglich, vornehmlich vor dem Mittagsessen, in eine hinlängliche Thätigkeit setzen. Besonders trifft dieses die Gelehrten, deren Körper Tag und Nacht, oft ganze funfzig Jahre lang schläft, indessen der Geist und das Auge ununterbrochen denkt und liest. — Ferner ist es noch nöthig auf die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften zu achten. Es ist eine entschiedene Sache, daß alle lebhafte Aufwallungen des Blutes auf den Körper und dessen Gesundheit einen mächtigen Einfluß haben, indem der Affekt die Nerven lebhaft spannt und erschüttert, und als ein Organ durch alle Nerven und Blutorgane wüthend stürmt. Ist die Seele mißmüthig, so leidet auch die Spannkraft des Körpers dadurch, und das ganze Lebenssystem wirkt nun mißmüthig, so wie der Körper, wenn er sich nicht recht wohl befindet, ebenfalls das Gemüth verdrießlich und den Gang seiner Geschäfte stockend macht. Soll aber der Körper völlig gesund seyn, das ist, seine gehörige Elasticität ausüben, so muß sich auch die Seele in einer ungestörten Zufriedenheit und in gehöriger unleidenschaftlicher Geistesruhe befinden. In der That kann man nicht vorsichtig genug seyn, allen unangenehmen Empfindungen der Seele vorzubeugen, weil man nicht Herr von den Lebensauftritten ist, welche uns mittelbar oder gar unmittelbar erschüttern. Man bemühe sich, die Seele durch keine andere, als ruhig angenehme Vorstellungen zu unterhalten. Man entwöhne sich also von allen Unarten, und überlasse sich nicht der Wuth des Zorns, den Gezänken, dem Hange des Rechthabens und dem Neide. Man weiche dem Gram mit aller Sorgfalt aus, und man

verſchaffe ſich durch das eigene Bewußtſeyn nach Vernunft und Tugend zu handeln, ſo viel es in unſeren Kräften ſteht, eine dauerhafte Gemüthsruhe. Man ſuche den Umgang geſitteter Geſellſchaften und die Heiterkeit durch angenehme Zerſtreuungen; denn wenn man geſchäftslos und ſich ſelbſt überlaſſen ſeine Jahre verlebt, leidet die Geſundheit. Man bemühe ſich durch öfiere Spaziergänge, durch Fahren, durch Ergötzungen auf dem Lande, durch eine gute Muſik, durch eine gute Lektüre, wozu eben keine Geiſtesanſtrengung erfordert wird, das Gemüth zu zerſtreuen. Kurz man richte bei ſeiner Lage das Augenmerk jederzeit dahin, wie man ſich eine unſchuldige Gemüthsfreude verſchafft, um dadurch ſeinen Körper durch Eigenmachung einer guten Spannkraft vor vielen Krankheiten zu ſichern. Der Dr. Bach will ſo viele Beobachtungen in Hinſicht der Spannkraft beim Körper des Menſchen gemacht haben, die alle nach der obigen Vorſchrift glücklich ausgefallen; er giebt daher den Rath die oben angeführte Regeln in Hinſicht der körperlichen und geiſtigen Diät genau zu befolgen, wo man dann eine höchſt ſchätzbare Spannkraft des Körpers genießen wird, welche der Haupthebel in dem Lebensmechanismus iſt, der ſowohl dem Könige, als Bettler, von unſchätzbarer Güte iſt, und zwar aus dem Grunde, weil durch alles dieſes der Vollblütigkeit Einhalt geſchieht, zu welcher Viele ſchon von Natur und durch eine ſitzende Lebensart und gute Pflege vorbereitet werden. Da aber durch die vorgeſchriebene Lebensordnung der Vollblütigkeit in der That und geradeweges vorgebeugt wird, weil auf dieſe Art ſehr wenig Nahrungsſaft und folglich auch ſehr wenig Geblüt ſich erzeugt, ſo wird man zu ſeinem eigenen Vortheile ſehr viele Krankheiten ausweichen, welche im entgegengeſetzten Falle aus der Vollblütigkeit, die ohnedies eine ergiebige Quelle verſchiedener

unangenehmer Zufälle, besonders der lebhaften Wallungen zu seyn pflegt, ihren wesentlichen Ursprung herzunehmen pflegen. — Man überlege, wie groß der Vorzug, wie mannigfaltig der Nutzen dieser höchst nöthigen Spannkraft sey, die man in Wahrheit für eine nicht geringe Glückseligkeit anzusehen Ursache hat, weil sie der Grundpfeiler von unserer ganzen Gesundheit und folglich von einem langen geruhigen Leben enthält, u. das Ziel, welches der allgemeine Wunsch unseren Jahren ausstekt, nach dem ordentlichen Laufe der Dinge erreichen läßt.

Ueber die Elasticität oder Spannkraft des Körpers vom Dr. Bach. In der fortgesetzten Magie oder den Zauberkräften der Natur ꝛc. von Joh. Sam. Halle. 8r Bd. Berlin, 1796, S. 254 u. f.

Spannleute, Spanndienster, in einigen Gegenden ein Name der Abspänner, das ist, derjenigen Bauern, welche zur Bestellung ihres Ackers Zugvieh halten, und zu Spanndiensten verpflichtet sind; s. auch oben, Spanndienst.

Spannloch, beim Müller, das im Beutelkasten einer Mühle 9 Zoll lange und 6 Zoll hohe Loch, wodurch das Mehl aus dem Beutelkasten genommen wird.

Spannmann, s. oben, unter Spann.

Spannmesser oder Spannenmesser, Hirundo Geometra, eine Benennung der Fensterschwalbe, s. unter Schwalbe. — Auch eine Benennung mehrerer Nachtfalter, wie des Eckflügels, Ausspanners; des Rundflügels; des Eckflügels mit Borstenfühlhörnern; des Rundflügels mit Borstenfühlhörnern, Phalaena Geometrae.

Spännadel, s. unter Stecknadel, Th. 100, S. 453.

Spännadelmacher, s. daselbst.

Spannnagel, Schloßnagel, Krollnagel, Halbnagel, beim Grobschmidt, ein starker runder eiserner Nagel oder Bolzen mit einem Kopfe, wie

ein Nagel, der am andern Ende ein Loch hat, wodurch ein Splinth oder Keil gesteckt wird, um diesen Nagel fest zu halten, wenn er durch das Obergestell und das Untergestell eines Wagens durchgesteckt, beide zusammen vereiniget; er vereiniget daher den Hinterwagen mit dem vordern. S. auch Th. 57, S. 336. Es kommt her von spannen, welches ehedem auch verbinden überhaupt bedeutete.

Spannpflock in der Jägerey, s. Spannhäftel.

Spannrahmen, beim Müller, ein Stück des Grieswerks, um das Wasser damit zu stemmen.

Spannraupe, Spannraupen, diejenigen Raupen, welche in Gesellschaft bei einander sind, zum Unterschiede von den einsamen Blatt- oder Ringelraupen; s. unter Raupe, Th. 121, S. 236. Bei Einigen werden diejenigen Raupen, welchen die zwei oder drei ersten Paare der Bauchfüße fehlen, Spannraupen genannt; Andere nennen sie Spannmesser, Geometrae Linn. Nach Adelung kommt dieses Wort von Span, Gespan, Gesell, oder auch von spinnen her, weil sie in ihrem Gespinnste beisammen liegen.

Spannreif, bei den Böttchern, ein Reif, womit die Faßdauben in ihrer runden Gestalt ausgespannt erhalten werden, bis der Boden eingefugt werden kann.

Spannribbe, s. Spannrippe.

Spannriegel, Brustriegel, beim Zimmermann, das starke Stück Holz eines Dachgesperres, welches die zwei liegenden Stückhauben unter dem Kehlbalken oberwärts faßt und spannt, damit sie nicht gegeneinander fallen können.

Spannriemen, ein jeder Riemen, etwas damit zu spannen. Beim Schuhmacher führt diesen Namen derjenige Riemen, womit der Schuh oder Stiefel auf dem Leisten während der Arbeit auf dem Knie festge-

halten wird; der Knieriemen, s. auch unter Schuh, Th. 148, S. 643.

Spannring, ein Ring, etwas damit zusammen zu spannen. Bei den Schmieden ist es derjenige Ring, womit die Zangengriffe zusammengespannt werden; der Sperring.

Spannrippe, Spannribbe, bei den Fleischern, an einem geschlachteten Rinde das Rippenstück, welches gleich bei dem Kamme an den Vordertheilen zu finden ist.

Spannsäckchen, beim Bortenwirker, an den Weberstühlen, die kleinen, mit Stückchen Ziegelsteinen angefüllten Säckchen, womit die Anschweifrollen ausgespannt werden.

Spannsäge, eine Handsäge des Böttchers zu allerlei Gebrauch; s. unter Säge.

Spannseime, beim Jäger, eins von den Seimen oder Leinen der Vogelstellergarne.

Spannspan, beim Perrückenmacher, ein kleines Stückchen Holz, welches an den beiden Spitzen, oder Enden einen Kerb hat, womit man die beiden Fäden der Tressen, wenn die Haare tressirt worden, und öfters sehr dicht nebeneinander ausgespannt sind, von einander sperret ꝛc.; s. unter Perrücke, Th. 108, S. 661.

Spannstab, beim Weber, s. Spanruthe.

Spannstock, bei den Pferden, s. Th. 57, S. 459. Beim Weber, s. Spannstab.

Spannstrick, in der Landwirthschaft, die Vorderfüße der Pferde zu binden, s. unter Spannen.

Spannung, beim Maurer, wenn zwei in einem Gebäude gegen einander überstehende Mauern mit einem Bogen verbunden werden, welches man auch die Weite eines Gewölbes nennt.

Spannwinde, eine Handwinde, den stählernen Bogen der Armbrust damit zu spannen.

Spannwüste, bei den Fleischern, ein Stück Fleisch aus dem Hintertheil eines geschlachteten Rindes, zum Unterschiede von der Zwergwüste, s. unter Wüste, in W.

Spannzange, beim Goldschläger, eine eiserne Zange, die viel Aehnlichkeit mit einem Brenneisen der Perrückenmacher hat, vorne mit breiten runden Knöpfen oder Kneipen, den Rücken der Form auf dem Tische damit zusammenzuklemmen, wenn man die geschlagenen Goldblätter zwischen den Enden der Form hineinschieben will; s. unter Zange, in Z.

Spannzettel, in den Haushaltungen einiger Gegenden, ein Zettel, welcher jedem Dienstboten, sowohl weiblichen, als männlichen Geschlechtes, bei dem Antritte seines Dienstes gegeben wird, worauf dessen Name, die Zeit, wenn er den Dienst angetreten, und der ihm bewilligte jährliche Lohn verzeichnet ist oder worden.

Spansau, in der Landwirthschaft, s. Spannferkel.

Spanschachtel, beim Buchdrucker, dasjenige Behältniß, worin die Späne liegen, die der Drucker zu den Formaten beim Pressen gebraucht.

Spanten, im Schiffbaue, die Hölzer, welche die Rippen des Schiffes bilden; s. unter Schiffbaukunst, Th. 143, S. 17, 256.

Spantenauflagen, s. daselbst.

Spantenriß, s. das., S. 281.

Spantenstützen, eine Benennung der Auflagen im Schiffbaue, s. diese.

Spar, s. Hausperling, unter Sperling.

Sparadrap, in der Chirurgie, wenn Leinwand durch ein geschmeidiges und dünn gemachtes Pflaster gezogen, und davon auf beiden Seiten, obgleich dünn, bekleidet worden.

Sparagan, ein sehr schlechter wollner Zeug, welcher

in England verfertiget und von da nach Spanien geschickt wird, obgleich nur in kleinen Quantitäten, weil man ihn im Lande größtentheils verbraucht.

Sparblock, in der Schiffbaukunst oder beim Schiffszimmermann, ein starkes Stück Holz, welches mit dem Bladen eines Flußkahns, einer Holzgölle, gerade in der Mitte des Schiffbodens aufgenagelt wird, und worin der Mastbaum an seinem untern Ende eingezapft wird. Dieser Block muß 18 Zoll breit und in seiner Mitte 10 Zoll hoch seyn. Die Länge hängt von der Breite des Bodens in seiner Mitte ab, weil er nach der Breite des Bodens mit dem Bladen parallel liegt. Man sägt ihn aus einer 10 Zoll starken Bohle aus. Die vier Fuß lange Erhöhung in der Mitte seiner obern beiden Seiten, heißt der Sattel; s. auch unter Schiffbaukunst, Th. 143.

Sparbrachsme, ein zu dem Meer- oder Seebrasmen oder Brassen, Sparus, gehörender Fisch, dessen nähere Beschreibung aber hier übergangen werden muß, weil er in der Oekonomie von keinem weiteren Nutzen ist, als daß man ihn, wo er im Mittelmeere gefangen wird, wegen seines angenehmen Fleisches gebraten ißt, wie den Geißbrassen und Goldbrassen, Sparus Sargus et Sparus aurata.

Sparbrett, bei den Maurern, ein viereckiges Brett, mit einer auf der untern Seite befindlichen Handhabe, den Kalk und Mörtel darauf zu thun, auch das Handbrett genannt.

Sparbüchse, eine Büchse von Thon oder Irden, Holz oder von Blech, in welche man dasjenige Geld, welches man zu irgend einem Zwecke sammeln oder sparen will, von Zeit zu Zeit thut und aufbewahrt. Diese Büchsen haben oben eine Spalte, bei den Büchsen von Thon, die aber spitz zugehen, ist die Spalte von der einen Seite, und wenn man das Geld herausnehmen will, so muß man es durch Schütteln und mit

Hülfe eines dünnen Messers herauszuziehen, oder die Büchse zerschlagen, welches wohl das beste ist; denn wenn sie angefüllt ist, so stopft sich das Geld vor der Oeffnung und es kostet Mühe, es herauszubringen. Die Büchsen von Holz und Blech sind so eingerichtet, daß man ein Schloß vorlegen kann. Die Größe dieser Büchsen richtet sich nach dem Gelde, welches gespart werden soll, und auch nach der Länge der Zeit, in welcher es geschieht. Im Niedersächsischen Sparpott.

Sparen, I, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt üblich ist. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, schimmeln, faulen, in die Fäulniß gerathen, die Anwesenheit des Schimmels durch den Geruch verrathen, eine nur in einigen Süddeutschen Gegenden übliche Bedeutung; eben daselbst ist auch der Sparen, der Schimmel, die Fäulniß.

II. Als ein thätiges Zeitwort, in die Fäulniß bringen. Die Weißgerber sparen die Felle, wenn sie solche in eine schwache Kalkbrühe einweichen um sie zur starken vorzubereiten, wahrscheinlich, sagt Adelung, weil die Felle daselbst in einen geringen Grad der Fäulniß gesetzt werden. Der genannte Schriftsteller ist aber der Meinung, da die Franzosen diese Arbeit sauver nennen, daß es zu dem folgenden Zeitworte gerechnet werden muß, so daß der Begriff des sparsamen Gebrauches der Kalkbrühe der herrschende ist. In einigen Gegenden lautet dieses Wort in der ersten Bedeutung spuren, wo spurig auch schimmlicht, feucht ist. Der Keller spuret, ist spurig, wenn er durch den Geruch verdorbene Feuchtigkeit verräth. Ehemals war Spork, Koth, Unreinigkeit, und im Bergbaue wird es noch von allem tauben Gesteine an den Erzen gebraucht. Das Latein. spurcus, das Franz. pourri, von putridus, und andere mehr sind damit verwandt.

Sparen II, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, welches in verschiedenen, sehr nahe verwandten Bedeutungen gebraucht wird. 1. Zum künftigen Gebrauche aufheben. (1) Eigentlich. Spare deine Weisheit bis zur andern Zeit, Sir. 32, 6. Du spareſt die Gottloſen, daß ſie gewürget werden, Jer. 12, 3. Der Himmel und die Erde werden durch ſein Wort geſparet, daß ſie zum Feuer behalten werden, 2. Petr. 3, 7. Spare dein Geld bis zu einer andern Zeit. Erſchöpfe deine Kräfte nicht über einen Verſtorbenen, ſondern ſpare ſie für die Lebendigen. — (2) Figürlich, wo der Nebenbegriff des künftigen Gebrauches verſchwindet. (a) Erhalten, die unverletzte Fortdauer eines Dinges bewirken, eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung. In einigen Gegenden des nördlichen Deutſchlands ſagt man noch: Gott ſpare dich geſund, erhalte dich geſund. Auf eben dieſelbe Art heißt es ſchon im Ottfried: then spar er nu ze libe, den erhalte er nur beim Leben. — (b) Aufſchieben, verſchieben. Spare deine Buße nicht, bis du krank werdeſt. Sir. 18, 22. Die Arbeit bis auf eine andere Zeit ſparen, in welcher Bedeutung doch verſparen üblicher iſt. — 2. In Anwendung einer Sache nicht mehr davon anwenden, als zur jedesmaligen Abſicht unentbehrlich nothwendig iſt. (1) Eigentlich. Ich will die Wahrheit nicht ſparen, Weish. 6, 24. Der Landwirth ſparet das Heu, wenn er allen nicht äußerſt nothwendigen Gebrauch deſſelben unterläßt. Sie hatte keine Schminke geſparet, ihre Geſichtsfarbe zu heben. Keinen Fleiß und keine Koſten ſparen. Im Oberdeutſchen braucht man es in dieſer Bedeutung gern mit der zweiten Endung. Bereite aus die Teppiche deiner Wohnung, ſpare ſein nicht, Eſ. 54, 2.

Sparet der Pfeile nicht, Jer. 50, 14. — (2) Mit verschiedenen Nebenbegriffen. (a) Durch wenigen oder unterlassenen Gebrauch in unverletztem Stande erhalten, wofür in der anständigern Sprechart schonen üblicher ist. Seine Kleider sparen, in welcher Bedeutung es schon alt ist. (b) Mit dem Nebenbegriffe des Gebrauchs auf künftige Zeiten ist sparen in enger Bedeutung, nicht mehr Geld ausgeben, als die höchste Nothdurft erfordert, um solches zu künftigen Bedürfnissen vorräthig zu haben, wo es sowohl absolute und in Gestalt eines Zeitwortes der Mittelgattung, als auch thätig und mit der vierten Endung gebraucht wird. Welcher karget und sparet, Sir. 11, 18. Hier sparet er, dort verschwendet er. Wer in der Jugend sparet, der darbt im Alter nicht, Gell. Viel Geld zusammensparen. c) Den Gebrauch einer Sache völlig unterlassen, so daß der Begriff des künftigen Gebrauchs völlig wegfällt, oder doch sehr schwach wird. Spare dein Geld, deinen Witz, deine Verweise. Diese Entschuldigungen kannst du sparen. Ueber das Sparen, s. den Art. Sparkasse. Die Entstehung oder Ableitung dieses Wortes wird von mehreren alten Sprachforschern verschiedentlich angegeben; so z. B. leitet es Wachter von wara, in bewahren, Helwig von dem Griechischen σπαρνος selten, Frisch und Ihre aber von dem Lateinischen parcere, sparen, schonen her. Alle drei Ableitungen, sagt Adelung, haben ihre Wahrscheinlichkeit, indem das s von einem Mitlauter oft ein müßiger, oft ein intensiver Zusatz ist. Man hält jedoch das Lateinische parcere und das Griechische σπαρνος richtiger für Seitenverwandte, als für die nächsten Stammwörter. Was die zweite Ableitung betrifft, so giebt das Norddeutsche Spier, eine zarte Spitze,

figürlich ein Weniges, ein noch näheres Stammwort, als das Griechiſche σπαρνος. Sparen, ſagt Adelung, hat ſowohl den Begriff des Bewahrens erhalten, als auch den Begriff des Wenigen in der Anwendung. — In der Malerkunſt heißt ſparen, Fr. menager, ſorgfältig und in dem rechten Maaße den Pinſel und die Farben brauchen, alſo die geſchickte Anwendung des Pinſels und der Farben; daher ſagt man: ein wohlgeführter Pinſel, Fr. un pinceau menagé, der nach den Regeln der Kunſt, oder vielmehr, da ſich die Kunſt in keine ſklaviſche Regeln bringen läßt, nach der Geſchicklichkeit des Künſtlers geiſtreich geführt worden. Wohl angebrachte und gut ausgetheilte Farben, Fr. Couleurs menagées, wenn der Maler die hellſten und ſtärkſten Farben zu den Gegenſtänden gebraucht hat, die am meiſten abſtechen ſollen, oder auf dem Vorgrunde ſtehen; wenn die Farben ſaftig und markig ſind und gut vertheilt werden. Man ſagt von einem ſchönen Gemälde: Die Schatten und Lichter ſind gut ausgeſpart, Fr. Les lumières et les ombres sont bien menagées; man ſagt auch wohl ein gut ausgeſpartes Licht. Das Sparen beim Maler iſt daher keine Beſchränkung des Pinſels und der Farben oder der Farbengebung, ſondern nur eine richtige Anwendung des Erſteren und eine glückliche Vertheilung der Letzteren.

Sparer, derjenige, welcher ſpart, das iſt, Geld zum künftigen Gebrauche ſammelt, der das nach Beſtreitung ſeiner Haushaltung, überhaupt aller ſeiner Bedürfniſſe, ihm übrig gebliebene Geld ſeines Einkommens zurücklegt, um in außerordentlichen Fällen Gebrauch davon zu machen. Hierher gehören auch die Sprüchwörter: Ein Sparer will einen Zehrer haben, oder: nach dem Sparer kömmt ein Zehrer, das heißt, erſpartes Vermögen wird gemeiniglich wieder von einem Verſchwender durchgebracht.

Sparganium, der Lateinische Name des Igelkopfs, einer Pflanzengattung, welche in die dritte Ordnung der 21sten Klasse (Monoecia Triandria) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und Th. 29, Seite 428, unter Igelskolbe beschrieben worden.

Spargatte, ein Schuh, der noch hin und wieder in Spanien im Gebrauche ist. Die Sohle besteht aus Faden, von einem Grase (Stipa tenacissima Linn.), gewebt. Man bearbeitet dieses Gras auf die Art wie den Flachs, läßt es im Winter röſten, trocknet und schlägt es hernach, und macht dann Schnüre daraus. Mit diesen Schuhen wird in und außer Spanien, vornämlich nach Indien, ein starker Handel getrieben, indem sie für die Bewohner warmer Länder sehr bequem sind.

Spargel, Asparagus Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der sechsten Klasse (Hexandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat. Die Krone hat sechs Blätter, die am Grunde zusammenhangen; die drei inneren sind an der Spitze zurückgeschlagen; der Kelch fehlt, der Staubfäden sind sechs, mit rundlich-schildförmigen Antheren gekrönt. Die Beere ist dreifächerig, jedes Fach mit zwei eckigen Samen versehen. Uebrigens gehört diese Pflanze zu der Familie der Sarmentaceen. Von dieser Pflanzengattung hat man folgende Arten:

1) Gemeiner Spargel, Asparagus offic., caule herb. erecto, foliis setac., stipulis duabus interioribus, una exteriore. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 448. α) Asparagus maritimus, crassiore folio. Bauh. pin. 490. β) Asparagus sylvestris, tenuissimo folio. Bauh. pin. 490. γ) Asparagus altilis sativa. Bauh. pin. 489. Franz. Asperge; Engliſch Common Asparagus; Schwed. Sparis; Däniſch Spargis, Asparris; Ital. Asparago do-

figürlich ein Weniges, ein noch näheres Stammwort, als das Griechiſche σπαρνος. Sparen, ſagt Adelung, hat ſowohl den Begriff des Bewahrens erhalten, als auch den Begriff des Wenigen in der Anwendung. — In der Malerkunſt heißt ſparen, Fr. menager, ſorgfältig und in dem rechten Maaße den Pinſel und die Farben brauchen, alſo die geſchickte Anwendung des Pinſels und der Farben; daher ſagt man: ein wohlgeführter Pinſel, Fr. un pinceau menagé, der nach den Regeln der Kunſt, oder vielmehr, da ſich die Kunſt in keine ſklaviſche Regeln bringen läßt, nach der Geſchicklichkeit des Künſtlers geiſtreich geführt worden. Wohl angebrachte und gut ausgetheilte Farben, Fr. Couleurs menagées, wenn der Maler die hellſten und ſtärkſten Farben zu den Gegenſtänden gebraucht hat, die am meiſten abſtechen ſollen, oder auf dem Vorgrunde ſtehen; wenn die Farben ſaftig und markig ſind und gut vertheilt werden. Man ſagt von einem ſchönen Gemälde: Die Schatten und Lichter ſind gut ausgeſpart, Fr. Les lumières et les ombres sont bien menagées; man ſagt auch wohl ein gut ausgeſpartes Licht. Das Sparen beim Maler iſt daher keine Beſchränkung des Pinſels und der Farben oder der Farbengebung, ſondern nur eine richtige Anwendung des Erſteren und eine glückliche Vertheilung der Letzteren.

Sparer, derjenige, welcher ſpart, das iſt, Geld zum künftigen Gebrauche ſammelt, der das nach Beſtreitung ſeiner Haushaltung, überhaupt aller ſeiner Bedürfniſſe, ihm übrig gebliebene Geld ſeines Einkommens zurücklegt, um in außerordentlichen Fällen Gebrauch davon zu machen. Hierher gehören auch die Sprüchwörter: Ein Sparer will einen Zehrer haben, oder: nach dem Sparer kömmt ein Zehrer, das heißt, erſpartes Vermögen wird gemeiniglich wieder von einem Verſchwender durchgebracht.

Sparganium, der Lateiniſche Name des Igelkopfs, einer Pflanzengattung, welche in die dritte Ordnung der 21ſten Klaſſe (Monoecia Triandria) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört, und Th. 29, Seite 428, unter Igelskolbe beſchrieben worden.

Spargatte, ein Schuh, der noch hin und wieder in Spanien im Gebrauche iſt. Die Sohle beſteht aus Faden, von einem Graſe (Stipa tenacissima Linn.), gewebt. Man bearbeitet dieſes Gras auf die Art wie den Flachs, läßt es im Winter röſten, trocknet und ſchlägt es hernach, und macht dann Schnüre daraus. Mit dieſen Schuhen wird in und außer Spanien, vornämlich nach Indien, ein ſtarker Handel getrieben, indem ſie für die Bewohner warmer Länder ſehr bequem ſind.

Spargel, Asparagus Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erſte Ordnung der ſechſten Klaſſe (Hexandria Monogynia) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat. Die Krone hat ſechs Blätter, die am Grunde zuſammenhangen; die drei inneren ſind an der Spitze zurückgeſchlagen; der Kelch fehlt, der Staubfäden ſind ſechs, mit rundlich-ſchildförmigen Antheren gekrönt. Die Beere iſt dreifächerig, jedes Fach mit zwei eckigen Samen verſehen. Uebrigens gehört dieſe Pflanze zu der Familie der Sarmentaceen. Von dieſer Pflanzengattung hat man folgende Arten:

1) Gemeiner Spargel, Asparagus offic., caule herb. erecto, foliis setac., stipulis duabus interioribus, una exteriore. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 448. α) Asparagus maritimus, crassiore folio. Bauh. pin. 490. β) Asparagus sylvestris, tenuissimo folio. Bauh. pin. 490. γ) Asparagus altilis sativa. Bauh. pin. 489. Franz. Asperge; Engliſch Common Asparagus; Schwed. Sparis; Däniſch Spargis, Asparris; Ital. Asparago do-

mestico; Holländ. Aspergus, Sparagus. — Der Stengel dieſer Pflanze iſt aufrecht, äſtig, glatt. Die Blätter und Afterblätter ſind borſtenförmig, erſtere ſtehen immer zu zwei bis drei oder fünf beiſammen. Die Blumen kommen im Juni und Juli aus den Winkeln der Zweige, und ſtehen einzeln auf ſchwachen fadenförmigen Stielen. Die Blumen dieſer Art ſind oft getrennten Geſchlechtes. Man findet den gemeinen Spargel wildwachſend hin und wieder in Deutſchland auf ſandigen Stellen, auf trocknen Wieſen, Wieſenrändern und hochliegenden Gegenden; allein man kultivirt ihn auch ſchon ſeit längerer Zeit in unſern Gärten, als eines der vorzüglichſten Gemüſe, wodurch er ſehr veredelt worden. Man bedient ſich zur Anlegung neuer Spargelbeete vornämlich dreierlei Abarten, als: 1) des grünen, 2) des weißen und 3) des rothen Spargels, welche wenig in der Eigenſchaft und nur in der Farbe verſchieden ſind.

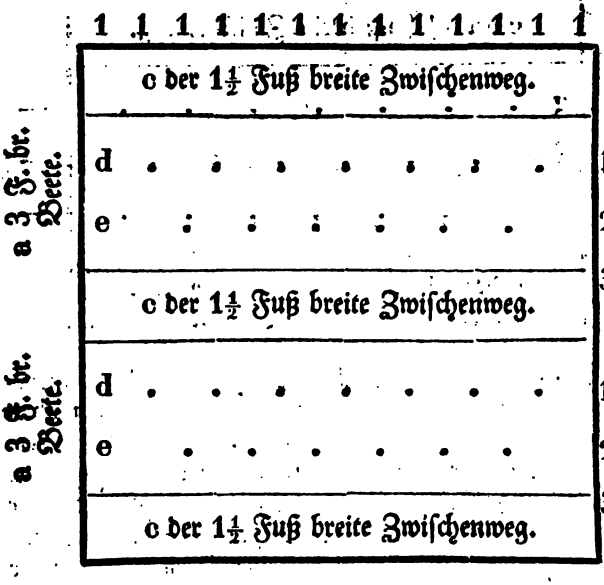
Kultur oder Erziehung des Spargels. Man erzieht den Spargel nur aus Samen, und nicht, wie viele andere perennirende Gewächſe, durch Zertheilung der alten Stöcke. Beim Anlegen der Spargelbeete muß man vorzüglich auf guten Samen ſehen, und dieſen von einem erfahrenen Gärtner zu bekommen ſuchen, von dem man verſichert ſeyn kann, daß er ſolchen nicht nur von guten, zum Samen beſonders ausgewählten Stangen oder Stengeln aufgenommen habe, ſondern auch wirklich guten Samen gebe. Wer aber ſelbſt gute Spargelbeete hat, thut beſſer, wenn er ſelbſt Samen aufnimmt, und dazu gleich im Frühjahre, (weil der erſt nach verfloſſener Spargelzeit zum Samen in die Höhe gehende Spargel, nur in einem recht warmen Sommer und ſehr günſtigen Herbſte völlig reifen Samen giebt) eine hinreichende Anzahl recht guter Stengel auszeichnet, und ſolche, ohne ſie erſt zu ſtechen, gleich vom Anfange zu Samen in die Höhe gehen

läßt. Man wählt hierzu die dickſten und rundeſten, langſam ins Kraut geſchoſſene Stangen aus, deren Kopf recht glatt geſchloſſen iſt, nicht aber ſolche, welche in die Breite gewachſen oder ihren Kopf zu bald öffnen. Von dieſen nehme man nun die Samenkörner, ſchütte ſie in eine Schüſſel mit Waſſer, rühre das Ganze wohl um, und laſſe nur diejenigen Spargelkörner abtrocknen, welche zu Boden gefallen ſind. — Was den Boden zur Anlegung der Spargelbeete betrifft, ſo iſt ein aus Lehm und Sand, oder aus Sand und ſchwarzer Gartenerde gemiſchter Boden, der keine ſehr feuchte und kalte Lage hat, der beſte; auch in bloßem Lehm- oder Thonboden gedeihet der Spargel, nur wächſt er darin etwas ſpäter. Ueberhaupt ſehe man auf einen guten Boden; denn je beſſer der Boden, deſto wohlſchmeckender der Spargel. — Bei der Anlegung der Beete ſehe man darauf, daß ſolche ſo lang, als es angeht, gemacht werden, weil dieſes weniger Mühe und Arbeit im Anlegen und Abwarten verurſacht; aber nur 3 und höchſtens $3\frac{1}{2}$ Fuß breit, und laſſe zwiſchen jedem Beete einen $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß breiten Weg liegen; denn werden die Beete breiter angelegt, ſo iſt man beim Ausſtechen des Spargels auf der Mitte des Beetes genöthiget, auf ein Brett zu treten, und dabei doch noch in Gefahr, die ſo eben herauskommenden Stangen zu zerdrücken. Jedes zum Spargelbaue beſtimmte Stück Gartenland, oder jedes 3 oder $3\frac{1}{2}$ Fuß breit abgemeſſene Beet, muß an den vier Ecken mit ſtarken, 6 bis 8 Zoll aus der Erde hervorragenden Pfählen verſehen und dann einen Fuß tief ausgegraben werden; die ausgegrabene Erde wird auf die Seite geworfen. Dieſe Ausgrabung wird nun mit gutem, kurzem Kuhmiſte bis oben an ausgefüllt, und wenn dieſer fehlt, mit Pferde-, Schaf- und Federvieh-Miſte, der jedoch insgeſammt vorher ein Jahr, wenigſtens ein halbes Jahr, über einen Haufen

gelegen hat, enge Male durchstochen, und so glücklich abgebrannt und mürbe gemacht worden ist. Wenn man die erste Schicht des Mistes über das Beet gefahren hat, so ist derselbe entweder fest zu treten, oder bloß mit der Mistgabel fest zu schlagen, und dann so lange wieder mit Mist zu überfahren, bis er eine Hand hoch über der Erdoberfläche des Gartens steht. In diesem Zustande bleibt das Beet vierundzwanzig Stunden ruhig liegen, und wenn Regen einfallen sollte, so lange bis es zu regnen aufhört und der Mist wieder abgetrocknet ist, weil er sonst schimmelt und dem Wachsthume des Spargels hinderlich seyn würde. Nach vierundzwanzig Stunden, oder nach dem Abtrocknen, muß der Gärtner den Mist derb bis auf 6 Zoll tief niedertreten, und den 6 Zoll tiefen, leeren Raum mit der von Steinen, Unkraut und Wurzeln sorgfältig gereinigten, ausgegrabenen Erde bei trockner Witterung, und wo möglich beim Sonnenschein, bis an die übrige Oberfläche des Gartens ausfüllen, und einige Tage ruhig stehen lassen. Hierauf wird endlich die noch übrige gut gereinigte Erde über das Beet gefahren, gut zusammengetreten, auf den Seiten und auf der ganzen Oberfläche glatt geharkt und geebnet, so daß die Oberfläche dieser angelegten Spargelbeete wenigstens 6 Zoll über der Oberfläche oder Ebene des Gartens erhaben ist. Ein auf diese Weise verarbeitetes Stück Gartenland kann entweder von dem Gärtner a in drei Fuß breite, oder b in drei und einen halben Fuß breite Beete abgetheilt, und zwischen jedem die nöthigen Wege c gelassen, Ersteres aber nur mit zwei, und Letzteres mit drei Reihen Spargelstöcken angelegt werden. Man nehme nun bei dem Beete a, s. unten die Figur, die Gartenschnur, und ziehe einen Fuß weit von dem anderthalb Fuß breiten Zwischenraume d eine Linie; einen Fuß breit von dieser wieder eine e, und nach der Weite von einem Fuße folgt dann der anderthalb

Fuß breite Zwiſchenweg. Dagegen nehme man bei den Beeten b die Gartenlinie und ziehe ſie auf f der Mitte des Beetes hinunter, ſtecke nach dem Gartenmaaßſtabe eine Linie g und h einen Fuß weit davon ab, und bezeichne jede Linie d und e, f, g und h in der Weite von zwei Fuß übers Kreuz mit einem dünnen ellenlangen Stäbchen, ſo daß die Beete a und b folgende Geſtalt erhalten:

a) Die drei Fuß breiten Beete.



b) Die drei und einen halben Fuß breite Beete.

Auf jedem der vorgezeichneten mit dem oben bemerkten Stäbchen besteckten Punkte mache man ein oben 12 Zoll im Durchschnitt haltendes, 6 Zoll tiefes zuckerhutförmiges Loch, in welchem aber das Stäbchen stecken bleibt; und damit man die Reihen am Rande der Quartiere beim künftigen Umgraben beständig vor Augen hat, so muß man auf einer breiten und einer langen Seite auf den mit einem Querstriche bezeichneten Stellen Pfähle einschlagen, welche einen Fuß hoch über das Brett hervorragen. Die aus den nach unten spitzig zulaufenden Löchern ausgegrabene Erde müssen die Arbeiter unterdessen in die mit c bezeichneten Zwischenwege werfen. Wenn nun die Beete bis auf die Einlegung des Samens fertig sind, so nehme man

von den oben angeführten guten Samenkörnern, und ſtecke oder lege in die um das Stäbchen herum in einer Weite von einem Zolle mit dem Zeigefinger gemachten, einen Zoll tiefen Löcher, in jedes nur ein einziges Spargelkorn, und mache ſie dann zu; das große zuckerhutförmige Loch bleibt aber offen ſtehen. Beim Einlegen der Körner muß man genau darauf achten, daß nicht mehr als ein Samenkorn in ein Loch fällt, weil man ſonſt nach dem Aufgehen der Pflanzen im Ausheben derſelben ſich großen Schaden thun würde, indem aus einem Korne drei, vier und mehr zarte Stengel hervorſchießen, die bei mehreren Körnern zuſammenwachſen, ſo daß man bei Zertheilung derſelben leicht die bloßen ſchwachtreibenden Nebenſproſſen, nicht aber die Hauptpflanzen ſtehen laſſen dürfte. Wenn dieſe Saat im Herbſte, wo es eigentlich geſchehen ſollte, gemacht worden iſt, ſo gehen die Samenkörner im Anfange des Aprils mit drei bis vier Stengeln auf, und müſſen in den während des Winters zum Theil zugefallenen großen zuckerhutförmigen Löchern ſowohl, als auch auf dem ganzen Beete vom Unkraute rein gehalten werden, jedoch ohne eine von den Spargelpflanzen zu beſchädigen. Macht aber der Gärtner erſt die Saat im März, ſo muß er die Samenkörner vorher in einem warmen Zimmer in Leinwand bis zum Aufplatzen der Keime ſechs bis ſieben Tage lang einſchlagen, und dieſelben entweder mit lauwarmen oder überſchlagenem Fluß- und Regenwaſſer, oder mit aufgelöſetem Schneewaſſer immer feucht erhalten, und dann bei guter Witterung auf die vorher beſchriebene Art in die Erde bringen, wenn ſie im April aufgehen und nicht verderben ſollen. Nach einigen Schriftſtellern ſoll das Legen der Spargelſamenkörner am beſten im Februar, auch März geſchehen, und das gute, fette Land dazu recht klar und eben geharkt werden, und damit der Samen gut unter die Erde komme, ſoll man ihn Fuß

vor Fuß eintreten, und dann das Beet wieder eben harken. Bei dieſem Verfahren ſcheint das Einlegen des Samens nicht nach der erſten Methode zu geſchehen, weil ſonſt durch das Harken leicht die nur einen Zoll tief geſteckten Körner wieder von der Erde entblößt werden können; daher müſſen ſie hier wohl tiefer untergebracht werden.

Sobald die jungen Spargelpflanzen eine Höhe von 4 bis 6 Zoll erreicht haben, muß der Gärtner bei jedem Stäbchen nur eine einzige, und zwar die ſtärkſte Pflanze ſtehen laſſen, die übrigen aber behutſam ausheben, und entweder in ein dazu vorbereitetes Pflanzenbeet auf unvorherzuſehende Unfälle in Vorrath verpflanzen oder verkaufen. Beim Ausziehen ſelbſt muß man vorher die Erde um die auszuziehende Pflanze locker und los machen, und die Pflanze ſelbſt mit allen Wurzeln gehörig ausheben, weil ſonſt jede in der Erde bleibende Wurzelfaſer wieder dünne Stangen treibt, wodurch nicht nur ein unordentliches Spargelbeet entſteht, ſondern auch die Hauptpflanze durch dieſe jetzt gleichſam zu betrachtende Schmarotzerpflanze an Kraft verliert, und dadurch die Pflanze in ihrem Wachsthume gehindert wird. Ferner iſt es auch nöthig das Unkraut mit allem Fleiße den ganzen Sommer über auszuziehen, und geſchieht dieſes, ſo werden die Pflanzen gedeihen und man wird bis zum October weiter nichts auf dem Spargelfelde zu beſorgen haben. Manche Gärtner pflegen auf den Spargelbeeten noch als Nebennutzung Salat, Kohl ꝛc. zu erziehen, welches aber nicht zu empfehlen iſt, wenn man recht dicken und ſaftigen Spargel erziehen will, und iſt nur da zu entſchuldigen, wo man ein Spargelbeet bloß als eine Nebenſache betrachtet, und aus den andern Produkten einen größeren Gewinn zieht, worauf doch ein Gärtner ſehen muß, dem ſeine Produkte eine Handelswaare ſind. Damit die jungen

Spargelpflanzen im Frühjahre bei anhaltend trockner Witterung, und austrocknenden Morgenwinden nicht leiden, müssen sie in den Mittagsstunden, und im Sommer gegen Abend etwas begossen werden, damit sie nicht verdorren.

Die Anlegung neuer Spargelbeete aus jungen Pflanzen geschieht am besten durch selbst gezogene Pflanzen, auch durch erkaufte auf folgende Weise. Man muß entweder im November und December, welche Saat den Vorzug behält, oder im März in eine sehr klare, fette und mit kurzem Kuhmiste gut gedüngte 6 Zoll weit von einander in Fußweite von einander entfernte Reihen, jedesmal ein einziges nach der oben, S. 335, angezeigten Weise geprobtes Körnchen legen, und das Beet behutsam einharken, damit die Samenkörner nicht von ihrer Stelle kommen, bei der Frühlingssaat aber das Beet noch überdies wegen der Lockerheit des Bodens festtreten. Während des Frühjahrs und Sommers muß man die jungen Spargelpflanzen sorgfältig vom Unkraute reinigen, im November die trocken werdenden Stengel derselben 4—6″ hoch über der Erde wegschneiden und das Beet mit kurzem Mist bedecken. Nach dieser Arbeit müssen die Spargelbeete regelmäßig im October und November auf die oben beschriebene Methode angelegt und mit Löchern versehen werden. — Die Londner Küchen-Gärtner wählen zu Spargelbeeten einen guten, fetten, mittelmäßig leichten Boden in einer freien und sonnenreichen Lage. Das dazu bestimmte Stück Land wird entweder nur einen oder auch zwei Spadenstiche tief violet, und mit 6 oder 8 oder auch wohl mit 10 oder 12 Zoll hoch Mist gedüngt. Dieser wird dann in jeden Graben ganz eben und so eingelegt, daß wenn nur einen Spadenstich violet worden, der Mist unten in den Graben eingelegt und mit einem Spadenstiche hoch Erde aus dem fol-

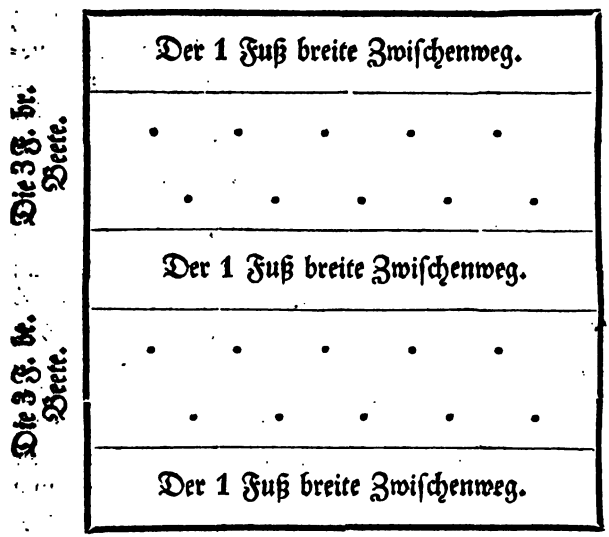
genden Graben bedeckt, wenn aber zwei Spadenſtiche tief riolet worden, der Miſt zwiſchen die zwei Spadenſtiche eingelegt wird, und alſo in beiden Fällen 10 bis 12 Zoll hoch Erde über ſich hat. Wenn dieſe Arbeit im Winter oder doch eine geraume Zeit vor der Pflanzung des Spargels verrichtet worden, wird der obere Spadenſtich Erde auf den jedesmal vorhergehenden Graben nicht eben, ſondern ſo aufgeworfen, daß die Erde über jeden Graben entlang in einer hohen ſpitzen Reihe zu liegen komme, und dieſe Erdreihen erſt dann geebnet, wenn der Spargel wirklich gelegt werden ſoll. — Wenn nun das Frühjahr bei ſelbſt erſt zu erziehenden Pflanzen ſpäter, bei erkauften ſchon früher kommt, ſo muß man die Spargelpflanzen bei guter Witterung durch einen Arbeiter mit der langen dreizackigten Miſtgabel ſehr behutſam eine nach der andern, jedoch ohne ihre Nebenſchoße und Keime zu verletzen, ausheben, die kleinen, ſchwach bewurzelten und beſchädigten wegwerfen, die großen, dicken und ſtarkbewurzelten aber ausſuchen, an den Wurzelſpitzen beſchneiden, und von einem andern Arbeiter ſogleich in jedes Loch eine einzige Pflanze ſetzen laſſen, damit Luft und Sonne ihre Feuchtigkeit nicht ausſaugen können; denn mehrere Pflanzen in ein Loch zu ſetzen, iſt eben ſo ſchädlich, als wenn man mehrere junge Obſtbäume in ein Loch pflanzen wollte. Beim Einpflanzen zieht der Pflanzer aus jedem Loche erſt das Stäbchen aus, macht mit den Fingern eine kleine Erderhöhung in der Mitte des Loches, ſetzt darauf die Krone der Pflanze aufrecht, breitet die übrigen Wurzeln gleich zirkelförmig, wie die Speichen am Rade, aus, bedeckt hierauf die Wurzeln mit einer Hand voll Erde, welche er etwas andrückt, und füllt endlich das Loch im feſtern Boden 6 bis 8 Zoll, in lockerm Boden aber 9 bis 12 Zoll hoch mit Erde an, jedoch ohne dieſe aufgeſchüttete Erde anzudrücken, damit die Krone und Nebenſchoße oder Augen nicht ab-

gebrochen werden. Hierauf erscheinen im April und Mai die gelegten Pflanzen, welche dann ebenfalls den ganzen Sommer hindurch bis zum November hin ganz rein vom Unkraute zu halten, und die etwa noch auf dem Pflanzenbeete stehen gebliebenen Pflanzen, im Falle auf dem Spargelbeete einige eingehen, zur Ergänzung vorräthig zu erhalten sind. Auch diese Spargelbeete dürfen weder mit Salat, noch mit sonst einem Gewächse bepflanzt werden, weil man sonst keinen Tafel-, sondern Suppenspargel erzieht. Auch bei diesem Boden muß man die Gartenschnur gebrauchen und solche der Länge hinauf ganz straff anschlagen, und daran die Pflanzen setzen; denn wenn das Einpflanzen die Schnur entlang geschehen oder die erste Reihe vollendet ist, wird die Gartenschnur aufgezogen, 1 Fuß weit davon abermals angeschlagen, und die Pflanzen auf eben die Art, wie die erste Reihe, eingepflanzt, und so bis zum Ende von Reihe zu Reihe fortgefahren werden, wie schon oben durch die Zeichnung gezeigt worden. Damit man zwischen dem Spargel gehen und ihn stechen kann, rathen viele Gärtner, statt der oben vorgeschriebenen 1½ Fuß, zwischen jeden vier Reihen einen 2 Fuß 4 Zoll breiten Weg zu lassen. Einige Gärtner besäen das Land, wenn es mit Pflanzen belegt und wieder eben geharkt worden, mit etwas Zipollensamen, welches dem Spargel, wenn der Same nur nicht zu dicht gesäet worden, keinen Schaden thun soll; allein das Eintreten desselben, wie man in einigen Gartenschriften findet, ist wohl ein Fehler oder Irrthum; denn das Beet würde dadurch um ein Paar Zoll niedriger und so die Kronen der Spargelpflanzen zertreten werden. Um aber den übrigen gesäeten Zipollensamen einen festen Boden zu geben, damit Sonne und Luft die Winterfeuchtigkeit nicht bald wegnehmen, und die Zipollen dann bei erfolgter Dürre aus Mangel der Feuchtigkeit nicht

wachſen können, ſoll man das Beet unmittelbar vor der Einlegung der Spargelpflanzen Fuß vor Fuß feſttreten, weil dann auch die für die Pflanzen zu machenden Furchen beſſer ſtehen; auch die Pflanzen ſelbſt bei erfolgender Dürre in einem zuſammengetretenen Boden mehr Nahrung zum Wachsthume finden. Nur muß in dieſem Falle mit darauf geſehen werden, daß die Erde auch dann, wenn ſie zuſammengetreten iſt, über dem Miſte noch völlig 6 Zoll hoch ſey, weil die Spargelpflanzen, wenn ihre Wurzeln den Miſt berühren, bei trockner Witterung großen Schaden leiden, und leicht vertrocknen.

Die Anlegung der Spargelbeete ohne Miſt fängt im April an, und Alles, was von der Behandlung und Wahl des Bodens oben, S. 335, geſagt worden, gilt auch hier, nur daß zu den ohne Miſt anzulegenden Beeten der fetteſte Boden ausgeſucht werden muß, den man auf ſeinem Lande finden kann. Dieſer Boden darf nicht eher, als in einer Tiefe von 2 Fuß aus Thon, Lehm oder Steinlagen beſtehen, weil ſonſt das Waſſer ſich nicht einziehen könnte, und die Spargelwurzeln zerſtören würde. Sollte ein fetter Boden fehlen, ſo iſt dieſer zu erlangen: 1) durch die ausgegrabene Erde in den Banſen der Scheunen; 2) durch Holzerde, welche aus den Holzſchuppen oder auf den Holzplätzen ausgegraben worden; 3) durch Teich- und Schlammerde, welche ein Jahr in Haufen gelegen hat und oft durchgearbeitet worden iſt; 4) durch eben ſo ſtarkes Düngen des Bodens, als wenn Kohlpflanzen darauf kommen ſollten, und 5) durch die Wahl ſolcher Beete, die eben Kohlarten getragen haben und übrigens ſehr guten Boden enthalten. Man gräbt nun einen ſolchen Boden im Herbſte $1\frac{1}{2}$ Fuß tief um, und theilt ihn im Frühjahre, im März oder April, in 3 Fuß breite Beete mit einem Fuß breite Zwiſchenwege ab; denn weil die Wurzeln des Spar-

gels nicht senkrecht in die Tiefe eindringen, s. unten, S. 349, sondern flach auf den Seiten herauswachsen, und hier ihre Nahrung mehr aus dem über denselben liegenden Erdreiche erhalten, so ist zur Erziehung recht dicker, starker und wohlschmeckender Spargelstangen bloß nöthig, daß die Pflanzen oder Samenkörner 1) weitläuftiger, das heißt, in 2 Fuß weit von einander entfernten Reihen, 2 Fuß weit von einander zu stehen kommen; 2) wenigstens einen und höchstens $1\frac{1}{2}$ Fuß Erde über sich haben; 3) allemal im November mit fettem Miste bedeckt, und davon im März oder April befreiet werden; 4) endlich nicht länger, als bis in die zweite Woche des Junius gestochen werden. Im Monat April oder auch schon im März giebt man dem Spargelquartiere folgende Gestalt.



Das Löchermachen selbst und das Pflanzen und Samenkörnerlegen geschieht auf die S. 399. angezeigte Art.

In den Leipzigiger Kohlgärten, die auch wegen ihres Spargelbaues berühmt sind, wählt man gewöhnlich einen, lockren, guten Boden, wo vorher Kopfsalat oder Kohlarten gestanden haben, welche in denselben, nach der Gestalt der Würfelfünfe, 2 Fuß weit von einander stehende, eine Elle oder 2 Fuß im Durchschnitte haltende 1½ Fuß tiefe Löcher, wirft von der obern Erde einen Fuß tief auf eine Seite, und die übrige auf die andere. Hierauf schütten Einige kurz gefaulten Dünger ungefähr 6 Zoll hoch in das Loch, und hierauf die Hälfte der zuerst ausgegrabenen Dammerde, setzen die Spargelpflanzen darauf, und machen das Loch zu; Andere und zwar die Meisten füllen hingegen das Loch erst gegen 6 Zoll hoch mit gut gefaulter fetter Gartenerde, in der noch nichts gewachsen ist, zu, setzen auf diese die Pflanzen, schütten noch etwas von der gedachten guten Erde darüber, und füllen dann das Loch vollends mit der zuerst ausgegrabenen, endlich oben darauf mit der ganz unten aus dem Loche ausgegrabenen Erde zu. Einige wollen, daß man im ersten und zweiten Jahre die zwei Fuß breiten Zwischenräume auf den Beeten mit Salat bepflanze, der aber nicht in Samen schießen darf; Andere wollen aber auch hier auf diese Beete nichts gepflanzt wissen, wenn man nicht jährlich im Winter gut düngen kann. — Da in den oben angeführten Monaten auf den Spargelbeeten trotz aller beim Abschneiden der Stengel angewandten Vorsicht, dennoch aus den abgefallenen Beeren hin und wieder junge Spargelpflanzen hervorkeimen, so muß sie der Gärtner auf das Sorgfältigste ausjäten, damit die angelegten Spargelreihen dadurch nicht in Unordnung gerathen. Sollte es an jungen Spargelpflanzen fehlen, so können diese von selbst ausgefallenen Samen in besondere Pflanzenbeete gesetzt werden, sonst wirft man sie weg.

Hier noch einige Methoden des Spargelbaues. Ein Liebhaber der Gärtnerey, der sich besonders mit dem Spargelbaue beschäftigte, giebt folgende durch mehrjährige Erfahrung erprobte Methode den Spargel mit wenigen Kosten zur größten Vollkommenheit zu bringen. Man nehme guten Spargelsamen und lege ihn im Frühjahre, Monat May, in eine Grube, die $\frac{3}{4}$ bis eine Elle tief in die Erde gemacht worden. Man lege nämlich erst in einen Nelkentopf recht guten vermoderten Mist, über welchen man zwei Finger hoch gute Gartenerde schüttet, und auf diese lege man drei Samenkörner und dedecke sie wieder mit einem Finger hoch Erde. Wenn die Pflanzen vier Wochen gestanden haben, so ziehe man die schwächsten davon aus, und laße die stärkste stehen. Im Herbste nimmt man wieder vermoderten Mist, umlegt damit die junge Pflanze, und zwar so hoch, als ungefähr die Hälfte von ihrer Höhe austrägt, und macht einen Finger hoch Erde über den Mist. Das junge Kraut von der Pflanze schneide man nicht ab, sondern lasse es daran sitzen, so daß die Grube wieder halbvoll ist. Zum Frühjahre lockert man die Erde wieder auf, ohne der Pflanze zu nahe zu kommen, welche in diesem Jahre schon $1\frac{1}{2}$ Ellen hoch wachsen wird. Man mache nun im Herbste die Grube mit klarem verrodetem Dünger und guter Gartenerde dem andern Erdboden gleich, schneide das Kraut eine Viertelelle hoch über der Erde ab, und grabe zum Frühjahre das ganze Beet 4 Zoll tief um. Zum Herbste belege man jede Spargelpflanze mit einem Nelkentopf voll klarem, verrodetem Dünger, und den Ueberrest beschütte man mit guter Gartenerde, und erhöhe das ganze Beet eine Viertelelle mit solcher Erde. Die Stangen werden wieder eine Viertelelle lang abgeschnitten, und solches darum, daß die Wurzel, die beinahe $\frac{3}{4}$ Ellen tief liegt, durch die offnen Röhren

etwas Zugang von der äußern Luft erhalten kann, und die jungen Schößlinge im Frühjahre leichter durchdringen können; auch ist dann die Spargelpflanze sehr wenig dem Verfaulen unterworfen. Das Beet wird nun mit Brettern eingefaßt, und mit klarem Dünger, wie Gartenland, bestellt und umgegraben; denn nun trifft keine Spitze des Grabscheids die Wurzel mehr, die zu tief liegt, um Schaden zu leiden. Im vierten Frühjahre oder nach verflossenen drei vollen Jahren sticht man den Spargel, und erhält von jedem 4 bis 6 löthige Stangen, wenn man diese Anweisung befolgt. Auf einem Beete von 5 Fuß Breite und 80 Fuß Länge, lege man in zwei Reihen ein Schock Pflanzen, welches an Feld ungefähr eine Metze Hafer Aussaat betragen möchte, und zwar, daß die Pflanzen einen Fuß vom Gange ab, und jede Pflanzenreihe 3 Fuß auseinander zu liegen komme. Legt man sie nun nicht gerade gegen einander über, sondern ins Kreuz, so werden sich die Wurzeln nicht hindern. An Dünger wird man dazu im Ganzen alle drei Jahre ein Fuder gebrauchen. — Ein anderer Praktiker im Spargelbaue verwirft zwar den Mist oder Dünger bei dessen Anbau nicht gänzlich, will jedoch nicht, daß er gerade zur Hauptsache gemacht werde; denn seine Versuche, die er im Spargelbaue ohne Mist angestellt, haben schon im zweiten Jahre die größten Hoffnungen zu einer guten Spargelerndte gegeben, ja man hat nicht einmal nöthig ½ Fuß hoch Mist unter denselben zu bringen; denn man gewahrt ja oft genug hier und da in den Gärten, theils zwischen andern Küchengewächsen, theils an Ackerranden, an Mauern und in Winkeln, theils an und zwischen Hecken Spargel, und zwar oft sehr schönen und starken, hervortreiben, und denselben alle Jahre auf's Neue hervorkommen, ungeachtet er nie mit Fleiß dahin gepflanzt, nie bearbeitet und mit Mist gedüngt worden, und

weiter keine Pflege genießt, als daß er entweder oft mit dem ausgegäteten Unkraute beschüttet wird, oder daß ihn das von den Hecken und Bäumen abfallende Laub stärkt, oder wenn er von ungefähr in einem Gartenbeete steht, von dem Dünger Nahrung hat, womit solches Beet zur Erziehung der darauf zu pflanzenden Gewächse gedüngt wird. Man hat Spargelstöcke sogar zwischen Johannisbeersträuchern wachsen sehen, die keinen andern, auch noch so starken etwas nachgaben; ja man hat Beispiele, daß sogar Stöcke oder Stengel aus einer Mauer herausgewachsen sind, und dennoch sehr starke Stangen getrieben haben; so auch in einem sehr niedrig gelegenen Garten, welcher wegen der Ueberschwemmung mit staubigem Sande einige Fuß erhöhet worden, wuchsen im klaren Sande an der Seite des Gartens, wohin nie Mist gekommen, Spargelstöcke, welche sehr gute und schmackhafte Stangen trieben. Man gewahrt also hieraus, daß fetter Dünger eben nicht nöthig ist, um guten, starken Spargel zu erziehen. Das so oft angerathene tiefe Riolen der Beete ist gleichfalls nicht nöthig, wie man schon daraus gewahrt, daß der aus der Mauer hervorgewachsene Stock gewiß die wenigste Erde hatte, und doch sehr gut gedeihete. Daß die Wurzeln so tief schießen oder eindringen, wie in mehreren Gartenbüchern angeführt worden, ist gleichfalls unrichtig; denn wenn man einen Spargelstock aus der Erde nimmt, wird man an demselben nicht finden, daß er seine Wurzeln viel tiefer getrieben habe, als er eingelegt worden; denn man wird solche vielmehr so, wie sie eingelegt worden, beinahe gerade aus und fast horizontal gewachsen finden. Es bedarf daher keines kostbaren und mühsamen Riolens, wenn anders der Boden unter dem Spargel noch einige Fuß tief gute Erde oder auch nur Sand hat, damit das Wasser unter ihn einsinken kann und nicht an seiner Wurzel

ſtehen bleibt; denn wenn dieſes geſchehe, könnte er eben ſo wenig gedeihen, ſo wie irgend ein anderes unter der Erde wachſendes Gewächs wachſen kann, wenn es einen ſteinigen oder lehmigen Boden hat, und ſich daher das Regen- oder Schneewaſſer nicht weiter einſenken kann. Jedes Gartenbeet, was unter dem Fuße des Spargels 2 Fuß oder wenigſtens 1 Fuß tief ordentliche Erde oder Sand hat, iſt tüchtig ohne vorhergehendes Riolen mit Spargel belegt zu werden. — Da der Spargel ſeine Wurzeln nicht ſenkrecht, ſondern faſt horizontal treibt, ſo ſucht er ſeine Nahrung auch nicht eigentlich in der Tiefe, ſondern meiſtens in dem Schichte des Beetes, wohin man die Pflanzen gelegt hat. Je weiter man ihn folglich auseinander legt, um ſo mehr Nahrung können ſeine Wurzeln ſeiner Krone zuführen. Kein Spargel kann daher ſtarke Stangen treiben, der nicht weit genug auseinander gelegt worden. Er treibt nun ſchon in dem erſten Jahre nach ſeiner Erziehung aus Körnern in gutem Erdreiche oft Wurzeln, die zum Theil einen Fuß lang ſind, wie Speichen eines Rades herumgehen, und in den folgenden Jahren noch länger werden. Die neben einer Pflanze ſtehenden andern Pflanzen treiben eben ſo lange Wurzeln; wachſen dieſe eine in die andere, ſo entziehen ſie ſich eine der andern die Nahrung. Folglich kann kein Spargel ſtark werden, der unter 2 Fuß Breite Raum hat, und er ſollte eigentlich, um recht ſtark zu werden, 3 Fuß Raum haben. Je fetter das Erdreich iſt, um ſo mehr Nahrung findet der Spargel in demſelben. Er muß alſo eine von Natur fette Erde haben, oder man muß die natürliche durch Moder, Schlamm, Miſt oder ſonſt eine andere fette Erde zu verbeſſern ſuchen, wie auch ſchon oben, S. 344, angeführt worden. Der kürzeſte Weg iſt eine gewöhnliche Düngung, die aber nur dann nöthig iſt, wenn das Beet ſeit einigen Jahren

nicht wäre gedüngt worden; iſt dieſes aber geſchehen, ſo erſpart man den Miſt und braucht das Beet nur einige Fuß tief riolen zu laſſen, welches zwar mühſamer, jedoch aber bei Ermangelung des Düngers oder neuer Erde eben ſo gut iſt; weil dann aus der Tiefe neue Erde heraufkommt, in welche ſich ſeit mehreren Jahren die nahrhaften Theile des Miſtes hinabgeſenkt haben. In einem Erdreiche, in welchem ſchon Spargel geſtanden, kann man keinen neuen Spargel anlegen, weil aus dieſem die ihm eigenthümlich nöthigen Säfte längſt ausgezogen worden. Je tiefer der Spargel liegt, deſto mehr Feuchtigkeit kann ſich in der über ihm liegenden Erde aufhalten, die den Wurzeln dann durch den Regen das ganze Jahr über nach und nach zugeführt wird; je tiefer er alſo liegt, deſto mehr Nahrung hat er, ſtarke Stangen zu treiben. Auch Torferde iſt dem Spargelbaue ſehr günſtig, ſo wie überhaupt alle Erde, die nicht feſt zuſammentrocknet und nicht zu feucht bleibt, wie der Lehm- oder Thonboden; denn in einem ſolchen Boden, der in einer Zeit zu naß, in der andern zu trocken iſt, kann nie Spargel wachſen und gedeihen. Hier nun noch eine Bemerkung beim Spargelbaue, nämlich: wenn man Spargelbeete im Herbſte erhöhet, ſo ſchneide man die aufgeſchoſſenen Stengel nie vorher, ſondern erſt nach geſchehener Erhöhung ab, damit die Stürzen über der Erde hervorſtehen. Durch dieſe Stürzen behält die Spargelſtaude mit der äußeren Luft eine Verbindung, und treibt aus der Tiefe neben den nachher wie Schilf verdorrenden, vorigjährigen Stangen, die neuen Stengel hervor, oder die neuen Stengel treiben auch wohl in den nun ausgetrockneten und inwendig hohl gewordenen, vorjährigen Stangen als aus einem Futterale herauf. Schneidet man aber die dürren Stengel im Herbſte über der Erde ab, und erhöhet dann das Beet, ſo daß die Stürzen mit Erde bedeckt werden, ſo wird

der nun tief liegenden Pflanze mit der äußeren Luft die Gemeinschaft benommen, und sie erstickt. Ein Spargelbauer verlor hierdurch zwei schöne Beete; denn nicht eine einzige Pflanze trieb, sie waren alle vermultert. Es geht dann den Pflanzen, wie den Fischen in einem zugefrornen Teiche, dem man nicht Luft gemacht hat, denn nur dadurch, daß man Löcher in denselben haut, und darin einen Strohwisch steckt, bleiben sie leben, sonst sterben sie alle.

Des Doktors Dietrich in Eisenach Methode den Spargel den Winter über im Freien zu treiben. Im Winter der Jahre 1793 und 1794 ließ derselbe in dem Großherzoglichen Garten zu Weimar ein Stück Land, auf welchem Italienische Pappeln gestanden, und wo die Oberfläche des Bodens ganz mit Quecken (Triticum repens) bedeckt war, drei Fuß tief riolen und zum Spargelbaue zubereiten. Nachdem dieses geschehen, wurde das Land eben gemacht und die Beete 4½ Fuß breit abgetheilt. Zwischen jedem zum Spargelpflanzen bestimmten Beete wurde ein drei Fuß breiter Raum gelassen, der nicht mit Spargel bepflanzt wurde. Dieser Zwischenraum dient dazu, daß im Winter, wenn mit dem Treiben der Anfang gemacht wird, die Erde herausgenommen und dann frischer Pferdedünger eingebracht wird. Die Zubereitung der Beete und das Einlegen der drei Jahr alten Spargelpflanzen in die Erde wurde auf dieselbe Art und Weise behandelt, wie gegenwärtig in den meisten Küchengärten zu geschehen pflegt. Im ersten Herbste nach der Anpflanzung wurden die neuen Spargelbeete mit altem Pferdedünger, der schon zum Treiben gedient hatte, etwa einen Fuß hoch bedeckt. Dieser Dünger, der den Winter über faulte und fast zur Erde wurde, blieb auf den Beeten liegen, wurde im Frühjahre nur leicht umgegraben und von dem sogenannten Unkraute gereiniget. Nach dieser Behand-

lung hatten die Pflanzen schon im zweiten Jahre nach dem Einlegen eine bedeutende Größe erreicht, sie mußten aber noch ein Jahr wachsen, und im dritten Jahre wurde mit dem Treiben der Anfang gemacht. Diese Treiberey im freien Lande besteht ungefähr aus folgenden Kunstgriffen. Die Erde wird zuerst aus dem Zwischenraume oder aus dem drei Fuß breiten Beete, das nicht mit Spargel bepflanzt ist, herausgebracht und ein drei Fuß tiefer Graben gefertiget. Die Erde, welche aus diesem Graben gebracht wird, muß in der Nähe der Spargelbeete auf einen besonderen Platz gelegt werden, damit sie im Frühjahre, wenn die Treiberey geendiget und die Gräben wieder gefüllt werden, nicht zu weit zu transportiren ist. In der Hälfte des Novembers oder mit dem Anfange des Decembers wird nun der Graben nach der gegebenen Vorschrift gemacht und dann bis oben an mit frischem Pferdedünger gefüllt. Die Gräben müssen aber an allen Seiten des Beets, welches man treiben will, zu gleicher Zeit angelegt werden, so daß das Beet überall mit Dünger umgeben ist. So wie nun der Dünger eingelegt worden und die Gräben dicht mit demselben angefüllt sind, so werden oben auf das Beet in der Länge hin gewöhnliche Mistbeetkasten aneinander gestellt, oder man läßt solche Kasten von 1 Fuß Höhe verfertigen, welche mehrere Jahre zu diesem Zwecke gebraucht werden können. Noch leichter ist es, wenn man an beiden Seiten des Beets Pfähle senkrecht in die Erde schlägt und die Bretter der Länge nach an diese Pfähle mit Nägeln befestiget; auch ist es dem Zwecke entsprechend, wenn die Kasten 6 bis 8 Zoll Höhe haben oder so hoch über die Erdfläche stehen, als ein Beet von mittlerer Breite ist. Diese Kasten werden nicht mit Fenstern, sondern bloß mit Laden bedeckt, welche von Brettern gefertiget und gut aneinander gefugt sind. Ehe man aber die Laden auflegt,

muß das Spargelbeet gegraben und nach der gewöhnlichen Art zubereitet werden. Sobald die Laden aufgelegt worden, legt man auf dieſe etwa 1 Fuß hohen Pferdedünger, und füllt die an den Seiten befindlichen Gruben eben ſo hoch mit friſchem Pferdedünger, daß ſie mit dem auf den Laden liegenden Dünger gleiche Höhe haben, und das nun von Dünger ganz umgebene Beet überall vor eindringendem Froſte geſichert iſt. Wenn der Dünger die gehörige Wärme giebt, ſo kann man nach Verlauf von 10—14 Tagen das Beet an einem Orte öffnen und unterſuchen, ob ſich die Spargelſtengel über der Erde zeigen. Beobachtet man dieſes, ſo wird der Dünger von den Laden abgenommen, Letztere immer einer nach dem andern abgelegt und der Spargel nach gewöhnlicher Art geſtochen. Hierbei iſt zu bemerken, daß der Spargel, da er aus dem warmen Beete kommt, gleich vor ſtrenger Kälte bewahrt wird. Eben ſo nothwendig iſt es auch, daß das Beet, ſo wie der Spargel geſtochen worden, ſogleich wieder mit der Decke von friſchem Pferdedünger belegt wird, und wenn ſich der in dem Graben befindliche Dünger zuſammengeſetzt haben ſollte, ſo muß wieder neuer hinzugebracht werden; denn dieſer muß beſtändig die Höhe mit dem auf dem Laden liegenden Dünger haben. So wie die Kälte zunimmt, ſo muß auch die Decke ſtärker aufgelegt werden, daß der Froſt nicht eindringen kann. Iſt die Anlage des Spargelbeets einmal ſo weit gediehen, daß ſich in dem Beete Spargelkeime zeigen, ſo muß das Ausſtechen derſelben immer über den zweiten Tag unternommen werden; wenn der Dünger noch die gehörige Wirkung thut, und die Witterung gelinde iſt, ſo kann man auch das Beet alle Tage öffnen und die Keime ausſtechen. Noch iſt zu bemerken, daß die Anlage eines neuen Beetes nicht bei ſtrenger Kälte unternommen werden darf; denn der Dünger erwärmt ſich nicht leicht, wenn

er vor dem Einlegen in die Graben gefroren ist. Ein solches Beet, welches man in einem Jahre zum Treiben benutzt hat, ist in dem folgenden dazu nicht wieder zu gebrauchen, wenigstens ist der Ertrag viel geringer, als in dem ersten Jahre; daher ist es vortheilhafter, wenn man mehrere Beete nach der oben gegebenen Vorschrift angelegt hat, und mit diesen wechseln kann. Auch kann man zwischen den Beeten, die schon zum Treiben gebraucht worden sind, nämlich den Zwischenraum, der beim Treiben die Mistgraben ausmachte, mit der ausgetragenen Erde wieder ausfüllen, an beiden Seiten der alten Beete etwas abnehmen, und diesen mit dreijährigen Spargelpflanzen von neuem anlegen. Die alten Beete werden nun einige Jahre nach der gewöhnlichen Art benutzt, bis die in die Zwischenräume gelegten Pflanzen zum Treiben stark genug sind; dann werden die alten entkräfteten Pflanzen ausgestochen, und der Mistgraben kommt nun an die Stelle der alten Beete. Man könnte hier zwar einwenden, daß auf diese Art viele Pflanzen nöthig wären; allein in großen Gärtnereyen kann es nicht schwer fallen, auf einem nicht allzugroßen Beete immer so viele junge Pflanzen zu ziehen, als man hierzu nöthig hat. Uebrigens können auch die Beete, welche den Winter über zum Treiben benutzt worden sind, im Frühjahre mit andern Gemüsearten besetzt und doppelt benutzt werden.

In den Küchengärten London's erzieht man den Spar- im Winter auch in Mistbeeten, wodurch er früher, als im Lande zum Treiben gebracht wird. In dieser Absicht werden die Beete von frischem Pferdedünger angelegt, dann die alten Spargelpflanzen, die keinen reichlichen Ertrag mehr liefern, aus dem Lande gehoben und in dem Treibbeete dicht aneinander gesetzt. Man bedeckt die Beete mit Fenstern und Laden. — In London, überhaupt in England, wird folgende

Methode zur Anlegung der Spargeltreibebeete empfohlen. Man ſuche ſich zuerſt eine hinlängliche Anzahl guter Spargelpflanzen zu verſichern, welche man entweder ſelbſt gezogen oder von den damit handelnden Gärtnern bekommen hat, und die ſchon vor zwei oder drei Jahren aus dem Samenbeete verpflanzt geweſen ſind. Wenn die Zeit beſtimmt worden, auf welche man Spargelſtangen verlangt, ſo laſſe man ungefähr ſechs oder ſieben Wochen vor derſelben eine hinreichende Menge friſchen Pferdemiſt auf einen Haufen zuſammenſchlagen, miſche etwas Steinkohlenaſche darunter, laße ihn zehn bis zwölf Tage liegen, daß er ſich erwärme, laße ihn dann umſtechen, gut aufſchütteln, und wieder auf einen Haufen werfen, und ſo noch acht Tage liegen, in welcher Zeit er zum Spargeltreiben gut ſeyn wird. Man laße nun zu dem Treibebeete eine Grube ausgraben, ſo weit, als es die Breite der dazu beſtimmten Miſtbeetfenſter erfordert, und ſo lang, als es nach dem Verhältniß der Menge, in welcher man Spargel treiben will, nöthig iſt. Für eine kleine Familie pflegen drei bis vier Fenſter hinreichend zu ſeyn; für einen zahlreicheren Tiſch werden ſechs bis acht Fenſter nicht zu viel ſeyn. In die Grube laſſe man nun den Miſt werfen, ordentlich aufrühren oder umſchippen, zurecht legen, und ihn dann mit einer Miſtgabel recht feſt zuſammenſchlagen, ſo daß der Miſt, wenn es im December iſt, 3 Fuß dick oder auch noch etwas dicker liege. Auf den Miſt laſſe man etwa 6 Zoll hoch Erde bringen, ſolche recht fein zerſtoßen und recht klar und eben harken. Dann fange man an einer Seite des Beetes an die Pflanzen auf deſſen Oberfläche gegen eine kleine, etwa 4 Zoll hohe, an den Rand gelegte Erdreihe Reihenweiſe aufrecht, ſo dicht, als möglich, aneinander und ſo zu ſtellen, daß die Kronen aller Pflanzen gleich hoch hervorragen. Nach Einigen ſoll man zwiſchen jede zwei

Reihen nur ein ganz wenig feine Erde schütten, nach Mawe aber sollen die Spargelpflanzen, gegen die am Rande gemachte, und nach seiner Vorschrift 6 Zoll hohe Erdreihe, eine Reihe an die andere, ohne zwischen die Reihe etwas Erde zu legen, auf der Oberfläche des Beets, so gedrängt, als möglich, gestellt werden. Sobald die Arbeit über das ganze Beet vollendet ist, bedeckt man die bloß stehenden Wurzeln der Pflanzen an den Außenseiten des Beets mit etwas steifer Erde, damit sie nicht austrocknen, und stößt zuletzt zwei oder drei zugespitzte, etwa zwei Fuß lange Stäbe mitten in das Beet, zwischen die auf dasselbe gestellten Pflanzen, in einer gewissen Entfernung von einander. Der Zweck dieser Stäbe ist, vermittelst derselben, wenn man sie herauszieht und ihr unteres Ende mit der Hand befühlt, die Stärke der Hitze in dem Beete zu erfahren. Wenn man dasselbe acht Tage nach der Pflanzung des Spargels noch nicht warm genug findet, muß man zur Beförderung der Wärme, ringsherum an den Seiten des Beets und oben auf dasselbe, etwas Stroh, oder Streustroh legen; wenn man es aber so heiß findet, daß die Wurzeln der Pflanzen in Gefahr gerathen können zu verbrennen, muß es ganz unbedeckt liegen bleiben; dagegen muß man aber an jeder Seite des Beets an zwei bis drei Stellen mit einem dicken Pfahl Löcher horizontal in den Mist stoßen, damit die zu starke Hitze sich vermindere, weil das Beet hierdurch Luft erhält und auf den gehörigen Grad der Wärme zurückgebracht wird. Ist dieser Grad eingetreten, müssen die Luftlöcher wieder mit Mist verstopft werden. Vierzehn Tage nach der Verfertigung des Beets müssen die Kronen der Pflanzen, etwa 2 Zoll hoch, mit feiner Erde bedeckt, und sobald der Spargel durch dieselbe nachher hervorzustehen beginnt, muß noch mehr, und zwar noch etwa 3 Zoll hoch Erde aufgebracht werden, damit die Krone

überhaupt 5 Zoll hoch Erde, nach Andern wenigſtens 5 bis 6 Zoll, über ſich habe, welches hinreichend iſt. Dann muß man 4 Zoll dicke Strohſeile an allen Seiten ringsherum um das Beet, an hin und wieder in den Rand des Beetes eingeſchlagene, gerade, etwa 2 Fuß lange zugeſpitzte Pfähle befeſtigen, daß ſie mit der Oberfläche des Beets eine gleiche Höhe haben; auf dieſe Strohſeile müſſen die Miſtbeetkaſten geſetzt, und dann die Fenſter aufgelegt werden. Wenn man drei Wochen nach der Verfertigung des Beets findet, daß die Wärme in demſelben abnimmt, muß es, um dieſelbe zu erneuen, ringsherum mit friſchem Pferdemiſte umlegt, die Fenſter ſowohl bei übler Witterung, als die Nacht über, mit Matten und Stroh bedeckt, bei Tage aber, beſonders wenn die Sonne ſcheint, dieſe Bedeckung abgenommen werden, damit ſie durch die Fenſter ſcheine und den Spargelſtangen eine gute Farbe geben könne. Ein mit dieſer Vorſchrift angelegtes Beet pflegt nach etwa fünf bis ſechs Wochen, und dann etwa drei Wochen lang, geſtochen werden zu können, und wenn die Stangen die gehörige Stärke gehabt haben, pflegt jedes Fenſter während dieſer Zeit etwa 300 Stangen zu geben. Wenn man daher von getriebenem Spargel bis zu der ordentlichen Spargelzeit die Folge verlangt, muß man von der Zeit an, da man das erſte Treibbeet gemacht hat, bis an den Anfang des März, jedesmal um die dritte Woche, ein neues Treibbeet anlegen, und dann pflegt — weil die letzten Beete gemeiniglich vierzehn Tage eher geſtochen werden können, als diejenigen, welche um Weihnachten gemacht ſind — das Letzte in den erſten acht Tagen des März gemachte Beet ſo lange vorzuhalten, bis man wieder aus dem freien Garten Spargel haben kann. Die letztern Treibbeete pflegen auch ſtärkere und auch zugleich, weil ſie mehr Sonne haben, beſſer gefärbte Stangen zu geben. Wenn man nach

dieſer Vorſchrift Spargel treiben will, muß man, wenn man die dazu nöthigen Pflanzen nicht etwa von Anderen kaufen will, zu dieſem Zwecke jährlich aufs Neue ſo viele Pflanzen auspflanzen, als man nachher zum Treiben nöthig zu haben glaubt. Wie viele Pflanzen man zu jedem Fenſter nöthig habe, kann man leicht nach folgendem Maaßſtabe beſtimmen. Wenn ſie nämlich ausdrücklich in der Abſicht ausgepflanzt werden, daß ſie nach zwei oder drei Jahren zum Treiben gebraucht werden ſollen, und man folglich auf jedes Pflanzenbeet ſechs Reihen pflanzt, vier Reihen nur 10 Zoll weit von einander macht, und die Pflanzen in den Reihen nur 8 bis 9 Zoll von einander ſetzt, die Pflanzung gut einſchlägt, und nur wenig Pflanzen zurück bleiben; ſo pflegt eine Ruthe Land ſo viele Pflanzen zu faſſen, als unter ein Fenſter nöthig ſind. Wenn aber die Reihen weiter auseinander und auf ein Beet weniger Reihen gemacht werden, dann muß man auf ein Fenſter ein größeres Stück Land rechnen. Eine Ruthe ſolcher zum Treiben gezogener Pflanzen pflegen die Londner Pflanzengärtner, nachdem die Pflanzen entweder erſt zwei oder ſchon drei Jahre verpflanzt geſtanden haben, und die Reihen mehr oder weniger vollzählig ſind, für 6 bis 10 Schilling Sterl. zu verkaufen. Zu einem Treibbeete von drei Fenſtern ſind, je nachdem die Pflanzen entweder ſtärker oder ſchwächer ſind, 5, 6 bis 700 und oft noch mehr Pflanzen nöthig. Die Londner Küchengärtner nehmen zum Treiben meiſtens ſolche Pflanzen, welche zwei Jahre verpflanzt geſtanden haben. Wenn aber der Boden, in welchem ſie ſtehen, nicht vorzüglich gut iſt, ſo iſt es beſſer ſie drei Jahre ſtehen zu laſſen; denn ſchwache Pflanzen treiben nur dünne Stangen, wie auch ſchon oben, S. 348, angeführt worden, und ſind der Mühe des Treibens nicht werth. Der beſte Boden für die zum Treiben beſtimmten zu verſetzenden

Pflanzen, ist, wenn man starke Pflanzen verlangt, ein feuchter und fetter Boden, hingegen für solchen Spargel, welcher nicht zum Treiben gebraucht werden soll, ein Boden von mittlerer Mischung, der nicht zu feucht und nicht zu trocken, aber immer in einem gewissen Grade fett ist, wie schon oben, S. 350, angeführt worden.

Die Erziehung und Einsammlung des Spargelsamens geschieht auf folgende Weise. Man wähle eine Anzahl guter Spargelpflanzen zum Samentragen aus, und schlage bei jeder Pflanze, ohne jedoch die Krone der Spargelpflanze zu vernichten, einen Stab oder Stock, Stecken, 1½ Ellen hoch in die Erde, um sie im Herbste von den erst noch in Samen gegangenen späteren Stengel unterscheiden zu können. An diese Stäbe oder Pfähle werden nachher ihre in die Höhe gegangenen Stengel angebunden, weil solche sonst, wenn sie erst Seitenzweige getrieben haben, besonders so lange man den übrigen Spargel noch nicht hat in die Höhe gehen lassen, und sie sich an demselben noch nicht halten können, sehr leicht vom Winde abgebrochen werden können. Da sich die Spargelpflanzen in männliche und weibliche eintheilen lassen, so muß man auch eine größere Anzahl Stengel zum Samen auswählen, als nöthig seyn würde, wenn man gewiß wüßte, daß sie alle Beeren oder Samen bekämen; aber so tragen nur die weiblichen Pflanzen Beeren, die männlichen bloß Blüthen oder Blumen, die wie kleine Glöckchen an den Zweigen hängen, aber keine Beeren haben. Wenn man nun in der Mitte des Junius aufhört den Spargel zu stechen, so wachsen die Stengel oder Stangen in die Höhe und das Spargelbeet zeigt einen Wald im Kleinen. Hier kann man nun eine Musterung anstellen, und wird finden, daß Blumen und Samen sich nie an einem und demselben Stengel finden, sondern jedes seine eigne

Wurzel hat; denn auf einem Beete, wo man in einem Jahre lauter Stengel findet, welche Blumen haben, die männlich sind, wird im folgenden Jahre nie ein Stengel mit rothen Beeren hervorkommen, sondern männlich und weiblich bleibt immer verschieden; eben so verschieden ist aber auch der Geschmack der Spargelstangen. Die männlichen schmecken milder und angenehmer, als die weiblichen, und wenn beide untereinander gemischt zu Tische kommen, lassen sich die weiblichen von den männlichen durch einen abweichenden Geschmack leicht unterscheiden. Ein Liebhaber der Gärtnerey hatte in seinem Garten zwei ziemlich alte Spargelbeete neben einander, auf dem einen waren Pflanzen männlichen Geschlechts, auf dem andern mehrere des weiblichen. Da er nun bemerkte, daß der Geschmack der Beete nicht einerlei sei, so gab er genau auf das eine Beet acht, indem er Samen davon erwartete, mit dem er ein neues Beet anlegen wollte, da die Spargelstangen so wohlschmeckend waren. Es zeigte sich aber auf diesem Beete niemals ein einziger Stengel, der Beeren oder Samen gebracht hätte. Dieses giebt den Beweis, daß man, wie schon oben angeführt worden, eine größere Anzahl Stengel zum Samen aussuchen muß. Da an einem Stengel ziemlich viel Beeren wachsen, deren jede zwei bis drei Körner in sich enthält, so räth ein Praktiker an, einige Dutzend zum Samen zu bestimmen; denn wenn man nicht auf männliche Pflanzen zu rechnen nöthig hätte, würde man von einigen Stengeln schon genug Samen bekommen. Der Same ist jedoch dann nur fruchtbar, wenn er vom Samenstaube männlicher Pflanzen ist befruchtet worden. Gegen das Ende des Septembers pflegen die Samenbeeren völlig reif zu seyn. Der Laye im Spargelbaue glaubt öfters bei dem ersten Anblicke schwarzer Samen, daß auch die erst nach der gewöhnlichen Spargelzeit, das ist, nach Johannis, in

die Höhe gehende Stangen oder Stengel immer reifen Samen geben, weil die Samenbeeren im Herbste roth und die Körner in denselben schwarz geworden; allein es ist ein großer Unterschied unter ganz rothen und gelbrothen Beeren. Der erste nach Johannis aufschießende Spargel bekommt gemeiniglich nur gelbrothe Beeren, und die in diesen Beeren liegende Körner, wenn sie gleich schwarz werden, sind aber nicht völlig reif. Die Ursache davon ist vielleicht, ja am wahrscheinlichsten der Frost, dessen sie oft ausgesetzt sind, wenn nämlich die Beete vom Froste einen Stoß bekommen, ehe sie völlig roth und die Körner völlig reif sind, so leidet der Keim der Körner, und diese gehen dann, wenn sie eingesetzt werden, nicht auf. Die Körner in allen Beeren leiden zwar nicht immer von einem frühen Nachtfroste, weil es auf die Lage und den Schutz des Beets ankommt; denn wie z. B. in einer solchen Nacht nicht allezeit alle Weintrauben, sondern meistens nur diejenigen, welche frei hangen und keinen Schutz haben, erfrieren, eben so kann auch ein ganzes Spargelbeet in einer Nacht, worin die Körner auf andern Beeten überall einen Stoß bekommen, vom Froste verschont bleiben, wenn es eine Lage hat, in welcher es gegen den Nord- und Ostwind Schutz hat. In diesem angeführten Satze liegt vielleicht die Ursache der Klagen, daß auf neu aus Samen angelegten Beeten so oft Lücken bleiben. Sobald der Same in den Beeren völlig reif ist, müssen die Stengel nahe der Erde abgeschnitten, die Beeren von demselben ab und in einen Zuber oder sonst ein dazu bestimmtes Gefäß gestreift, darin zerdrückt, die schwarzen Körner in aufgegossenem Wasser so lange bis sie völlig rein sind, gerieben, das Wasser, in welchem die Hülsen der Beeren oben aufschwimmen, abgegossen, die gereinigten Körner auf Brettern an der Luft so lange, bis sie völlig trocken sind, ausgebreitet, und

dann bis auf die Zeit des Gebrauchs aufbewahrt werden. Einige rathen an, die Beeren in dem Gefäße, worin sie von der Pflanze abgestreift worden, drei bis vier Wochen erst liegen zu lassen, damit die Hülsen, weil sie hier in eine gewisse Gährung und Fäulniß gerathen, sich leichter von den Körnern lösen können; dann Wasser darauf gegossen, tüchtig die Masse in dem Gefäße umgerührt, und dann das Wasser mit den oben auf schwimmenden Hülsen abgegossen. Die auf dem Boden liegen gebliebenen Samenkörner werden dann auf Matten oder leinene Tücher geschüttet, ausgebreitet, und an die Sonne und Luft zum vollkommenen Austrockenen gelegt; wenn sie trocken geworden, werden sie in einen Beutel geschüttet, und bis zum Gebrauche in einem trockenen Zimmer aufgehangen. Er hält sich, so aufbewahrt, drei Jahre lang.

Das Spargelstechen geschieht gewöhnlich im dritten Jahre; man pflegt zwar von neu angelegtem Spargel schon im zweiten Frühjahre einige Stangen zu stechen; allein es ist besser, ihn bis ins dritte Frühjahr ungestochen zu lassen. Sobald er aber gestochen werden darf, müssen die Beete im Frühjahre, einige Zeit vorher, ehe die Stangen hervorkommen, mit einer eigenthümlichen plattzinkigten Spargelgabel so vorsichtig und leicht aufgelockert werden, daß die Zacken der Gabel nicht zu tief fassen und die Krone der Stöcke verletzen; nachher aber, wenn die Stengel wirklich hervorkommen wollen, müssen sie, damit das hervorkommende Unkraut zerstört werde, wieder eben geharkt werden. Sie pflegen nach einer solchen Behandlung viel länger rein zu bleiben, als wenn sie entweder gar nicht, oder schon gleich nach dem Auflockern wieder eben geharkt wären. Wenn nun die Stangen über der Erde 4 oder 5 Zoll lang sind, müssen sie gestochen werden, nicht aber alle ohne Ausnahme, sondern nur die dicken Stangen, die dünnen Stangen

müssen, damit der Stock stärker wird, in die Höhe gehen; denn je mehr Stangen man sticht, desto mehr Stangen treibt der Stock; aber um so dünner werden auch die Stangen, und um so eher gehen die Stöcke zu Ende. Zum Stechen bedient man sich eines scharfen Messers, mit einer ziemlich langen, schmalen und vorne nicht rund gebogenen, sondern spitz zugehenden Klinge. Eine vorne brüchige Klinge schneidet die Stangen nicht gerade ab, sondern macht, daß man zum Nachtheile des Stocks nachstechen muß, und die Stange nicht mit einem Schnitte abschneiden kann. Wenn man eine Stange stechen will, muß man erst nachsehen, ob nicht neben derselben noch mehr Stangen hervortreiben, die man sonst beim Abschneiden beschädigen könnte; ist dieses nun nicht der Fall, so muß man an der einen Seite der Stange die Erde mit dem Messer einige Zoll tief behutsam zur Seite scharren, und dann unten in dieser gemachten Oeffnung schräge in der Stange hinunter und sie mit einem Schnitte abschneiden. Schnitte man die Stange in die Quere ab, so würde man diejenige, welche etwa neben ihr hervortreibt, verletzen, und ihr Hervortreiben hindern; schneidet man, wenn der Spargel nicht tief genug liegt, mit dem Messer in die Krone des Stockes, so tödtet man den ganzen Stock. Nie müssen Stangen gestochen werden, welche bereits über 2 Zoll hoch hervorgeschossen sind. In recht warmen Tagen treibt der Spargel sehr häufig hervor, und wenn man ihn nun alle Morgen sticht, so verliert derjenige, welcher gleich nach dem Stechen hervorgeschossen ist, und bis an den andern Morgen stehen bleibt, seine Farbe. Um ihm nun sowohl die Farbe, als auch ihn selbst zart zu erhalten, lasse man sich, nachdem man viel Spargel hat, von dem Töpfer hundert oder mehr 3 Zoll hohe Kruken, von der Art, wie man sie in den Apotheken zu den Salben gebraucht, das heißt, worein man die

Salbe, die der Verwundete erhält, thut, machen, und decke ſolche über die nach dem Stechen den Tag über hervorkommenden Stangen. Man hat davon, außer dem, daß der Spargel weiß und zart bleibt, auch die Bequemlichkeit, daß man am andern Morgen die Stangen alle findet und keine überſieht. Wenn man dergleichen Kruken oder Töpfchen, die nicht glaſirt zu ſeyn brauchen, bei Hunderten machen läßt, wird für das Stück nur ſehr wenig bezahlt. — Man ſehe über die Erziehung des Spargels nach älteren Methoden, auch den Art. Asparagus, Th. 2, S. 530 u. f. nach, oder vergleiche dieſen Artikel mit dem eben abgehandelten.

Benutzung des Spargels in der Haushaltung oder Zubereitung deſſelben in der Küche. Der Spargel gehört zu den angenehmſten Frühlingsfrüchten, die unſere Küchengärten liefern. Der Genuß deſſelben iſt nicht nur angenehm, ſondern auch geſund, und er wird, leicht und gut zubereitet, von manchen Aerzten als eine vortheilhafte Speiſe, wenn man mit fieberhaften Zufällen geplagt wird, angeprieſen. Indeſſen muß man doch eine Auswahl beim Spargel treffen; denn ein Spargel, der täglich, wie er geſtochen worden, zum Feuer und zu Tiſche kommt, hat einen Vorzug vor demjenigen, der abgeſtochen iſt und einen oder ein Paar Tage aufbewahrt wird, ehe man ihm zum Genuſſe gebraucht. Dieſe Veränderung im Geſchmacke hat ihren Grund zum Theil in dem Boden, in welchem der Spargel erzogen worden, theils aber auch in der Spargelpflanze ſelbſt. So z. B. ſchmeckt derjenige Spargel, der von den männlichen Spargelpflanzen genommen worden, weit milder und angenehmer, als der von weiblichen, wie auch ſchon oben, S. 361, angeführt worden. Man muß daher den Spargel, wenn er gut ſeyn ſoll, von Gärtnern kaufen, die man genau kennt, und von

denen man seinen Bedarf an Gartengewächsen immer nimmt; sie werden Einem gewiß guten Spargel liefern. Jetzt nun zu den Zubereitungen des Spargels in den Küchen.

Spargel mit dicker Butter. Man nehme starken Spargel, der zu dieser Zubereitungsart am besten ist und putze ihn nur leicht ab, damit nichts von seiner Stärke verloren geht; dann sauber gewaschen, mit Bindfaden in mäßige Bunde, alle mit den Köpfen beisammen, gebunden, und mit kaltem Wasser und ein wenig Salz abgekocht, jedoch nicht zu weich, weil er sonst nicht angenehm zum Essen ist. Hierzu giebt man nun eine Englische Plainbutter; s. unter Sauce, Th. 137, S. 64, oder auch eine Sauce naturelle, s. daselbst, S. 53. Auf eine andere Art. Schöner großer Spargel wird gleich geschnitten, in Wasser gesotten, als wenn man ihn kalt auf den Tisch geben wollte, weil er etwas hart bleiben muß. Man läßt nun einen guten Theil Butter zergehen, von einer Citrone den Saft darein gedrückt und untereinander gerührt. Wenn nun der Spargel gekocht worden, wird er geseihet, in eine warme Schüssel geschüttet oder geordnet, die abgerührte Butter daraufgethan und Pfeffer und etwas Muskatennuß, gestoßen, darüber gestreut. Oder man ordnet den Spargel, wie den vorigen, in eine Schüssel, und gießt eine Sauce darüber, die man in einem Topfe mit Fleischbrühe, ziemlich viel Butter, Pfeffer und Muskatenblüthe zusammen gemacht, gekocht und über den Spargel angerichtet hat.

Brod mit Spargelspitzen, Spargelbrod. Man schneide so viel Spargel, als zum Ragout und zur Brodfüllung nöthig ist, in Stücke, welle ihn in siedendem Wasser auf, lasse ihn dann ablaufen, in eine Kasserolle gethan, und einige Male umgeschwenkt; Kalbfleischjus daran gegossen, und wenn

es gar ist, ein Paar Eydotter mit Rahm zerlassen, den Spargel damit dicklich gemacht, und noch ein wenig Zucker dazu gethan. Man nehme nun ein rundes Milchbrod, welches keine Oeffnung oder Ritze hat, mache unten eine Oeffnung hinein, behalte aber das herausgenommene Stück, nehme die Krume so viel, als möglich, heraus und fülle es mit der Spargelmasse, verdecke die Oeffnung wieder mit dem herausgeschnittenen Stücke Rinde, umwinde es mit Bindfaden, weiche es in Milch und backe es in Schweinfett.

Spargel mit Jus. Man breche den Spargel in Stücke, schmore ihn mit reinem Schweinschmalze, wenn die Butter nicht zu kostbar ist, kann man Butter nehmen, gehackte Petersilie und Körbel, und thue dazu eine kleine Zwiebel, die man aber nachher wieder wegnimmt; dann wird er mit Salz, Pfeffer und Muskatennuß gewürzt und mit etwas Fleischbrühe langsam gekocht. Wenn er gahr ist, abgefettet, eine Jus von Hammelfleisch und etwas Citronensaft hinzugegossen, und ihn mit nur wenig Brühe warm angerichtet.

Spargel mit saurer Brühe. Wenn der Spargel gehörig geputzt worden, wird er in Wasser und Salz gahr gekocht, dann in eine Kasserolle gethan, Wein und Essig, von jedem gleich viel, nebst Muskatennuß und weißem Pfeffer, Butter und etwas Zucker, wie auch etwas Semmelkrume dazu gethan, und die Brühe etwas dicklich einkochen lassen. Man kann auch den Spargel erst gahr kochen und dann die Sauce darüber geben.

Spargel mit Holländischer Sauce. Der Spargel wird geputzt, abgewaschen, in Bündchen gebunden, und in Wasser und gehörig Salz weich gekocht; dann auf eine Schüssel rangirt oder geordnet und die Holländische Sauce, unter Sauce, Th. 137, in einer Saucière besonders gegeben, damit sich ein

jeder nach Gefallen derſelben zum Spargel bedienen kann.

Spargel zum Gemüſe. Man nimmt hierzu mittelmäßigen Spargel, putzt das Harte davon ab, dann in Stücke von der Länge eines Fingers geſchnitten, abgebrüht, und nachher mit ein wenig Butter geſchwitzt. Man thue einen Löffel Mehl hinzu, fülle Bouillon auf, und laſſe ihn gar kochen. Wenn man nun noch etwas Zucker und gehackte Peterſilie hinzugethan und das Ganze mit ein Paar Eyern ablegirt hat, ſo kann man den Spargel mit grillirtem Aal, Lachs, Grillade und farcirten Kalbsbrüſten, Hammelkeule ꝛc. geben.

Spargel mit Rührey. Der Spargel muß geputzt und bloß die Spitzen mit Salz und Waſſer $\frac{3}{4}$ gar gekocht werden. Man gieße das Waſſer ab und laſſe denſelben in friſcher Butter weiter gahr ſchwitzen. Man ſchlage zwölf Eyer in eine Kaſſerolle und rühre ſie mit $\frac{1}{4}$ Quart Sahne, $\frac{1}{4}$ Pfund Butter, Muskatennuß und Pfeffer, auch ein wenig Peterſilie gut durcheinander; dann auf einem nicht zu ſtarkem Feuer mit Vorſicht abgerührt, daß es nicht ſengrig, oder ſich anſetzt und zu ſteif wird, weil ein Rührey ſtets nachbäckt. Man kann den Sud des Spargels noch unter das Rührey nehmen. Der Spargel wird angerichtet und das Rührey darüber gegeben.

Spargel mit Rahm oder Sahne. Wenn der Spargel gehörig vorbereitet worden, breche man ihn in kleine Stücke, welle dieſe in Waſſer auf, dann in eine Kaſſerolle mit guter Butter, auch wohl mit Schweinfett, gethan, jedoch muß nicht zu viel Fett daran bleiben; dann Milch und Sahne dazu gethan, ein wenig gewürzt und ein Bündel feiner Kräuter hinzugeworfen. Vor dem Anrichten thue man ein oder zwei Eyerdotter, in Rahm abgequirlt, hinzu, damit die Brühe dicklich werde, auch etwas Zucker, und ſogleich angerichtet.

Spargel aufzubewahren. Man nehme den Spargel, putze ihn rein, dann in Salzwasser abblanchirt, daß er nicht weich wird, und in diesem Wasser kalt werden lassen. Man schütte ihn nun in Einmachegläser, gieße diese mit guter Butter so zu, daß wenn er kalt geworden, er noch einen recht klaren Butterguß erhält; dann, wenn er kalt geworden, mit Blase verbunden, so erhält er sich weich und wohlschmeckend bis spät in den Winter, und die Butter kann dann auch noch gebraucht werden. — Ein Mehreres über die noch andern Zubereitungsarten des Spargels, s. unter Asparagus, Th. 2, S. 557 u. f.

Die übrigen Spargelarten, die in Deutschland nur in botanischen Gärten gezogen, aber in der Küche nicht gebraucht werden, will ich hier nur kurz berühren, da Mehrere davon unter Asparagus, Th. 2, S. 532, 533, schon dem Namen nach erwähnt worden. Es sind: 1) der gebogene Spargel, Asparagus declinatus Linn., mit blaßgelben, glockenförmigen Blumen, welcher am Vorgebirge der guten Hoffnung wächst, und bei uns in einem Glashause oder sonst einem Pflanzenbehälter von 1—5 Grad Wärme überwintert werden muß. — 2) Der liegende Spargel, Asparagus decumbens Jacq., mit auf der Erde liegendem Stengel, mit einer rückwärts gebogenen, glockenförmigen Blume. Er hat mit dem vorhergehenden gleiches Vaterland und auch einen gleichen Standort. — 3) Der bogige Spargel, Asparagus flexuosus Thunb., mit einem krautartigen Stengel und lanzettförmigen Blättern. Vaterland und Kultur, wie bei den vorhergehenden Arten. — 4) Der kletternde Spargel, Asparagus scandens Thunb., mit sichelförmig gebogenen Blättern. Vaterland und Kultur, wie bei der vorigen Art. — 5) Der Aethiopische Spar

denen man seinen Bedarf an Gartengewächsen immer nimmt; sie werden Einem gewiß guten Spargel liefern. Jetzt nun zu den Zubereitungen des Spargels in den Küchen.

Spargel mit dicker Butter. Man nehme starken Spargel, der zu dieser Zubereitungsart am besten ist und putze ihn nur leicht ab, damit nichts von seiner Stärke verloren geht; dann sauber gewaschen, mit Bindfaden in mäßige Bunde, alle mit den Köpfen beisammen, gebunden, und mit kaltem Wasser und ein wenig Salz abgekocht, jedoch nicht zu weich, weil er sonst nicht angenehm zum Essen ist. Hierzu giebt man nun eine Englische Plainbutter; s. unter Sauce, Th. 137, S. 64, oder auch eine Sauce naturelle, s. daselbst, S. 53. Auf eine andere Art. Schöner großer Spargel wird gleich geschnitten, in Wasser gesotten, als wenn man ihn kalt auf den Tisch geben wollte, weil er etwas hart bleiben muß. Man läßt nun einen guten Theil Butter zergehen, von einer Citrone den Saft darein gedrückt und untereinander gerührt. Wenn nun der Spargel gekocht worden, wird er geseihet, in eine warme Schüssel geschüttet oder geordnet, die abgerührte Butter daraufgethan und Pfeffer und etwas Muskatennuß, gestoßen, darüber gestreut. Oder man ordnet den Spargel, wie den vorigen, in eine Schüssel, und gießt eine Sauce darüber, die man in einem Topfe mit Fleischbrühe, ziemlich viel Butter, Pfeffer und Muskatenblüthe zusammen gemacht, gekocht und über den Spargel angerichtet hat.

Brod mit Spargelspitzen, Spargelbrod. Man schneide so viel Spargel, als zum Ragout und zur Brodfüllung nöthig ist, in Stücke, welle ihn in siedendem Wasser auf, lasse ihn dann ablaufen, in eine Kasserolle gethan, und einige Male umgeschwenkt; Kalbfleischjus daran gegossen, und wenn

es gar ist, ein Paar Eydotter mit Rahm zerlassen, den Spargel damit dicklich gemacht, und noch ein wenig Zucker dazu gethan. Man nehme nun ein rundes Milchbrod, welches keine Oeffnung oder Ritze hat, mache unten eine Oeffnung hinein, behalte aber das herausgenommene Stück, nehme die Krume so viel, als möglich, heraus und fülle es mit der Spargelmasse, verdecke die Oeffnung wieder mit dem herausgeschnittenen Stücke Rinde, umwinde es mit Bindfaden, weiche es in Milch und backe es in Schweinfett.

Spargel mit Jus. Man breche den Spargel in Stücke, schmore ihn mit reinem Schweinschmalze, wenn die Butter nicht zu kostbar ist, kann man Butter nehmen, gehackte Petersilie und Körbel, und thue dazu eine kleine Zwiebel, die man aber nachher wieder wegnimmt; dann wird er mit Salz, Pfeffer und Muskatennuß gewürzt und mit etwas Fleischbrühe langsam gekocht. Wenn er gahr ist, abgefettet, eine Jus von Hammelfleisch und etwas Citronensaft hinzugegossen, und ihn mit nur wenig Brühe warm angerichtet.

Spargel mit saurer Brühe. Wenn der Spargel gehörig geputzt worden, wird er in Wasser und Salz gahr gekocht, dann in eine Kasserolle gethan, Wein und Essig, von jedem gleich viel, nebst Muskatennuß und weißem Pfeffer, Butter und etwas Zucker, wie auch etwas Semmelkrume dazu gethan, und die Brühe etwas dicklich einkochen lassen. Man kann auch den Spargel erst gahr kochen und dann die Sauce darüber geben.

Spargel mit Holländischer Sauce. Der Spargel wird geputzt, abgewaschen, in Bündchen gebunden, und in Wasser und gehörig Salz weich gekocht; dann auf eine Schüssel rangirt oder geordnet und die Holländische Sauce, unter Sauce, Th. 137, in einer Saucière besonders gegeben, damit sich ein

denen man seinen Bedarf an Gartengewächsen immer nimmt; sie werden Einem gewiß guten Spargel liefern. Jetzt nun zu den Zubereitungen des Spargels in den Küchen.

Spargel mit dicker Butter. Man nehme starken Spargel, der zu dieser Zubereitungsart am besten ist und putze ihn nur leicht ab, damit nichts von seiner Stärke verloren geht; dann sauber gewaschen, mit Bindfaden in mäßige Bunde, alle mit den Köpfen beisammen, gebunden, und mit kaltem Wasser und ein wenig Salz abgekocht, jedoch nicht zu weich, weil er sonst nicht angenehm zum Essen ist. Hierzu giebt man nun eine Englische Plainbutter; s. unter Sauce, Th. 137, S. 64, oder auch eine Sauce naturelle, s. daselbst, S. 53. Auf eine andere Art. Schöner großer Spargel wird gleich geschnitten, in Wasser gesotten, als wenn man ihn kalt auf den Tisch geben wollte, weil er etwas hart bleiben muß. Man läßt nun einen guten Theil Butter zergehen, von einer Citrone den Saft darein gedrückt und untereinander gerührt. Wenn nun der Spargel gekocht worden, wird er geseihet, in eine warme Schüssel geschüttet oder geordnet, die abgerührte Butter daraufgethan und Pfeffer und etwas Muskatennuß, gestoßen, darüber gestreut. Oder man ordnet den Spargel, wie den vorigen, in eine Schüssel, und gießt eine Sauce darüber, die man in einem Topfe mit Fleischbrühe, ziemlich viel Butter, Pfeffer und Muskatenblüthe zusammen gemacht, gekocht und über den Spargel angerichtet hat.

Brod mit Spargelspitzen, Spargelbrod. Man schneide so viel Spargel, als zum Ragout und zur Brodfüllung nöthig ist, in Stücke, welle ihn in siedendem Wasser auf, lasse ihn dann ablaufen, in eine Kasserolle gethan, und einige Male umgeschwenkt; Kalbfleischjus daran gegossen, und wenn

es gar ist, ein Paar Eydotter mit Rahm zerlassen, den Spargel damit dicklich gemacht, und noch ein wenig Zucker dazu gethan. Man nehme nun ein rundes Milchbrod, welches keine Oeffnung oder Ritze hat, mache unten eine Oeffnung hinein, behalte aber das herausgenommene Stück, nehme die Krume so viel, als möglich, heraus und fülle es mit der Spargelmasse, verdecke die Oeffnung wieder mit dem herausgeschnittenen Stücke Rinde, umwinde es mit Bindfaden, weiche es in Milch und backe es in Schweinfett.

Spargel mit Jus. Man breche den Spargel in Stücke, schmore ihn mit reinem Schweinschmalze, wenn die Butter nicht zu kostbar ist, kann man Butter nehmen, gehackte Petersilie und Körbel, und thue dazu eine kleine Zwiebel, die man aber nachher wieder wegnimmt; dann wird er mit Salz, Pfeffer und Muskatennuß gewürzt und mit etwas Fleischbrühe langsam gekocht. Wenn er gahr ist, abgefettet, eine Jus von Hammelfleisch und etwas Citronensaft hinzugegossen, und ihn mit nur wenig Brühe warm angerichtet.

Spargel mit saurer Brühe. Wenn der Spargel gehörig geputzt worden, wird er in Wasser und Salz gahr gekocht, dann in eine Kasserolle gethan, Wein und Essig, von jedem gleich viel, nebst Muskatennuß und weißem Pfeffer, Butter und etwas Zucker, wie auch etwas Semmelkrume dazu gethan, und die Brühe etwas dicklich einkochen lassen. Man kann auch den Spargel erst gahr kochen und dann die Sauce darüber geben.

Spargel mit Holländischer Sauce. Der Spargel wird geputzt, abgewaschen, in Bündchen gebunden, und in Wasser und gehörig Salz weich gekocht; dann auf eine Schüssel rangirt oder geordnet und die Holländische Sauce, unter Sauce, Th. 137, in einer Saucière besonders gegeben, damit sich ein

denen man seinen Bedarf an Gartengewächsen immer nimmt; sie werden Einem gewiß guten Spargel liefern. Jetzt nun zu den Zubereitungen des Spargels in den Küchen.

Spargel mit dicker Butter. Man nehme starken Spargel, der zu dieser Zubereitungsart am besten ist und putze ihn nur leicht ab, damit nichts von seiner Stärke verloren geht; dann sauber gewaschen, mit Bindfaden in mäßige Bunde, alle mit den Köpfen beisammen, gebunden, und mit kaltem Wasser und ein wenig Salz abgekocht, jedoch nicht zu weich, weil er sonst nicht angenehm zum Essen ist. Hierzu giebt man nun eine Englische Plainbutter; s. unter Sauce, Th. 137, S. 64, oder auch eine Sauce naturelle, s. daselbst, S. 53. Auf eine andere Art. Schöner großer Spargel wird gleich geschnitten, in Wasser gesotten, als wenn man ihn kalt auf den Tisch geben wollte, weil er etwas hart bleiben muß. Man läßt nun einen guten Theil Butter zergehen, von einer Citrone den Saft darein gedrückt und untereinander gerührt. Wenn nun der Spargel gekocht worden, wird er geseihet, in eine warme Schüssel geschüttet oder geordnet, die abgerührte Butter daraufgethan und Pfeffer und etwas Muskatennuß, gestoßen, darüber gestreut. Oder man ordnet den Spargel, wie den vorigen, in eine Schüssel, und gießt eine Sauce darüber, die man in einem Topfe mit Fleischbrühe, ziemlich viel Butter, Pfeffer und Muskatenblüthe zusammen gemacht, gekocht und über den Spargel angerichtet hat.

Brod mit Spargelspitzen, Spargelbrod. Man schneide so viel Spargel, als zum Ragout und zur Brodfüllung nöthig ist, in Stücke, welle ihn in siedendem Wasser auf, lasse ihn dann ablaufen, in eine Kasserolle gethan, und einige Male umgeschwenkt; Kalbfleischjus daran gegossen, und wenn

es gar ist, ein Paar Eydotter mit Rahm zerlassen, den Spargel damit dicklich gemacht, und noch ein wenig Zucker dazu gethan. Man nehme nun ein rundes Milchbrod, welches keine Oeffnung oder Ritze hat, mache unten eine Oeffnung hinein, behalte aber das herausgenommene Stück, nehme die Krume so viel, als möglich, heraus und fülle es mit der Spargelmasse, verdecke die Oeffnung wieder mit dem herausgeschnittenen Stücke Rinde, umwinde es mit Bindfaden, weiche es in Milch und backe es in Schweinfett.

Spargel mit Jus. Man breche den Spargel in Stücke, schmore ihn mit reinem Schweinschmalze, wenn die Butter nicht zu kostbar ist, kann man Butter nehmen, gehackte Petersilie und Körbel, und thue dazu eine kleine Zwiebel, die man aber nachher wieder wegnimmt; dann wird er mit Salz, Pfeffer und Muskatennuß gewürzt und mit etwas Fleischbrühe langsam gekocht. Wenn er gahr ist, abgefettet, eine Jus von Hammelfleisch und etwas Citronensaft hinzugegossen, und ihn mit nur wenig Brühe warm angerichtet.

Spargel mit saurer Brühe. Wenn der Spargel gehörig geputzt worden, wird er in Wasser und Salz gahr gekocht, dann in eine Kasserolle gethan, Wein und Essig, von jedem gleich viel, nebst Muskatennuß und weißem Pfeffer, Butter und etwas Zucker, wie auch etwas Semmelkrume dazu gethan, und die Brühe etwas dicklich einkochen lassen. Man kann auch den Spargel erst gahr kochen und dann die Sauce darüber geben.

Spargel mit Holländischer Sauce. Der Spargel wird geputzt, abgewaschen, in Bündchen gebunden, und in Wasser und gehörig Salz weich gekocht; dann auf eine Schüssel rangirt oder geordnet und die Holländische Sauce, unter Sauce, Th. 137, in einer Saucière besonders gegeben, damit sich ein

er Kasse, nach dem Einkommen berechnet
d in großen Städten vortheilhaft auf Künste
be wirken; sondern im Mißbrauche des
ppigkeit und Verschwendung, da
Aufwand ohne vernünftige Rücksicht auf
d und auf sein Vermögen, sein Einkom-
den sinnlichen Genuß, Aufwand in Klei-
n, Speisen und Getränken, öffentlichen
n zum Hauptzwecke seines Lebens erhebt,
d das Vermögen oder Einkommen durch
ß zerstört, und die Kraft der Seele zu
Tugenden, der Thätigkeit, Menschenliebe
schwächt. Hieraus wird man gewahren,
ig es ist, in der Erziehung dahin zu wir-
gungen zum Luxus ꝛc. unterdrückt werden,
besten bei der weiblichen Jugend durch das
r Hauslichkeit und einer weisen Sparsam-
t, und bei der mannlichen durch nützliche
ungen, welche Körper und Geist stärken, und
Anhalten zur nützlichen Verwendung des
eldes und zur Sparkasse.

es für Kinder und Jünglinge von besonderem
ist, wenn sie auf eine vernüftige Art gewöhnt
mit dem Gelde ökonomisch umzugehen, leidet
keinen Zweifel. Wie viele Beispiele sind nicht
ünglingen vorhanden, die nicht eher Geld zu einer
Disposition bekamen, bis sie die Hochschule
Universität bezogeu, und die so wenig mit der prak-
n Rechenkunst Bescheid wüßten, daß sie sehr bald
Schulden geriethen, welches also daher kam, daß
ihnen gleich das Größere vertraute, ohne sie durch
nere Versuche geübt und auf das Größere vorbe-
et zu haben; man glaubt genug zu thun, wenn man
en die gut gemeinte Regel, ja ordentlich mit
em Gelde hauszuhalten, und dann Rem
en zu erwarten, mit auf den Weg giebt. A

chen, aus welchen bei der Verwandlung das Spargelhähnchen, der Kreuzkäfer entsteht; s. Spargelhähnchen.

Spargelsalat, s. unter Asparagus, Th. 2., S. 564.

Spargelsamen, s. oben, unt. Spargel, S. 334, 360.

Spargelsauce, s. Spargelbrühe.

Spargelschnitte, das Schneiden oder Abstechen des Spargels, s. oben, unter Spargel, S. 363.

Spargelschale, Spargelschalen, die grünen Schalen der Spargelerbsen.

Spargelstechen, s. oben, unter Spargel, S. 363.

Spargelstengel, die Stengel oder Stiele, welche aus dem Spargelsamen hervortreiben, die eigentliche Spargelpflanze; s. oben, Spargel.

Spargelsuppe, s. unter Asparagus, Th. 2, S. 564.

Spargeltreibebeete, s. oben, unter Spargel, S. 352 u. f.

Spargeltorte, s. unter Asparagus, Th. 2, S. 564.

Spargelzange, in der Haushaltung, eine zierliche Zange in Gestalt einer Scheere, damit Spargel vorzulegen. Man hat sie von Silber, auch von Komposition aus Kupfer und Zink ꝛc.

Spargelzubereitung, s. oben, unter Spargel, S. 365 u. f.

Spark, Spergula Linn., s Spargel.

Sparkalk, s. unter Kalk, Th. 32, S. 621 und 730, und unter Gyps, Th. 20, S. 419 u. f.

Sparkasse, Sparcasse. nicht nur die Sparbüchse oder der Sparkasten, worin sich das ersparte Geld befindet, sondern auch das Geld selbst, welches man zu einem gewissen Zwecke erspart hat; so wie auch dasjenige Geschäftslokal, Büreau, welches ersparte Gelder in Empfang nimmt und sie so lange verzinset, bis man das Kapital wieder zurückbegehrt, Sparkasse genannt wird. Ob Sparkassen bei Kindern und erwachsenen jungen Leuten von Nutzen sind, ob sie zur Beförderung gewisser häuslichen Tugenden beitragen,

ist schon oft ein Gegenstand der Untersuchung von Eltern und Erziehern oder Pädagogen gewesen; man hat sich dafür und dawider ausgesprochen, und hat die Abweichungen von der Bahn, Geiz und Verschwendung, wohl erwogen, in deren Mitte nun die Sparsamkeit tritt, die für die Sparkassen, selbst bei Kindern, spricht, und die Mehrheit der Stimmen ist dem Dafür beigetreten. — Man klagte mit lauter Stimme über den steigenden Luxus schon vor mehreren Jahrhunderten, besonders aber in dem 17ten und 18ten Jahrhunderte, wo er alle Stände zu ergreifen anfing, und sich nicht mehr auf die höheren Stände und den Reichthum allein beschränkte, nicht mehr die Luxuriösen, sondern auch manchen arbeitsamen, ökonomischen und rechtschaffenen Bürger des Staats traf und ihn zum Gegenstande des Mitleid's machte. Ein sich zu weit ausbreitender Luxus ist eine Quelle der Zerrüttung häuslicher Glückseligkeit; er stört die Ruhe einer Familie und verbreitet Unzufriedenheit; so wie das Wohl des Staats durch häufig entstehende Concurse, durch Eingriffe in die anvertrauten öffentlichen und Privat-Kassen, durch Unterschlagung der von der Regierung verordneten Abgaben, heimliche Entweichnngen, Angewöhnung des Trunkes ꝛc. offenbar gehindert wird. Daher ist es wohl von nicht geringer Wichtigkeit die häusliche Erziehung so einzurichten, daß Kinder, und Jünglinge oder Jungfrauen schon früh auf eine vernünftige Art gewöhnt werden, mit dem Gelde ökonomisch umzugehen, und wenn man die Jünglinge, vom Knaben an, auf eine weise Sparsamkeit, einen weisen Gebrauch des Geldes aufmerksam macht, und ihnen das wöchentliche Taschengeld, oder die kleinen Geschenke an Gelde mit der Deutung, außer kleinen Ausgaben, das Uebrige zu größern Zwecken zu ersparen, giebt, so muß man Letztere, die Jungfrauen, vom kleinen Mädchen an, insbesondere auf den unnützen Putz aufmerksam machen, ihnen nie in früher Zeit Toilette

zu machen gestatten, wie es in manchen Familien zu geschehen pflegt, die eine Affenliebe für ihre Kinder, besonders aber für die Töchter haben, sie nie zu den Arbeiten anhalten, die doch die höchste Zierde ihres Geschlechts sind, zur Häuslichkeit, zur Wirthlichkeit oder Wirthschaftlichkeit, sondern sie nur für die große Welt erziehen, für den Prunk, Putz, Staat, kurz für alle äußeren Reize, um zu Gefallen, aber nicht für diejenigen Tugenden, wodurch die zukünftige junge Hausfrau erst liebenswürdig wird, wodurch sie ihren Mann fesselt, ja ihn vor so manchen Abwegen bewahrt, so daß er Geschmack an Häuslichkeit findet, sich nur glücklich in seiner Familie fühlt, und seine Zerstreuungen, seine Erholungen nach angestrengter Arbeit, nur in seinem Hause, an seinem Herde ꝛc. findet. Der Putz und die Sucht zu glänzen, zu gefallen, unterdrückt, ja verderbt die edelsten Gefühle, vernichtet die Häuslichkeit, erzeigt einen Hang nach öffentlichen Vergnügungen, nach Lustbarkeiten, welches auf eine zwiefache Weise nachtheilig auf den Hausstand wirket; denn erstens müssen alle Moden in der Kleidung mitgemacht werden, sonst würde man sich nicht sehen lassen können, und zweitens müssen alle kostspieligen Vergnügungen, wie Bälle, Redouten, Schauspiele, Concerte ꝛc. ꝛc. besucht werden, nicht allein des Genusses wegen, den diese Vergnügungen dann und wann genossen, gewähren, sondern um sich im Kostüm zu zeigen, um zu glänzen und die Augen Aller, wo möglich, auf sich zu ziehen; dieses Alles sind die Fehler frührer Erziehung, die so nachtheilig auf den Hausstand, auf das Familienleben wirken, ja es oft ganz zerstören. — Man darf aber hier das Wort Luxus nicht in dem Sinne nehmen, worin es überhaupt eine reichliche Anschaffung der Gegenstände der Sinnlichkeit, zum Genusse der sinnlichen Vergnügungen und Bequemlichkeiten bedeutet, die nicht störend auf den Hausstand wirken, sondern nach den

Kräften der Kasse, nach dem Einkommen berechnet worden, und in großen Städten vortheilhaft auf Künste und Gewerbe wirken; sondern im Mißbrauche des Luxus: Ueppigkeit und Verschwendung, da man jenen Aufwand ohne vernünftige Rücksicht auf seinen Stand und auf sein Vermögen, sein Einkommen macht; den sinnlichen Genuß, Aufwand in Kleidern, Möbeln, Speisen und Getränken, öffentlichen Vergnügungen zum Hauptzwecke seines Lebens erhebt, den Körper und das Vermögen oder Einkommen durch solchen Genuß zerstört, und die Kraft der Seele zu den edelsten Tugenden, der Thätigkeit, Menschenliebe Redlichkeit ꝛc. schwächt. Hieraus wird man gewahren, wie nothwendig es ist, in der Erziehung dahin zu wirken, daß Neigungen zum Luxus ꝛc. unterdrückt werden, welches am besten bei der weiblichen Jugend durch das Anhalten zur Häuslichkeit und einer weisen Sparsamkeit geschieht, und bei der mannlichen durch nützliche Beschäftigungen, welche Körper und Geist stärken, und durch das Anhalten zur nützlichen Verwendung des Taschengeldes und zur Sparkasse.

Daß es für Kinder und Jünglinge von besonderem Nutzen ist, wenn sie auf eine vernünftige Art gewöhnt werden, mit dem Gelde ökonomisch umzugehen, leidet gewiß keinen Zweifel. Wie viele Beispiele sind nicht von Jünglingen vorhanden, die nicht eher Geld zu einer freien Disposition bekamen, bis sie die Hochschule oder Universität bezogen, und die so wenig mit der praktischen Rechenkunst Bescheid wüßten, daß sie sehr bald in Schulden geriethen, welches also daher kam, daß man ihnen gleich das Größere vertraute, ohne sie durch kleinere Versuche geübt und auf das Größere vorbereitet zu haben; man glaubt genug zu thun, wenn man ihnen die gut gemeinte Regel, ja ordentlich mit dem Gelde hauszuhalten, und dann Remessen zu erwarten, mit auf den Weg giebt. Andere

hatten früh zu ihrer Dispoſition Geld erhalten; allein ſie waren mit der praktiſchen Rechenkunſt im Haushalten nicht beſſer bekannt, wie jene, weil man ſich um die Art, wie ſie das Geld verwendeten, zu wenig bekümmerte. Ein praktiſcher Erzieher ſtellt hier folgenden Satz, als Frage auf: Sollte nicht das Kind (Knabe und Mädchen, die an das Jünglings- oder Jungfrauen-Alter gränzen) über die Einnahme und Verwendung des Geldes, welches ihm die Eltern unter dem Namen des monatlichen oder wöchentlichen Taſchengeldes geben, Rechnung halten, ſolche nach dem Verlaufe einer Woche, oder eines Monats vorzeigen, und ein der Verwendung des Geldes und geführten Rechnung gemäßes belehrendes Urtheil erwarten müſſen? Die Erklärung und Beantwortung deſſelben iſt nun ungefähr folgende: Nur unter der Vorausſezzung, daß dieſes regelmäßig und pünktlich geſchehe, iſt jene Einnahme und Ausgabe zu billigen und anzurathen. Betrachtet man zunächſt die Sache von der Seite, daß in der Seele des Kindes leicht Argwohn entſteht, es ſei ihm dieſes oder jenes entwand, wenn es ſich nicht erinnert, wofür es dieſes oder jenes ausgegeben habe. Wer mit Kindern, die Geld unter Händen hatten und keine Rechnung führten, umgegangen iſt, wird dieſe Bemerkung leicht gemacht haben. Eine muſterhafte Hausfrau führt als einen Hauptgrund, warum ſie ihre Ausgaben genau anſchreibe, obgleich ihr Ehemahl keine Ablegung geführter Rechnungen von ihr fordre, dieſes an: daß ſie vor ungegründetem Verdachte gegen ihre Domeſtiken geſichert ſeyn möchte. Das Kind vor ſolchem Argwohn zu bewahren, verdient die ganze Aufmerkſamkeit der Erzieher. Man kann mit Gewißheit annehmen, daß kein Weg ſicherer zum Ziele, zur nachdenkenden Anwendung des Geldes führt, als wenn dem reifern kindlichen Knaben oder Mädchen die beſondre Disposition über jene größern oder

geringern Einnahmen im Jahre. Die Verfaſſung

dieser Freiheit in Anwendung des Geldes ist nicht in dem zu großen Zutrauen zu suchen, welches die Eltern in ihre Kinder setzen, daß sie das Geld zweckmäßig verwenden werden, als vielmehr in gewissen Scheingründen, mit welchen die Eltern ihr Verfahren zu rechtfertigen suchen. Nicht selten ist Geringschätzung einer kleineren Geldsumme von Seiten der Eltern der Grund, daß sie auf die Art, wie die Kinder das ihnen gegebene Geld verwenden, wenig achten. Ihr Ausspruch dabei ist: „Es ist nur eine geringe Summe, wenn sie gleich diese nicht nützlich und zweckmäßig verwenden, so ist der Schaden für uns zu geringe, als daß wir ihnen deswegen Vorwürfe machen oder Lehren ertheilen sollten. Man muß die Kinder auch nicht zu sehr binden und einschränken, von einem Kinde darf man keine kluge Haushaltung erwarten ꝛc. Eine Sprache, welche Großmuth und Liebe zu äußern scheint, viel Wahres enthält, und doch nicht selten Aeußerungen der Unbesorgsamkeit für das Beste des Kindes sind. Zergliedert man nun diesen Ausspruch, diese Aeußerungen „die Summe ist nur geringe.“ Die Art aber, liebe Eltern, wie das Kind diese im Ganzen genommen verwendet, kann die Neigung des Kindes so sehr bestimmen, daß es in der Folge größere Summen auf eine ähnliche, nützliche oder schädliche, kluge oder thörigte Art anlegt. — „Der Schaden ist für uns zu geringe, als daß wir dem Kinde Vorwürfe machen sollten“. Wenn aber das Kind schon früh, vermöge seiner kleinern Einnahmen, sich an allerlei Leckerbissen gewöhnte, dem Körper schadete, seinen Gaumen verwöhnte, und in der Folge die größeren Summen auf ähnliche Art an den Mann brächte; dann wäre doch, die Sache erst von der ökonomischen Seite in unmittelbarer Rücksicht auf die Eltern bezogen, jener so geringe geachtete Schaden, als Quelle der angezeigten Folgen so unbedeutend nicht. Eltern wollen für ihre Kinder sorgen; allein hierbei kommen

wichtigere Fragen in Betracht, als die ist, ob jene Aufführung den Eltern unmittelbar schade. Die Vorwürfe, welche man den Kindern nicht gern machen will, sind auch nicht zu empfehlen, wenn von beschimpfenden Vorwürfen die Rede ist; allein es giebt auch gewisse belehrende und sanft beschämende Vorwürfe, die man nicht immer vermeiden kann und von welchen man sich gute Wirkungen versprechen darf *) — „Man muß die Kinder auch nicht so sehr binden und einschränken." Dieses ist eine goldene Regel, wenn sie richtig verstanden und angewendet wird, die aber hier die bezielte besondere Anwendung nicht leidet. Jede vernünftige Anweisnng zur Ordnung, Sparsamkeit, Genügsamkeit und Redlichkeit ist Anweisung zur Pflicht. Pflichten aber, welche auf unsere sittliche Verbesserung, innere und äußere Glückseligkeit und Wohlfahrt Beziehung haben, legen uns nie eine Einschränkung auf, über die wir zu klagen Ursache hätten, sondern entwickeln, je deutlicher wir sie erkennen, und je sorgfältiger wir ihnen nachkommen, desto gewisser die wesentlichen Anlagen unserer moralischen Natur zur Ordnung, Genügsamkeit, Redlichkeit und andern tugendhaften Eigenschaften. Gewisse Schranken in Ansehung der

*) Gedike macht diesen feinen, aber richtigen Unterschied zwischen Beschimpfung und Beschämung in Ansehung der Strafen. Allgem. Revis. des ges. Schul- und Erziehungswesens, 10r Th., S. 547. — Auch Gellert wendet in seinen Fabeln die Beschämung bei einem jungen Fürsten an, der sich des Oheims Gunst empfohlen, und von diesem zweihundert Stück Pistolen mit der Weisung: damit gut umzugehen, erhielt. Der junge Fürst gab aber von dem Gelde nichts aus, und bei der Erkundigung des Oheims, auf welche Weise er das Geld angewendet habe, glaubte er demselben mit Vorzeigung der erhaltenen Baarschaft eine Freude zu machen; allein der Oheim beschämte ihn dadurch, daß er das Geld ihm nahm und auf die Gasse warf, mit der Belehrung: daß ein Fürst darum viel Geld in Händen habe, um es nutzbar anzuwenden und Vielen damit zu dienen, also seinem Lande damit wohl zu thun.

Rücksicht Veranlassung geben könne, schreibe ich Ihnen offenherzig, was ich von ihm weiß. Männer von Gewicht in ihrem Urtheile rühmen die guten Anlagen seines Verstandes, und glauben, daß er der besten Ausbildung fähig sei. Nach einem gewissen Plane aber zu studiren und ausdauernd zu arbeiten, dies schien — oder lassen Sie mich deutlich reden — dies war bisher so wenig das Ziel seiner Bemühungen, als seine Oekonomie nach dem Verhältnisse zur Einnahme einzurichten. Durch Sie empfohlen, machte ich gern seine Bekanntschaft, und durch seinen offenen Blick und ein anständiges gerades Wesen für ihn eingenommen, bat ich ihn, mich so oft zu besuchen, als seine Geschäfte es erlauben wollten, und seine Neigung ihn zu mir einladen würde. Nur bekannt mit wenigen Freunden, besuchte er mich oft, und mein ganzes Betragen mußte es ihm fühlbar machen, daß seine Besuche mir angenehm waren. Sie wissen aber, daß ich häuslich und oekonomisch lebe, das heißt, ich suche die Pflichten zu beobachten, mich nach meiner Lage, und nach meinen besonderen Umständen zu richten, wie moralische und politische Gründe es fordern. Sie wissen ferner, daß ich als ein Mann, dem es nicht ganz an Erfahrung fehlt und der bei seinem Haushalte nicht unzufrieden seyn durfte, in Gesellschaft, besonders mit Jünglingen, gegen Ueppigkeit und Verschwendung laut rede, die schädlichen Folgen dieser Abirrungen schildere, durch Beispiele beweise, und allerlei Regeln, welche die Erfahrung als tauglich bewährte, Andern empfehle, damit sie nicht auch in den Abgrund stürzen, welcher schon Tausende verschlang und täglich neue Unglückliche, die auf der Höhe keinen festen Fuß mehr fassen können, in seine Finsterniß aufnimmt. Diese ökonomischen Gespräche und wohlgemeinten Lehren scheinen den jungen S— nach und nach von mir entfernt zu haben; denn bald wurden seine Besuche sparsamer, und seit langer Zeit schien er meinen Umgang zu meiden. Die Ursache dieser Veränderung in seinem Betragen gegen mich, konnte mir nicht lange verborgen bleiben. Ich sah ihn bald in Verbindungen, welche mich zum Voraus nichts Gutes erwarten

nehmen möchte, welche nur zu leicht zur Hülfe gerufen wird, wenn man gewahrt, daß jener ohne diese nicht bestehen könne. Certificate über jene Rechnungen ausstellen zu lassen, wäre in mehr als einer Rücksicht nicht gut möglich, und für den unsträflichen Jüngling, welcher sich seiner Wahrheitsliebe bewußt oder wahrheitsliebend ist, vielleicht kränkend, ob er gleich als Diener des Staats sich ähnliche Forderungen wird gefallen lassen müssen. Oeffentliche Anstalten zur Sicherung des Geldes der Eltern für ihre studirenden Söhne, in deren Sparsamkeit oder ökonomische Erfahrenheit sie kein Zutrauen setzen, wie sie schon auf einigen Universitäten bestanden und wohl noch bestehen, scheinen ein gutes Mittel zu seyn, dessen man aber nicht zu bedürfen wünschen möchte, Jünglingen, denen im Staate nicht selten große Geldsummen anvertraut werden, und die so oft an dem Orte, wo sie täglich die Stimme der Weisheit hören, den Grund zum ausschweifendsten Luxus legen, der früher oder später in Abgründe stürzt, den Weg zu verengen. Gewiß ist es, daß dasjenige, welches durch Uebung zur Gewohnheit geworden, sich in einer veränderten Lage und bei veränderten Umständen nicht so leicht wieder einschränken und verbessern läßt, als Viele meinen. Die Einnahmen werden nicht nach Verhältniß des gestiegenen Luxus vermehrt, und der Hang zu demselben ist einmal da; woher nicht selten Unzufriedenheit mancher Männer über Amt und Stand, welcher ihrer Neigung kein Genüge leistet. Folgender Brief giebt einen Beweis von dem oben Gesagten:

Hochgeehrtester Herr!

Ew. ꝛc. verlangen, daß ich Ihnen von der Aufführung des jungen S—, welcher sich jetzt ein Jahr in unserm Orte aufhält, Nachricht gebe. Bei der sicheren Voraussetzung, daß die Befolgung Ihres Willens, dem ich nicht ausweichen darf, Ihnen zum Besten des Jünglings zu wirken, in mehr als einer

Rücksicht Veranlassung geben könne, schreibe ich Ihnen offenherzig, was ich von ihm weiß. Männer von Gewicht in ihrem Urtheile rühmen die guten Anlagen seines Verstandes, und glauben, daß er der besten Ausbildung fähig sei. Nach einem gewissen Plane aber zu studiren und ausdauernd zu arbeiten, dies schien — oder lassen Sie mich deutlich reden — dies war bisher so wenig das Ziel seiner Bemühungen, als seine Oekonomie nach dem Verhältnisse zur Einnahme einzurichten. Durch Sie empfohlen, machte ich gern seine Bekanntschaft, und durch seinen offenen Blick und ein anständiges gerades Wesen für ihn eingenommen, bat ich ihn, mich so oft zu besuchen, als seine Geschäfte es erlauben wollten, und seine Neigung ihn zu mir einladen würde. Nur bekannt mit wenigen Freunden, besuchte er mich oft, und mein ganzes Betragen mußte es ihm fühlbar machen, daß seine Besuche mir angenehm waren. Sie wissen aber, daß ich häuslich und oekonomisch lebe, das heißt, ich suche die Pflichten zu beobachten, mich nach meiner Lage, und nach meinen besonderen Umständen zu richten, wie moralische und politische Gründe es fordern. Sie wissen ferner, daß ich als ein Mann, dem es nicht ganz an Erfahrung fehlt und der bei seinem Haushalte nicht unzufrieden seyn durfte, in Gesellschaft, besonders mit Jünglingen, gegen Ueppigkeit und Verschwendung laut rede, die schädlichen Folgen dieser Abirrungen schildere, durch Beispiele beweise, und allerlei Regeln, welche die Erfahrung als tauglich bewährte, Andern empfehle, damit sie nicht auch in den Abgrund stürzen, welcher schon Tausende verschlang und täglich neue Unglückliche, die auf der Höhe keinen festen Fuß mehr fassen können, in seine Finsterniß aufnimmt. Diese ökonomischen Gespräche und wohlgemeinten Lehren scheinen den jungen S— nach und nach von mir entfernt zu haben; denn bald wurden seine Besuche sparsamer, und seit langer Zeit schien er meinen Umgang zu meiden. Die Ursache dieser Veränderung in seinem Betragen gegen mich, konnte mir nicht lange verborgen bleiben. Ich sah ihn bald in Verbindungen, welche mich zum Voraus nichts Gutes erwarten

ließen, in Verbindungen mit solchen, welchen er im äußeren Glanze gleich zu kommen suchte, so wenig auch seine Wechsel den ihrigen gleich sind. Sein Aufwand in Kleidungen ꝛc. vermehrten sich täglich, und Summen, welche einem guten Haushalter, bei reicheren Einkünften, immer beträchtlich sind, schienen ihm Kleinigkeit. Ich weiß, daß der junge Mann nicht so leben kann, als ich alter, vielleicht etwas wunderlicher Oekonom; aber Sie wissen auch, daß ich nicht so denken kann, wie manche junge Herren, welche meinen, daß Fortgang und Ende wie der Anfang seyn werden, obgleich dieser ohne Ueberlegung gemacht wurde, und in der Rücksicht mit den weiteren Fortschritten übereinstimmt. Thun Sie, was Sie unter diesen Umständen für das Beste halten, Ihren und meinen jungen Freund auf einen andern Weg zu bringen. Ist es ungegründet, wenn ich glaube, daß bei seiner Erziehung etwas versäumt und seinen sinnlichen Begierden die Herrschaft früh verstattet sey? Ich verharre ꝛc.

Die Vermuthung in Absicht auf die Fehler der Erziehung war richtig. Der junge Mann ward von seiner nicht unbemittelten, jedoch nicht reichen Mutter zärtlich geliebt. Er erhielt nicht nur als Knabe in dem Hause seiner Mutter Alles, was seinen sinnlichen Begierden gelüstete, sondern hatte auch früher und reichlicher, als Andere unter seinen Bekannten, Geld zur beliebigen Disposition unter Händen. Die Mutter fragte nie, wie ihr Sohn jenes verwandte, um ihn vorsichtiger und verständig zu machen, sondern freute sich über Alles, was dem jungen Liebling angenehm war. Sie sah sich daher genöthiget, früh genug für den Knaben Schulden zu bezahlen, da sie ihm bald auf sein Bitten mehr gab, als sie ihm anfänglich bestimmt hatte, ohne einmal zu wissen, daß seine Gläubiger ihn drängten; bald aber, da auch die Zulage nicht hinreichte, wurden neue Schulden gemacht, und so reifte der Knabe zum Jüngling heran,

ohne die geringſte Einſchränkung in Hinſicht ſeiner Bedürfniſſe erhalten zu haben. Man gewahrt hieraus, daß durch die unzeitige Fürſorge der Eltern, Alles für ihre Kinder zu thun, ihnen jeden Schaden zu erſetzen und jeden Wunſch zu erfüllen, der Leichtſinn, die Unerfahrenheit, und daher die verſchwenderiſche Unachtſamkeit ungemein vermehrt wird. Wofür ſoll derjenige ſorgen, dem Andere ſeine Bedürfniſſe, ſeine Phantaſien in Allem befriedigen? Was ſoll er mit ſeinem Gelde anfangen, wozu ſoll er's erſparen, aufbewahren, oder ſich die Mühe geben, es zu Rathe zu halten, wenn er verſichert iſt, daß es ihm an nichts fehlen wird? Junge Leute rechnen nicht auf die Zukunft, ſondern ſind bloß für die Gegenwart bedacht. Werden ſie nun nicht mit einer gewiſſen Beſchränkung in Hinſicht ihrer Oekonomie erzogen, ſo verliert ſich auch der Reiz zur Vorſicht und Klugheit. Eine natürliche Unachtſamkeit iſt nicht furchtbar, wohl aber eine Unachtſamkeit, die aus Verhätſchelung entſteht. Erſtere wird durch die tägliche Erfahrung verbeſſert; Letztere kann aber nicht verbeſſert werden, weil die Erfahrungen dabei gar nicht berückſichtiget werden, oder keine Schlüſſe aus der Erfahrung gezogen werden können, weil man dieſe gar nicht kennt.

Am beſten iſt es, dem Kinde nicht eher Geld unter die Hände zu geben, bis es wenigſtens die vier Species der Rechenkunſt gelernt hätte, und durch ſeine zu führende Rechnung den praktiſchen Nutzen jener Kunſt gleich anſchaulich erkennen kann. Das Kind wird gewiß dadurch zu einem größeren Fleiße in dieſer Kunſt ermuntert, wenn man ihm verſpräche durch Anlegung einer kleinen Kaſſe, den reellen Nutzen ſeiner erlernten Kunſt einzuſehen. Iſt Belohnung oder Ermunterung des Fleißes durch Geld in irgend einem Falle zuläßig, ohne die übeln Folgen befürchten zu dürfen, welche bei Erweiterung eines ſolchen Erzie-

hungsplanes ohne Zweifel entſtehen würden, ſo iſt ſie es gewiß in dem Punkte, wovon die Rede iſt, weil das Geld mit dieſer Kunſt in einem ſo nahen Verhältniſſe ſteht. Der Satz: Daß man von einem Kinde keine kluge Haushaltung erwarten dürfe, iſt richtig, wenn von einer großen Haushaltung und von der Klugheit, die nur mit dem reifen Alter verbunden iſt, die Rede ſeyn ſoll. Man darf aber aus jener an ſich richtigen Bemerkung nicht mehr ſchließen, als aus derſelben gefolgert werden darf; denn kann das Kind, der Knabe oder das Mädchen, noch nicht haushalten als Mann, ſo laſſe man es haushalten als Kind. Man verſuche das im Kleinen, was einſt im Großen geſchehen ſoll. Oder man ſei unbekümmert um die Haushaltung des Kindes; unbekümmert um Belehrung und Leitung zur Vorſicht, Ordnung und Klugheit, welche kluge Haushaltung darf man nach dieſem Plane oder vielmehr nach dieſer Planloſigkeit der Erziehung dann erwarten, wenn das Kind Jüngling, und der Jüngling Mann wird? Daß eigene Erfahrung den Erwachſenen ohne Anweiſung klug machen wird, iſt wahr, mehr denn zu wahr; allein ſehr oft erſt mit großen Verluſten, mit großem Schaden, ſo daß er es gewiß bedauert, nicht früher klug geworden zu ſeyn. Die Erfahrung wird ihn klug machen, wie die äußerſte Noth Jemanden klug macht oder machen kann; allein wird auch die reifere Vernunft ſo leicht über herrſchende Gefühle oder Gewohnheiten ſiegen? und werden dieſe nicht das Aeußerſte verſuchen, ſich zu behaupten?— Dieſe oben von Eltern und Erziehern aufgeſtellten Sätze führen nun auf die Sparkaſſen für Kinder von einem gewiſſen Alter. Mehrere Eltern und Erzieher ſind gegen die Sparkaſſen, und widerrathen ſie aus dem Grunde, weil ſie ein Mittel abgeben, die Kinder eigennützig und geizig zu machen. Ganz un-

richtig iſt dieſer Einwurf nicht, wenn man die Sparkaſſen als Mittel zum Zwecke betrachtet, und die Kinder mit ihrem empfangenen Gelde nur auf die Sparbüchſe verweiſet, das heißt, daß ſie keinen andern Gebrauch von dem Gelde machen ſollen, als es in die Sparbüchſe zu thun, um ſich auf dieſe Weiſe ein kleines Kapital zu erwerben. Wenn man dabei noch die Lehren giebt: daß man alle Bedürfniſſe beſchränken, alle Genüſſe zu entbehren ſuchen müſſe, um nur ſeine Sparkaſſe zu vermehren. Eine ſolche Erziehung würde natürlich den beabſichtigten Zweck, die Kinder an einen gewiſſen ökonomiſchen Haushalte zu gewöhnen und ſchon früh mit dem Gelde umgehen zu lernen verfehlen. Nein dieſes iſt der Zweck der Sparkaſſen nicht, Kinder nur Liebe zum Gelde beizubringen, in ihnen nur den Sinn für das blanke Metall zu erwekken. Auch findet ſich bei den Kindern nicht ſo leicht dieſe Neigung, ſie müßte denn eine von den Eltern übertragene, ein Erbfehler ſeyn. Die Anwendung von Sparkaſſen, Sparbüchſen, in Familien für die Kinder hat den Zweck, daß von dem wöchentlichen oder monatlichen Taſchengelde erübrigte Geld aufzubewahren, um es ſpäterhin zu beſonderen Zwecken, als bei einem Geburtstage der Eltern, Geſchwiſter, zu dem Weihnachtsfeſte ꝛc., um kleine Geſchenke zu kaufen, anzuwenden. Es wird hierdurch dem Kinde bloß die Lehre gegeben, mit dem Gelde zweckmäßig umzugehen, es nicht zu nutzloſen Spielereyen und Leckerbiſſen zu verwenden, ſondern zu nützlichen Sachen, wobei aber wieder das Alter des Kindes berückſichtiget werden muß, indem nur Kinder, die noch in den Jahren ſind, wo ſie an Spielwerken Vergnügen finden, man ihnen auch dieſe zu kaufen erlauben, jedoch ihre Wahl dabei immer auf ſolche Gegenſtände leiten muß, die zugleich einen Nutzen, und Gelegenheit die Wißbegierde der Kinder zu reizen geben, wobei

man sie über dieses oder jenes unterrichten oder belehren kann. So ist nichts zweckmäßiger, als den Kindern Liebe zu Naturkörpern, Naturprodukten ꝛc. beizubringen, und kleine Ausgaben für dergleichen Gegenstände zu billigen, will diese Belohnung gewähren und von andern nutzlosen Spielereyen abhalten. Ueberhaupt ist es wohl gut, wenn Kinder von der Verwendung ihres wöchentlichen Taschengeldes Rechnung ablegen, und die sich angeschafften oder angekauften Sachen den Eltern oder Erziehern vorzeigen müssen; sie würden sich dadurch an eine gewisse Ordnung gewöhnen, und verhindert werden, Näschereyen oder Naschwerk und andere nutzlose Gegenstände zu kaufen. Es kommt also bei den Sparkassen alles auf die zweckmäßige Belehrung und auf das ganze Benehmen der Eltern und Erzieher an. Sparkassen allein wären daher, wenn nicht das Kind auch Geld zu gewöhnlichen Ausgaben hätte, zu widerrathen, weil es früh die Gewohnheit zu nehmen erlangte, ohne zum Geben eine verhältnißmäßige Gelegenheit zu haben. Auf diese Art wird es leicht den Werth des Geldes unrichtig beurtheilen, und die Lehren, welche man ihm ertheilte, um dieses zu verhüten, für nichts mehr, als theoretische Sätze ansehen, für welche es die Anwendung in der eigenen Erfahrung vergeblich suchte. Es muß also, wenn es überhaupt mit Geld umgehen soll, dieses nicht allein empfangen, sondern auch wieder verwenden, und zwar 1) nur zur Anschaffung solcher Gegenstände und zur Verschaffung solcher Vergnügungen, welche die Eltern und Erzieher nach einem der Sittlichkeit des Vergnügens, dem Alter, den Bedürfnissen und besonderen Umständen gemäßen Urtheil ihm erlauben. — 2) Daß nicht bloß das eigene Vergnügen befördert werde. — 3) Daß Einnahme und Ausgabe im gehörigen Verhältnisse stehen. Man lasse nun das Kind nach jenen Regeln selbst handeln, und

berichtige dann, was man nöthig findet. Hat es z. B. zu theuer eingekauft, so ertheile man ihm den Rath in solchen Fällen, wo es den Werth der Dinge noch nicht kennt, Erfahrene zu befragen, und mache es mit dem Preise bekannt; oder gebe ihm auch die Anweisung, die Klugheitsregel, bei Gegenständen, welche keine festen Preise, sondern willkührliche haben, oder deren Werth im Gelde so gesetzt ist, daß man dabei etwas herabhandeln kann, erst bei mehreren damit Handelnden im Orte sich nach dem Preise zu erkundigen, um so den billigsten zu erfahren, wobei sie aber auch auf die Güte der Waare aufmerksam gemacht werden müssen, bei welcher auch der Preis verschieden seyn kann; denn eine gute Waare, von welcher Art sie auch seyn mag, ist immer theurer, als eine schlechte, die manchmal für den nicht Kenner von außen so ziemlich denselben Anstrich, denselben Gehalt, dasselbe Gepräge hat oder zu haben scheint; allein nach dem innern Gehalte sehr verschieden ist. Bei dieser Belehrung muß man aber mit aller Vorsicht zu Werke gehen, daß das Kind zwar vorsichtiger, aber nicht ängstlich und argwöhnisch werde. Ein Erzieher ist hier der Meinung, worin ihm gewiß Viele beipflichten werden, daß es gut sey, dem Kinde bei dem Einkaufe so mancher Bedürfnisse zu erzählen, wie dieses oder jenes verfertiget werde, wie viel erst habe geschehen müssen, daß es zu einem solchen verkäuflichen Produkte geworden, wie viele Hände sich mit demselben beschäftigen, in welcher Menge es verfertiget werde, um aus diesem allen den Preis herzuleiten und zu bestimmen. Auf solche Art erweitern sich die Begriffe des Kindes; man verbindet angenehme Gedanken mit der Bemerkung: daß es bei einem Einkaufe vielleicht betrogen sei, nicht um das Betriegen und Betrogenwerden von einer gefälligen Seite ihm vorzustellen, sondern um jene Engherzigkeit zu verhüten, welche

man sie über dieses oder jenes unterrichten oder belehren kann. So ist nichts zweckmäßiger, als den Kindern Liebe zu Naturkörpern, Naturprodukten ꝛc. beizubringen, und kleine Ausgaben für dergleichen Gegenstände zu billigen, will diese Belohnung gewähren und von andern nutzlosen Spielereyen abhalten. Ueberhaupt ist es wohl gut, wenn Kinder von der Verwendung ihres wöchentlichen Taschengeldes Rechnung ablegen, und die sich angeschafften oder angekauften Sachen den Eltern oder Erziehern vorzeigen müssen; sie würden sich dadurch an eine gewisse Ordnung gewöhnen, und verhindert werden, Näschereyen oder Naschwerk und andere nutzlose Gegenstände zu kaufen. Es kommt also bei den Sparkassen alles auf die zweckmäßige Belehrung und auf das ganze Benehmen der Eltern und Erzieher an. Sparkassen allein wären daher, wenn nicht das Kind auch Geld zu gewöhnlichen Ausgaben hätte, zu widerrathen, weil es früh die Gewohnheit zu nehmen erlangte, ohne zum Geben eine verhältnißmäßige Gelegenheit zu haben. Auf diese Art wird es leicht den Werth des Geldes unrichtig beurtheilen, und die Lehren, welche man ihm ertheilte, um dieses zu verhüten, für nichts mehr, als theoretische Sätze ansehen, für welche es die Anwendung in der eigenen Erfahrung vergeblich suchte. Es muß also, wenn es überhaupt mit Geld umgehen soll, dieses nicht allein empfangen, sondern auch wieder verwenden, und zwar 1) nur zur Anschaffung solcher Gegenstände und zur Verschaffung solcher Vergnügungen, welche die Eltern und Erzieher nach einem der Sittlichkeit des Vergnügens, dem Alter, den Bedürfnissen und besonderen Umständen gemäßen Urtheil ihm erlauben. — 2) Daß nicht bloß das eigene Vergnügen befördert werde. — 3) Daß Einnahme und Ausgabe im gehörigen Verhältnisse stehen. Man lasse nun das Kind nach jenen Regeln selbst handeln, und

berichtige dann, was man nöthig findet. Hat es z. B. zu theuer eingekauft, so ertheile man ihm den Rath in solchen Fällen, wo es den Werth der Dinge noch nicht kennt, Erfahrene zu befragen, und mache es mit dem Preise bekannt; oder gebe ihm auch die Anweisung, die Klugheitsregel, bei Gegenständen, welche keine festen Preise, sondern willkührliche haben, oder deren Werth im Gelde so gesetzt ist, daß man dabei etwas herabhandeln kann, erst bei mehreren damit Handelnden im Orte sich nach dem Preise zu erkundigen, um so den billigsten zu erfahren, wobei sie aber auch auf die Güte der Waare aufmerksam gemacht werden müssen, bei welcher auch der Preis verschieden seyn kann; denn eine gute Waare, von welcher Art sie auch seyn mag, ist immer theurer, als eine schlechte, die manchmal für den nicht Kenner von außen so ziemlich denselben Anstrich, denselben Gehalt, dasselbe Gepräge hat oder zu haben scheint; allein nach dem innern Gehalte sehr verschieden ist. Bei dieser Belehrung muß man aber mit aller Vorsicht zu Werke gehen, daß das Kind zwar vorsichtiger, aber nicht ängstlich und argwöhnisch werde. Ein Erzieher ist hier der Meinung, worin ihm gewiß Viele beipflichten werden, daß es gut sey, dem Kinde bei dem Einkaufe so mancher Bedürfnisse zu erzählen, wie dieses oder jenes verfertiget werde, wie viel erst habe geschehen müssen, daß es zu einem solchen verkäuflichen Produkte geworden, wie viele Hände sich mit demselben beschäftigen, in welcher Menge es verfertiget werde, um aus diesem allen den Preis herzuleiten und zu bestimmen. Auf solche Art erweitern sich die Begriffe des Kindes; man verbindet angenehme Gedanken mit der Bemerkung: daß es bei einem Einkaufe vielleicht betrogen sei, nicht um das Betriegen und Betrogenwerden von einer gefälligen Seite ihm vorzustellen, sondern um jene Engherzigkeit zu verhüten, welche

leicht entstehen kann, wenn man das Kind nur den Gedanken festhalten ließe: du bist betrogen, und dieses ihm mit unfreundlicher Miene entgegen schrie, ohne sich weiter darum zu bekümmern, was diese unfreundliche Darstellung betriegerischer Menschen in der Seele des Kindes wirke; es könnte leicht zu allgemeinen Schlüssen Veranlassung geben, welche selbst gegen Freunde und Wohlthäter argwöhnisch machten. Ganz anders ist es, wenn der Knabe oder das Mädchen fähig ist, folgenden Schluß zu machen: dieser Verkäufer hat sich meine Unerfahrenheit zu Nutze gemacht und mich betrogen; allein viele Menschen haben zu meinem Nutzen und Vergnügen an diesem Gegenstande gearbeitet, und dieserhalb, wenn ich es gleich bekenne, daß ich betrogen worden, betrachte ich nur die Arbeit, die das, was ich dafür gegeben, noch übertrifft. Es wird also vorsichtiger, ohne jene argwöhnische Aengstlichkeit. Oder wenn sich ein Kind, Knabe oder Mädchen, Etwas angeschafft hat, welches man ihm zwar zu kaufen erlaubt, wobei man es aber seiner Klugheit überlassen hat, ob es nicht andere nützlichere oder nothwendigere Gegenstände vorziehen wolle. Man beurtheile jene Wahl mit Nachsicht und bedenke: daß man von einem Kinde noch nicht die kluge Haushaltung des Mannes erwarten dürfe, daß oft der Mann nicht viel weiser handle, als das Kind. Man gebe erst entfernte Winke, daß dergleichen Ausgaben nicht oft vorfallen dürfen, und zeige ihm dann, wenn es öfter auf solche Gegenstände fällt, wie es sein Geld besser hätte anlegen können, und hoffentlich in der Folge lieber verwenden werde. Die Liebe und das Zutrauen des Kindes werden seinem kindlichen Verstande zu Hülfe kommen. Auf solche Art lernt es das Bessere, Nöthigere und Nützlichere nicht bloß durch Lehre, sondern auch durch eigenes Handeln früher erkennen und vorziehen. Je mehr man, um diese Absicht zu errei-

chen, seine leitende Hand verbergen kann, desto besser; denn der kürzeste Weg ist immer der beste. Geldausgaben für Gegenstände oder Vergnügungen, die man verboten hat, oder wenn ein Knabe Kleinigkeiten kauft und sie nicht bezahlt, sondern sie von dem zu empfangenden Taschengelde zu bezahlen verspricht; alle dergleichen Sachen müssen hier schonend, aber doch auf eine fühlbare Weise gerügt werden. So müßte die bisher gewöhnliche Einnahme, das Taschengeld, sogleich zur Tilgung der Schuld angewendet werden, so müßte sich auch der junge Schuldner zur Strafe andere Einschränkungen und Entbehrungen gefallen lassen. — Das Gefühl der Abhängigkeit von seinen Eltern würde um so wohlthätiger auf ihn wirken, je mehr jene den Anschein der Willkührlichkeit in ihrem Verfahren zu vermeiden und die Strafen als natürliche Folgen des vorhergegangenen Verhaltens dem Kinde begreiflich zu machen wüßten. Will man die Absicht erreichen, daß das Kind sich nach den Umständen richte, das Schuldenmachen als etwas Gefährliches und Schädliches ansehe, wovon es die Ausnahmen früh genug finden wird, ohne sich in seinem Alter und in seiner Lage auf solche berufen zu dürfen ꝛc., so suche man durch vernünftige Belehrung auch dieses zu verhüten, daß es die Sache nicht bloß von der politischen Seite ansehe. Es ist daher wohl anzurathen, dem Kinde keine gewisse Summe zum wöchentlichen oder monatlichen Taschengelde zu bestimmen, sondern ihm solches in unbestimmten kleinen Summen, das heißt, bald mehr, bald weniger zu geben, nicht allein deswegen, weil die Einnahmen des Gebers oft unbestimmt sind, sondern auch wegen des auf jede erlaubte Art zu unterhaltenden wohlthätigen Gefühls der Abhängigkeit des Kindes von seinen Eltern. Manche Wohlthaten verlieren gleichsam durch Verjährung in den Augen der Kinder das Ansehen der Wohlthaten, weil sie ih-

nen immer zu einer bestimmten Zeit und auf völlig gleiche Weise erwiesen werden. In gleicher Absicht, um so wohl die Empfindung der Abhängigkeit, als auch die Dankbarkeit desto gewisser zu unterhalten, werden die Hauptbedürfnisse des Kindes von den Eltern unmittelbar befriediget. Ein Erzieher schlägt vor*), die Erziehung der Kinder so einzurichten, daß sie fühlen, daß Fleiß und Geschicklichkeit reich, glücklich und froh, Faulheit und Ungeschicklichkeit aber arm, unglücklich und mißvergnügt mache, und daß es von ihnen abhängt, was sie von beiden seyn wollen. Um dahin zu gelangen, nützen aber keine Theorien, keine bloßen Belehrungen ohne praktische Anwendung, ohne Beispiel, sondern die eigene Erfahrung. In dieser Absicht sollen Kinder, sobald sie einigermaßen zu Verstande kommen, nicht als willenlose und bei dem Laufe der Welt gar nicht interessirte Geschöpfe, sondern so behandelt werden, daß von ihrem eigenen Verhalten ihr glücklicher oder unglücklicher Zustand abhängt. Die Eltern sollen ihnen daher Alles, was sie mit ihren Händen und mit ihrem Kopfe arbeiten oder liefern, baar bezahlen, und nur über den daraus erwachsenen Geldvorrath der Kinder, da, wo es nöthig ist, Aufsicht führen. Damit aber diese Erziehung den Eltern nicht mehr koste, als die vorige, so sollen ihnen die Kinder dagegen Wohnung, Essen und Trinken, und Alles, was sie brauchen, bezahlen; auch für Kleidung und andere Nothwendigkeiten des Lebens unter dem guten Rathe und Beistande der Eltern selbst sorgen, wobei jedoch vorausgesetzt werden muß, daß auch die unvollkommene Arbeit des Kindes im Ganzen eben so reichlich bezahlt werde, damit seine Ausgabe die Einnahme nicht übersteige. Wenn das Kind nicht so viel erspart

*) Hannöversches Magazin, Jahrgang 1788, 22stes Stück, Seite 349 u. f.

oder in der Sparkasse hat, daß es das gewöhnliche Essen und Trinken oder Kleidung bezahlen kann, so müssen die Eltern demselben auf Rechnung oder gegen Zinsen vorschießen, wenn das Kind an dem Mangel unschuldig ist; im andern Falle soll es nicht mit an der Eltern Tisch essen, sondern geringere Kost, allenfalls Brod und Wasser, auch nur die unumgänglich nöthige Kleidung bekommen, nicht weil die Eltern es strafen wollen, sondern weil es der natürliche Gang der Welt ist, daß Niemand mehr Annehmlichkeiten des Lebens genieße, als die er verdient oder bezahlen kann. Der hier gemachte Vorschlag soll nun auf alle Kinder gehen, sie mögen für Kopf- oder für Handarbeit erzogen werden. Der Knabe, der ein Exercitium macht, oder etwas auswendig lernt, muß solches eben so wohl bezahlt bekommen, als ein Mädchen, das ein Paar Strümpfe gestrickt, oder ein Loop Garn gesponnen, oder sonst eine weibliche Handarbeit gemacht hat. In beiden Fällen, setzt der Verfasser hinzu, werden die Eltern nicht ärmer, aber ihre Kinder fühlen es handgreiflich, daß Fleiß und Geschicklichkeit der sicherste Weg zum Glücke ist. Auf diese Weise wird die Jugend mit tausend andern Gegenständen, als: Rechnen und Schreiben, Handel und Wandel ꝛc. auf die leichteste Art bekannt, und lernt sie ausüben.

Diese vorgeschlagene Erziehungsmethode, um Kinder schon früh den Gebrauch der Zeit und des Geldes, Fleiß und Sparsamkeit zu lehren, wird gewiß die meisten Gegner finden, weil sie die kindliche Liebe vernichtet und gleichsam schon früh die Kinder zu einer gewissen Selbstständigkeit berechtiget, von deren Werth sie noch keinen richtigen Begriff haben und haben dürfen, weil dieser sie nur in den Jahren ohne Erfahrung, ohne den Kompaß der Vernunft, zur Selbstliebe, zum Eigendünkel, zum Stolz und zu so vielen andern damit verknüpften Neigungen führen würde, welche in

den Jahren, wo der Jüngling sich zu seinem künftigen Berufe, das Mädchen zur künftigen Hausfrau ausbilden sollen, sie oft in dem Umgange mit Andern unausstehlich macht, weil Rechthaberei, Unbescheidenheit, Neid ꝛc. ihre Gefährten sind. Blicken wir zuerst auf die Kinder armer Eltern in der niedern Sphäre des Lebens, so würde bei diesen die oben angeführte Erziehungsmethode am meisten nachtheilig wirken; denn hier sind die Kinder oft genöthiget außer dem Hause, in Fabriken, Manufakturen und andern Gewerben durch Handarbeiten etwas zu verdienen, und diesen wöchentlichen Verdienst ihren armen Eltern zu ihrem Unterhalte zu bringen. Nimmt man nun an, daß diese Kinder, nach Verhältniß ihrer Kräfte, oft für einen geringen Lohn schon angestrengt arbeiten müssen, und sie nach ihrer Thätigkeit und ihrem Fleiße, auch die Thätigkeit und den Fleiß ihrer Eltern beurtheilen und berechnen wollen, ohne die andere häusliche Lage, die kleineren Geschwister ꝛc. zu berücksichtigen, welche die Mutter beschäftigen und in Thätigkeit erhalten, wobei also diese mit Handarbeiten nichts verdienen kann, und nun die Vorwürfe ihrer Kinder, die auf ihren Verdienst, auf ihre Erwerbsquelle trotzen, und diese den Eltern als Maaßstab zu ihrem Erwerbe entgegenstellen; müßte dieses nicht die so nöthige Liebe der Eltern und Kinder zu einander schwächen, ja ersticken, und zu vielen Mißhelligkeiten Veranlassung geben, besonders wenn die Kinder zu Jünglingen und Jungfrauen heranreifen? Sie würden dann die Dankbarkeit, die sie den Eltern, so lange diese leben, schuldig sind, und die auch thätig zu beweisen ihnen Pflicht ist, vergessen, oder sie nicht für Pflicht achten, weil sie schon von den frühesten Jahren, den Kinderjahren an, sich ihr Brod erwerben mußten, also für sich gleichsam zu sorgen gezwungen worden; sie würden also späterhin ihre Selbstständigkeit nur auf ihre

Selbstsucht gründen, und den Eltern auch nicht das Geringste, außer allenfalls ihre Geburt, ihr Daseyn, verdanken wollen. Eine solche verbreitete Erziehung könnte nur nachtheilig auf das Familien- und Staatsleben wirken. — Betrachtet man nun diese Erziehung bei den Kindern der höheren und gebildeteren Klassen, so entsteht hier derselbe Nachtheil für das Familien- und Staatsleben, wenn gleich in einem andern Grade, weil hier die Kinder in der jüngsten Zeit oft schon den Eltern durch eine fremdartige oder auch durch eine von den Eltern ferne Erziehung entfremdet werden, den Eltern also nicht nahe stehen, und gleichsam von ihrem Wesen, ihren Eigenthümlichkeiten, die oft so wohlthätig beim Zusammenleben auf den Charakter der Kinder wirken, den ursprünglichen Nationaltypus bewahren, nichts, gar nichts an sich tragen, und mit ganz andern Gesinnungen und in ganz anderer Gestalt auf den Schauplatz der Welt treten, und da um den Beifall der Menge geizen, dessen Früchte zu Resultaten führen, die in der neuesten Zeit keines Commentars bedürfen, um verstanden zu werden. Diese vorgeschlagene Erziehungsmethode, um den Grund zur künftigen Sparsamkeit zu legen, und die Kinder zur nützlichen Verwendung des Erworbenen frühzeitig anzuhalten, und auf den Verdienst durch Fleiß aufmerksam zu machen, wirkt gerade diesem Zwecke entgegen. Ueberhaupt hat man in neuerer Zeit so viele Methoden ersonnen, ausgeheckt, um Menschen für den Staat mit mannigfaltigen Eigenschaften zu erziehen, so viele Erziehungstheorien ins Leben treten lassen, von denen viele aber in der Anwendung scheiterten und scheitern, statt die Menschen zu erziehen, sie verziehen. Viele dieser Erziehungsmethoden gehen von Männern aus, die das Volksleben gar nicht kennen, die nie mit dem Volke in nähere und in eine solche Berührung gekommen sind, wo sie dessen häuslichen Verkehr, dessen ei-

genthümliches Leben haben kennen lernen; sie beurtheilen das Volk daher nicht nach der Wirklichkeit, sondern nur nach Idealen, und hierauf gründen sich auch ihre Methoden; diese sind für ein Volk, wie es keines giebt. Viel praktischer und in das Volksleben eingreifend war die Erziehung der Alten; sie richteten mit der Einfachheit derselben mehr aus, als wir mit allen Philantropinen, erhabenen Erziehungsmethoden ꝛc., welche den Treibhäusern und Mistbeeten gleichen, die zwar frühzeitige, aber keine kraft- und saftvolle Pflanzen erziehen. Die Jugend wird um ihre schönsten Jahre, die Kinderjahre, bei einer solchen Erziehung betrogen. — Ein Herr von Pufendorf*) macht über den oben, S. 392, angeführten Vorschlag auch einige beherzigenswerthe Bemerkungen, welche hier noch verdienen angeführt zu werden.

Die Absicht dieses Vorschlages ist sehr gut, nemlich die Kinder frühzeitig lernen zu lassen, daß man ohne Fleiß und Thätigkeit nicht reich und glücklich werden könne, und daß anderer Seits Armuth und Mangel natürliche Folgen von Faulheit und Müßiggang seyen. Weniger thätige und fleißige Kinder sollen deswegen auch schlechtere Kost genießen, bis sie durch ihre Arbeit so viel verdienen, daß sie bessere Kost bezahlen können ꝛc. Dieses Alles ist lobenswerth, wenn nur diese Methode mit Sicherheit angewendet werden dürfte, ohne davon nachtheilige Wirkungen befürchten zu müssen, welche den beabsichtigten Nutzen um vieles überwiegen dürften. Denn bei einer näheren Beleuchtung des Vorschlages möchte sich der vortheilhafte Anschein desselben wohl um nichts vermindern, und ohne gehörige Einschränkung und Modifikation möchte er von den Revisoren des gesammten Erziehungswesens schwerlich gebilliget werden. Ich habe gegen jenen Vorschlag folgendes zu erinnern. Jedermann wird eingestehen, daß der Erfolg einer

*) Hannöversches Magazin, Jahrgang 1788, St. 68, S. 1073 u. f.

guten Erziehungsmethode hauptsächlich auf der Liebe und dem Vertrauen beruhe, welches Kinder zu ihren Eltern, als Erziehern, haben, und daß diese Liebe und dieses Vertrauen sich vorzüglich auf den Begriff der Kinder, daß sie alles Gute, was sie haben und genießen, von ihren Eltern empfangen haben, gründen und sie sich daher zum Gefühl der Dankbarkeit gegen jene verpflichtet fühlen. Wie sehr muß aber durch dieses Verfahren der Eigendünkel der Kinder erregt und genährt werden! Wenn ihnen ihre wenigen, geringen und unvollkommenen Arbeiten so reichlich bezahlt werden sollen, daß sie von ihrem Verdienste alle ihre Bedürfnisse erkaufen und bezahlen können; so müssen sie nothwendig einen übertriebenen hohen Begriff von der Wichtigkeit und dem Werthe ihrer Arbeiten bekommen, so verlieren sie schon früh das Gefühl der Abhängigkeit von ihren Eltern und werden diesen nicht ohne Widerstreben Gehorsam und Folge leisten; nur Dankbarkeit und Liebe gegen die Eltern, Demuth, Bescheidenheit nicht allein, sondern auch Gefälligkeit, Dienstfertigkeit, Mitleiden, Wohlwollen und Wohlthätigkeit sind in Gefahr dadurch im Keime erstickt zu werden. Denn das Kind, welches nichts ohne Bezahlung erhält, wird auch schwerlich etwas umsonst weggeben, oder eine Gefälligkeit und einen Dienst zu erweisen bereit seyn, wo es nicht entweder Gegengefälligkeit und Gegendienst, oder doch baare Vergeltung zu erwarten habe. Die Bezahlungsmethode ohne Einschränkung und Modifikation, wie sie in jenem Vorschlage empfohlen wird, kann zwar recht fleißige, thätige, arbeitsame Erwerber und brauchbare Geschäftsmänner, dabei aber auch stolze, eigensinnige und eigennützige, allein nie, wie zu glauben ist, dankbare, bescheidene, gefällige, wohlthätige, edle und großmüthige Menschen bilden. Ob endlich eine so frühzeitige Aufregung und Anreizung der Geldliebe nicht höchst gefährlich für die Moralität der jungen Seelen werden könne, und ob die dabei zum Ziele gesetzte Uebung und Schärfung des Verstandes jenen nachtheiligen Wirkungen die Wage halte, ist ein psychologisches und pädagogisches Problem, welches ich denen zur Auflösung überlasse, die mehr Seelenkunde,

als ich, besitzen. — Will man die Kinder früh mit dem Gelde umgehen und haushalten lehren, und sie dadurch zu Fleiß und Thätigkeit anspornen, so bezahle man ihnen zu Zeiten eine besonders aufgegebene Arbeit, und laße sie für das dadurch erworbene Geld dieses und jenes Spielzeug oder sonst etwas, das nicht im allerstrengsten Verstande zu den Lebensbedürfnissen gehört, ein musikalisches Instrument, oder Naturalien und allenfalls Obst ꝛc. kaufen, und gebe ihnen dabei Gelegenheit etwas davon zu wohlthätigen Zwecken anzuwenden, wobei man sie aber frei und ohne allen Zwang handeln lassen muß. Reizen kann man zwar zur Wohlthätigkeit, und muß es oft bei solchen verdorbenen Kindern, die Kaltblütigkeit, Hartherzigkeit und keine Theilnahme an dem Schicksale ihres Nebenmenschen zeigen; allein das Reizen muß nie unmittelbar durch bloße trockne Vermahnungen, oder bloße Erhitzung der Einbildungskraft geschehen, sondern hauptsächlich durch lehrreiche und Eindruck machende Beispiele und durch Erregung der Aufmerksamkeit, aber allezeit auf eine so feine Art, daß das Kind die Absicht nicht merke, daß man auf sein Herz zu wirken suche. Bei sehr trägen und Arbeit scheuenden Kindern wäre die Bezahlungsmethode schon mit weniger Einschränkungen anzuwenden, als bei andern, und könnte vielleicht mit Nutzen als ein Reizungsmittel dienen, ihre schlummernde Thätigkeit zu wecken und anzuspornen.

Ein Herr Villaume sagt im 5ten Theile der allgemeinen Revision des gesammten Erziehungswesens, Abtheilung 1, Kap. 24, S. 620, in Absicht des Geizes im Ersparen des Geldes: „Man belohne nicht jedes Wohlverhalten des Kindes mit Geld — und bei freudigen Veranlassungen suche man nicht immer durch Geschenke an Gelde die Kinder an der Freude Theil nehmen zu lassen, sonst gewöhnen sie sich mit der Idee der Freude, die Idee von Geld zu verbinden, und dann wissen sie von keiner andern Freude, dann kennen sie keine andere Belohnung, als Geld.“ —

Hier ist nun nicht der Ort, um diesen Gegenstand noch weiter auseinander zu setzen, was hierüber noch gesagt werden muß, wird unter Volkserziehung, unter V. vorkommen. Wenden wir uns daher wieder zur Sparkasse und der Sparsamkeit. Herr Dörrien*) in Hannover, von dem ich oben, S. 378 u. f., schon manches Zweckmäßige über diesen Gegenstand angeführt habe, sagt: Wenn man Sparkassen verstattet, so muß durch selbige dem Kinde die Lehre sinnlich nahe gebracht werden. Der Vorsichtige sorgt auch dafür, daß er für außerordentliche oder ungewöhnlichere Fälle etwas aufbewahrt habe, daß er z. B. bei entstehenden Krankheiten Arzt und Arzenei bezahlen könne ꝛc. Wenn aber dieser Zweck erreicht werden soll, so muß man den Kindern Gelegenheit geben, jene Fälle, welche unerwartete und größere Ausgaben erfordern, von den gewöhnlicheren zu unterscheiden, und wenn jene eintreten, seine sogenannte Sparkasse anzugreifen. Würde z. B. der Knabe, welcher eine solche Kasse hat, krank, so könnte der Vater von ihm fordern, daß er aus seinem Geldvorrathe etwas hergebe, um die gebrauchte Arzenei oder den Arzt zu bezahlen. Der Vater zeigt dem Kinde durch die Rechnung, die er erhielt, was die Arzenei kostete, tilgt einen Theil jener Rechnung mit, und macht den Genesenden aufmerksam, wie wohlthätig es sei, den Rath eines geschickten Arztes gebrauchen und sich Arzneien verschaffen zu können, da manche arme Kranke diesen Vorzug entbehren, welche aber oft mitleidige Menschen finden, die sich ihrer annehmen. Die Rede muß aber kurz, eindringend und gut seyn; denn lange Reden ermüden das Kind, und der Eindruck wird gehindert. Ein anderes Mal wird es der Vater mit außerordentlichen Unglücksfällen einer Familie

*) Hannöversches Magazin, Jahrg. 1788, St. 94., S. 1497 u. f.

oder eines Ortes bekannt machen, ohne seinen verhältnißmäßigen Beistand auch nur entfernt zu fordern; es kommt vorzüglich darauf an, wie das Gefühl des Wohlwollens bei ihm geweckt und gestärkt ist. Geschah dieses früh und zweckmäßig, war die äußere Lage günstig jenes Gefühl zu unterhalten ꝛc., so wird die einfache Erzählung solcher Unglücksfälle das Kind von selbst geneigt machen, sein Schärflein mit willigem Herzen beizutragen, welches auch dann noch edel wäre, wenn es erst das Beispiel Anderer dazu ermunterte. Das Kind müßte mit folgenden Gedanken vertraut gemacht werden. Alles, was ich habe, ist Eigenthum meines Vaters, ich bin nur Verwalter über das, was er mir unter die Hände gab, ich soll Ordnung und Sparsamkeit, Vorsicht und Menschlichkeit, den Werth des Geldes und der Dinge kennen, und diese Kenntniß anwenden lernen. Man beobachte mit der möglichsten Sorgfalt, ob diese Lehren richtig verstanden werden, und das Gute wirken, was man zur Absicht hatte. Bemerkt man Aengstlichkeit bei dem Kinde, wenn es Gebrauch von dem Gelde machen soll, oder wenn man ihm dazu nur die entfernte Veranlassung giebt, so suche man jene Aengstlichkeit nach und nach zu schwächen, und gebe nicht durch Sparkassen Veranlassung und Gelegenheit sie zu vermehren. Erfahrene Erzieher haben bemerkt, daß die Lehre: „Lege das weg, es wird dir ein andermal nützlich sein", bei schwachen, häuslichen, trägen, zum Ernst und zur Unzufriedenheit geneigten Subjecten leicht die Quelle des Geizes werden könne, daß im Gegentheil für muntere leichtsinnige Gemüther jene Lehre nicht allein eine schädliche, sondern auch nützliche sei. Ferner erlaube man nicht, daß die Kinder ihr Geld zu oft zählen oder umsetzen, und vornämlich, daß sie glänzende Münzen eintauschen. *) — Diese Bemerkung ist sehr

*) Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens, Th. 5, S. 612.

richtig; denn nichts führt leichter zur übertriebenen Geldliebe, zum Geize, als das öftere Ueberzählen des Geldes, und das Vergnügen an blanken Thalern. Man hegt Letztere dann immer, bewahrt ſie als das Köſtlichſte, was man beſitzt, und faßt eine Leidenſchaft dafür, daß man die höchſte Entbehrung erduldet, ſich jedes Vergnügen verſagt, um nur nicht das blanke Geld auszugeben, und dieſe Leidenſchaft wurzelt ſo feſt, nimmt mit den Jahren ſo ſehr zu, daß der Grund zum Geize gelegt wird, ohne daß man es bemerkt. — Erbt nun vielleicht ein junger Geizhals ein anſehnliches Vermögen, welchen Nutzen wird das gemeine Weſen von ſeinem großen Reichthume haben? Niemand erwartet von ihm, daß er irgend einen wohlthätigen Luxus machen, Jedermann befürchtet, daß er nun jede Kleinigkeit, die ihm gebührt, mit der äußerſten Strenge eintreiben werde. Die Armen erfreuen ſich ſeines Reichthums nicht, und der Himmel trauert über den Geizhals, welcher glaubt Himmel und Seligkeit durch einige Summen erkaufen zu können, welche er am liebſten erſt nach ſeinem Tode auszahlen läßt, indem er ſogenannte fromme Legate gemacht hat. — Indeſſen denkt er nicht an den Tod und glaubt Methuſalems Alter zu erreichen; und ſonderbar genug, daß Geizhälſe, wegen der ſtrengen Diät, die ſie ihres Geldkaſtens wegen führen, immer ein hohes Alter erreichen, wenn ihnen nicht ſonſt Unglücksfälle begegnen. So hart das erſparte Metall iſt, ſo hart iſt ihr Herz, ſo trocken und ſpröde ihr Körper, welches Letzere auch nur von der Begierde herrührt, mit der ſie Reichthümer zuſammen zu ſcharren ſuchen, theils auch von der Angſt und ewigen Beſorgniß, daß ihnen ihr Geld entwendet werden könnte. Es iſt zwar ſchon durch viele Beiſpiele bewieſen, daß des Geizigen Schatz gewöhnlich an lachende Erben kommt, und ſelten auf den dritten Erben übergeht; allein während ſeines Lebens genießen ſeine Mitbrüder oder Mitmenſchen nicht

nur nichts davon, sondern werden oft noch durch seine Geldgier u. durch die sich daraus erzeigende List hintergangen, nicht zu gedenken, daß wenn ein solcher Geizhals ein bürgerliches Gewerbe, eine Manufaktur, Fabrik ꝛc. betreibt, er sich noch mit den angestrengten Kräften, mit den Knochen, wie man zu sagen pflegt, Anderer bereichert. — Es soll daher, und ist es auch wohl, gerathener seyn, einem jungen Geizhalse, welcher durch Lehre und Beispiel nicht vernünftiger und besser wird, seinen Schatz, an welchem sein Herz so fest hängt, vor seinen Augen zu nehmen, und unter arme, ganz fremde Kinder, mit welchen er keinen Umgang hat, zu vertheilen, als sein Zutrauen zu gewinnen, ihn ganz sicher zu machen, geheime Veranstaltungen zur Entdeckung des Schatzes zu treffen, über eigenen Verlust mit ihm zu klagen, dann ihn zu trösten und auf die ihm nöthige Lehre zu bringen, wie dieses vorgeschlagen worden; denn, wenn jenes Versehen auch noch so geheim bliebe, und das Kind nur auf den geringsten Verdacht gerathen könnte, daß der Vater oder bestellte Erzieher, welche es sicher machten, die Urheber jener Entwendung seyen, so scheint dieses Mittel doch nicht rechtmäßig zu seyn, so gut auch immer die Absicht an und für sich seyn mag. Bei aller Vorsicht würde doch die absolute Unmöglichkeit des Verdachtes nicht gesichert werden können. Kinder beobachten in ihren besonderen Angelegenheiten oft sehr geringe scheinende Umstände, welche der Erfahrnere nicht selten in seinen Angelegenheiten übersieht, und schließen oft aus denselben mehr, als man denken sollte. Und entstände nun wirklich jener Verdacht, was würde der kleine Geizhals von den Lehren seines Erziehers denken? Wofür würde er die Unwahrheit ansehen? Hätte man ihn vielleicht nicht Intriguen gelehrt. Und was nützte dann die Einschränkung der Aeußerung des Geizes. Hier würde sich nun noch die Frage aufwerfen lassen, sagt Herr Dörrien: Ob es besser sey,

dem Kinde öfter und weniger, oder seltener und mehr Geld zu geben? Diese Frage läßt sich nur nach der Verschiedenheit der Subjecte beantworten. So kann man demjenigen Kinde, welches über Geldeinnahmen ein großes Vergnügen äußert, lieber seltener und mehr, als öfter und weniger Geld geben, weil öftere Geldeinnahmen zum Geize Veranlassung geben können. Man muß ihm lieber monatlich, als wöchentlich Taschengeld geben, lieber auf einmal einen Thaler für seine Sparkasse bestimmen, als in dreimalen eben so viel geben, weil öftere Einnahmen immer noch mehr lüstern machen, seltnere jedoch nicht. Sparkassen, Sparbüchsen anzulegen sind daher für die Kinder, Knaben und Mädchen, und dann für Jünglinge und Jungfrauen sehr gut, jedoch nur unter den schon oben angeführten Bedingungen, daß man das ersparte Geld zu einem gewissen Zwecke verwende, es also nur ein Zurücklegen, um gewisse Wünsche auszuführen, sey, keinesweges aber geschehen müsse, um nur Geld zusammenzuscharren, zusammenzubringen, um daran einen Wohlgefallen zu haben, um sich daran zu ergötzen; denn dieses nur führt zum Geiz, zum Eigennutz und zu allen den Untugenden oder Lastern, welche die Gefährten der Geldliebe sind. Daher ist die höchste Vorsicht in Anlegung von Sparkassen bei Kindern nöthig; und besser ist es wohl, wenn man ihnen bei besonderen Einnahmen, die man hat, auch kleine Extra-Geldgeschenke ꝛc., außer dem gewöhnlichen Taschengelde, welches sie zur Verwendung für kleine Bedürfnisse bekommen, für die Sparbüchse giebt; sie erhalten hierdurch nicht die besondere Weisung, für die Sparbüchse auch das Taschengeld zu bestimmen, und können auf diese Weise nicht an jene Klippen gerathen, die späterhin, wenn sie in das Geschäftsleben treten, oder selbst wirkend auftreten, die Menschenliebe scheitern machen. — Auch lege man keine zu große Sparkassen,

Sparbüchſen an; ſetze das Ziel, für das erſparte Geld etwas Nützliches anzuſchaffen, nicht zu weit hinaus, ſo wird hierdurch dem Uebel: das Geld lieb zu gewinnen, und es nicht als Mittel zum Zweck zu betrachten, Schranken geſetzt. — Bei dergleichem Erziehungsplane, ſo wie überhaupt bei allen, iſt es durchaus nothwendig, nach Dörrien, daß man harmoniſch nach demſelben verfahre, daß der Vater nicht anders lehre und lenke, als die Mutter, und Beide wiederum nicht anders, als der beſtallte Lehrer und Erzieher, wenigſtens müſſen ſie ſich nicht geradezu entgegenhandeln. Können ſie ſich in ihren Meinungen nicht vereinigen, ſo iſt es am beſten, daß nur Einer oder Eine die eigentliche Erziehung übernimmt, und für das Kind am vortheilhafteſten, wenn der- oder diejenige das Geſchäft beſorgt, welche die Sache am beſten verſteht. Durch einen Machtſpruch Erzieher ſeyn zu ſollen, wird ſchwerlich Jemand ein guter Erzieher werden; das Wollen allein iſt auch nicht hinreichend, kann aber zum Zwecke führen; in einzelnen Fällen reicht ſelbſt das Können und Wollen nicht hin, man ſuche dann zu können, was man kann.

Nach dieſer Abhandlung der Sparkaſſen, Sparbüchſen ꝛc. bei den Kindern, komme ich nun zu den Mitteln: einen ſogenannten Nothpfennig bei unvorhergeſehenen Vorfällen zu erübrigen, bei Erwachſenen. Ehe man Wittwenkaſſen, Sterbekaſſen und ähnliche Inſtitute hatte, um ſeinen Hinterbliebenen gewiſſe Summen zu ſichern, wie es in neuer und neueſter Zeit der Fall iſt, ſuchte ſchon jeder Familienvater nach ſeinem Hintritte ſeiner Familie, beſonders aber ſeiner hinterlaſſenen Wittwe, ein kleines erſpartes Kapital zu hinterlaſſen, welches ſie doch vor dem erſten Mangel und den Ausgaben ſchützte oder ſicherte, bis ſich andere Hülfsquellen darboten, wodurch die Familie ihren ferneren Unterhalt ziehen konnte.

Zu diesem Zwecke hielt nun der Hausvater eine große Sparbüchse von starkem Eisenbleche, in welche er von jeder Einnahme, die er hatte, von dem Gewinne einer jeden Arbeit, eines jeden Geschäftes, das er machte, ein Gewisses steckte. Wenn nun die Büchse angefüllt war, so wurde das schon ersparte Geld irgendwo auf Interessen gegeben, oder man legte es bei Seite, verwahrte es besonders, und fing von neuem an die Büchse auf diese Weise zu füllen. Dieser Gebrauch war in einer Zeit, wo das öffentliche, das Geschäftsleben, die Gewerbsamkeit eine ganz andere Seite hatte (denn durch die geschlossenen Zünfte war dem Handwerker ein gewisser Verdienst gesichert, und die Betreiber der freien Künste und Gewerbe, der Wissenschaften, des Handels ꝛc. standen zu der Bevölkerung eines Staates in einem solchen Verhältnisse, wobei sie nur gewinnen konnten), wohl zweckmäßig oder erfüllte vielmehr den beabsichtigten Zweck; ganz anders ist es aber in der neueren und neuesten Zeit mit einer solchen Sparkasse bei der ganz andern Richtung der Gewerbsamkeit, bei der höher steigenden Kultur, und der sich dadurch ausgebreiteten Kunstindustrie in allen Zweigen der Künste und Handwerke; bei dem Kunst- und Gewerbetriebe durch Gewerbefreiheit oder Aufhebung des Zunftzwanges, bei der Uebervölkerung, kurz bei dem Ueberbieten in allem, was Arbeit, was Gewinn heißt, geworden; jetzt wird dasjenige, was bei einigem glücklichern Zusammenwirken mancher Umstände zurückgelegt oder erspart ward, bei bald darauf folgenden unglücklichen Conjuncturen wieder ergriffen und ausgegeben; ja man möchte fast sagen, daß bei allen denjenigen, die auf eine unbestimmte Einnahme angewiesen worden, gar kein Sparen mehr möglich sei, weil sie bei der jetzigen Umgestaltung der Gewerbsamkeit auf gar keine sichere Einnahme mehr rechnen können; und nur aus solchen

Einnahmen, wie ſie ehemals waren, konnte man auf die Zukunft einen ſogenannten Nothpfennig erſparen; jetzt kann dieſes nur durch Kapital erreicht werden; denn nur mit Geld, mit dem Ueberbieten und der Vernichtung Anderer kann man zuletzt etwas erübrigen; allein jetzt bloß mit der Arbeit der Hände heraufzukommen, jetzt etwas zu erſparen, iſt beinahe bei einem unbeſtimmten Gewerbe, das bloß auf der Theilnahme des Publikums beruht, unmöglich; und nach und nach das Erübrigte andern Kaſſen anzuvertrauen, um ſo die Wiederausgabe in der Noth unmöglich zu machen, z. B. es Sterbe- und andern ähnlichen Kaſſen zu geben, iſt auch nicht immer und überall mit glücklichem Erfolge gekrönt worden. In der ehemals bei Dieterici herausgekommenen neuen Berliniſchen Zeitſchrift vom Jahre 1812, Nr. 13, ſagt Jemand unter der Ueberſchrift: Noch Etwas über die Sparbüchſen, Folgendes: „Traurige Erfahrungen lehren, daß alle dergleichen Sparbüchſen, worein ſo mancher Gatte und Vater ſein Scherflein, oft mit Aufopferung mancher Lebensfreuden, warf, um nach ſeinem Tode ſeinem Weibe und ſeinen Kindern eine Erleichterung oder ſorgenloſes Auskommen zu verſchaffen, nicht den beabſichtigten Zweck gewähren, ſondern die Sparpfennige noch bei ſeinem Leben verſchwinden, oder ihm eine Zukunft winkt, wo dieſe nicht wuchern werden. So wenig die Sterbe- und andere ähnliche Kaſſen ihre Abſicht erfüllen, eben ſo wenig möchte es allen nur erdenklichen Sparbüchſen beſſer ergehen. In der Regel iſt der Anfang gut, aber im Fortgange miſchen ſich ſo manche Umſtände ein, die den Wachsthum und das Gedeihen hindern, und den Untergang herbeiziehen, wodurch, anſtatt des vorzubeugenden Uebels, die Armuth zu heben, nur ſolches vergrößert wird.“ — Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hat hier freilich nicht unrecht; allein was damals dieſe ſogenannten Spar-

kassen betraf, als der Verfasser dieses schrieb, daß sie ihre Zahlungs-Verpflichtungen nicht erfüllten, war in Preußen, so auch wohl in dem übrigen Deutschlande, wo dergleichen Anstalten errichtet worden, Folge des Krieges, der, wenn auch nicht ganz diese Anstalten vernichtete, doch ihre Quellen verstopfte ꝛc. Daß übrigens auch dabei nicht Unredlichkeiten vorgefallen seyn sollten, und man diese Zeitereignisse hier und da nur benutzt hat, um sich selbst mit den Sparkassen zu bereichern, kann man wohl nicht in Abrede stellen; indessen sind unglücklich geführte Kriege und dergleichen Hauptereignisse, die auf das äußere und innere Leben einer Nation wirken, doch keine so häufige Erscheinungen, und daher dergleichen Anstalten, wenn sonst ihre Einrichtung zweckmäßig und solide ist, nicht ganz zu verwerfen, wenn gleich auch eingestanden werden muß, daß man gerade in einer solchen Zeit die Früchte seiner Ersparungen oder Ersparnisse am nöthigsten gebraucht. Wenn daher in der Haude- und Spenerschen Zeitung vom Jahre 1812, Nr. 17, der Vorschlag gethan wird, daß man eine allgemeine Sparbüchse, Sparkasse, errichten möge, um wo möglich Unglück und Jammer, dessen es so viel in der Welt und besonders jetzt giebt, abzuwenden, oder zu erleichtern, so ist dieses wohl auf solche Zeiten, wie oben angeführt worden, nicht anwendbar; denn gerade in diesen bedrängten Zeiten zahlte keine Kasse, alle andere Einnahmen, viele bürgerlichen Gewerbe stockten mehr oder minder, und viele Familien versanken in die äußerste Dürftigkeit, in Armuth, weil sie nirgends Hülfe fanden. In der Kriegesperiode, in den ersten Lüstres dieses Jahrhunderts, erhoben sich mehrere Stimmen gegen alle öffentliche und Privat-Anstalten zur Unterstützung Hinterbliebener, wie die Wittwen-Kassen, Sterbekassen ꝛc., weil sie, wie auch schon oben angeführt worden, in der unglücklich-

sten Periode, wo die Noth am höchsten war, nicht zahlten; allein man war zum Theil ungerecht gegen diese Anstalten, weil ihnen selbst die Gelder ausblieben; obgleich bei einigen Privat-Anstalten wohl andere Bewegungsgründe vorhanden seyn mochten, die dann immer mit den Zeit-Ereignissen entschuldiget werden, oder vielmehr diese Ereignisse müssen als Bollwerk dienen, wohinter sich dann die Unredlichkeit der Verwaltungsbeamten flüchtet. Indessen sind diese Fälle, die vorgekommen sind, nur Einzelnheiten, und können und dürfen daher kein falsches Licht auf diese Anstalten werfen; denn es lag nicht an den Anstalten selbst, nicht an ihrer Zweckmäßigkeit, sondern am Eigennutz und der unredlichen Verwaltung der Beamten. Anstalten dieser Art wirken immer wohlthätig, verbreiten Heiterkeit in manchen Familien auf die Zukunft, und trocknen manche Thräne, die im Stillen einer trüben Zukunft floß. Ihre Wichtigkeit bewiesen schon die alten Stiftungen dieser Art von unsern Vorfahren. In Holland gab es gewiß in der blühenden Periode seines Handels die wenigste Ursache zur Errichtung von dergleichen Wohlthätigkeits-Anstalten, und dennoch fand man nirgends mehr dergleichen Stiftungen, als gerade in diesem Lande; ein sicherer Beweis für ihre Zweckmäßigkeit, weil der Kaufmann Alles berechnet, und nur das annimmt, woraus wirklicher oder sicherer Gewinn fließt, also sind auch dergleichen Anstalten ein sicherer Gewinn für den Staat, in dem sie bestehen; nur Ausartungen und Nichtbefolgung der ersten dabei angenommenen Grundsätze machen sie weniger ersprießlich. Man hat daher auch im Preußischen Staate, nach der glücklichen Wiederherstellung desselben in seiner Integrität, in Berlin, im Jahre 1818, ein ähnliches Institut, wie die oben genannten, jedoch aber nicht zum Besten oder Vortheile der Hinterbliebenen, sondern der Lebenden selbst, errichtet, eine Sparkasse,

worin jeder der Einwohner der Residenz seine kleinen Ersparnisse zinsbar und sicher unterbringen, und sie zu jeder Zeit mit den aufgelaufenen Zinsen ganz oder theilweise wieder erhalten kann. Besonders beabsichtiget man die arbeitenden, ärmeren Klassen der Einwohner durch diese Einrichtung behülflich zu seyn, sich ein kleines Kapital zu sammeln, welches sie bei Verheirathungen, Etablirung eines Gewerbes, im Alter oder in Fällen der Noth heben und benutzen können. — Der Wunsch, eine solche Sparkasse, Sparbüchse, in der Residenz zu besitzen, hatte sich schon vor der Errichtung derselben in den öffentlichen Blättern kund gethan, fand jedoch auch schon seine Gegner, welche der Organisation derselben viele Schwierigkeiten prophezeiheten. Man gab vor, daß sich wohl schwerlich Personen finden würden, die um des Guten willen, auch Gutes zu thun beabsichtigen; die, wie in Holland, unentgeldlich, und bloß aus Liebe zur Sache die Verwaltung übernähmen, und würden nicht Ober- und Untervorsteher, Rendanten, Controlleure, Kassirer und ein Schwarm von Beamten, wie es bei andern ähnlichen Anstalten der Fall ist, durch nicht unbeträchtliche Gehälter einen Theil des für den Zweck bestimmten, vorweg nehmen? — Diese und ähnliche Einwürfe wurden einem solchen Institute als Prognosticon gestellt, wenn es ins Leben trete, und daher demselben auch keine lange Dauer oder doch kein guter Fortgang prophezeiht. Indessen trat das Institut, die Sparkasse, von den Stadtverordneten gestiftet, ob nun durch den öffentlichen Vorschlag erst veranlaßt, oder schon vorher beschlossen, und dieser Vorschlag nur vorangeschickt, um die Stimme des Publikums in Hinsicht eines solchen Instituts zu vernehmen, ins Leben. An die Spitze, als Vorsteher und Stifter, stellten sich einige der angesehensten Mitglieder der Stadtverordneten, welche diesen Dienst aus Liebe zur Sache über-

nahmen, und ein Paar Beamte. Wenn nun auch bei dem Eröffnen dieses Instituts, der Sparkasse, sich noch manche Mängel zeigten, wie dieses bei allen neuen Instituten der Fall ist, so wurden diese in der Folge beseitiget, und das ganze Institut, das, seiner Nützlichkeit wegen, zu der Errichtung ähnlicher Institute in andern Ländern Veranlassung gegeben hat, wird seit dem Jahre 1827 nach folgendem Statute verwaltet.

Statut für die in der Haupt- und Residenzstadt Berlin von der Stadtverordneten-Versammlung gestifteten Sparkasse.

§. 1. Diese Kasse, welche sich auf dem Rathhause befindet, und nicht von demselben entfernt werden darf, soll verpflichtet sein, Summen in baarem Gelde von Funfzehn Silbergroschen und darüber anzunehmen.

§. 2. Sie verzinset alle bei ihr eingezahlten Summen, welche Einen Thaler und darüber betragen, mit Ausschluß der Groschen, welche nicht verzinset werden, jährlich mit Drei und Ein Drittel Procent, also mit Einem Silbergroschen jährlich, für jeden vollen Thaler; die Zinsen werden jedoch nicht gleich von dem Einzahlungstage, sondern nur immer von dem ersten des nächsten Monats berechnet, so daß jemand, der z. B. am 5ten oder 17ten April Geld einzahlt, die Zinsen vom 1sten Mai ab, empfängt. Bei Zurückzahlung des Capitals werden die Zinsen auch nur bis zu dem 1sten des Monats gezahlt, in welchem die Rückzahlung erfolgt.

§. 3. Die im vorstehenden §. verheißenen Zinsen, werden jedem Interessenten auf seine Einlagen dadurch gezahlt, daß der jährliche am 31sten December fällige Betrag derselben, im Laufe des Monats Januar auf sein Conto in Einnahme gestellt wird. Bei der nächsten Präsentation des Sparkassenbuchs auf der Kasse, werden diese Zinsen auch darin übertragen. Von dem durch diese Zuschreibung vermehrten Capitals-Betrage, werden dann die Zinsen ganz nach vorstehen-

den Bestimmungen weiter berechnet, um so durch Zinses-Zins den schnelleren Anwuchs des Capitals zu befördern.

§. 4. Die eingehenden Gelder sollen vorzugsweise durch Anschaffung von Berliner Stadtobligationen zinsbar belegt werden. In Hinsicht derjenigen Summen, für welche jedoch nach §. 5. nicht Stadtobligationen für Rechnung der Interessenten gekauft, sondern welche nach den Quittungsbüchern den Interessenten baar zurückgezahlt werden, und die also für Rechnung der Commune zinsbar belegt werden müssen, ist es nachgelassen, den 10ten Theil ihres Betrages, durch Unterbringung bei der Seehandlung, bei der Bank oder bei ähnlichen öffentlichen Geld-Instituten zinsbar zu belegen. Diese Belegung ist auch in Hinsicht der Summen zulässig, welche die Sparkasse nach §. 16. vom Zinsgewinn erübriget.

Ein jeder, welcher Ersparnisse bei der Kasse zu stehen hat, kann dieselben auf Verlangen zu jeder Zeit mit den aufgelaufenen Zinsen ganz oder theilweise wieder erhalten, wie solche nach seinem Quittungsbuche entweder in baarem Gelde, oder in Stadtobligationen nach den näheren Bestimmungen des §. 5. vorhanden sind.

§. 5. Sind für einen Interessenten die Ersparnisse bis zu einer solchen Summe angewachsen, daß dafür eine Berliner Stadt-Obligation zu 4 pro Cent auf den Capitals-Betrag von Fünf und Zwanzig Thalern angekauft werden kann, so wird dieser Ankauf am Schluß des Monats nach dem dann bestehenden Course bewirkt. Das dafür berechnete baare Geld wird ihm in Ausgabe und die angekaufte Obligation in Einnahme gestellt, und der Interessent muß sich diesen für seine Rechnung geschehenen Ankauf gefallen lassen. Mit demselben wird für Rechnung der Interessenten fortgefahren, so oft die anwachsenden Beträge von neuem einen solchen Ankauf zulassen.

Diese Obligationen sind alsdann das Eigenthum des Interessenten; er genießt davon, so lange er sie in Verwahrsam der Kasse läßt, auch die vollen 4 pro Cent, welche die Stadtobligation trägt.

§. 6. Die angeschafften Stadt-Obligationen wer-

den in das Depositorium des Magistrats, gegen Rückschein desselben, niedergelegt, und der Rendant der Sparkasse behält nur so viel, als nach der zu machenden Erfahrung zu den täglichen Ausgaben erforderlich ist.

§. 7. Jeder, welcher Geld zur Sparkasse einzahlt, erhält ein mit dem Stadtwappen gestempeltes und von den, §. 11, benannten Vorstehern vollzogenes Quittungsbuch, das dieselbe Nummer erhält, unter welcher der Interessent in die Bücher der Sparkasse eingetragen ist, und diesem Buche ist gegenwärtiges Statut vorgedruckt. Niemand ist dabei verpflichtet, seinen Namen zu nennen und in die Bücher einschreiben zu lassen. Die bloße Einschreibung der Nummer, jedoch mit Zahlen und Buchstaben, unter welcher derselbe in dem Kassenbuche verzeichnet steht, ist hinreichend.

§. 8. In dies Quittungsbuch wird von den betreffenden Kassenbeamten jede zur Sparkasse gezahlte Summe eingetragen, mit Bemerkung des Tages, an welchem die Zahlung geleistet ist. Eben so wird die Ausgabe dann eingetragen, wenn jemand von dem eingelegten Gelde etwas zurück verlangt. Wenn die ganze Summe, die ein Interessent in der Sparkasse stehen hat, ausgezahlt wird, so muß das Quittungsbuch zurückgegeben werden. Bei allen diesen Zahlungen wird derjenige, welcher das Quittungsbuch bringt, ohne alle Untersuchung für den rechtmäßigen Inhaber geachtet.

Es wird daher Jeder gewarnt, sein Quittungsbuch sorgfältig aufzubewahren, und nicht in unrechte Hände kommen zu lassen, damit das Geld nicht von einem unrechtmäßigen Besitzer des Buches erhoben werden könne.

§. 9. Wer sich jedoch dagegen sichern will, daß die von ihm niedergelegte Summe nicht von einem andern erhoben werde, muß dies dem Rendanten anzeigen, der alsdann den Namen und Stand des Interessenten nicht nur in das Kassenbuch und in das Quittungsbuch verzeichnet, sondern auch in letzterem die Versicherung einträgt, daß die von dem Interessenten niederzulegenden Ersparnisse nur allein ihm

oder dem sonstigen rechtmäßigen Inhaber des Quittungsbuches gezahlt werden sollen.

Ein solcher Interessent kann dann aber auch von dem durch ihn niedergelegten Gelde nicht anders Zahlung erhalten, als gegen eine von ihm ausgestellte Quittung, die in Hinsicht der Richtigkeit der Unterschrift durch eine bekannte und glaubenswürdige Person atteſtiret seyn muß.

Im Fall ein solcher Interessent verstirbt, müssen auch seine Erben einen vollständigen Nachweis auf ihre Kosten führen, daß sie zum Empfang dieser Ersparnisse berechtiget sind.

§. 10. Den Rendanten dieser Sparkasse wählt die Stadtverordneten-Versammlung; der Magistrat bestätiget denselben. Die Commune haftet aber auf alle Fälle für jeden Ausfall.

§. 11. Zu Vorstehern der Kasse werden von der Stadtverordneten-Versammlung drei Personen gewählt, von denen eine ein Mitglied derselben seyn muß. Die Gewählten werden dem Magistrate angezeigt, und derselbe ordnet ihnen aus seinen Mitgliedern das vorsitzende Mitglied dieses Curatoriums zu.

§. 12. Diese vier Vorsteher sind für Befolgung der Statuten und sonst zweckmäßige Verwaltung der Kasse verpflichtet, und müssen im Januar jeden Jahres unter ihrer und des Rendanten Unterschrift eine Nachweisung der speciellen Beträge drucken lassen, welche für Rechnung der Interessenten am 31sten December des vergangenen Jahres vorhanden waren. Es werden in dieser Nachweisung aber nur die Nummern und nicht die Namen der Interessenten abgedruckt, selbst wenn diese in den Büchern verzeichnet ständen.

In dieser Nachweisung ist zugleich das aufzunehmen, was sonst im vergangenen Jahre von Bedeutung vorgefallen ist und die Verhältnisse der Sparkasse betrifft. Jeder Interessent erhält auf Verlangen, ohne Bezahlung, einen Abdruck dieser Liste, und jedem dritten muß sie gegen den Kostenpreis verkauft werden. Dem Magistrat und der Stadtverordneten-Versammlung werden einige Exemplare von den Vorstehern eingereicht. Aus dieser Nachweisung kann ein

jeder sich selbst überzeugen, ob die für seine Nummer angegebene Summe mit dem Quittungsbuche stimmt, um den Vorstehern dann Anzeige zu machen, wenn er eine Verschiedenheit bemerkt.

§. 13. Monatlich müssen die Vorsteher die Kasse revidiren, und zu dieser Revision ist sowohl der Magistrat, als die Stadtverordneten-Versammlung berechtiget, noch besondere Deputirte zu schicken, so wie auch außerordentliche Kassen-Revisionen zu veranstalten. Der Abschluß und das Revisions-Protocoll werden dem Magistrate und der Stadtverordneten-Versammlung vorgelegt.

§. 14. Eine andere Disposition über diese Gelder, als welche in diesen Statuten bestimmt ist, stehet aber weder den Vorstehern, noch der Stadtverordneten-Versammlung oder dem Magistrate, noch irgend einer andern Behörde zu, und würde derjenige, welcher dawider handelt, von den Gerichten als treuloser Verwalter fremder Gelder, zur Untersuchung und Bestrafung gezogen werden müssen.

§. 15. Keiner der Interessenten, welcher Geld in diese Sparkasse niederlegt, hat dafür irgend etwas an Kosten und Gebühren zu bezahlen, indem die sämmtlichen dabei vorfallenden Ausgaben an Druckkosten, Copialien ꝛc. aus den Beständen gedeckt werden müssen, welche dadurch mehr einkommen, daß die angeschafften Stadtobligationen mehr Zinsen tragen, als den Interessenten berechnet werden. Im Fall dieser Ueberschuß nicht zureicht, wird die Commune die Mehrkosten tragen. Nur wenn jemand die in die Sparkasse niedergelegte Summe ganz zurück erhält, und sein Quittungs-Buch zurückgiebt, bezahlt er für dasselbe 2½ Sgr.

§. 16. Der durch die mehr eingehenden Zinsen nach Abzug der Ausgaben sich bildende Ueberschuß soll dem gemeinschaftlichen Capital der Kasse zu Gute kommen, und daraus auch ein etwa möglicher Ausfall gedeckt werden. Sollte die Kasse einmal aufgelöst werden, so bestimmt die Stadtverordneten-Versammlung, zu welchem öffentlichen Zwecke der, durch die etwanigen Ueberschüsse gesammelte, Bestand verwandt werden soll.

ehr denn verdoppeln.

Fin:

ren 1 Jahren		22 Jahren		23 Jahren	
gr. Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.
29 11	15	11	26	12	7
14 13	14	13	27	14	10
— 15	15	16	—	16	16
16 17	12	17	29	18	16

10 T
Rthlr
55
123
206
306
428

hrlich

halern

Sgr.

26
24
9
22
28

§. 17. Sobald die Stadtverordneten-Versammlung es aus irgend einer Ursache nicht mehr zweckmäßig halten sollte, die Sparkasse bestehen zu lassen; so bleibt es derselben vorbehalten, den Interessenten ihre Einlagen, so wie sie nach den Quittungsbüchern vorhanden sind, zurückzugeben. Auch eine theilweise Kündigung von Sparkassen-Büchern bleibt vorbehalten. Es soll aber diese Auflösung oder Kündigung ein halbes Jahr vorher bekannt gemacht werden, damit die Interessenten für anderweitige Unterbringung des Geldes sorgen können.

Urkundlich ist gegenwärtiges Statut von den Stadtverordneten genehmiget, und von dem Magistrate vollzogen worden.

Berlin, den 1sten Mai 1827.

Ober-Bürgermeister, Bürgermeister und Rath.

Wegen des Kassen-Abschlusses ist die Sparkasse in den drei ersten und drei letzten Tagen eines jeden Monats geschlossen. Im Januar und Juli aber wegen des Haupt-Abschlusses acht Tage nach dem 1sten Januar und 1sten Juli. Die nebenstehenden Tabellen geben eine Uebersicht, wie sich die Kapitalien bei der Sparkasse nach verschiedenem Zeitraume vermehren, wie die Ueberschriften näher bestimmen.

Sparkunst, die Kunst zu sparen, etwas zurückzulegen, etwas zu erübrigen, ist die Geschicklichkeit nur so viel von einer Sache anzuwenden, als das Bedürfniß es verlangt, ohne das Ziel, welches man sich gesteckt hat, zu überschreiten, um auch noch für künftige Bedürfnisse etwas davon übrig zu behalten, welcher Rest das Ersparte ist. — Die Sparkunst ist eine sehr wichtige Kunst, weil sie eine genaue Berechnung der Einnahme und Ausgabe in einer Wirthschaft erfordert, um darnach den Haushalt so einzurichten, daß nach der Größe des Geschäfts-Kreises die Fonds dazu erhalten und nach Sicherstellung des Haushalts in Befriedigung aller Lebensbedürfnisse: Essen und Trin-

ken, Kleidung, Wohnung, Feuerung, Abgaben, der zur Erholung nöthigen Vergnügungen ꝛc., dennoch Etwas erspart werden kann. Man kann die Sparkunst in die Staats-, Stadt- und Privat-Sparkunst eintheilen, oder diese Kunst auf die Staats-, Stadt- und Privat-Wirthschaft anwenden. Was die Erstere, die Staatssparkunst betrifft, so sehe man darüber den Artikel Staatshaushalt, und die Stadtsparkunst, im Art. Stadtwirthschaft nach; hier wird also noch Etwas über die Privatsparkunst, oder die Sparkunst in Privathaushaltungen zu sagen seyn. Vor allen Dingen muß ein Hauswirth folgende Regel, als die vornehmste bei dieser Kunst, jederzeit vor Augen haben, daß er nämlich immer suche weniger auszugeben, als er einzunehmen hat; denn nur durch diese Bestrebung, ist das Sparen möglich; auch vermehrt sich dadurch die Einnahme, indem man von dem Ersparten wieder Etwas in das Geschäft geben, solches erweitern, und dadurch wieder mehr ersparen kann. Das Sparen ist auch schon daher nothwendig, weil man nie wissen kann, ob die Einnahme zur Ausgabe immer zureichen wird; wer daher seine Einrichtung so trifft, daß die Ausgaben der Einnahme gleich kommen und am Schlusse des Jahres Null mit Null aufgeht, der kann leicht in eine doppelte Verlegenheit gerathen. Es kann z. B. durch einen Zufall von der Einnahme, worauf man gerechnet hat, etwas zurückbleiben oder gar verloren gehen; oder es können Ausgaben vorfallen, worauf man vorher nicht gerechnet hat, wie z. B. Krankheiten, Todesfälle, Schaden an Wirthschaftsgeräthen, dergleichen wieder ersetzt werden muß, oder sonst Ausgaben, die man Ehren halber gar nicht umgehen kann; dann auch wenn man sehr vortheilhaft mit baarem Gelde etwas kaufen, welches man mit Gewinn wieder verkaufen oder an-

bringen kann, und dergleichen mehr. In allen dieſen Fällen gewahrt man, von welcher Wichtigkeit es iſt, wenn man etwas zurückgelegt oder erſpart hat, daß alſo die Sparkunſt zu üben nicht genug empfohlen werden kann. Wer glaubt, daß er zu den nöthigen Ausgaben, im Falle ihm Gelder, auf die er gerechnet hat und rechnen muß, ausgeblieben ſind, Rath ſchaffen kann, das heißt, ſie aufnimmt, borgt, leihet, der iſt ſchon im Nachtheil mit ſeiner Wirthſchaft, ſo gut auch ſeine Berechnungen zur Deckung ſeiner Schuld ſeyn mögen; denn wiederum einen Ausfall in der Rechnung, und er ſitzt noch tiefer darin, und es koſtet dann nicht allein eine doppelte Anſtrengung um herauszukommen, ſondern es müſſen auch noch beſondere Glücksfälle mitwirken, wenn es geſchehen ſoll. Wie erfreulich iſt es daher nicht, wenn wir eine erſparte Summe nach unſerm freien Wohlgefallen anwenden können, oder ſie immer zu unſerer Dispoſition bereit haben; alle Arbeiten gehen bei dem Bewußtſeyn: du haſt für jeden vorkommenden, unvorhergeſehenen Fall etwas zurückgelegt, erſpart, weit leichter von Statten, weil man ohne Sorgen arbeitet. Schon dieſes allein muß uns zum Sparen anreizen, muß uns aufmuntern, die edle Sparkunſt auszuüben. Man gelangt am Beſten dahin, wenn man in den nothwendigen Ausgaben einen wohl überlegten Ueberſchlag macht, daß ſolche unſere Einnahme nicht überſteigen, ſondern immer noch von der Letztern, wie oben angeführt worden, ſo viel übrig laſſen, daß man auch noch willkührliche Ausgaben befriedigen kann, welche aber die meiſte Ueberlegung in der Ausführung verlangen, weil man hierbei leicht dasjenige, was man am Nothwendigen erſpart, wieder fortgiebt; ſie ſind es, die oft zur Verſchwendung von einer Seite, die man nicht befürchten zu glauben braucht, führen, zu Liebhabereien, die wohl oft die Seele, den Geiſt ſo einnehmen, daß

man darauf das Erſparte und noch darüber verwendet. Ueberhaupt macht oft die Sucht vieler Menſchen, daß ſie Alles, was ſie bei Andern ſehen, was Andere thun, auch beſitzen und mitmachen wollen, die Sparkunſt zu nichte, ſie handeln dann ohne Ueberlegung und machen Ausgaben, die ihren Kräften gar nicht angemeſſen ſind. Die Eigenliebe bringt viele Individuen ſo weit, daß ſie nur am liebſten prahlen, und gerade da, wo ſie keine Urſache dazu haben, und ſich auch keine findet; denn diejenigen, welche die wenigſten Mittel dazu haben, thun es am liebſten Andern darin zuvor, und ſtellen ſich, als ob ſie die Vermögendſten wären. Wendet man z. B. ſein Geld an ſolche Sachen, die von Dauer ſind, und wovon wir längere Jahre Nutzen haben, oder an Sachen von Werth, bei denen uns nur höchſtens die Façon verloren geht, wie bei verarbeitetem Silber und Golde, ſo kann ein ſolcher Aufwand ſchon hingehen; allein auf vergängliche Sachen, auf Schnurpfeifereien, Plunderſtaat, auf luxuriöſes Eſſen und Trinken ꝛc. ꝛc. ſein Geld zu verwenden, iſt nicht nur eine Thorheit, ſondern auch ein baarer Verluſt, der den Ruin einer Haushaltung, einer Wirthſchaft herbei führen muß, weil die Begierde nach einem ſolchen Aufwande wächſt und zuletzt die Einnahme überſteigt. Eine ſolche Anwendung des erſparten Geldes hinterläßt Unordnung und Reue.

Die Sparkunſt, Erſparungskunſt wird ſich nun aus folgenden Sätzen am beſten entwickeln. Um zu dieſer Kunſt zu gelangen, iſt es nöthig, erſt verſchiedene Lebensverhältniſſe zu betrachten. Wenn man die Einnahme mit der unumgänglich nöthigen Ausgabe verglichen hat, und man behält nicht ſo viel, daß man nach ſeinem Stande zu den nöthigſten Bedürfniſſen Rath ſchaffen kann, ſondern daran Mangel leidet, ſo wird dieſe Art des Lebens kümmerlich

und seiner Familie mäßigem Genusse und Vergnügen braucht, der lebt sparsam, welches der Grund der Sparkunst ist; denn wer erst dahin gelangt ist, seinen ganzen Hausstand so einzurichten, daß er, ohne ängstlich erst zu rechnen und zu überrechnen, Bedarf und Vergnügen weise abzuwägen versteht, so daß die Einnahme immer im Ueberschuß gegen die Ausgabe bleibt, und er zurücklegen kann, der hat den Schlüssel zur Sparkunst gefunden, zu der großen Kunst zu sparen, ohne karg zu leben, und sich die wahren Freuden des Lebens zu versagen. — Herr von Münchhausen *), dieser kluge und erfahrene Haushalter, dessen einsichtsvolle Schriften die würdigste Anerkennung gefunden haben, mag hier über die Sparkunst, Sparsamkeit, sprechen. Er sagt in der achten Abtheilung des unten in der Note angeführten Theiles des Hausvaters, mit der Ueberschrift: „die Ausgaben des Hausvaters", S. 296 u. f. Folgendes:

Die Sparsamkeit ist dasjenige, dessen wir uns am mehrsten befleißigen sollen; wer sie recht versteht, kann mit Wenigem weit reichen. Es wird dazu erfordert: 1) daß wir genau wissen, wie viel und was in jedem Falle erfordert werde; 2) daß man überlege, wie und wozu dasjenige, was man hat, am besten verwandt werde, und daß man 3) darauf achte, daß in jedem Falle das Dienlichste und nicht mehr als nöthig angewendet werde, wobei 4) der Hauswirth oder die Hauswirthin selbst die Aufsicht führen, und sie nicht ihren Bedienten überlassen muß, oder sie sich nicht auf ihre Bediente verlassen soll. Wenn z. B. in einem großen vornehmen Hause die Hausfrau in ihrer Wirthschaft zwölf, theils Kammer- und Garderobenjungfern, theils Näh-, Kinder- und Hausmädchen unter ihrer Aufsicht hat, so weiß eine sparsame Hausfrau genau,

*) Der Hausvater, Th. 4, Hannover, 1769.

was für Arbeit ſie von einer jeden am Tage fordern ſoll. Sie hat die Geſchicklichkeit einer jeden geprüft, ſie weiß, welche ſie zum Nähen, zum Waſchen, zum Spinnen, zur Aufſicht im Hauſe, zur Küche ꝛc. gebrauchen kann; ſie theilt daher einer jeden nach ihren Fahigkeiten diejenige Arbeit zu, welche ſie mit der mehrſten Fertigkeit verrichten kann. Sie ſammelt für eine jede Arbeit in Vorrath, damit ſie ſich nicht lange beſinnen dürfe und dadurch Zeit verloren gehe. Sie berechnet im Voraus, wie viele Stück Garn ihre Mägde im Winter über ſpinnen können; ſie nimmt bei Zeiten auf den dazu erforderlichen Flachs Rückſicht, ſieht darnach, daß ſolcher mit gehörigem Fleiße zubereitet worden, ſortirt ihn nach der unterſchiedenen Feine und Güte, und weiß, welcher Magd ſie den allerfeinſten, welcher den feinen, welcher den gröbſten und welcher die zurückgebliebenen Hede oder Werk zutheilen ſoll, um aus jedem das beſte Garn zu erhalten; ſie ſorgt zugleich, wenn die Mägde in ihrem Dienſte nicht zureichen ſollten, welche Sorte von Flachs ſie mit dem mehrſten Vortheile außer dem Hauſe ſpinnen laſſen ſoll, und weiß das geſponnene Garn wieder ſorgfältig einzutheilen, die eine Magd ſpinnt loſeres, die andere mehr gedrehetes Garn; indem das eine ſich beſſer zu Drell, das andere beſſer zu Linnen ſchickt; ſie legt daher gleich beſonders, was vortheilhafter zum Aufzuge oder Einſchlage angewendet werden kann. Sie weiß genau, wie viel Stück von jeder Sorte Garn ein Leinweber zu 20 Ellen oder zu einer Stiege Linnen gebraucht, und wie viel Macherlohn ſie dafür bezahlen muß; ſie weiß genau, was für eine Art von Leinenzeug in der Haushaltung am mehrſten dem Abgange unterworfen, oder woran ein Mangel ſey, um ſolches vorzüglich machen zu laſſen; ſie kennt den Vorrath von Linnen und Drell, und weiß zu welchem Stücke ſie bei jedem Vorfalle greifen ſoll, um nicht etwa ein

feines Stück zu nehmen, wo sie mit einem gröberen abkommen kann, oder ein dichtes, wo das lose bequemer seyn würde. — Ist eine Wäsche zu veranstalten, so überlegt die Hausfrau, wie viele Personen sie dazu nach dem Verhältniß des vorräthigen schmutzigen Zeuges anzustellen hat, damit nicht zwölf Personen sich einander im Wege stehen, wo achte hinreichen. Sie weiß schon aus Erfahrung, ob sie vortheilhafter handelt, wenn sie Wäscherinnen für Geld dingt, und ihre Mägde bei einer andern Arbeit läßt, oder um das Tagelohn zu ersparen, die Wäsche in zwei Theile theilt. Sie überschlägt auf den Vorrath von schwarzer Wäsche die dazu nöthige Quantität Seife und Stärke, da sonst die Wäscherinnen bei den öftern und starken Wäschen, welche ihre zahlreiche Familie veranlaßt, im Jahre leicht ein Centner mehr, als nöthig, entweder unnütz verschwendet, oder wohl gar unterschlagen werden könnte. Sie weiß wie viel an Licht und Oel in einem Jahre in ihrer Haushaltung verbraucht wird. Sie weiß aus Erfahrung, daß die bei kaltem und stillem Wetter gezogenen Lichter besser gerathen und sparsamer brennen; die bei starkem Winde gezogenen springen, knattern und nichts taugen; sie weiß daß die bei heißem Wetter gezogenen gelb werden und fließen; daß Lichter, welche eine Zeit lang gelegen haben, weißer werden und sparsamer brennen, daß man das Talg vorher an der Luft eine Zeit lang ausdünsten und bleichen lassen soll; daß ein Oel, welches ein Jahr gelegen, und die wässrigen Theile verloren hat, heller und sparsamer brenne. Die Hausfrau ist also bedacht, daß das benöthigte Oel und Licht allemal in Vorrath sey, aber auch von der Ausgeberin nicht mehr, als nöthig, verbraucht werde; ja sie hat die Bemerkung gemacht, daß es rathsamer sei, in der Haushaltung gar kein Oel, sondern lauter Talglichter brennen zu lassen. Sie weiß nun im Voraus, wie viel Lich-

was für Arbeit sie von einer jeden am Tage fordern soll. Sie hat die Geschicklichkeit einer jeden geprüft, sie weiß, welche sie zum Nähen, zum Waschen, zum Spinnen, zur Aufsicht im Hause, zur Küche ꝛc. gebrauchen kann; sie theilt daher einer jeden nach ihren Fahigkeiten diejenige Arbeit zu, welche sie mit der mehrsten Fertigkeit verrichten kann. Sie sammelt für eine jede Arbeit in Vorrath, damit sie sich nicht lange besinnen dürfe und dadurch Zeit verloren gehe. Sie berechnet im Voraus, wie viele Stück Garn ihre Mägde im Winter über spinnen können; sie nimmt bei Zeiten auf den dazu erforderlichen Flachs Rücksicht, sieht darnach, daß solcher mit gehörigem Fleiße zubereitet worden, sortirt ihn nach der unterschiedenen Feine und Güte, und weiß, welcher Magd sie den allerfeinsten, welcher den feinen, welcher den gröbsten und welcher die zurückgebliebenen Hede oder Werk zutheilen soll, um aus jedem das beste Garn zu erhalten; sie sorgt zugleich, wenn die Mägde in ihrem Dienste nicht zureichen sollten, welche Sorte von Flachs sie mit dem mehrsten Vortheile außer dem Hause spinnen lassen soll, und weiß das gesponnene Garn wieder sorgfältig einzutheilen, die eine Magd spinnt loseres, die andere mehr gedrehetes Garn; indem das eine sich besser zu Drell, das andere besser zu Linnen schickt; sie legt daher gleich besonders, was vortheilhafter zum Aufzuge oder Einschlage angewendet werden kann. Sie weiß genau, wie viel Stück von jeder Sorte Garn ein Leinweber zu 20 Ellen oder zu einer Stiege Linnen gebraucht, und wie viel Macherlohn sie dafür bezahlen muß; sie weiß genau, was für eine Art von Leinenzeug in der Haushaltung am mehrsten dem Abgange unterworfen, oder woran ein Mangel sey, um solches vorzüglich machen zu lassen; sie kennt den Vorrath von Linnen und Drell, und weiß zu welchem Stücke sie bei jedem Vorfalle greifen soll, um nicht etwa ein

feines Stück zu nehmen, wo sie mit einem gröberen abkommen kann, oder ein dichtes, wo das lose bequemer seyn würde. — Ist eine Wäsche zu veranstalten, so überlegt die Hausfrau, wie viele Personen sie dazu nach dem Verhältniß des vorräthigen schmutzigen Zeuges anzustellen hat, damit nicht zwölf Personen sich einander im Wege stehen, wo achte hinreichen. Sie weiß schon aus Erfahrung, ob sie vortheilhafter handelt, wenn sie Wäscherinnen für Geld dingt, und ihre Mägde bei einer andern Arbeit läßt, oder um das Tagelohn zu ersparen, die Wäsche in zwei Theile theilt. Sie überschlägt auf den Vorrath von schwarzer Wäsche die dazu nöthige Quantität Seife und Stärke, da sonst die Wäscherinnen bei den öftern und starken Wäschen, welche ihre zahlreiche Familie veranlaßt, im Jahre leicht ein Centner mehr, als nöthig, entweder unnütz verschwendet, oder wohl gar unterschlagen werden könnte. Sie weiß wie viel an Licht und Oel in einem Jahre in ihrer Haushaltung verbraucht wird. Sie weiß aus Erfahrung, daß die bei kaltem und stillem Wetter gezogenen Lichter besser gerathen und sparsamer brennen; die bei starkem Winde gezogenen springen, knattern und nichts taugen; sie weiß daß die bei heißem Wetter gezogenen gelb werden und fließen; daß Lichter, welche eine Zeit lang gelegen haben, weißer werden und sparsamer brennen, daß man das Talg vorher an der Luft eine Zeit lang ausdünsten und bleichen lassen soll; daß ein Oel, welches ein Jahr gelegen, und die wässrigen Theile verloren hat, heller und sparsamer brenne. Die Hausfrau ist also bedacht, daß das benöthigte Oel und Licht allemal in Vorrath sey, aber auch von der Ausgeberin nicht mehr, als nöthig, verbraucht werde; ja sie hat die Bemerkung gemacht, daß es rathsamer sei, in der Haushaltung gar kein Oel, sondern lauter Talglichter brennen zu lassen. Sie weiß nun im Voraus, wie viel Lich-

ter jeden Abend in ihrem Hause brennen müssen; sie hat nach der Erfahrung ausgemessen, wie lang ein Licht seyn muß, um eine gewisse Stundenzahl zu brennen, welche Länge auf einem Brette für jeden Monat, so wie die Abende länger oder kürzer werden, bemerkt worden. Auf solchem Brette werden nun die Dochte gemacht und mittelst eines vor- und zurückrückenden Messers bald lang, bald kurz abgeschnitten, bis so viele Dochte, wie für den Monat von dieser Länge erfordert werden, vorräthig sind. Sie weiß ferner, wie viele Pfund Talg zu hundert Lichtern von jeder Länge anzuschaffen nöthig sind, kann also solches bei Zeiten anschaffen, und nicht mehr und nicht weniger Lichter, als auf ein Jahr nöthig sind, auf einmal ziehen, welche dann von derselben ordentlich eingepackt und jeden Abend besonders ausgegeben werden. — In der Wirthschaft sind täglich sieben besondere Tische zu versorgen und über sechzig Personen zu speisen. Die Hausfrau bekümmert sich nicht allein um die Küchenzettel des ersten Tisches, sondern achtet auf alle, bis zu dem geringsten, damit die auf jeden Tag vorgeschriebene Kost ordentlich, reinlich und gar gekocht darauf erscheine, aber auch aller Ueberfluß vermieden werde; denn wenn täglich auch nur ein Pfund Mehl unnöthiger Weise mehr ausgegeben wird, so gehen dazu schon im Jahre zehn bis zwölf Himten*) Korn mehr auf, als nöthig wären. Ein solcher Aufwand ist schon nicht als eine Kleinigkeit anzusehen, und wenn deren mehrere zusammenkommen, machen sie schon ein Beträchtliches aus. Sie versorgt ferner auch ihren eigenen und die andern ersten Tische nur allein mit solchen Gerichten, welche ihre eigene Haushaltung, ihr Garten, ihr Viehstand (Horn-, Schwein-,

*) Der Himten ist ungefähr 75⅔ Procent kleiner, als der Berliner Scheffel.

Schaf- und Federvieh), ihre Fiſcherei, ihre Jagd, ihr Kornboden ꝛc., ohne baares Geld auszugeben, liefern. Sie ſorgt, daß eine hinlängliche Menge Federvieh angezogen, anderes Vieh gemäſtet werde. Wird ein Stück Vieh davon geſchlachtet, ſo überſchlägt ſie genau, daß jeder Theil davon, wohin er ſich am beſten ſchickt, oder wozu er am beſten verwandt werden kann, noch benutzt werde; ſelbſt dem kleinſten Stücke, welches verſpeiſet werden kann, wird mit einiger Zuthat ein ſolches Anſehen gegeben, daß das Gericht in den Augen der Miteſſer ein Anſehen habe und als etwas Leckeres betrachtet wird. Gerichte, die einmal auf ihrem Tiſche geweſen, werden deswegen nicht gleich bei Seite geſetzt oder auf die Nebentiſche geſchickt; ſie erſcheinen in einer veränderten Geſtalt oft zum zweiten und wohl gar zum dritten Male wieder und ſchmecken den Miteſſern zuletzt noch beſſer, als zum erſten Male. Was die Hausfrau nicht zum zweiten Male auf ihrem Tiſche gebrauchen kann, kommt auf den zweiten, und die von zwei, drei oder vier Fleiſchgerichten zuletzt abfallenden Nebenſtücke geben, wenn ſie mit einer ſchmackhaften Brühe und mit einiger Zuthat verſehen werden, für den dritten oder vierten Tiſch noch ein eßbares Gericht. Die Gäſte finden immer noch etwas an den Knochen und die kräftige Brühe wird mit Brod ausgetüſcht. — Wenn die Hausfrau Gäſte erhält, oder Gäſte eingeladen werden, ſo wendet ſie dieſerhalb keine großen Koſten an, ſondern glaubt, daß ihre Freunde und Bekannten ſich auch vollkommen mit demjenigen ſättigen werden, wovon ſie ſelbſt, ihr Gemahl und ihre Kinder, auf welche ſie die größte Fürſorge verwendet, ſich ſättigen können. Sie hat in der Haushaltung zu einem ſolchen Gaſtmahle ſchon etwas Vorrath geſammelt, was der oben, S. 424, angeführte Wirthſchaftsſtand giebt, um noch ein Paar Schüſſeln mehr zubereiten zu

können, und weiß gleich dem Koch oder die Köchin Vorſchläge zu thun oder Gelegenheit an die Hand zu geben, daß er einem ſehr einfachen Gerichte ein gekünſtelteres Anſehen oder mit den nämlichen Unkoſten einen vorzüglichen Geſchmack geben kann. Sie ſetzt ihren Gäſten keine koſtbare, gekünſtelte und mannigfaltig geſchärfte Gerichte vor, und ſieht auch nicht gern ſolche Gäſte, welche dergleichen lieben, und wenn dergleichen Gäſte einſprechen, deren Gaumen an Leckereyen mancherlei Art, welche die Franzöſiſche Kochkunſt auftiſchen, gewöhnt worden, ſo glaubt ſie, daß es zu deren Geſundheit gereiche, und für ſie als eine Kur anzuſehen iſt, wenn ſie mit einer nur frugalen Koſt, mit einfachen ungekünſtelten Speiſen bedient werden. Gefällt dieſen Gäſten nun eine ſolche, in ihren Augen ſchlechte, Bewirthung nicht, ſo kommen ſie zum zweiten Male nicht wieder, welches auch der Wunſch der Hausfrau iſt; denn von ihren Freunden iſt ſie verſichert, daß ſolche mit ihrer Bewirthung vorlieb nehmen, da ſie Alles mit gutem Herzen giebt und gern mehr thun würde, wenn ihr zahlreicher Hausſtand, bei der ausgedehnten Wirthſchaft, nicht jede Einſchränkung, eine weiſe Sparſamkeit geböte. Wenn eine Bouillon oder Jüs nöthig iſt, ſo läßt die Hausfrau das Fleiſch nicht bis auf das Aeußerſte trocken auskochen, damit es, wo nicht auf ihrem eigenen, doch auf den übrigen Tiſchen mit Nutzen zu Gebrauche ſtehe. Auf dieſe Weiſe kann die Hausfrau täglich Gäſte bei ſich ſehen, ohne daß es ihr Beſchwerde oder beſondere Koſten, noch auch im Hauſe Unruhe verurſacht, und ſie findet ſich glücklicher auf dieſe Weiſe ſparſam zu leben, als vielleicht alle Monate im Jahre, nach langer vorher gegangener Zubereitung, vielen vorgekehrten Anſtalten, zwanzig vergeblich ausgeſchickten Boten und vieler angewandten Sorgen, auch nachdem das ganze Haus eine Nacht vorher wachend

erhalten und noch Köche und Gehülfen herbei gerufen worden, an einer groſsen, besonders erbetenen Gesellschaft ein prächtig verschwenderisches Gastgebot, un Repas d'avare, zu geben, wobei alle Gäste gähnen und einschlafen, und wofür keiner von ihnen recht Dank weiß. Bei diesem allen hat die Hausfrau sehr den Beistand getreuer und zur Sparsamkeit und Ordnung mit geneigter Bedienten nöthig, sie sucht auch, so oft sie neue Bedienten erhält, abgleich sie nicht gern wechselt und Bediente um sich hat, von denen sie schon zwanzig und mehrere Jahre bedient worden ist, denselben gleich die Begriffe davon beizubringen, und solche zur Liebe und Folgsamkeit gegen ihre Ermahnungen zu bewegen. Ihre gröſste Strafe ist, wenn sie drohet, daſs sie einen Bedienten, wenn er nicht folgen wolle, abschaffen würde. Sie hat ungeachtet ihres liebreichen Umganges, dennoch Ansehen und Furcht, weil ein jeder weiß, daſs sie Alles bemerkt, daſs ihren Augen nichts entwischt, und daſs nichts so geringe ist, daſs sie nicht ihre Aufmerksamkeit darauf richten sollte, und daher ist ein jeder auf seiner Hut, und ungeachtet aller ihrer genauen und auf das Aeuſserste gehende Sparsamkeit, dient ein jeder lieber bei ihr, als in andern Häusern, wo in gewissen Stücken ein Ueberfluß herrscht; denn bei ihr ersetzt die Ordnung Alles, und es ist Allen sehr angenehm, daſs es ihnen nie an dem Nöthigen fehlt, wie in andern Häusern, wo die Bedienten oft im Ueberfluß sind, dann aber auch wieder auf längere Zeit Mangel leiden müssen. Unsere Hausfrau hat acht Kinder zu versorgen; sie überlegt sorgfältig voraus, was ein Jedes an Kleidungen hat; was die älteren ablegen, wird nicht weggeworfen, ehe nicht überlegt worden, ob daraus noch ein Kleidungsstück für ein jüngeres verfertiget werden kann. In einigen Stücken spart sie nichts, sondern sorgt vielmehr, daſs solche ja zeitig genug von den be-

sten Meistern mit möglichstem Fleiße verfertiget werden, wie z. B. Schuhe, Schnürbrüste ꝛc., weil sie findet, daß, um den Kindern eine gute Gestalt zu geben, viel daran liegt, daß dergleichen Kleidungsstücke öfter verändert und dem Körper der Kinder recht gemäß gemacht werden. Die übrigen Kleidungen für die kleineren Kinder, Knaben und Mädchen, verfertiget sie mit ihren Mädchen größtentheils selbst, und wenn solche auch von dem schlechtesten Zeuge gemacht werden, so läßt sie ihnen doch eine gewisse, den Kindern gefallende und sie erfreuende Zierde geben, daß diese sich von Jugend auf zur Reinlichkeit, Zierlichkeit und Ordnung gewöhnen, und auch zugleich lernen, die äußerliche Pracht nur mit Gleichgültigkeit, und als etwas ihnen sehr Gewöhnliches und Alltägliches anzusehen. Sie sinnt stets darauf, wie sie den Kindern zwar das Nothwendige von Zeit zu Zeit geben, aber auch für sie einige, wiewohl überflüssige, doch dabei nützliche und den Kindern angenehme Stücke verfertigen und sammeln könne, womit sie dieselben auf Weihnachten auf eine unerwartete Art erfreuet. Eine Freude, welche die Kinder auf längere Zeit auf eine unschuldige Art ergötzt, und sie von Jugend auf lehrt, daß Vielerlei keine große Glückseligkeit sey, mithin ihnen von Anfang an Begriffe von Sparsamkeit beibringt; da hingegen, wenn ihnen von Kindheit an Alles, was sie zu haben wünschen, entzogen wird, die Begierde mehr zu haben, sein eigner Herr zu werden, und Mehreres sich frei anschaffen zu können, mehr zunehmen und einwurzeln macht. Die Befolgung einer solchen Sparsamkeit in der Wirthschaft schickt sich mehr für die Hausfrau, als für den Hausherrn, dessen Aufsicht sich nicht auf alle einzelne Stücke erstrecken kann; es pflegt gemeiniglich übel herzugehen, wenn der Hausherr Alles und Jedes in der Wirthschaft selbst anordnen, und was in das Fach der Frauen gehört, mit besorgen, oder gar, wie

Jener that, die zu kochende Backbirnen, oder die an ein Essen zu gebende Rosinen nicht allein selber herausgab, sondern sogar der Köchin nach Stückzahl zuzählte. Es fehlt in einer solchen Wirthschaft fast allemal an dem Wesentlichen, und es herrscht entweder ein schmutziger Geiz oder eine unangenehme Unordnung, oder es geht mehr darauf, als nöthig ist. Glücklich kann sich dagegen ein Hausherr schätzen, der eine solche sparsame und dabei rechtlich denkende Hausfrau zur Gehülfin hat, welche für sein wesentliches Bestes in allen Stücken sorgt. Sie ist mehr werth, als ein Kapital von funfzigtausend Thalern. — Nach diesem Muster der Sparsamkeit einer klugen Hausfrau in einem großen Hausstande, kann man nun diese Art der Haushaltungskunst auch durch alle andere Wirthschaften führen und diese Regeln anwenden.

Die Sparkunst bedingt durchaus, daß man in der Wirthschaft, im Haushalte, die höchste Ordnung beobachtet, weil hierdurch am meisten gewonnen wird; denn wo Ordnung herrscht, da kann man überzeugt seyn, daß Alles gut gehe und nichts verschwendet werde, wo aber Unordnung herrscht, da wird die Sparsamkeit wohl nicht eingekehrt seyn; denn schon in der Unordnung selbst liegt in einem gewissen Grade der Keim zum Hintergange der Wirthschaft. Die Hausfrau ist daher die Seele, die Feder in der Sparsamkeit; denn Alles, was der Mann durch Fleiß, durch seine Industrie gewinnt, würde bei einem schlechten Haushalte wieder verloren gehen, nur durch eine kluge Führung der Hauswirthschaft wird es erhalten, ja noch mehr im Ersparen gewonnen; da das zur Haushaltung bestimmte Geld, klug angewendet oder gehörig auf die Wirthschaft vertheilt, auch Gewinn trägt, seine Prozente giebt; so daß die Hausfrau ihrem Gatten noch durch den Ueberschuß eine Freude machen kann. — Geld und Zeit klug angewendet vermehren das Ka-

pital. Wer daher weder Zeit, noch Geld verschwendet, sondern von beiden den weisesten Gebrauch macht, kann sicher seyn, etwas zu erübrigen; denn wer Alles erwirbt, was er mit Ehren erwerben kann, und, nothwendige Ausgaben abgerechnet, Alles erhält, was er erwirbt, der hat gewiß einen Sparpfennig, ja er kann reich werden, und Andern mit seinem Ersparten, seinem Vermögen wohl thun, wenn derjenige, der die Welt regiert, und von dem jeder Segen zum Gedeihen einer Wirthschaft kömmt, es nach seiner weisen Vorsicht nicht anders beschlossen hat. — Die Kunst zu sparen ist demnach das Produkt einer guten Haushaltung; denn nur hieraus fließt das Ersparte, ohne eine gute Führung der Wirthschaft kann nichts erspart werden. Jede Kleinigkeit kommt in Anschlag, und wenn auch nicht ängstlich über die Ordnung und die Ausgaben im Haushalte gewacht werden darf, welches dem Lebensgenusse nachtheilig seyn würde, so muß man das Ganze doch als ein Geschäft betrachten, das mit Genauigkeit geführt werden muß. Es kommt also bloß darauf an, sich erst daran zu gewöhnen, so wird man auch in der Ausführung nicht fehlen. Die Sparkunst ist Allen, aber besonders denjenigen zu empfehlen, die keine gewisse Einnahme haben, also immer besorgt seyn müssen, daß die Quelle ihres gegenwärtigen Einkommens einmal verstopft werden könnte, z. B. bei einer ungewissen Bedienung, oder bei einem Geschäfte oder einer Arbeit, wodurch die Kräfte nicht bis an das Ende des Lebens den Unterhalt zu erwerben versprechen; oder wenn die Einkünfte von Gütern ꝛc. in Kriegszeiten oder durch andere Zufälle zurückbleiben können, oder wenn Jemand eine starke Familie hat, und um deren künftige Versorgung bekümmert ist ꝛc.; hier muß nun ein jeder Haushalter, jede Hausfrau, kurz Mann und Frau müssen mit vereinten Kräften dahin streben, das Einkommen so zu

verwalten, daß ein Ansehnliches erspart werde, um in Fällen der Noth von diesem Ersparten etwas zusetzen zu können; und um dieses sicherer zu bewerkstelligen, kann man in den Staaten, wo es öffentliche und sichere Privatanstalten zur Aufnahme ersparter Gelder oder zur Anlegung von Spargeldern, als Banken, Seehandlungen, Wittwenkässen, Sterbekassen, Sparkassen ꝛc., s. diese Artikel, giebt, sein erspartes Geld am besten unterbringen, oder durch Beiträge anlegen. Wer von solchen Anstalten entfernt auf dem Lande lebt und keine Freunde, Bekannten ꝛc. in großen Städten hat, wo dergleichen Anstalten bestehen, der thut wohl, wenn er für das ersparte Geld sich Silberzeug und solche Gegenstände anschafft, die ihren inneren Werth behalten, damit er oder die Seinigen, wenn sie in der Folge in Noth kommen oder ihre Einkünfte zurückbleiben sollten, es immer wieder zu Gelde machen und sich damit helfen können. Besonders kann man Silbergeräth als einen solchen Schatz ansehen, den billig ein jeder von dem, was er an seinen Einkünften erübrigen kann, sich anschaffen sollte, er hat dann einen sichern Nothpfennig. Man könnte hier zwar einwenden: daß dergleichen Geräthe wegen des Gebrauches, wegen der äußerlich schönen Formen ꝛc., einen solchen Reiz besitzen, daß man sich nicht leicht wieder von denselben trennen kann, und man lieber darben würde, als solche zu entbehren, und wenn dieses dennoch geschehen müßte, es nur trübe Stunden, unangenehme Rückerinnerungen ꝛc. veranlassen würde. Dieses ist sehr wahr; allein man muß unter allen Uebeln, wenn wir die Wahl haben, dasjenige wählen, welches in seiner Folge den geringsten Nachtheil zeigt oder am wenigsten schmerzt. Würden wir das Geld behalten, so könnten wir leicht in Versuchung gerathen, es irgend einer Lieblingsidee zu opfern, es auszugeben, und wenn wir dann in Noth geriethen, so würde diese doch

mehr Sorge und Kummer, einen größern Nachtheil für uns mit sich führen, als wenn wir gezwungen würden unsere Silbergeschirre, unsere Kleinodien, an denen unser Herz hängt, zu verkaufen; sie wären doch Retter in und aus der Noth, worin wir ohne diesen Schatz vielleicht stecken bleiben würden, oder uns doch mit vieler Mühe nur herauswinden könnten, wenn uns das erste begegnete. — Damit aber die Sparkunst nicht zu einem verborgenen Geize Veranlassung gebe, wie solches leicht der Fall seyn könnte, wenn man in der Praktik zu weit ginge, so ist es besser, daß man einen Theil des ersparten Geldes an Silbergeschirr verwendet, dessen Unterhalt nichts kostet, und welches immer wieder zu Gelde gemacht werden kann, und den andern auf Zinsen legte, und diese Zinsen zu einem größeren Aufwande in der Wirthschaft verwendete, so verliert bei diesem Verfahren das Publikum nicht viel von dem, was es zu meinem Ersparten beigesteuert; denn auch hierauf muß ein kluger Hauswirth sehen, daß er nicht die Quellen nach seinem Antheile vermindere, woraus alle schöpfen; denn die Sparkunst lehrt nur, wie man Geld durch eine weise Führung des Haushaltes erübrigen kann, aber nicht das Erübrigte so zu verwenden, daß dadurch ein Nachtheil für den Staat entsteht; denn wer bloß spart, um zu sparen, wie schon oben angeführt worden, verfehlt den Zweck des Sparens, und kennt das Gleichungsrecht nicht, denn wenn man ihn nichts gewinnen ließe, könnte auch er nichts ersparen.

Spärlich, Bei- und Nebenwort, mit genauer Beobachtung des Maßes der Nothdurft, und darin gegründet. Eine spärliche Mahlzeit, welche nur zur Nothdurft zureicht. Spärlich leben. Es wird spärlich zureichen, kaum, mit genauer Noth ꝛc.

Sparlicht, Sparlichter, Lichter, welche langsam oder sparsam brennen, nicht schnell durch die Flamme

verzehrt werden. Dergleichen Lichter kann man nur durch ein gehöriges Verhältniß guter Materialien zu einander darſtellen: ſo z. B. muß zu den Talglichtern halb Hammeltalg und halb Rindertalg, oder zwei Theile des Erſtern und ein Theil des Letztern in Anwendung gebracht werden, weil das Erſtere allein zu ſpröde, das Letztere aber zu weich iſt, beide vereinigen aber die vortheilhafteſte Conſiſtenz für Lichter. Am beſten iſt es zu gezogenen Lichtern mehr Rindertalg, zu gegoſſenen aber mehr Hammeltalg zu nehmen. Eine Hauptſache iſt das richtige Ausſchmelzen des Talges, um alle gallertartigen Theile davon zu ſcheiden, welche die Flamme unrein machen, welches durch ein langſames Ausſchmelzen des Talges erreicht wird, und dann durch ein nachheriges fortgeſetztes Kochen deſſelben mit oxidirten Subſtanzen, z. B. mit weißem Vitriol, Alaun und Salmiak, wodurch dem Talge eine gewiſſe Härte ertheilt wird. Man laſſe daher das in Würfel geſchnittene, noch im Zellgewebe enthaltene Talg, mit dem ſechſten bis achten Theile reinen Waſſers bei mäßiger Hitze ſo lange ſieden, bis das Talg klar wird, und, auf glühende Kohlen getröpfelt, ohne Praſſeln brennt; dann durch ein Tuch gegoſſen und die Grieven ausgepreßt. Das Feuer muß aber nicht zu ſtark ſeyn, weil ſonſt das Talg leicht branſtig und braun wird. Auf dieſe Weiſe geben hundert Theile friſchen Rindertalges fünfundneunzig, und hundert Theile Hammeltalg neunzig Theile reinen Talges. Um dieſes Talg nun noch brauchbar zu machen, ſo muß man es noch eine Stunde bei gelindem Feuer kochen; man ſchütte auf jedes Pfund 2 Quentchen gepulverten Alauns, wobei man aber das Anbrennen verhüten muß, damit das Talg weder ſeine Weiße verliert, noch übelrichend wird. Was nun die Dochte betrifft, ſo müſſen zu Sparlichtern Dochte von Flachs oder Hanf genommen werden, welche zwar nicht ſo hell, als die Dochte von

Baumwolle brennen, weil sie weit mehr Kohle absetzen, als jene, allein sie brennen doch sparsamer. Das Garn zum Dochte muß eben und gleich gesponnen, und weder zu fest, noch zu locker seyn. Man nimmt dann diese Fäden leicht zusammen, schneidet sie zu, dann leicht zusammengedreht, und mit einem stark gewichsten Lappen gerieben, damit sie sich nicht wieder aufdrehen. Nach Desormeaux, Lichtzieher in London, soll man den Lichtern Dochte geben, die einen hohlen Cylinder bilden, wodurch sie eine große Helligkeit und Reinheit im Brennen erhalten, ohne zu laufen oder zu flackern. Die Dochtfäden bestreicht man, nach ihm, mit Wachs oder Harz (Kolophonium oder weißem Burgunderharz) und steckt sie während des Ziehens oder Gießens mit einem Drahte durch. Die dadurch entstandene Höhlung wird dann entweder mit Wachs, oder mit Talg, und bei starken Dochten gar nicht ausgefüllt. Uebrigens richtet sich die Stärke des Dochtes nach der Stärke des Lichtes, daher läßt sich keine genaue Vorschrift über die Anzahl der zu nehmenden Fäden geben, nur so viel ist gewiß, daß man sie nicht zu stark nehmen muß, weil dieses kein Ersparniß, nicht in Hinsicht der Fäden, sondern in Hinsicht des schnelleren Abrennens des Lichts seyn würde; denn Sparlichter müssen, nach dem Verhältnisse ihrer Stärke, auch verhältnißmäßig nicht zu starke Dochte haben; denn starke Dochte geben eine größere Flamme, und diese macht, daß das Talg schneller aufgezehrt wird, und auch wohl Theilweise abtröpfelt; dünne Dochte brennen daher immer sparsamer, als dicke, weil sie nicht gleich so viel Fett anziehen, da die Flamme nur klein ist. Auch sehe man darauf bei gegossenen Lichtern, daß die Dochte so viel, als möglich, in die Mitte der Form zu liegen kommen. Man hängt die Lichter, sowohl gezogene, als auch gegossene, einige Zeit an einem trocknen, der freien Luft ausgesetzten Orte auf, damit sie gut aus-

trocknen; dann werden ſie in Kiſten gepackt, wodurch ſie noch weißer werden, als ſie gleich nach dem Ziehen oder Gießen waren; ſie halten ſich dann länger. Lichter, die auf dieſe Art gemacht, gezogen oder gegoſſen werden, ſind weiß, auch hart, nicht ſchmierig und übelriechend, und brennen hell, gleichförmig und ſparſam. Das Techniſche des Lichtziehens oder Gießens ſ. unter Licht, Th. 78, S. 1. u. f. — Spar-Nachtlichter von Talg zu gießen. Bei dieſen Nachtlichtern kommt alles auf den Docht an. Dieſer beſteht aus dünn geſpaltenen Stäbchen von Birkenholz, welches aber nicht gehobelt, ſondern bloß geſpalten und mit einem Meſſer nach den Holzlagen eben und dünn geſchnitten werden muß. Dergleichen geſpaltene Hölzerchen beſchabt man mit einem Stücke Glas oder einer Ziehklinge ſo lange, bis ſie die beliebige Dicke eines Dochtes erhalten, oder auch wohl noch dünner geſchabt werden. Dann bewickelt man dieſe Stäbchen ſo eben, als möglich, mit feingekämmter Baumwolle von dem einen Ende bis zum andern. Dieſe Dochte bringe man nun in die Lichtformen, wozu ſich die gläſernen hier wegen ihrer Durchſichtigkeit am beſten ſchicken, und befeſtige ſie vermittelſt angebundener Fäden dergeſtalt, daß ſie genau in der Mitte der Form hängen bleiben. Hierauf ſtellt man die Form feſt, oder läßt ſie von einem Gehülfen feſt halten, gießt das fließende Talg in die Form und läßt es darin kalt werden, bis ſolches herausgezogen werden kann. Dieſe Holznachtlichter darf man nicht, wenn ſie brennen, wie andere Lichter abputzen, weil ſie dieſes von ſelbſt verrichten, indem das Holzdocht von der Flamme in Aſche verwandelt wird, und ſich von ſelbſt verſtäubt. Sie brennen ſehr ſparſam, daß kein Zoll des Lichts in einer Stunde niederbrennt; ſie brennen freilich nicht ſehr hell, allein das Hellbrennen und Sparſambrennen zugleich ſind keine mögliche Eigenſchaften eines Lichtes

welches auch bei den oben angeführten Lichtern der Fall ist, die wohl eine reine Flamme haben, aber keine hellleuchtende, weil der Docht nicht dick ist und daher nicht so viel Fett fortnimmt, um dadurch die Flamme so zu nähren, daß sie eine Helligkeit oder einen hellen Schein verbreitet. — Was die übrigen Sparlichter von Wachs und Wallrath anbetrifft, so ist davon unter Licht, Th. 78, S. 123 u. f., u. S. 265 u. f. gehandelt worden. Ueberhaupt muß bei den Lichtern in Hinsicht ihres sparsamen Brennens die Masse berücksichtiget werden, so z. B. brennen Wachslichter sparsamer, als Talglichter, Wallrathlichter wieder verschwenderischer, als diese; im allgemeinen brennen aber Talglichter heller, als Wachslichter. So verhält sich auch die Schnelligkeit, mit welcher zwei Talglichter verbrennen, bei gleichen Gewichten umgekehrt wie ihre Durchmesser, so daß ein Licht um so sparsamer brennt, je dünner es ist.

Der Herr Geheime Rath Hermbstädt hat über die Schnelligkeit des Verbrennens der Lichter, und über die Intensität ihres Lichtes Versuche angestellt, welche folgende Resultate geliefert haben.

Wenn in einer gegebenen Zeit verbrennen:

Reines Wachslicht zu 5⅜ Loth . .	1,000	Theile,
so verbrennen in derselben Zeit		
a) Talglichter, 6 Stück auf 1 Pfd.	1,608	=
b) desgl. 8 Stück auf 1 Pfd. .	1,217	=
c) desgl. gegoss. 9 St. auf 1 Pfd .	1,043	=
d) Lichter aus zwei Theilen Talg und einem Theile Wachs, wovon das Licht 5 Lth. 24 Gr. wog	1,443	=
e) desgl. aus drei Th. Talg und einem Theile Wachs, wovon das Licht 5 Loth 34 Gr. wog . .	1,678	=
f) Lichter aus Wallrath à 4⅜ Lth	2,174	=

g) desgl. aus gleichen Theilen Wallrath und Talg à 4 Lth. 3Qt. 4 Gr. . . . . 1,852 Theile,
h) desgl. aus einem Theile Wallrath und zwei Theilen Talg à 4 Lth. 3 Quetch. 5 Gran. . 1,739 "
i) desgl. aus 1 Th. Wallrath und 3 Th. Talg à 4 Loth 3 Quent. 45 Gran . . . . . 2,008 "
k) Lichter aus 1 Th. Wachs, 1 Th. Wallrath, 3 Th. Talg à 3 Lth. 3 Quentch. 56 Gran . . . . 2,138 "

Nach diesen Angaben kann man nun den Vortheil berechnen, welche die Haushaltung aus dem Gebrauche dünner Lichter von Talg ziehen kann. — Die Intensität der Erleuchtung wird man aus folgenden Angaben gewahren.

Wenn die Intensität von Wachslichtern ist . . . . . 1,000 Theile,
so ist die
von Talglicht unter a. . . . . 1,107 "
desgl. unter b. . . . . 1,127 "
desgl. unter c. . . . . 1,203 "
von Talg- und Wachslichtern unt. d. 1,260 "
desgl. unter e. . . . . 1,104 "
von Wallrath unter f. . . . . 1,963 "
von Wallrath und Talg unter g. . . 1,234 "
desgl. unter h. . . . . 1,223 "
desgl. unter i. . . . . 1,234 "
von Wachs, Wallrath und Talg u. k. 1,206 "

Sparn, Spießbäume, im Bergwerke, an einem Göpel, die 5 Fuß dicken und 24 Fuß langen Hölzer, die den Göpel bilden.

Sparofen, s. unter Ofen, Theil 104, Seite. 96 u. f. Hier noch ein Paar Sparöfen nach des Grafen von Rumford Methode oder Anweisung.

Ein holzersparender Back- und Bratofen. In der Mitte eines kreisrunden oder cylinderförmigen Mauerwerkes, etwa 8 Fuß im Durchmesser, welches die Mitte eines großen Zimmers einnahm, wurde ein kleiner runder verschlossener Feuerherd angelegt, dessen Durchmesser 11 Zoll ist, und dessen Rost etwa 10 Zoll über dem Fußboden liegt; der Raum des Herdes verengerte sich nach oben etwa um 4 Zoll. Unmittelbar über dieser engen Kehle laufen sechs abgesonderte wagerechte Kanäle, jeder mit einem Dämpfer, entweder die Oeffnung ganz zu verschließen oder sie zu verkleinern, durch welche die Flamme in sechs abgesonderte Reihen Zügen unter sechs breite Eisenplatten geleitet wird, die den Boden von sechs gleich hoch stehenden Oefen bilden, deren Seiten sich berühren. Da jede dieser gegossenen eisernen Platten die Gestalt eines gleichseitigen Dreieckes hat, so vereinigen sie sich alle im Mittelpunkte des Mauerwerkes. Wenn die Flamme unter den Boden dieser Oefen zirkulirt hat, so steigt sie in zwei Kanälen empor; zirkulirt dann in ähnlichen Zügen auf der Oberfläche einer andern dreieckigen gegossenen eisernen Platte, welche die Decke des Ofens bilden, und wird von da in den Schornstein geleitet. Diese sechs Oefen sind durch dünne Wände von Ziegeln, $1\frac{1}{2}$ Zoll dick und 10 Zoll ins Gevierte, in ihren Seiten verbunden. Man kann jeden Ofen für sich allein oder mehrere zugleich heitzen, oder man kann die Hitze des einen ohne Unterbrechung einem andern zuführen, und das Backgeschäft kann ununterbrochen fortgehen. Sobald das Brod aus einem der Oefen gezogen ist, so kann man ihm unmittelbar die Feuerhitze wieder zukommen lassen, während derjenige, dem man das Feuer genommen hat, mit neuen Broden wieder gefüllt und geschlossen wird. Die Hauptabsicht bei diesen Backofen soll seyn, den großen Verlust des Wärmestoffes zu verhüten, der bei großen Backöfen

beim Herausſchieben und Einſchieben des Brodes Statt findet. Da jeder dieſer kleinen Oefen nur fünf Bröde faßt, ſo kann das Ausziehen und Einſchieben ſehr bald geſchehen, während welcher Zeit auch die übrigen fünf Oefen verſchloſſen bleiben. Rumford hatte dieſe Art Backöfen nur auf Habermehlkuchen berechnet, die man gewöhnlich auf heißen eiſernen Blechen bäckt; er fand aber nachher, daß man durch eine beſondere Behandlung der Feuerhitze in einem ſolchen Ofen auch gewönliches Brod backen kann. Der Ofen muß nämlich erſt hinlänglich geheizt ſeyn, ehe man das Brod hineinſchiebt, und dann muß man die Luftzüge während dieſes Prozeſſes nicht ganz verſchließen. Der oben genannte Schriftſteller ſtellte zu München darüber neue Verſuche an und erreichte ſeine Abſicht ſo gut, daß auf ſeinen Tiſch kein anderes Brod gekommen iſt, als das ſein Koch im Hauſe des Grafen in einem Ofen von dünnem Eiſenbleche, der von auſſen geheizt ward, gebacken hat, und er verſichert nie beſſeres Brod gegeſſen zu haben. Es iſt leicht, völlig ausgebacken, nicht trocken und von vortrefflichem Geſchmack. Die Brode müſſen aber in dem Ofen auf runden dünnen Eiſenblechen, die auf eiſernen Füßen von 1 Zoll Höhe ruhen, gelegt werden, damit die untere Rinde nicht verbrenne. Auch muß man den beim Backen erzeugten Dämpfen einen freien Abzug verſtatten, welches entweder durch einen Dampfſchornſtein, oder bloß durch ein Zugloch in der Ofenthür bewirkt werden kann. Die Bäcker können von einer ſolchen Einrichtung der Oefen bedeutende Vortheile einerndten. Auch auf Schiffen ſollen die nach obigen Grundſätzen eingerichteten Brat- und Backöfen von großem Nutzen ſeyn.

Ein Kalkſparofen. Die beſondern Zwecke bei der Anlage dieſes Ofens ſind; 1) Die Feuerung ſo brennen zu laſſen, daß die Flamme den Rauch verzehre, welches dadurch bewirkt wird, daß der Rauch nieder-

ſteigen und durch das Feuer gehen muß. 2) Die Flamme und den heißen Dampf mit dem Kalkſteine durch eine große Oberfläche in Berührung zu bringen. Zu dieſem Zwecke gab man dem Bauche des Kalkofens die Geſtalt eines hohlen abgeſtumpften Kegels, machte ihn gegen ſeinen Durchmeſſer ſehr hoch, und füllte ihn bis zu ſeiner Spitze ganz mit Kalkſteinen an. 3) Den Prozeß des Kalkbrennens ununterbrochen fortdauern zu laſſen, um die Verſchwändung des Wärmeſtoffes zu verhüten, die nothwendig erfolgt, wenn man beim Einlegen und Herausnehmen des Kalks den Ofen kalt werden läßt. 4) Den ſo eben fertig gebrannten noch heißen Kalk beim Abkühlen ſeinen Wärmeſtoff abgeben zu laſſen, damit er die friſchen Kalkſteine, die von neuem in den Ofen kommen, erhitzen helfe. Zu dieſem Zwecke wird die Feuerung nicht mit dem Kalkſteine vermiſcht, ſondern in einem verſchloſſenen Feuerherde verbrannt. Große Kalköfen dieſer Art müſſen mehrere Feuerherde haben. Auf dem Boden des Kalkofens iſt eine Thür angebracht, die man zum Herausnehmen des Kalkes öffnet, gleich darauf wieder verſchließt und die Fugen mit naſſem Lehme wieder verſtreicht; es muß aber eine kleine Oeffnung bleiben. Da das Feuer in einiger Entfernung von dem Boden des Ofens in ihn niederdringt, und da die Flamme, ſobald ſie in die Höhlung kommt, emporſteigt, ſo iſt der untere Theil des Ofens mit ſchon gebranntem Kalke bedeckt. Wenn nun von unten eine Kalkſchicht weggenommen wird, ſo ſenkt ſich der darüber liegende, ſchon heiße Kalk nieder, und da die Luft in dem Ofen aufwärts ſteigt und in die Spitze des Ofens dringt, ſo befördert dieſe untere Kalkſchicht während ihres Abkühlens die Erhitzung der friſchen Portion Kalkſtein, die man aufgeſchüttet hat. Um dieſe zu befördern, muß man einen ſanften Luftzug, der aber nicht zu heftig ſeyn darf, von den Boden des Ofens nach der Spitze

hin, durch eine Oeffnung unten in der Ofenthür befördern. Sobald indeſſen die untere Kalkſchicht im Ofen einen Theil ihres Wärmeſtoffes abgegeben hat, ſo iſt es am beſten die Thür ganz zu verſchließen.

Sparre, Spier, im Schiffsbaue, ein jedes langes und dünnes Stück rundes Holz, welches man ſo gebraucht, wie es gewachſen iſt, nur daß die Borke und die Zweige davon abgenommen worden.

Sparren, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches im Hochdeutſchen völlig fremd iſt, und nur in einigen Gegenden für ſpannen gebraucht wird, daher der Spannring beim Schmid auch daſelbſt der Sparring genannt wird; es iſt mit ſperren nahe verwandt.

Sparren, in der Baukunſt, die ſchräge liegende Hölzer, die das Dach von einem Hauſe bilden, Dachſparren. Man hat deren verſchiedene Arten, als: die Gradſparren, von denen zwei und zwei von dem Balken oder von den Enden der Querſparren bis in den Forſt mit ihren Spitzen zuſammenlaufen. An Zeltdächern und Pavillons werden dieſe ordentliche Sparren. Lehrſparren werden genannt, die von den Ecken des Hauſes oben in der Spitze zuſammen ſtoßen. Befindet ſich ein Wiederkehr an einem Gebäude, ſo wird da, wo die Dächer in einem Winkel zuſammengehen, der Sparren, der von unten bis oben in den Forſt geht, und die Einkehle bilden hilft, der Kehlſparren genannt. Dann hat man noch Schiffsſparren, Windſparren ꝛc., ſ. dieſe Artikel oder vielmehr alle dieſe verſchiedenen Sparren unter ihrem Namen in der Encyklopädie. In der Wappenkunſt führt die Figur zweier zuſammengefügter Sparren oder eines umgekehrten Lateiniſchen V gleichfalls dieſen Namen. So ſagt man auch: eine Sparre zu viel haben, nicht wohl bei Verſtande ſeyn, einen Fehler am Verſtande haben. Die Ableitung dieſes Wortes ſoll nach den meiſten älteren Sprach-

forſchern von dem alten Barre, Barren, ein Balken ꝛc. herkommen; nach Adelung ſoll aber das Zeitwort ſperren den nächſten Anſpruch auf dieſes Wort haben, wegen der geſperrten Geſtalt, welche unten zwei Dachſparren haben.

Sparrenfeld, Sparrenfelder, die leeren Räume zwiſchen den Latten und den Sparren, worauf die Dachziegel zu liegen kommen.

Sparrengeld, in einigen Gegenden ein Name derjenigen Steuer, welche von den Häuſern gegeben wird, und welches auch den Namen Giebelgeld, Feuerſtättengeld ꝛc. führt.

Sparrenholz, Sparrholz, im Forſtweſen, dasjenige Holz, welches ſich zu Dachſparren ſchickt und nicht über 6 Zoll dick iſt.

Sparrenkopf, in der Baukunſt, eine Verzierung unter dem Karnieße oder Kragleiſten, welche das hervorragende Ende eines Sparrens vorſtellt, ſo wie Balkenkopf das Ende eines Balkens iſt. Es ſind kleine Kragſteine, welche unter die abhängende Platte der Joniſchen, Römiſchen und Korinthiſchen Ordnung geſetzt werden.

Sparrfaden, Lycopus L., ſ. Wolfsfuß

Sparrgonophorus, s. Sparganophorus, Pers. Syn. plant. p 398, eine Pflanzengattung, welche in die 1ſte Ordnung der 19ten Klaſſe (Syngenesia Polygamia Aequalis) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört und folgende Gattungskennzeichen hat. Der gemeinſchaftliche Kelch iſt faſt kugelrund, ſeine Schuppen liegen Dachziegelförmig über einander, ſind ungleich abſtehend und an der Spitze zurückgekrümmt. Der Fruchtboden iſt nackt; die Saamenkrone kelchartig, faſt knorpelich. Zu dieſer Gattung zählt Perſoon folgende Arten, die Linné unter Ethulia in ſeiner Spec. plant., Tom II., p. 1171, anführt: Sparrgonophorus Vaillantii (Ethulia Sparrgonopho-

rus), Sparrgonophorus struchium und verticillatus. Die hier angeführte Arten gehören in Indien zu Hauſe, und werden bei uns nur in den Treibhäuſern und botaniſchen Gärten gezogen.

Sparrholz, ſ. Sparrenholz

Sparrichtes Blatt, Sqarrosum, beim Gärtner, dasjenige Blatt, welches in erhöhte und nicht parallel laufende Lappen vertheilt iſt.

Sparrlatte, beim Zimmermann, Latten, die horizontal über die Sparren genagelt werden, und worauf das eigentliche Dach von Ziegeln zu liegen kommt.

Sparrmannia, ſ. den folgenden Artikel.

Sparrmannie, Sparmannia, Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erſte Ordnung der dreizehnten Klaſſe (Polyandria Monogynia) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört und folgende Gattungskennzeichen hat: der Kelch iſt vierblättrig, desgleichen auch die Krone; viele Staubfäden; die Letzteren ſind am Grunde angeſchwollen und hangen zuſammen. Die Kapſel iſt ſtachlicht, fünfeckig, fünffächerig, und jedes Fach enthält zwei Samen. Bekannt iſt:

Die Afrikaniſche Sparrmannie, Sparrmannia Afrikana. Linn. Dieſer Strauch wächſt auf dem Kap in Wäldern, ſeine Zweige ſtehen wechſelweiſe und aufrecht; behaart, cylindriſch. Die Blätter ſind lang geſtielt, herabhängend, herzförmig, faſt gelappt, ſagezähnig-langgeſpitzt, mit kurz ſtehenden Haarenbeſetzt; die Blattſtiele ſind behaart; die Blumenſtiele ſtehen den Blüthen gegenüber, ſind aufrecht die Blumenſtielchen behaart und mit gelben Blumen gekrönt. Die Staubdecken ſind ſchwarzpurpurroth; die Kapſel iſt mit braunen Stacheln beſetzt. Dieſer Strauch wird im Glashauſe überwintert, und bedarf zu ſeiner Erziehung eine lockere, jedoch nicht ſehr fette Erde. Die Fortpflanzung geſchieht durch Samen im Miſtbeete, und durch Ableger und Stecklinge.

Sparrnbäume, ſ. **Spießbäume.**

Sparrnſtempel, **Spitzſtempel**, im **Bergwerke**, ſchräg ſtehende Hölzer bei der Verzimmerung des Streßenbaues, welche man unter die Stempel ſetzt, wenn ſie ſehr lang, aber flach ſind, und eine Förderung darunter geht.

Sparrnwerck, die ſämmtlichen Sparren eines Daches.

Sparſam, Bei- und Nebenwort; eigentlich, Fertigkeit beſitzend in Anwendung einer Sache das Maaß des Nöthigen oder Nothwendigen auf das genaueſte zu befolgen, ſowohl mit der Abſicht etwas zu erübrigen, als auch ohne dieſelbe; daher **ſparſam ſeyn**; ein **ſparſamer Wirth**. **Sparſam mit etwas umgehen**. **Sparſam leben**. **Eine ſparſame Mahlzeit** ꝛc. Das Wort **ſparſam** bezieht ſich daher auf alle Gegenſtände, wo man die oben angeführte Regel befolgen kann. Man iſt daher **ſparſam im Eſſen** und **Trinken**, wenn man von beiden nur ſo viel genießt, als der Körper verlangt, alſo bedarf, ſolches geſchieht ſowohl bei feinen und köſtlichen Gerichten, als bei der einfachen Hausmannskoſt; denn bei beiden kann der Ueberfluß vermieden werden, der auch nur ſchädlich auf den Körper wirkt. Man iſt **ſparſam in der Kleidung**, wenn man nur die nöthigen Kleidungsſtücke anſchafft, und die angeſchafften ſchont, ſie nicht abſichtlich, oder doch wenigſtens ohne Vorſicht beſchmutzt und zerreißt. Man kann hierbei immer der Mode huldigen, und dennoch ſparen, wenn ſich gleich dieſes bei dem ſchnellen Wechſel der Mode nicht zu vereinigen ſcheint; denn bei dem Schonen der Kleidungsſtücke, kann man ſolche immer noch verkaufen, wenn man wechſeln, oder ſie zu andern Kleidungsſtücken umändern oder umändern laſſen will, beſonders für kleinere Geſchwiſter, oder für die Kinder; ſo wird immer erſpart, als wenn man ſie um ein Geringes verkaufen oder wegſchenken müßte. Man iſt ſparſam in den Vergnü-

gungen, die man genießt; wenn man darin Maaß und Ziel hält, ſich darin nicht überhebt, theils ſie nur in dem Maaße genießt, als man es ausführen kann; theils auch um ſich ſelbſt zu ſchonen. In beiden Fällen iſt ſparſam anwendbar. — Man iſt ſparſam im Studieren der Wiſſenſchaften und Künſte, wenn man ſie ſo betreibt, daß davon kein Nachtheil für den Geiſt und Körper entſteht. Man iſt ſparſam in Allem, wenn man das zu Viele vermeidet, und nur nach den Geſetzen der Natur und der Vernunft ſeine leiblichen und geiſtigen Bedürfniſſe einrichtet und Maaß und Ziel hält. 2) In weiterem Verſtande gebraucht man es oft für ſelten, für wenig. Der Ahorn wird in unſern Wäldern nur ſparſam gefunden, nur ſelten, nur hin- und wieder ein Baum. Das Alter ſtreut nur ſparſam Runzeln auf die Stirn des Greiſes. Das Waſſer tröpfelt ſparſam. Aus der Ader fließt das Blut nur ſehr ſparſam ꝛc.

Sparſamkeit, die Eigenſchaft, da man ſparſam iſt, in allen Bedürfniſſen des Lebens Maaß und Ziel hält, und noch Etwas zu erübrigen ſucht, oder auch nur ſo lebt, das man mit Wenigem auskommen kann; daß man ſein Eigenthum den Regeln der Mäßigkeit im Gebrauche oder in der Anwendung unterwirft. Die Sparſamkeit gehört zu den häuslichen Tugenden; ſie beherrſcht das Innere unſers Hausſtandes, unſer Eſſen, Trinken, Kleidung, Wohnung, Möbel und Geräthſchaften; dann unſere Lebensart, Kinderzucht, Dienerſchaft, kurz ſie betrifft Alles, was uns umgiebt, in unſerer Nähe iſt; ſie erſtreckt ſich ſo eigentlich nicht über die Grenzen des Privatſtandes, und kann nicht vielen Familien zuſammen, nicht dem Publikum, wohl aber jeder einzelnen angehören, weil jeder Hausſtand nach ſeiner Einnahme auch die Ausgaben für ſeine Bedürfniſſe ordnet, und ſich hierauf die Sparſamkeit grün-

der. Die Sparſamkeit hat eine Aehnlichkeit mit den Tugenden: Genügſamkeit und Mäßigkeit, ſie weicht aber in ſofern davon ab, daß ihr jene nur dienen, nur ihren Zweck zu erreichen.

Obgleich ſich die Sparſamkeit mit der Kultur ſehr wohl verträgt, ſo iſt doch nur ein gewiſſer Grad der Letzteren erforderlich, um ſie auszuführen, jede Hyperkultur iſt geiſtiger Luxus, Sinnenluxus und verführt zur Völlerey, und jede Afterkultur zur Putzſucht. Das Mittel zwiſchen beiden iſt nun derjenige Grad der Kultur, welcher der Sparſamkeit günſtig iſt. Man findet die Sparſamkeit in Allem hauptſächlich bei ſolchen Völkern, welche durch fremde Sitten noch nicht angeſteckt worden, die noch in der Jugendfriſche ihres Wirkens ſtehen, und daher der Natur noch treu geblieben ſind, ſich noch nicht von dem Wege, den ſie vorzeichnet, entfernt haben, noch nicht auf den Weg des Luxus und der Ausſchweifungen gerathen ſind. Die Sparſamkeit herrſchte in Rom, als Regulus noch ſeine Aecker ſelbſt beſtellte und von dem Pfluge abgerufen zum Bürgermeiſter erwählt ward; und als dieſer große Mann vom Siege über Carthago zu ſeinem Pfluge zurückzukehren wünſchte, indem ihm die Ruhe und Stille des Landlebens, die Pflichten ſeines Hausweſens mehr anzogen, als der außerordentliche Glanz des bevorſtehenden Triumphs, und Alles, was der Ehrgeiz Reizendes kennt. So war es in unſern Deutſchen Gauen, ehe fremde Sitten unſern Boden betraten, und man noch mit dem zufrieden war, mit dem ſich begnügte, was die eigene Wirthſchaft darbot. Man kannte damals noch nicht das Uebel, wodurch unnützer Aufwand, Verſchwendung, Mißbrauch des Vermögens, Ueppigkeit und Weichlichkeit die folgenden Zeiten drückte. Man lebte ſparſam, dabei heiter und froh, war kräftig, ſtark, bieder, aufrichtig, wohlthuend, kannte nicht das Puppenſpiel der veränderlichen Mode, das jetzt manche

Familie zerrüttet oder doch den Geist der Zwietracht in das Haus führt, die Ruhe und Heiterkeit raubt, und die Genügsamkeit, und mit ihr die Sparsamkeit vernichtet. Hört man nicht jetzt hin und wieder in den Familien nichts als Klagen über Mangel, über schlechte Zeiten? Ueberall Unzufriedenheit mit dem Hausstande, dem Hauswesen; nirgens reicht die Einnahme zu; Niemand ist mit seinem Einkommen zufrieden, weil er damit nicht seine häuslichen Bedürfnisse bestreiten, keine Familie ernähren kann; und derjenige Mann, der keine Familie ernähren zu können vorgiebt, und darum nicht heirathet, hält sich gleichwohl ein Reitpferd, wohnt Chambre garnie, trägt sich nach der neusten Mode, ißt in der ersten Restauration, besucht Schauspiele, Bälle und Konzerte, die glänzendsten Kaffeehäuser, und macht einen Aufwand, als vor zweihundert Jahren nicht mancher Fürst, und doch klagt er, daß er keinen Hausstand erhalten kann; was würde auch dieser, nach dem Maaßstabe, wie er zu leben gewohnt ist, kosten? Lernte nun dieser Mann von seinem Ueberflusse entbehren, so würde ihm nichts fehlen, und er auch nicht zu klagen nöthig haben. — Sonderbar genug ist unsere Zeit! Sie hat Mangel und Ueberfluß zugleich, und klagt bei beiden! sie ist arm und reich, und doch nicht glücklich! dieses macht, weil ihr das glückliche Mittel zwischen beiden fehlt. — Glücklich kann man freilich unser Zeitalter jetzt nicht preisen; denn wo sich die Bedürfnisse häufen, wo Glanz und Ueppigkeit thronen, da mehren sich auch die Begierden, und wo diese im Kampfe mit den Lebensfreuden treten, da hat die Unzufriedenheit Wurzel geschlagen, und zerstört den Frieden und die Freuden der Häuslichkeit. Wenn nun hier die Sparsamkeit als ein Mittel empfohlen werden kann, welches diesem Uebel entgegenwirkt, so denke man sich dieselbe aber nicht in dem Grade, daß man gleich den Nomaden seine Bedürfnisse mit den allergewöhnlichsten Mit-

teln stille; denn die Kultur bedingt Reinlichkeit, Ordnung Bequemlichkeit und ein Art des Luxus und des Wohlstandes, die beim Zusammenleben in der Gesellschaft, im Staate, durchaus nothwendig sind, um Gewerbsamkeit und Thätigkeit aufrecht zu erhalten; allein das ist der Sparsamkeit eigen, daß ihre Bedürfnisse die Bedürfnisse der Natur und Wahrheit sind, aber nicht des Vorurtheils, der Einbildung, der Gewohnheit, und daß sie also weniger bedarf, als alle andere Menschen. Die Kunst-Industrie steht jetzt auf der höchsten Stufe, stände nur mit derselben gleich auch die häusliche Ruhe und Zufriedenheit; allein diese hat durch Erstere verloren. Alles ist jetzt für die Sinne, aber nichts für's Herz, und Letzteres ist gerade das, was Zufriedenheit giebt. Wenn wir jetzt auf unsere Küche, auf unsere Kleidung, auf unsere Möbel, kurz auf Alles blicken, so staunen wir ob des Ueberflusses, und doch ist unter der Menge nur wenig reeller Werth, der uns auf die Zukunft bei Wiederwärtigkeiten trösten könnte; und Jemand bemerkt sehr richtig, daß ein Mann, dessen Glücksstand sich neiget und dessen Familie der Zusammenlauf ungeduldig werdender Gläubiger ein hartes Schicksal drohet, allemal seine Frau, wenn ihr ansehnlich Eingebrachtes verzehrt ist, damit trösten kann, wenn er sagt: Halte dich an die Geräthschaften, das Haus ist voll! Man legt also die Kapitalien zum Dienste des Ueberflusses an; und verliert dabei oft neunzig an Hundert. — Ein Anderer sagt: „Es setzt mich in eine Art des Erstaunens, wenn ich der Vervielfältigung unserer Bedürfnisse nachdenke, welche Moden, Gewohnheiten und eingebildeter Wohlstand eingeführt haben, und wie viele hundert Menschen sich in Bewegung setzen müssen, ehe nur ein Einziger erreichen kann, was
zu den Bedürfnissen seines Lebens rechnet, beson-
seit dem wir gelernt haben auch die Güter jenseits
leeres mit in diese Rubrik zu setzen, und uns

mit dem nicht mehr begnügen, was uns ein Welttheil darbietet; und ſollten wohl die Produkte der Natur aus hundert Quellen und die Geſchäftigkeiten einer Kompagnie Menſchen hinlänglich geweſen ſeyn, daß ein Mann des Mittelſtandes, oder eine Frau, nur einen Tag in der Stadt nach dem Gebrauche der Zeit leben könne?" — Es ſcheint, als wäre Alles nur darauf berechnet die Induſtrie in einem Staate empor zu bringen, und die Menſchen der ärmern Klaſſe zu beſchäftigen, um ihren Unterhalt für ſich und ihre Familie zu gewinnen. Wie lobenswerth wäre dann nicht der Luxus der Bemittelten und Reichen, wie wohlthätig wirkte er dann nicht auf das Ganze, beſonders auf die arbeitende Klaſſe, den Handwerksſtand; allein es iſt nicht ſo, wenigſtens nicht in Deutſchland. Man bekümmert ſich hier viel um die eigenen Fabriken und Manufakturen, um die Gewerbſamkeit im Lande, ſondern iſt nur dann glücklich, entzückt, wenn man Franzöſiſche oder Engländiſche Zeuge tragen, aus fremden Geräthen ſpeiſen und trinken, mit fremden Werkzeugen arbeiten, kurz Alles nur mit ausländiſchen Sachen verrichten kann; ja in einem Haushalte gerieth vor einiger Zeit eine ganze Familie in Aufruhr, als der Vater ſeinen Töchtern erklärte, daß er den neueſten thörichten Schmuck des Hintertheils ihres Leibes durchaus nicht zu tragen erlauben wollte; allein ihn endlich erlauben mußte, als die Töchter weinend zur Mutter liefen und der in Gegenwart des Vaters laut erklärten, daß wenn ſie keine Culs de Paris hätten, ſie ſitzen bleiben würden, weil die Deutſchen nicht mehr genügten. Dieſer Mangel an Nationalität iſt den Deutſchen ſchon vor mehreren Jahrhunderten eigen geweſen, beſonders fing er aber nach dem dreißigjährigen Kriege alle Klaſſen der Einwohner Deutſchlands zu ergreifen an, da er früher nur die Begüterten und Reichen ergriffen, und ſo iſt

es bis auf die neueste Zeit mit einzelnen Unterbrechungen fortgegangen; und wenn auch die neueste Zeit den Stolz des Deutschen auf seine Kraft und seine Nationalität zu beleben anfing, so hat sie die Sucht oder man möchte lieber sagen die Gewohnheit an das Ausländische immer noch nicht vernichten können; er glaubt immer noch, die ausländischen Fabrikate und Manufakten besitzen übergroße Vorzüge vor den inländischen, der andern Produkte nicht zu gedenken, welche den Gaumen reizen. Dieses Alles sind nun die bösen Geister, möchte man sagen, welche uns in unserm Haushalte quälen und beunruhigen, und uns oft so wenig vergnügte Stunden gewähren, statt wir bei der Sparsamkeit, dem guten Engel, vergnügt und zufrieden leben könnten; denn der sparsame Genuß in Allem erheitert das Leben. — Ein Schriftsteller sagt:*)

Wenn wir unsere Mahlzeiten nach so viel Schüsseln zählen, als die Verschwendung Gänge dazu erfordert, und bei jeder Gasterei nur die überflüssigen Gerichte zurückblieben; wie viel würde dadurch im Ganzen erspart werden, hin und wieder eine Thräne eines Elenden zu trocknen, einen Hungrigen zu erquicken, einen nagenden Kummer eines Unglücklichen zu stillen, und sein Gut zu wahrhaft göttlichen Endzwecken anzuwenden? So aber bleiben bei der unfrugalen Lebensart unserer Zeiten auch dem Wohlhabendsten wenig Mittel übrig, sich eine himmlische Ruhe auf dem Todbette zu stiften, und sich alsdann über das Bewußtseyn verrichteter Liebeswerke freudig zu beruhigen, wenn man sich der Zeit nahet, da in richtiger Vergeltung aller Arbeit auch kein Becher kaltes Wasser übersehen werden soll, der einem armen Mitbruder zur Erquickung gereicht worden ist. Es ist ein Vergnügen und eine Pflicht der Menschlichkeit, gesellig und gastfrei zu seyn; allein wer kann dieses Vergnügens heutigen Tages ohne außerordentliche Beschwerung genießen. Die Mahlzeiten, welche

*) Hannöversches Magazin, 5r. Jahrgang, St. 2., S. 18 u. f

der Mittelstand gegenwärtig giebt, müssen auf Jubelfeste, auf Geburtstags- und Kindtaufsfeiern und ähnliche seltene Gelegenheiten eingeschränkt bleiben; denn bei einer fortgesetzten Gastfreiheit der Art, wie jetzt die Tische besetzt seyn müssen, würde er darüber verarmen. Wie oft könnten wir nicht Fremde bei uns sehen, ohne der Haushaltung durch den Aufwand zu schaden, wenn wir mit zwei oder drei ausgesuchten Schüsseln uns begnügen könnten. Ein Mann von Verdienst und Geburt gab einer Anzahl aus der Nachbarschaft seines in einen vortrefflichen Zustand gesetzten Landgutes geladener Gäste eine Mahlzeit, die bei allem Beifall der Gäste dies Vorzügliche hatte, daß der Wirth sagen konnte: Meine Herren, ich habe heute das Vergnügen haben wollen, sie allein aus meiner Haushaltung zu bewirthen, und es ist ihnen kein Gericht vorgesetzt worden, welches meine eigene Wirthschaft nicht hergegeben hätte. Leuchten uns überall nur solche Muster vor, so ist zu hoffen, daß unsere Zeiten in Ansehung aller Stände sparsam werden. Man werfe hier nicht ein, daß die Macht der Gewohnheit und des Vorurtheils zu stark sey, etwas aufzuheben, welches man schon längst zum Wohlstande gerechnet hat. Wer herrscht über den Wohlstand, wer bestimmt ihn, und von wem nehmen wir die Regeln desselben her? Sind es nicht die Großen in der Welt, welchen nachzuahmen und im äußerlichen Scheine ähnlich zu werden, den mittlern und niedrigen Stand ein unwiderstehlicher Trieb fesselt? Eine Dame des Hofes, die in einem großen Ansehen stehet, und auf welche Aller Augen gerichtet sind, dürfte nur anfangen, Blätter eines Eichenbaumes statt anderer Zierden des Kopfes künstlich mit ihren Haaren vereinigen zu lassen und zu tragen, und mit grünem Laube geschmückt öffentlich zu erscheinen, und es wäre zu befürchten, daß alle Eichbäume um große Städte herum bald ohne Blätter dastehen würden. Die Großen sind also die Schöpfer des Wohlstandes ꝛc.; fangen nun diese nach der in Händen habenden Macht erst an, in häuslichen Dingen bloß auf die Natur zu sehen, wie bald würden die zur Nachahmung geneigten geringeren Stände auch im Guten

es bis auf die neueste Zeit mit einzelnen Unterbrechungen fortgegangen; und wenn auch die neueste Zeit den Stolz des Deutschen auf seine Kraft und seine Nationalität zu beleben anfing, so hat sie die Sucht oder man möchte lieber sagen die Gewohnheit an das Ausländische immer noch nicht vernichten können; er glaubt immer noch, die ausländischen Fabrikate und Manufakten besitzen übergroße Vorzüge vor den inländischen, der andern Produkte nicht zu gedenken, welche den Gaumen reizen. Dieses Alles sind nun die bösen Geister, möchte man sagen, welche uns in unserm Haushalte quälen und beunruhigen, und uns oft so wenig vergnügte Stunden gewähren, statt wir bei der Sparsamkeit, dem guten Engel, vergnügt und zufrieden leben könnten; denn der sparsame Genuß in Allem erheitert das Leben. — Ein Schriftsteller sagt:*)

Wenn wir unsere Mahlzeiten nach so viel Schüsseln zählen, als die Verschwendung Gänge dazu erfordert, und bei jeder Gasterei nur die überflüssigen Gerichte zurückblieben; wie viel würde dadurch im Ganzen erspart werden, hin und wieder eine Thräne eines Elenden zu trocknen, einen Hungrigen zu erquicken, einen nagenden Kummer eines Unglücklichen zu stillen, und sein Gut zu wahrhaft göttlichen Endzwecken anzuwenden? So aber bleiben bei der unfrugalen Lebensart unserer Zeiten auch dem Wohlhabendsten wenig Mittel übrig, sich eine himmlische Ruhe auf dem Todbette zu stiften, und sich alsdann über das Bewußtseyn verrichteter Liebeswerke freudig zu beruhigen, wenn man sich der Zeit nahet, da in richtiger Vergeltung aller Arbeit auch kein Becher kaltes Wasser übersehen werden soll, der einem armen Mitbruder zur Erquickung gereicht worden ist. Es ist ein Vergnügen und eine Pflicht der Menschlichkeit, gesellig und gastfrei zu seyn; allein wer kann dieses Vergnügens heutigen Tages ohne außerordentliche Beschwerung genießen. Die Mahlzeiten, welche

*) Hannöversches Magazin, 5r. Jahrgang, St. 2., S. 18 u. f

der Mittelstand gegenwärtig giebt, müssen auf Jubelfeste, auf Geburtstags- und Kindtaufsfeiern und ähnliche seltene Gelegenheiten eingeschränkt bleiben; denn bei einer fortgesetzten Gastfreiheit der Art, wie jetzt die Tische besetzt seyn müssen, würde er darüber verarmen. Wie oft könnten wir nicht Fremde bei uns sehen, ohne der Haushaltung durch den Aufwand zu schaden, wenn wir mit zwei oder drei ausgesuchten Schüsseln uns begnügen könnten. Ein Mann von Verdienst und Geburt gab einer Anzahl aus der Nachbarschaft seines in einen vortrefflichen Zustand gesetzten Landgutes geladener Gäste eine Mahlzeit, die bei allem Beifall der Gäste dies Vorzügliche hatte, daß der Wirth sagen konnte: Meine Herren, ich habe heute das Vergnügen haben wollen, sie allein aus meiner Haushaltung zu bewirthen, und es ist ihnen kein Gericht vorgesetzt worden, welches meine eigene Wirthschaft nicht hergegeben hätte. Leuchten uns überall nur solche Muster vor, so ist zu hoffen, daß unsere Zeiten in Ansehung aller Stände sparsam werden. Man werfe hier nicht ein, daß die Macht der Gewohnheit und des Vorurtheils zu stark sey, etwas aufzuheben, welches man schon längst zum Wohlstande gerechnet hat. Wer herrscht über den Wohlstand, wer bestimmt ihn, und von wem nehmen wir die Regeln desselben her? Sind es nicht die Großen in der Welt, welchen nachzuahmen und im äußerlichen Scheine ähnlich zu werden, den mittlern und niedrigen Stand ein unwiderstehlicher Trieb fesselt? Eine Dame des Hofes, die in einem großen Ansehen stehet, und auf welche Aller Augen gerichtet sind, dürfte nur anfangen, Blätter eines Eichenbaumes statt anderer Zierden des Kopfes künstlich mit ihren Haaren vereinigen zu lassen und zu tragen, und mit grünem Laube geschmückt öffentlich zu erscheinen, und es wäre zu befürchten, daß alle Eichbäume um große Städte herum bald ohne Blätter dastehen würden. Die Großen sind also die Schöpfer des Wohlstandes ꝛc.; fangen nun diese nach der in Händen habenden Macht erst an, in häuslichen Dingen bloß auf die Natur zu sehen, wie bald würden die zur Nachahmung geneigten geringeren Stände auch im Guten

und im Geschmacke an dem Natürlichen ihre Nachfolger werden. Wer gebietet und verschwendet aber außerdem im Innern der Haushaltung? Wer ist daselbst unumschränkter Herr? Gewiß nicht der Wohlstand, der vornämlich nur in dem herrscht, was den äußerlichen und gesellschaftlichen Theil unseres Lebens angeht. Im Innern des Hauses sind wir selbst Herren, Könige, Tyrannen, und erkennen keinen neben uns, der hier Gesetze giebt. Gesetzt, wir müßten in dem Aeußerlichen des gesellschaftlichen Lebens noch Sklaven des unfrugalen Geschmacks unserer Zeit bleiben, und den Tyrannen, die man Etiquette, Mode, Gewohnheit, Lebensart nennt, fröhnen; wer verbietet uns denn in unendlich vielen andern Dingen, die nicht unter so barbarischen Gesetzen, sondern in unserer freien Willkühr stehen, in die Grenzen der Natur und Vernunft zurück zu kehren? Unter die natürlichen Bedürfnisse des Lebens, welche die Sparsamkeit verbannt wissen will, gehören zwei Arten, die nicht anders, als durch ein narkotisches Mittel gestillt werden können, welches von der Natur ist, daß es diejenigen, die es genießen, einige Augenblicke sehr lustig macht und aufweckt, hernach geschwind tödtet. Diese Bedürfnisse mit ihren traurigen Gegenmitteln herrschen häufiger in Städten, als auf dem Lande, und heißen Spiel und Zeitvertreib. Man kann in Städten schwerlich einen Tag ohne dieselben hinbringen. Man bereitet sich, sobald man das Bette verläßt, dazu vor, und schläft des Abends mit dem Gedanken ein, wie man ihrer des andern Tages wieder genießen möge. Ich hasse eine übertriebene Sittenlehre, die sich immer bestrebt, das Register der Sünden zu vermehren, und zu verbieten, wo Gott und die Natur nicht verbieten. Ich tadle alle Moralisten, die dasjenige, was der menschlichen Natur angemessen, was ihrer Wohlfahrt gemäß, folglich leicht und angenehm ist, zu schweren, abschreckenden Pflichten machen, und durch ihre zu hoch gespannten Forderungen mehr Lust und Neigung zum Laster, als zur Tugend machen. Ich tadle also an sich weder Spiel noch Zeitvertreib, und sehe beiden oft gern mit heiterer Stirne zu. Wenn man aber

dennoch behauptet, daß sie unnatürliche Bedürfnisse voraussetzen, und ein schädliches Gift sind, so sieht man bloß theils auf ihre Art, theils auf ihren Mißbrauch. Unsere sparsame und frugale Vorwelt spielte auch; allein ihre Spiele waren edel, unschuldig und nützlich. Sie bestanden in Leibesübungen, welche den menschlichen Körper vollkommener, härter, geschwinder machen konnten, in Dingen, welche den Geist schärften, und die Neigungen vom Müßiggange, von Weichlichkeit abziehen, und zum Muth, zur Arbeitsamkeit, zur Tapferkeit anfeuern konnten. Die Turniere, die Ritterspiele, die Wettläufe, die Kämpfe, das Ringen, das Jagen und Verfolgen wilder Thiere das Schachspiel ꝛc. gehören unter diese edle Arten der Spiele und Zeitvertreibe. Man betrachte dagegen unsere Karten- und Würfel-, sogenannte Hazardspiele, dabei es bloß darauf ankommt, den Mitbruder ärmer und sich selbst reicher zu machen, wobei den Gewinn nicht das geringste Verdienst krönt, weil er auf einem bloßen Glücksfalle beruhet, der dem Dümmsten so leicht, als dem Klügsten sich zuneiget, dabei nicht edle Gesinnungen vorausgesetzt werden; denn es ist unedel, sich über den Schaden des Nächsten zu freuen, und das zu wünschen, was jenem schmerzlich und nachtheilig ist. Man erwäge nur, wie erbärmlich alle solche Spiele sind, indem dabei Alles auf's Geld, nichts auf Ehre, Ruhm und wahre Vergnügung ankommt; wie wird man dabei wohl einen Helden, einen Patrioten, einen Menschenfreund erkennen, wenn man in einer sonst angesehenen Gesellschaft einen Jeden um die Dukaten des Andern würfeln sieht, und bei einem Jeden den lebhaften Eifer wahrnimmt, den Andern brodlos, ja oft ehrlos und unglücklich zu machen? daß Hazardspiele oft diese, ja allemal solche Folge haben, welche die Ordnung des Hauswesens stören, darf hier nicht erst bewiesen werden. Was die Zeitvertreibe, besonders in den Städten, anbetrifft, so sind diese der Natur und Sparsamkeit nicht gemäßer; denn wer täglich in Gesellschaften gehen, oder solche bei sich sehen will, muß einen bedeutenden Aufwand in Kleidung und Möbeln machen, und stets im Geschmacke der Zeit bleiben, und was wird dadurch

im innern Haushalte versäumt, wo immer nur auf die Bewirthung der Gäste gedacht werden muß, sey es auch nur mit Thee oder Kaffee. Bei solchen oft schalen, geistlosen Gesellschaften verlieren die Zeitvertreibe ihre Natur und Absicht, wonach sie seltene Erholungen von schweren Arbeiten seyn sollten, wenn sie in die Stelle der täglichen Arbeiten treten. Die Ordnung der Natur wird umgekehrt, wenn ein ganzes menschliches Leben ein bloßer Zeitvertreib wird, und der Hunger und Durst darnach in keiner Stunde nachläßt. Das Resultat ist immer die tödtlichste Langeweile. Wahrlich, dergleichen Vergnügungen wiegen wohl nicht die schönen Künste und Wissenschaften auf, wohl nicht die angenehmen Künste und die belehrenden, vergnügenden und belustigenden Bücher und Schriften, wohl nicht die unzähligen Mittel, uns angenehme Arbeiten zu machen, und uns angenehm zu beschäftigen, und der Ermüdung durch die Abwechselung mit andern Arbeiten zuvor zu kommen.

Die die Frugalität, die Sparsamkeit liebenden Römer suchten nur durch Verdienste, und durch Verdienste ums Vaterland groß zu werden, und die Bezwinger der Welt waren in ihrem Hause klein, ja kleiner, als in unsern Städten mancher Bezwinger des sich auflehnenden Lehrlings. Wir suchen jetzt in Pracht und Aufwand eine Größe. Der Stolz unserer Zeit ist ausschweifend, und verkennt Alles, was einmal die Gewohnheit geheiliget hat. Der Reichthum soll uns empor heben, soll uns Glanz verschaffen. Er ist Mittel dazu, allein es gehört auch dazu noch mehr, um sich im Glanze der Welt auch zu behaupten. Dieses vergessen die Meisten, und werden dadurch in vielen Scenen, die sie dem Publikum durch ihren Reichthum geben, lächerlich. — Ist Reichthum eine Ehre? Ist er gewissen Ständen eigen? Kann er nicht ohne alle Verdienste, oft mit beflecktem Gewissen, erlangt werden*)? Wohl erworbener Reichthum ist ein Glück, und selbst ein großes Glück. Er kann

*) Der Reichthum, der durch Fleiß, durch Betriebsamkeit erworben wird, kann in gewisser Hinsicht immer als ein Verdienst betrachtet werden, nicht wegen des erworbenen Reichthums selbst, wohl aber wegen des Aufwandes an Kräften

zu den edelsten Endzwecken angewendet werden. Er ist ein großes Glück in unserer jetzigen Zeit; allein er giebt weder Verdienste, noch Ehre und Vorzüge. Er verändert keinen Stand und keine Ordnung der Welt in die andere. Könnte ein Esel reich werden, oder ein Glück erleben, so würden seine Ohren nicht einen Strohhalm breit kürzer werden, noch würde sich seine Natur in diejenige eines Spanischen Pferdes verwandeln*) Das Einzige, was bei Reichthum und Vermögen Vorzüge und Ehre geben kann, ist sein kluger Gebrauch und die dadurch an den Tag gelegte Tugend seines Besitzers. — Wenn daher die Sparsamkeit eine häusliche Tugend im Privatleben ist, wenn man hier Pracht und Aufwand über die Kräfte ver-

---

mancherlei Art, die bei dessen Erwerbung angewendet worden und nutzbar oder vortheilhaft für den Staat waren, wobei also auch das Publikum gewann. Der Reichthum aber, der durch Erbschaft, durch Glücksspiele oder auf sonst eine Weise erworben wurde, wodurch wir weiter nichts zum allgemeinen Besten um ihn zu erwerben beitrugen, ist gar kein Verdienst. Kth.

*) Dieser Vergleich ist wohl hier etwas unpassend. Ein Esel würde freilich unter solchen Glücks-Umständen nimmer ein Pferd werden, wenn er gleich zu diesem Geschlechte gehört, eben so wenig wie unter gleichen Umständen ein Neger oder schwarzer Afrikaner ein weißer Europäer werden würde, obgleich jener eben so gut zur Menschenrace gehört, wie dieser; allein Veränderung seines Standes, Ehre und Ansehen kann er wohl durch den Reichthum erlangen, wenn besondere günstige Umstände hinzukommen oder das Glück ihn begünstiget. Der Stifter des Geschlechts der Mediceer, das vom Jahre 1531, auch schon etwas früher, bis zum Jahre 1737 Florenz beherrschte, war ein Kaufmann, der durch seinen Reichthum zu dieser Herrschaft gelangte. Die Stifter des Fürstlich Fuggerschen Geschlechts in Oesterreich waren Weber in Augsburg, die durch ihren Reichthum dahin gelangten. Der Dänische Graf Güldenstein, dessen eigentlicher Name Hügeton war, war ein Buchhändler aus Lyon, der durch den Verkauf von Meßbüchern und Brevieren reich geworden war; und welche große Anzahl von Familien, deren Vorfahren sich den Adel erkauft oder ihn wegen ihres Reichthums erworben haben, könnte ich hier nicht noch anführen, wenn damit noch weiter etwas bewiesen werden sollte, als daß der Reichthum wohl der Hebel zu Rang, Stand und Ansehen zu gelangen ist oder doch werden kann. Uebrigens ist der Nachsatz unbezweifelt richtig, welches Gellert in seiner Fabel: der baronisirte Bürger, beweiset. Ktb.

werfen muß, so darf man keinesweges Alles tadeln, was Pracht und Aufwand, Kostbarkeit und Glanz des Reichthums heißt. Pracht herrsche in öffentlichen Werken; Kostbarkeit und Reichthum zeige sich in Dingen, welche dem Landesherrn zugehören, welche von der Macht, dem Reichthume, dem Ansehen eines Volkes oder einer Gesellschaft zeugen können und sollen. Wohnungen und Palläste der Fürsten ohne Ansehen, Schönheit und Zierde unterhalten die Begriffe und Empfindungen nicht, die wir von den Mächtigen der Erde zu hegen gewohnt sind. Oeffentliche Gebäude oder Häuser der Städte ohne Vorzüge des daran gewandten Reichthums und der Kunst sind Städten nicht rühmlich. Insbesondere verdient es gerügt zu werden, wenn eine Regierung auf Gebäude, welche dem Gottesdienste gewidmet sind, auf Kirchen, so wenig verwendet, und sie gleich einem einfallenden Schaf- oder Viehstalle, einer wüsten Scheune, einem abschreckenden Gefängnisse stehen läßt; gerade bei diesen herrsche Pracht und Alles, was der Reichthum und die Kunst Schönes und Vorzügliches hervorbringen können, Ein solches Gebäude muß von außen das Zeugniß ablegen, zu welcher Bestimmung es dasteht; allein ein ekelhaftes, dumpfiges, unreinliches und abschreckendes Gebäude ist dieser Bestimmung ganz entgegen, ja entheiliget, entehrt die Handlungen, die darin vorgenommen werden. Was über die bedürftige Genüge ist, wird von den Sparsamen eben sowohl zum Uebel gerechnet, als was darunter ist. Zahlreiche Bibliotheken, die nur zur Schau dastehen, um von den Bücherwürmern zerfressen zu werden, und davon der Eigenthümer nicht einmal, ohne sein Gedächtniß zu überhäufen, die Titel der Bücher kennen kann, sind dem Sparsamen ein sehr unnützer Ueberfluß. Häuser, darin man sich verlieren und den Wirth nicht finden kann, und deren Unterhaltung einen großen Theil der jährlichen Einkünfte wegfrißt und deren kleinster Theil doch nur genutzt wird, gehören unter die unnützen Lasten. Möbel, die nur den Raum beengen, und davon oft ein Theil unter das Dach oder auf die Polterkammer gebracht werden muß, sind gleichfalls nur auf das Nothwendige und

dem Stande gemäße zu beschränken. Bediente, deren Menge nur ein Haus verwirren und belästigen, sind gleichfalls nur auf die nothwendige Zahl zu beschränken, es sei denn, daß der Besitzer bei seinem Reichthume die Absicht hat, dadurch mehreren armen Leuten Brod zu geben; denn Aufwartungen von ihnen anzunehmen, die man mit mehr Bequemlichkeit und Kürze sich selbst leisten kann, ist lächerlich und überflüssig. Um hier nicht weitläuftig zu werden, übergehe ich Alles, was in Kleidungen, Essen und Trinken, bei der Jugend ꝛc. überflüssig ist; denn sonst würde dieses Kapitel viel zu lang werden, besonders wenn man die Magazine der Matadore des Luxus, der Galanteriehändler, berühren wollte, durch welche Frankreich einen größeren Sieg, als durch alle seine Helden über andere Nationen davon getragen hat und noch trägt. —

Der Sparsamkeit ist auch der übertriebene Geschmack im Ausländischen entgegen. Tische, Kommoden, Schreibspinden und andere Hausgeräthe von Mahagonyholze, können durch unsere dauerhaften inländischen Hölzer ersetzt werden, die mit einer schönen Politur, auch eine schöne Farbe erhalten, wie das Birn-, Pflaumen-, Aepfel-, Linden-, Eichen-, Birken- und Nußbaumholz, und so ließen sich so viele Artikel, die dem Luxus angehören, und von außerhalb kommen, durch inländische ersetzen, wobei immer gespart wird. Die Quinkaillerie-, Modewaaren- oder Galanteriehändler wissen sich auch diesen Geschmack des Publikums zu Nutze zu machen, und Alles muß daher bis zum Zahnstocher und Strumpfenband herab, Französisch oder Englisch seyn. — Der Sparsame und Genügsame hüte sich mehr Bedürfnisse zu erdenken, als bereits vorhanden sind, und suche vielmehr die Zahl derselben zu vermindern. Er suche sich selbst genug zu seyn, welcher schöne Endzweck aber um so mehr Hindernisse findet, je größer die Zahl der Dinge ist, die er nöthig hat. Könnte er ohne Thorheit einem Diogenes in der Tonne ähnlich werden, so würde er seinen Endzweck am ersten erreichen. Er suche ihm daher so nahe, als möglich, zu kommen. Es muß diese Regel vornämlich bei der Erziehung

der Jugend geübt werden, daß derselben nicht bekannt werde, was über die gewöhnlichen und wahren Bedürfnisse ist*). Ueberhaupt ist eine kluge Erziehung der Jugend das untrüglichste Mittel die Welt im Kurzen wieder sparsam zu machen; denn weder Gesetze, noch Vernunftschlüsse sind stark genug, einen Damm gegen den eingerissenen Luxus zu seyn. Gewohnheit geht über beide. Und wie es hart seyn würde, einem Kinde dasjenige zu entziehen, was es schon als ein nothwendiges Gut kennen gelernt hat; so ist es Thorheit, einem Kinde dasjenige aus eingebildeter Liebe und Zärtlichkeit zu geben, was es nicht bedarf, und keinesweges hart, ihm dasselbe zurück zu halten. Der gegenseitige Fehler geht bei Vielen von der Wiege an, und dauert bis in das späteste Alter. Man wiegt ein Kind, damit es nicht weinen möge, und giebt ihm dadurch schon ein Bedürfniß mehr, als die Natur erforderte, welches zu stillen manche nützlichere und nöthige Arbeit versäumt wird, und manche zur Ruhe bestimmte Stunde der Nacht aufgeopfert werden muß. Man kauft dem Kinde allerhand Spielzeug, damit es außer der Wiege spielen könne, welches gemeiniglich in wenig Stunden zerschlagen und vernichtet ist, da doch das ganze Leben eines solchen Kindes noch ein Spiel ist, und Alles, was ihm vorkommt, diesen Trieb befriedigen könnte. Wie oft habe ich ein Kind in der Wiege liegend ganz zufrieden lachen und mit seinem eigenen Fuße oder mit seinen Fingern spielen sehen, die es wechselweise in den Mund steckte. Man lehrt ein Kind schon früh Thee, Kaffee, Chocolade, Zuckerwerk, Zuckergebackenes, Rosinen ꝛc. kennen; der Vater oder die Mutter bringen ihm immer Zuckerwerk mit, wenn

*) Die Regel des Philosophen, um seine Genügsamkeit und Sparsamkeit zu beweisen, ist wohl hier nur als Muster des Sonderbaren aufgestellt worden; sie zu befolgen, wie der Verfasser anräth, oder ihr nur nahe zu kommen suchen, möchte wohl dem Zwecke aller Geselschaftlichkeit entgegen seyn oder ihn verfehlen heißen, und daher ist auch die Erziehung der Kinder nach dieser Regel, wenn auch im Einzelnen von Nutzen, doch im Allgemeinen nicht zu empfehlen, weil sie dann wieder der Geselschaftlichkeit entgegen tritt, und nur Murmelthiere bildet. Kth.

sie ausgewesen oder verreiset waren ꝛc., und wenn die Kindermuhme, die Bonne ihnen dagegen gesunde Suppen von Milch und Wasser, oder von Wasser und Semmel vorschreibt, ausgescholten wird, daß sie mit dem Kinde barbarisch umgehe, und eine Rabennatur habe. Was Wunder, daß Lüsternheit und verwöhnter Geschmack die Eigenschaften vieler so liebreich erzogener Mitbürger werden. Das Kind weint, und zieht sein eigenes Köpfchen auf; es will sich nicht beruhigen. Man thut seinen Willen, und es wird ruhig; das andere Mal weint es noch heftiger, und das dritte Mal wieder ärger. Man freut sich nun, ein so böses Kind besänftiget zu haben. Aus dieser Lehre zieht nun das Kind den Schluß: wenn ich weine und den Kopf aufziehe, so befehle ich Allen, denn Alles läuft und bemühet sich mich zu besänftigen. — Ist es nun noch ein Wunder, daß die Ruthen und der Stock ein so starkes Bedürfniß des kindlichen Alters werden, um durch unangenehme Empfindungen den Ungrund des vorigen Schlusses aus dem Köpfchen wieder heraus zu bringen und es diesen Satz fassen zu lehren: Gehorsam und Folgsamkeit geht bei einem Kinde über alles. Ich bin aus eigener Erfahrung überzeugt, daß alle Schläge, welche meine Kinder von mir empfingen, Folgen des verkehrten Wesens ihrer Wärterinnen gewesen sind, und ich hatte sie jederzeit mit weniger Unwillen diese gegeben, wenn ich jene dadurch hätte bessern können. Ja ich bin versichert, daß Kinder ohne alle Schläge erzogen werden könnten, wenn von ihrer Geburt an alle Klugheit und Vorsicht an ihnen beobachtet, und nichts, was Folgen haben kann, bei ihnen zur Gewohnheit geworden wäre. Doch diese Bedürfnisse kann allenfalls die Frugalität und Sparsamkeit dulden; denn man schlägt nicht mit goldenen Stöcken und Ruthen von Silber. Man stecke ein Kind in ein neues Kleid, welches man ihm längst als einen theuren Lohn seines Wohlverhaltens versprochen hatte; man bewundere es, man nenne es schön, und der kleine Abgott wird ohne Unterlaß geküßt und an die Brust gedrückt. Kann dieses Kind, ohne ein Wunderwerk, in erwachsenen Jahren anders als eitel werden, und zur Pracht

geneigt seyn? Wird es nicht alle seine Vorzüge in Kleider setzen lernen? und macht man ihm nicht alle Bedürfnisse der Eitelkeit eigen? — Nun noch ein Wort von der Sparsamkeit an sich selbst, sie gehört dem Bestreben nach unter die Endzwecke des Sparsamen. Er braucht seine Zufriedenheit durch keine Balls, Pickenicks, Redouten und andere ähnliche Zerstreuungen zu befördern, durch keine lärmende Gesellschaften. Seine Einsamkeit, die er ohne Unzufriedenheit ertragen kann, ist ein unverwerflicher Zeuge seines Werthes, und ich achte allemal denjenigen hoch, der in dieser Probe nicht zu Schanden wird, und bei übrigen bekannten guten Eigenschaften ohne Ueberdruß einsam seyn kann.

Man sehe über die Sparsamkeit nach, oder vergleiche mit diesem so eben abgehandelten Artikel auch die Artikel Sparkasse und Sparkunst. Ueber die Sparsamkeit in der Staats- und Stadtwirthschaft, s. diese Artikel nach.

Sparseide, beim Schneider, feiner Zwirn, welcher da, wo es nicht in die Augen fällt, anstatt der Seide gebraucht wird, weil man diese dadurch erspart.

Sparsiedeherd, Sparfeuerherd, ein Herd, welcher so eingerichtet worden, daß man darauf wenigere Feuerungsmaterialen nöthig hat, als auf dem gewöhnlichen, und dennoch das Sieden oder Kochen der Speisen befördert wird. Ich folge hier den Anweisungen des Herren Grafen v. Rumford*). Die Holzersparung oder die Art und Weise, wie man wohl am zweckmäßigsten bei der Feuerung in der Haushaltung Holz ersparen, und dennoch mit eben dem Erfolge kochen, backen und braten könnte, ist schon lange ein Gegenstand der Forschung gewesen und hat die Aufmerksamkeit vieler wissenschaftlich ge-

*) Im 2ten Bde. seiner kleinen Schriften politischen, ökonomischen und philosophischen Inhalts: „Ueber die Behandlung der Feuerhitze und über Holzersparung."

bildeter Männer in Anſpruch genommen, ohne jedoch zu günſtigen Reſultaten zu führen, bis es den oben gedachten Grafen von Rumford gelungen iſt durch viele Verſuche zu einiger Aufklärung in der Feuerung zu gelangen. Die Holzerſparung, heißt es in ſeiner Abhandlung, Kap. I., iſt von der größten Wichtigkeit; denn in vielen Gegenden, wo Holz wachſen muß, könnte Korn eingeerndtet werden. Die Holzerſparung befördert daher die Bevölkerung, den Wohlſtand und die Glückſeligkeit einer Nation, und inſofern der Preis dieſes unentbehrlichen Materials vermindert wird, gereicht ſie auch zur Unterſtützung der Armen. Die Holzverſchwendung iſt zwar in den meiſten Ländern allgemein anerkannt; allein es giebt nur wenige Menſchen, die den wahren Betrag derſelben genau kennen. Nicht weniger als $\frac{7}{8}$ der erzeugten Hitze geht bei der gewöhnlichen Behandlung des Feuers durch den Rauch verloren. Dieſes Urtheil ſtützt ſich auf Beobachtungen, die dem Publikum vorgelegt werden müſſen. Schon der Augenſchein bei der gewöhnlichen Methode zu kochen, dient davon zum Beweiſe; aber angeſtellte Verſuche machen die Behauptung noch gewiſſer. Da man keinen Maaßſtab hat, um die Menge des Wärmeſtoffs, den eine gewiſſe Menge von Brennſtoff zu erzeugen vermag, zu beſtimmen, und man alſo das Verhältniß des erſparten oder nützlich verwandten, oder des verlorenen Wärmeſtoffs nicht ausmitteln kann, ſo muß man ſich begnügen zu wiſſen, mit wie viel geringerer Feuerung bei einer vortheilhaften Einrichtung und Leitung des Feuers, und beim Gebrauche zweckmäßiger Maſchinen, dieſelbe Operation hätte beendiget werden können. — Der Graf von Rumford hat ſeine Ideen über die Behandlung der Feuerhitze in zwei Anſtalten, die er ſechs bis ſieben Jahre dirigirte, nämlich in dem militairiſchen Arbeitshauſe und in der Militairaka-

demie zu München praktisch ausgeführt. Die Feuerherde in den Küchen wurden zwei- bis dreimal niedergerissen und neu gebauet, die Gestalt der Kessel und die innere Einrichtung der Herde aber noch öfter verändert. Vergleicht man nun die Menge der in den oben genannten Anstalten verbrauchten Feuerungsmaterialien, mit denen zu demselben Zwecke in andern Küchen aufgehenden, so wird man sich leicht von der Wichtigkeit der angewandten Verbesserungen überzeugen. Folgende Versnche werden hierin das gehörige Licht geben.

Erster Versuch. Ein in der Küche des militairischen Arbeitshauses zu München eingemauerter kupferner Kessel, der oben 22 und unten 19½ Rheinl. Zoll Weite, im Durchschnitte 24 Zoll Tiefe und 50 Berlinische Pfund an Gewicht hatte, wurde mit 95 Baierschen Maaß Wasser, die 187 Pfund wogen, angefüllt. Dieses Wasser hatte die Wärme von 58 Grad Fahrenheit. Unter dem Kessel wurde mit trockenem büchenem Holze Feuer angemacht, das Wasser wurde zum Kochen gebracht und zwei Stunden darin erhalten. Das Resultat war Folgendes:

Das Wasser zum Kochen zu bringen.

Zeit.	Holzverbrauch.
1 Stunde 1 Minute	11 Pfund

Das Wasser kochend zu erhalten.

2 Stunden	2½ Pfd.
Zeit.	Holzverbrauch.
Sum. 3 St. 1 Min.	13½ Pfd.

Zweiter Versuch. Derselbe Kessel wurde mit eben so viel Wasser von gleicher Wärme in der Nachbarschaft in einer Privatküche gebracht, und auf einen Dreifuß gesetzt. Die Heizung geschah gleichfalls mit

Büchenholz, jedoch so holzsparend als möglich; das Wasser wurde nun zum Kochen gebracht und zwei Stunden darin erhalten. Das Resultat war Folgendes:

Das Wasser zum Kochen zu bringen.

Zeit.	Holzverbrauch.
1 Stunde 31 Min.	45 Pfd.

Das Wasser kochend zu erhalten.

2 Stunden	17½ Pfd.
Zeit.	Holzverbrauch.
Sum. 3 St. 31 Min.	62½ Pfd.

Hierbei ist zu bemerken, daß bei dem Versuche auf dem Dreifuße das Holz so sehr, als möglich, geschont wurde, welches sonst gewöhnlich nicht geschah, und doch war der Holzverbrauch fast fünfmal größer, als bei dem ersten Versuche. Bei den eingemauerten Kesseln, da der Platz für das Holz abgetheilt ist, kann auch durch Nachläßigkeit oder Leichtsinn nicht so viel Feuerung verbraucht werden.

Dritter Versuch. Eine große kupferne Pfanne oder Kasserolle, im Durchmesser oben 11¼ und unten 10¾ Zoll weit und 3¾ Zoll tief, die 4 Maaß Wasser faßte und beinahe 8 Pfd. wog, wurde bei der Temperatur des Wassers von 58 Grad Fahrenheit in ein gemauertes Kesselloch gestellt; es wurde mit 4 Zoll langen Stücken Büchenholz Feuer darunter angezündet, um das Wasser ins Kochen zu bringen, und zwei Stunden darin zu erhalten. Das Resultat war Folgendes:

Das Wasser zum Kochen zu bringen.

Zeit.	Holzverbrauch.
12 Minuten	1 Pfund

Das Wasser kochend zu erhalten.

2 Stunden	$\frac{3}{4}$ Pfd.
Zeit.	Holzverbrauch.
Sum. 2 St. 12 Min.	$1\frac{3}{4}$ Pfd.

Vierter Versuch. Derselbe Versuch wurde mit der nämlichen Kasserolle auf einem Dreifuße wiederholt, und es ergab sich Folgendes:

Das Wasser zum Kochen zu bringen.

Zeit.	Holzverbrauch.
28 Minuten	6 Pfund.

Das Wasser kochend zu erhalten.

2 Stunden	$5\frac{1}{2}$ Pfd.
Zeit.	Holzverbrauch.
Sum. 2 St. 28 Min.	$11\frac{1}{2}$ Pfd.

Das Resultat aus diesen beiden letztern Versuchen trifft mit dem aus den beiden erstern fast zusammen, so daß das Kochen bei offenem Feuer, wenn auch das Holz möglichst erspart wird, doch fünfmal mehr kostet, als bei verschlossenem Feuer. Es können aber auch hier noch Verbesserungen angebracht werden, wie aus dem Folgenden erhellen wird, und betrachtet man das gewöhnliche Verfahren beim Kochen, da man auf die Ersparung der Feuerung wenig oder gar nicht bedacht ist, so möchte dabei wohl zehnmal so viel darauf gehen. — Das Arbeitshaus in München ist eine öffentliche Wohlthätigkeits-Anstalt, aus dessen Küche 1000 bis 1500 Personen täglich gespeiset werden; daher war es wohl der Mühe werth auf die Ersparung des Holzes darin bedacht zu seyn. Bei der ersten Anlage der Küche dieses Hauses im Jahre 1790 wurden acht große kupferne Kessel in zwei Reihen in festem Mauerwerke, 3 Fuß hoch, 9 Fuß breit und 18 Fuß lang,

in der Mitte der Küche so eingemauert, daß sie alle von einem Feuerherde, der an dem einen Ende des Mauerwerks angebracht war, und durch Kanäle, die mit Schiebern versehen, zu allen Kesseln durch das Mauerwerk leiteten, erhitzt wurden, und daß in allen bei einem Feuer gekocht werden konnte. Obgleich keiner dieser Kessel mit dem Herde in unmittelbarer Berührung stand, und einige wohl 15 Fuß davon entfernt waren, so wurden sie doch alle sehr leicht durch die Hitze, welche bei Oeffnung der eisernen Schieber in den Kanälen frei cirkulirte, erhitzt. Jeder Kessel hatte seinen eigenen Kanal, und konnte sowohl einzeln, als auch mit mehreren zugleich geheitzt werden. Man konnte auch die Schieber mehr oder weniger öffnen, und nach Befinden der Umstände mehr oder weniger Hitze unter jeden Kessel lassen. Wenn ein Kessel keine Hitze mehr nöthig hatte, so öffnete man einen besonderen Schieber, der mit einem großen Kanal in Verbindung stand, wodurch entweder alle Hitze oder nach Gefallen ein Theil derselben in den Schornstein geführt wurde, ohne einen Kessel zu berühren. Das Feuer wurde durch ein Zugloch in der Thür der Aschengrube unterhalten, wodurch die Luft zum Feuerherde freien Zutritt erhielt. Wenn es keiner Hitze mehr bedurfte, so wurde das Feuer durch Verschließung des Zuglochs und aller Kanäle ausgelöscht. — Der Feuerherd hatte eine eyrunde Gestalt, 3 Fuß lang, 2 Fuß 3 Zoll weit, und 18 Zoll hoch. Oben war er mit einer doppelten Wölbung versehen, so daß zwischen beiden Wölbungen 4 Zoll Luft befindlich war. Die Feuerung wurde durch eine Oeffnung auf den Herd gelegt, die mit einer doppelten eisernen Thüre versehen war, welche beständig schlossen blieb. Das Feuer brannte auf einem nen Roste, und die Luft kam von unten die Aschengrube zu dem Roste. Der V

der Hitze auf dem Wege vom Feuerherde bis zu den Keſſeln wurde dadurch verhindert, daß die Verbindungskanäle doppelt waren. Der innere Kanal, der aus Ziegeln beſtand, lag in einem größeren iſolirt, und an allen Seiten von einer 2 Zoll dicken Schicht von eingeſchloſſener Luft umgeben. Der äußere verſchließende Kanal war mit dem Mauerwerke verbunden. Der Nutzen dieſes doppelten Kanals beſtand darin, daß die Hitze mehr zuſammengehalten, und daß ihr Entweichen in dem Mauerwerke verhindert wurde. Die eingeſchloſſene Luft iſt nach dem Grafen von Rumford das beſte Mittel das Entweichen zu verhindern. Dieſerhalb waren auch der Herd und die Leitungskanäle mit eingeſchloſſener Luft umgeben und wurden auch dazu benutzt, die Hitze in dem Keſſel feſt zu halten, welches durch doppelte Deckel auf den Keſſeln bewirkt wurde. Die Bänder dieſer beiden Deckel waren in einander gefügt, und die dazwiſchen befindliche Luft war völlig eingeſchloſſen. Der Dampf der kochenden Flüſſigkeit wurde durch eine ½ Zoll weite Röhre, die durch den Deckel hindurch ging und feſt angelöthet war, abgeleitet, ſo daß die Luft dennoch eingeſchloſſen blieb. Einige dieſer hohlen Deckel wurden mit Pelzwerk ausgeſtopft; allein Rumford fand nicht, daß ſie den Wärmeſtoff beſſer gehalten hätten, als diejenigen, die mit bloßer Luft angefüllt waren. Die einfachen Deckel werden bekanntlich beim Kochen ſo heiß, daß man ſie nicht mit bloßen Händen angreifen kann; daher iſt es ganz natürlich, daß ſie einen Theil der Wärme der äußern andringenden atmoſphäriſchen Luft mittheilen; aber bei den doppelten, mit eingeſchloſſener Luft angefüllten Deckeln iſt dieſes nicht der Fall, ſondern man kann ſie beim Sieden der Flüſſigkeit nicht nur ohne Gefahr abnehmen, ſondern auch lange Zeit hindurch die bloße Hand darauf liegen laſſen. Der Maſchinerie, die dem Grafen damals

zu sehr zusammengesetzt schien, um im gemeinen Leben Nutzen zu schaffen, fügte er in der Absicht die Natur der Feuerhitze und die Gesetze ihrer Wirkungsart immer vollkommener kennen zu lernen, noch andere Vorrichtungen hinzu. Der Dampf, der von der kochenden Flüssigkeit emporstieg, wurde durch Röhren in ein Zimmer unmittelbar über der Küche in ein Faß mit kaltem Wasser geleitet. Mit diesem ohne neue Feuerungskosten erwärmten Wasser wurden an dem folgenden Tage die Kessel statt des kalten Wassers wieder angefüllt. Damit das warme Faß während der Nacht nicht erkalte, war es in ein größeres Faß gestellt und die Zwischenräume zwischen beiden waren mit Wolle angefüllt. Das Abkühlen des Dampfes auf seinem Wege vom Kessel bis in das Faß wurde dadurch verhütet, daß man die Verbindungsröhre mit wollichten Schaffellen bedeckte und so die Berührung mit der atmosphärischen Luft verhinderte. Durch eine andere Vorrichtung wurde auch der Rauch in Contribution gesetzt. Er wurde bei seinem Hervorkommen unter den Kesseln aufgehalten, und unter einen großen, mit kaltem Wasser angefüllten Kessel geleitet, um daselbst seinen bei sich habenden Wärmestoff abzusetzen. Von zwei Kesseln wurde der Rauch unter einen Ofen geleitet, in welchem für den folgenden Tag das Brennholz vier und zwanzig Stunden getrocknet wurde. In einer kleinen Küche, dicht neben der beschriebenen, die als Muster zur Nachahmung angelegt war, und zum Besehen beständig offen stand, waren fünf Kessel von verschiedener Größe, alle durch ein Feuer heizbar, in einem halbkreisförmigen Mauerwerke befindlich. Der davon aufsteigende Rauch heitzte nach Belieben entweder einen Ofen oder Wasser, welches ein hölzernes Faß, daß aufrecht auf dem Mauerwerke stand, enthielt. Eine kupferne, auswendig verzinnte Röhre, die durch das Faß ging, leitete den

Rauch; sobald sie in das Faß hineintrat, zertheilte sie sich in drei kleine Röhren, jede ungefähr 4 Zoll im Durchmesser, welche parallel neben einander durch die ganze Länge des Fasses hindurch liefen; dann stiegen sie durch drei verschiedene Löcher im obern Boden des Fasses in einen Kanal, der in den Schornstein führte. Das Faß konnte durch eine Röhre aus einem Wasserbehälter immer wieder mit so viel Wasser angefüllt werden, als man abzapfte. Nichts erregte in dieser Küche mehr das Erstaunen, als wenn man in einem hölzernen Fasse Wasser kochend heiß durch einen metallenen Hahn herausfließen sah. Nach dem Grafen von Rumford soll sich schwerlich eine Einrichtung erfinden lassen, wodurch die Wärme den Flüssigkeiten mit geringerem Verluste mitgetheilt werden könnte. Das Holz ist an sich schon ein vortrefflicher Nichtleiter des Wärmestoffes, und kann überdies noch durch eingeschlossene Luft, Pelzwerk oder andere ähnliche Körper, die den Wärmestoff binden, umgeben werden. Daher ließe sich eine solche Einrichtung auch bei großen Salz- und Braupfannen treffen.

Die Suppe, welche die Armen aus dem Münchener Waisenhause erhielten, mußte über 3 Stunden kochen, und das Feuer dazu fünf Stunden unterhalten werden. Wenn für 1000 Personen Suppe gekocht wurde, so wurden dazu 300 Bayrische Pfund oder $\frac{1}{7}$ Klafter Holz erfordert, welches 43 Kreuzer kostete, das auf eine Person $\frac{1}{23}$tel Kreuzer für Feuerung macht. Sollte eben diese Suppe in Privatküchen bereitet werden, so würden bei der Eintheilung von 1000 Personen in 200 Familien, jede zu 5 Personen, jeder Familie $1\frac{1}{2}$ Pfund Holz zufallen. Aber nach den genauesten Untersuchungen über den wahren Holzverbrauch in Privatfamilien beim Kochen über offenem Feuer, wie es noch allgemein gebräuchlich ist, ergiebt sich, daß 5 Pfd. gute Erbsensuppe kaum

bei weniger, als 15 Pfd. trocknem Büchenholze bereitet werden kann; folglich würde das Holz, das in der Küche des Münchener Arbeitshauſes für 5 Perſonen auf 4 Jahre hinreicht, für eine Privatfamilie kaum 5 Monate ausdauern. Hier muß aber beachtet werden, daß je größer die auf einmal bereitete Maſſe von Speiſen und je größer der Keſſel iſt, deſto geringer auch verhältnißmäßig der Verbrauch des Holzes ſeyn muß. Um eben die Zeit, als die Küche in dem Arbeitshauſe vollendet wurde, ließ der Graf von Rumford zu München zwey andere große öffentliche Küchen bauen, nämlich die Küche der Militairakademie, und die Küche zum militairiſchen Eßſaale im Engliſchen Garten gehörig, wo während der jährlichen Muſterung täglich 200 Perſonen ſpeiſten. In dieſem Garten iſt ein Wirthshaus, eine Meierey und ein Molkenhaus, wofür der Graf noch vier Küchen erbauete, nämlich zwei für das Wirthshaus, eine für die Meierey, und eine für das Molkenhaus. Die Beſtimmung dieſer Küchen war ſo verſchieden, daß ſie nicht allein jeden Prozeß des Kochens in ſich begriffen, ſondern auch zu denſelben Operationen nach einem verſchiedenem Maaßſtabe Gelegenheit darboten. Die Küche der Militairakademie wurde nach einem andern Grundſatze angelegt, als die Küche des Arbeitshauſes. Jeder Keſſel hatte ſeinen eigenen Herd, auch fing man den von den Keſſeln aufſteigenden Dampf nicht auf, ſondern ließ ihn ungehindert verfliegen. Man hatte gefunden, daß bei gehöriger Behandlung des Feuers, wenn die Hitze nicht ſtärker gemacht wurde, als es der Zweck erforderte, das Auffangen der Dämpfe die darauf verwandte Mühe nicht belohnte. Jeder Feuerherd hatte ſeinen eigenen Roſt, und die Oeffnungen zu den Feuerherden und zu den Aſchengruben waren jede mit beſondern eiſernen Thüren verſehen. Anſtatt der eiſernen Thür, die zu viel Hitze annahm und der

atmoſphäriſchen Luft zuſtöhte, wurde nachher ein hohler Cylinder oder vielmehr ein abgeſtumpfter Kegel von gebranntem Thone oder von gewöhnlicher irdener Waare angebracht. Die Oeffnung dieſes Cylinders, durch welche man das Holz auf den Herd ſchob, wurde mit einem paſſenden Stopfer von gebranntem Thone verſchloſſen. Dieſer Körper iſt ein Nichtleiter des Wärmeſtoffs oder die Hitze durchdringt ihn doch nur ſehr langſam und mit groſſer Schwierigkeit, ſo daß ſowohl die äuſſere Oberfläche des Körpers, als ſeines Stopfers nur mäßig warm wird. Dieſe Verrichtung wurde bald noch mehr vereinfacht, indem man ſtatt des hohlen Kegels einen Ziegel wählte, 10 Zoll im Quadrat, und 2½ Zoll dick, mit einem runden Loche in der Mitte, welches mit einem Stopfer verſchloſſen war. Ein ſolcher Ziegel iſt leicht anzuſchaffen, und kann für eine Kleinigkeit gekauft werden. In München koſtet ein ſolcher Ziegel von der beſten Sorte mit ſeinem Stopfer nur 24 Kreuzer. Um den Stopfer in die Oeffnung recht paſſend zu machen, welches durchaus nöthig iſt, kann man ihn mit feinem naſſen Sande glätten.

Da es bei Anlegung eines Feuerherdes ſehr wichtig iſt, um unumſchränkter Herr der Luft zu ſeyn, ſo ließ Rumford die Oeffnung in der Aſchengrube mit einer genau paſſenden Thür verſehen, in deren Mitte das Zugloch mit einem Regiſter verſehen war, um der Luft nach Gefallen mehr oder weniger Zugang zu verſtatten. Durch mannigfaltige Verſuche mit Keſſeln von verſchiedener Größe, Geſtalt und Dicke hat ſich Rumford bemühet zu erforſchen, nicht nur welche Geſtalt für Keſſel am zweckmäßigſten iſt, ſondern auch, warum eine Geſtalt vor der andern den Vorzug verdient. Er erhielt dabei Licht über die Art, wie die Flamme und der heiße Dampf den Wärmeſtoff abſetzen, und fand die Idee zu einer wichtigen Verbeſſe-

rung der inneren Bauart der Feuerherde, die derſelbe ſeitdem mit dem beſten Erfolge angewandt hat. Um aber dieſen Gegenſtand deutlich und befriedigend ins Licht zu ſetzen, und ihn auch für diejenigen, die in ſolchen Unterſuchungen nicht geübt ſind, verſtändlich zu machen, iſt es nöthig etwas zurückzugehen, und ihn in einer wiſſenſchaftlichen Form abzuhandeln. Zuerſt iſt der Wärmeſtoff in Betrachtung zu ziehen, wie man ihn in der Haushaltung auf die vortheilhafteſte Methode erzeugen, und bei allen Prozeſſen leiten, einſchließen und zerſtreuen kann. Die Menge des Wärmeſtoffs, die bei der Verbrennung irgend eines Brennſtoffs erzeugt werden kann, iſt zwar nicht bekannt; allein es iſt doch höchſt wahrſcheinlich, daß ſie größtentheils von der Behandlung des Feuers abhängt. Auch iſt es wahrſcheinlich, wo nicht völlig gewiß, daß der erzeugte Wärmeſtoff nicht bloß den Brennſtoffen, ſondern größtentheils der Luft ſeine Entſtehung verdankt. Die Luft iſt da bei der Verbrennung unumgänglich nöthig, und der reine Theil der atmoſphäriſchen Luft, der etwa ein Drittel des Ganzen ausmacht, leidet dabei eine merkliche Veränderung, oder wird wirklich zerſetzt. Hieraus hat man den ſehr wahrſcheinlichen Schluß gezogen, daß der größte Theil der Feuerhitze aus dieſer Quelle ihren Urſprung nähme. Es ſcheint aber völlig gewiß zu ſeyn, daß die Menge des Warmeſtoffs von der Behandlung des Feuers herrührt. Höchſt wahrſcheinlich hält die Zerſetzung der Luft mit der Zerſezzung des Brennſtoffs gleichen Schritt. Die Verzehrung des Brennſtoffs wird ſehr beſchleunigt und der Grad der Hitze wird verſtärkt, wenn die Luft dem Feuerherde mit einer gewiſſen Schnelligkeit zuſtrömt. Hieraus erklärt ſich die Wirkung des Blaſens; wenn aber das Blaſen nicht gehörig geleitet wird, ſo dient es mehr dazu das Verbrennen zu hindern, als zu befördern; denn ein zu ſtarkes Blaſen löſcht das Feuer aus,

Sogar angezündetes Schießpulver soll ausgeblasen werden können. Die Feuerherde können so angelegt werden, daß sich das Feuer selbst verbläset, oder daß es einen Luftzug erregt, der in das Feuer strömet. Nach diesem Grundsatze, auf den man seine ganze Aufmerksamkeit richten muß, werden die Windöfen angelegt, und so muß auch ein jeder Feuerherd ein Windofen seyn, selbst dann, wenn er nur für die kleinste Schmorpfanne bestimmt ist. So ist eine Argandsche Lampe ein Feuerherd nach dieser Bauart; denn der gläserne Cylinder, welcher den Docht umschließt, verrichtet bloß die Dienste eines Blasers. Der Ort, wo das Licht brennt, ist in diesen Lampen auf allen Seiten eingeschlossen, und der Luftstrom, der die Flamme nährt, steigt lothrecht von unten zu der Flamme empor. Nicht allein das Licht, sondern auch die Hitze wird durch solche Blaser vermehrt. Die Luft muß immer von unten an die Flamme kommen, und es muß verhütet werden, daß nicht die kalte Luft von allen Seiten darauf stoßen kann. Man legt einen Feuerherd so an, daß die Verbrennung der Feuerung beschleuniget oder verzögert werden kann, ohne dadurch die Feuerung vermehren oder vermindern zu dürfen, welches bei verschlossenen Feuerherden durch das Zugloch in der Aschengrube bewirket wird, welches man so einrichten muß, daß man es mehr oder weniger öffnen kann. Hierzu ist auch erforderlich, daß man im Rauchfange eine Klappe oder einen Dämpfer anbringe, dessen größere oder geringere Oeffnung man in seiner Gewalt hat. Man kann dann auch das Feuer auf einmal auslöschen, und die etwa halbverbrannte Feuerung aufsparen. Eben diese Wirkung läßt sich auch ohne Dämpfer hervorbringen, wenn man den Rauch, nachdem er den Feuerherd verlassen hat, einige Fuß tief unter die Höhe des Rostes, worauf das Feuer brennt, sinken läßt, ehe er in den Schornstein aufsteigt. — Ein zwei-

ter wichtiger Umstand bei einem Feuerherde ist die rechte Zurichtung und Lage des Holzes. Die festen Theile des Brennstoffes müssen eine gewisse Größe haben; die einzelnen Stücke dürfen weder zu nahe an einander, noch zu weit von einander entfernt liegen. Auch ist es gut, wenn der Herd so eingerichtet ist, daß die Stücke der Feuerung, so wie sie an Größe abnehmen, von selbst in der Mitte des Herdes zusammenfallen. Bei kleinen Herden kann man solches dadurch bewirken, daß man die Feuerung auf einem Roste brennt, der die Gestalt einer hohlen Schüssel hat. Statt der eisernen Roste hat der Graf von Rumford Roste von gebrannter irdener Waare, oder vielmehr hohlen Schüsseln oder Pfannen, mit vielen Löchern zum freien Durchzuge der Luft versehen, eingeführt. Diese irdenen Pfannen, die sehr dick und stark gemacht werden müssen, sind viel wohlfeiler, als die eisernen, und leisten noch bessere Dienste, als diese. — So wie nun der Theil der Luft, der bei dem Verbrennen der Feuerung wirklich zersetzt wird, zur Erzeugung des Wärmestoffes Vieles beiträgt, so ist die Luft, die ohne zersetzt zu werden, ihren Weg durch den Feuerherd nimmt, ein Räuber, der sich auf Kosten des Feuers erhitzt, und einen Verlust der Wärme verursacht, der oft sehr beträchtlich ist. Die Luft kann aber nicht von der Seite her auf die Feuerung stoßen, wenn der Feuerherd auf allen Seiten eingeschlossen und die Oeffnung zum Hinlegen der Feuerung zugehalten wird; wenn aber der Rost breiter ist, als der Haufen der brennenden Feuerung, so kommt eine Menge Luft durch die Seiten des Feuerherdes, ohne durch die Flamme zu gehen. Dieses Uebel wird durch eine durchlöcherte hohle irdene Pfanne, worin alle Löcher nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte gerichtet sind, größtentheils verhütet. Auch kann man beim Gebrauch eiserner Rosten, diesem räuberischen Eindringen der Luft dadurch vorbeugen, daß

man den Siede- oder Feuerherd dicht unter dem Roste, in der Gestalt eines umgekehrten, abgestumpften, hohlen Kegels verengert, so daß dessen obere Oeffnung oder der obere Durchmesser vom innern Durchmesser des kreisförmigen Randes des Rostes gleich ist; der untere aber, durch den die Luft in den Feuerherd tritt, ungefähr $\frac{1}{3}$ jenes Durchmessers ausmacht. Diese untere Oeffnung muß unmittelbar unter dem Mittelpunkte des Rostes, und so nahe, als möglich, seyn, jedoch mit einem kleinen Zwischenraume, damit die Asche in die Aschengrube fallen kann. Die Gestalt und Größe der Aschengrube ist gleichgültig, nur muß sie weit genug seyn, um der erforderlichen Luft den Durchgang zu verstatten, und ihre Oeffnung muß mit einer genau passenden Thür, die mit einem Zugloche versehen ist, verschlossen werden können. Die Luftlöcher in den irdenen Pfannen aber, die man statt der eisernen Roste gebraucht, müssen oben enger, als unten seyn, damit sie nicht verstopft werden. Ein großer Vortheil eines nach diesen Vorschriften eingerichteten Feuerherdes besteht darin, daß er sich zu allen Arten der Feuerung, zu Holz, Torf, Steinkohlen gleich gut schickt, und daß es gleichgültig ist, ob man eine Art der Feuerung allein, oder mit andern Arten vermischt, gebraucht. Die Verengerung desjenigen Theils des Feuerherdes, der unter dem Roste liegt, hat einen noch wichtigeren Nuzzen. Die Hitze, die durch den Rost niederwärts dringt, wird von den beiden Seiten des umgekehrten hohlen Kegels aufgehalten, und anstatt in der Aschengrube verloren zu gehen, wieder unter den Boden des Kessels zurückgedrängt. Um sich nun von diesem Gegenstande einen deutlichen und anschaulichen Begriff zu machen, muß man untersuchen, wie und unter welcher Gestalt sich die erzeugte Hitze äußert, und wie man sie sammeln, aufhäufen, einschließen und leiten kann. Hier zeigt sich nun der während des Brennens erzeugte

Wärmeſtoff auf zwei Wegen, erſtlich in dem heißen Dampfe, der von der Flamme aufſteigt, und dann in Wärmeſtrahlen, die ſich von dem Feuer nach allen Richtungen hin verbreiten, welche Strahlen mehr erhitzend, als heiß genannt werden können. Denn wenn ſie frei durch einen Körper, z. B. durch eine naſſe Luft hindurch gehen, ſo theilen ſie einem ſolchen Körper gar keine Hitze mit. Auch ſcheinen ſie keinen hohen Grad der Hitze in den Körpern zu erregen, von deren Oberfläche ſie zurückgeworfen werden, gerade ſo, wie es bei den Sonnenſtrahlen der Fall iſt. In welchem Verhältniſſe dieſe ſtrahlende Hitze mit derjenigen ſteht, die im Rauche und heißem Dampfe aufſteigt, iſt nicht genau beſtimmt, indeſſen iſt ſo viel ausgemacht, daß weit mehr Wärmeſtoff in den heißen, elaſtiſchen Flüſſigkeiten vom Feuer verfliegt, als alle Wärmeſtrahlen zuſammen hervorbringen können. Darum darf man aber doch dieſen ſogenannten ſtrahlenden Wärmeſtoff, wogegen man den im Rauche und Dampfe aufſteigenden den gebundenen nennen könnte, nicht überſehen. Dieſe ſtrahlende Hitze bleibt immer noch beträchtlich, wie aus der Wärme erhellt, die ein Kaminfeuer verbreitet. Man kann ſich davon auch durch einen ſehr einfachen Verſuch überzeugen; wenn man nämlich die Hand in gerader Linie mit ausgeſtreckten Fingern gegen ein brennendes Feuer hält, ſo wird man in einer gewiſſen Entfernung wenig Wärme fühlen, wenn man aber in derſelben Lage die Hand flach macht, ſo wird man die Hitze kaum auszuhalten vermögen. Aber nicht bloß brennende, ſondern auch alle andere erhitzte, feuerfeſte und ſowohl unverbrennliche, als entzündbare und verbrennliche, flüſſige, ſo gut, als feſte Körper laſſen dieſe Strahlen ausſtrömen. Alle dieſe Wärmeſtrahlen erzeugen in dem Körper, von welchem ſie aufgefangen werden, Hitze, aber nicht in dem Mittelkörper, durch welchen ſie hindurchziehen oder gehen. Man muß alſo

dem zu erwärmenden Körper eine solche Lage geben, daß er die zu empfangende Hitze leicht und nothwendig erhält. Die verschlossenen Feuerherde erfüllen diesen Zweck vollkommen. Die Einschließung des Wärmestoffs ist ein so wichtiger Gegenstand, daß er hier etwas umständlich abgehandelt zu werden verdient.

Es ist bekannt, daß einige Körper den Wärmestoff leichter durchlassen, als andere, allein bis jetzt hat man davon die Ursache noch nicht entdeckt. Man kennt den Nutzen der hölzernen Handgriffe an metallenen Kaffee- oder Theekannen; man weiß auch, daß Ueberzüge von Leder oder Holz über die metallene Handgriffe eben die Dienste leisten, und man kann die Verschiedenheit der leitenden Kräfte verschiedener Körper im Betreff des Wärmestoffs noch aus allerhand einfachen Versuchen kennen lernen und beurtheilen, z. B. mit einem eisernen oder hölzernen Nagel oder mit einem länglichten Stücke Glas, welches man in die Flamme eines Lichtes hält. Unter allen Körpern, womit man solche Versuche anstellen kann, giebt es vielleicht keine zwei, die den Wärmestoff mit gleicher Leichtigkeit durchlassen. Den Wärmestoff einschließen, würde also nichts anders heißen, als das Entweichen desselben aus dem heißen Körper verhüten, welches dadurch bewirkt werden kann, daß man ihn mit einer Substanz umgiebt, die ihn entweder gar nicht oder doch nur mit großer Schwierigkeit durchläßt. Gäbe es für den Wärmestoff eine völlig undurchdringliche Hülle, so könnte man glauben, daß ein mit ihm geschwängerter Körper beständig heiß bleiben würde; man kennt aber keine solche Materie, und es scheint auch, daß es überhaupt keine giebt. Körper, die den Wärmestoff leicht und schnell durchlassen, heißen Leiter, die ihn hingegen nur langsam und mit Schwierigkeiten durchlassen, Nichtleiter. Ein mittelmäßiger Leiter kann auch eben so gut ein mittelmäßiger

Nichtleiter genannt werden. Alle Metalle sind gute Leiter des Wärmestoffes, Holz dagegen, und überhaupt alle leichte, trockne und schwammigte Körper sind Nichtleiter; Glas ist auch ein Nichtleiter, obgleich im geringen Grade. Queckſilber, Wasser und alle Flüssigkeiten sind Leiter; aber Luft und alle elastische Flüssigkeiten, auch der Dampf sind Nichtleiter Ein fester Körper in seiner unzertrennten Masse leitet viel besser, als wenn eben der Körper zerstoßen und in kleine Stücke zertheilt ist. Eine eiserne Stange ist ein besserer Leiter, als Eisenfeile; Sägespäne sind ein besserer Nichtleiter, als Holz, und ein noch besserer Nichtleiter ist sehr trockne und fein pulverisirte Holzkohle; aber unter allen Substanzen, deren man sich zum Einschließen des Wärmestoffes bedienen kann, ist keine mit größerem Vortheil zu gebrauchen, als die gemeine atmosphärische Luft. Die Natur bedient sich derselben zu diesem Zwecke, und wir dürfen ihr nur nachahmen. Die Wolle, das Pelzwerk der Thiere und die Federn der Vögel sollen ihre Wärme, nach Rumford, von der in ihren Zwischenräumen befindlichen, festgehaltenen Luft haben; eben so soll auch im Winter die Luft im Schnee die Wärme in der Erde erhalten, auch die Wärme aller künstlichen Bekleidung hängt davon ab. In kalten Ländern kennt man den Nutzen der doppelten Fenster, und auf gleiche Weise sollte man sie auch in heißen Ländern zur Abhaltung der Hitze gebrauchen; denn sie dienen dem einen Zwecke so gut, wie zu dem andern. Die Ursache davon ist nicht die Dicke des Glases, sondern die zwischen den beiden Fenstern eingeschlossene Luft. Man kann die nichtleitende Krafe der Luft auch noch vermehren, und um sich einen Begriff davon zu machen, muß man die Art, wie die Luft den Wärmestoff durchläßt, beachten. Jedes Lufttheilchen nimmt zwar für sich selbst von andern Körpern den Wärmestoff

an; allein es findet keine Mittheilung des Wärmestoffs zwischen den einzelnen Lufttheilchen Statt. Die Luft führt den Wärmestoff zwar fort, aber sie läßt ihn nicht bloß durch, woraus folgt, daß sie ganz undurchdringlich seyn würde, wenn sie unbeweglich bleiben könnte. Alles, was die innere Bewegung der Luft verhindert, vermindert auch ihre leitende Kraft. Aus einem angestellten Versuche erhellt, daß eine gewisse Menge Wärmestoff durch eine $\frac{1}{2}$ Zoll dicke Wand oder Schicht eingeschlossener Luft in $9\frac{3}{5}$ Minuten seinen Weg fand; durch dieselbe Luftschicht aber $21\frac{2}{5}$ Minuten zu seinem Durchgange gebrauchte, wenn man $\frac{1}{16}$ Eiderdaunen, feines Pelzwerk oder feine Seide mit ihr vermischte. Diese Körper binden die Luft und machen sie unbeweglicher; wenn man aber einen leitenden Körper mit ihr vermischen wollte, so würde sie die Wärme leicht und schnell durchlassen.

Bei der Wahl der Körper, die man mit der Luft vermischen will, muß man auch auf die Zartheit und Feinheit ihrer Theile sehen; die feinsten und zartesten Körper sind die besten. Grobe Pferdehaare würden den Zweck viel schlechter erreichen, als der feine Pelz des Bibers. Wahrscheinlich hat auch die Natur manchen Körpern noch eine verborgene Eigenschaft beigelegt, daß sie weit schwerer den Wärmestoff durchlasse, als andere von gleicher Beschaffenheit. Die atmosphärische Luft ist aber nicht bloß ein Nichtleiter des Wärmestoffes, sondern auch alle andere, sowohl natürliche, als künstliche Luftarten sind es, ja auch der Dampf. Ein darüber angestellter Versuch bewies, daß nicht allein die kalte Luft, sondern auch der heiße Dampf und die heißen Mischungen von Luft und Dampf Nichtleiter des Wärmestoffs sind; aus mehreren Untersuchungen, die Rumford damit anstellte, erhellte sogar, daß selbst die Flamme ein Nichtleiter ist. Die Resultate dieser Versuche führten zu folgen-

der Bauart der Kessel. Die Gestalt der Kessel muß so eingerichtet seyn, daß sie die innere Bewegung der Flamme befördert. Die Oberfläche des Kessels muß nicht allein so groß, als möglich, seyn, sondern der Kessel muß auch eine solche Gestalt haben, daß die Flamme mit Heftigkeit daran schlagen, sich daran brechen, und darunter in Wellen und Wirbeln spielen kann. Die Hauptkraft der Flamme muß also gegen den Boden des Kessels gerichtet seyn, weil sonst der, größte Theil des Wärmestoffs verloren gehen würde.

Ueber die Einrichtung der verschiedenen Küchen und Siede- oder Feuerherde, die der Graf von Rumford selbst gebauet hat, noch Folgendes: In der Küche des Arbeitshauses zu München hat nach neuerer Einrichtung der große runde kupferne Kessel, der neben der großen Küche in einer kleinern steht, die vollkommenste Einrichtung; sein hölzerner Deckel ist wohlfeil, einfach und dauerhaft, und schließt die Wärme gänzlich ein; seine Dampfröhre leitet alle beim Kochen erzeugten Dämpfe ab, und erhält die Luft in der Küche trocken und gesund. Zur Ableitung der von der aufgegebenen Suppe aufsteigenden Dämpfe, dient ein hölzerner, mit einer Klappe versehener Dampfschornstein, dessen Oeffnung oben in der Küche ist. Seine Klappe wird durch eine Schnur geöffnet und geschlossen. Die einzige Verbesserung, die man bei dem Kessel noch anbringen könnte, wären Oeffnungen, um die Züge vereinigen zu können, ohne den Kessel selbst von der Stelle zu rücken, welches eigentlich bei allen großen Kesselherden der Fall seyn müßte. Diesen Kessel gegenüber befindet sich eine Maschine zum Trocknen der Kartoffeln. Mäßig gekochte, dann geschälte und in Scheiben geschnittene Kartoffeln, die in dieser Maschine getrocknet werden, kann man mehrere Jahre conserviren. Die acht eisernen Kessel in der großen Küche sind sehr gut angelegt. Der Ofen, der von dem Rauche

zweier Keſſel erhitzt wird, dient zum Trocknen des Holzes. — Die Küche der Militair-Akademie in München iſt in allen ihren Theilen ſo vollkommen, daß vielleicht keine bedeutende Verbeſſerung mehr angebracht werden kann. Der ſchon ſeit ſieben Jahren gebrauchte Bratofen verſpricht auf eine noch viel längere Zeit eine guter Dauer. Alle verſchiedene Küchenprozeſſe können in dieſer Küche mit wenig Arbeit und einem geringen Holzaufwande vorgenommen werden. Zwei große Keſſel und drei große Kaſſerollen, die in einem Winkel einzeln eingemauert ſind, ſind als vollkommene Muſter zur Nachahmung zu empfehlen. — Die Küchen des militairiſchen Eßſaals im Engliſchen Garten iſt in ihren einzelnen Theilen nicht ſo vollkommen, als die vorige; allein ſie hat drei kleine Bratöfen, die zum Muſter für Privatfamilien dienen können, und auch verſchiedentlich nachgeahmt werden.— Die Küche in d. Meierey im Engliſchen Garten entſpricht ganz ihrer Beſtimmung, und kann als Muſter für die Küchen in Meiereyen und für Familien von 18 bis 20 Perſonen empfohlen werden. Einer der Keſſel, worin man Waſſer wärmt, wird im Winter von dem Rauche eines Stubenofens geheitzt. — Die große Küche des Wirthshauſes im Engliſchen Garten, iſt faſt bloß dazu eingerichtet, junge Hühner bei offenem Feuer zu braten, welche ein Lieblingsgericht der Bayern ſind. Sie hat drei offene Feuerherde, die nach guten Grundſätzen angelegt ſind. Eine kleinere, zu dieſem Wirthshauſe gehörige Küche, hat nichts Empfehlenswerthes. Die im Hoſpitale für ſchwache und hülfloſe Arme am Gaſteige angelegte Küche kann zur Nachahmung empfohlen werden. — Die Küche des Hoſpitals la Pieta in Verona iſt vorzüglich merkwürdig wegen ihrer bequemen Form und wegen der Symmetrie ihrer Theile. Die Deckel der großen Keſſel werden von Säulen, die über

Rollen laufen aufgehoben, welche Deckel eigentlich von Holz seyn müßten, wie im Arbeitshause zu München. Die Roste für's Feuer sind zwar rund, aber nicht hohl; sonst ist diese Küche ganz vollkommen. — Die Küche des Hospitale la Misericordia zu Verona ist nach eben den Grundsätzen angelegt, wie die vorige, jedoch ist ein kleiner Unterschied in der Lage des Mauerwerks, worin sich die Kessel befinden. — Eine kleine Küche in dem Hause des Baronet Sir John Sinclair, Präsidenten des Ackerbauamtes in London, ist eine Musterküche. Der Bratofen in dieser Küche ist von mittlerer Größe, aber eine so nützliche Maschine, daß ihr allgemeiner Gebrauch zu wünschen seyn soll; die dadurch bewirkte Holzersparung ist außerordentlich, und das darin gebratene Fleisch ist vorzüglich schmackhaft und lecker. — Eben so wurde in der Küche des Findelhauses zu London ein großer Bratofen angelegt, der so wohlfeil in der Feuerung ist, daß sich die Kosten für 112 Pfd. Rindfleisch, die auf einmal gebraten werden, nur auf 12 Kreuzer belaufen, und zwar nach einem sehr hohen Preise der Steinkohlen. Rumford ließ zur Probe 100 Pfd. Kalbfleisch in sechs Stücken in dem Bratofen der Militair-Akademie zu München braten, und das dabei verbrannte Fichtenholz wog 33 Pfund, welches, die Klafter zu 4½ Gulden gerechnet, nur 3 Kreuzer betrug. Auch die Kessel in diesem Findelhause erfüllten vollkommen diesen Zweck, und verschiedene andere große Hospitäler haben ihre Einrichtung nachgeahmt. Man machte in der Küche drs Findelhauses auch einen Versuch mit eyrunden schlüsselförmigen Rosten von gegossenem Eisen; allein die Hitze war zu stark, so daß sie bald schmolzen. Man mußte daher die gewöhnlichen flachen Roste von starken eisernen Stäben nehmen. Vielleicht ist die Hitze der Steinkohlen daran Schuld, da hingegen das Feuer von Holz solche schlüsselförmige Roste er-

laubt, die in den öffentlichen Küchen zu München auch eingeführt sind. — Rumford hat in München auch verschiedene Versuche mit Rosten von gemeinen Backsteinen, die eckig gelegt werden, gemacht, und er hat gefunden, daß sie besser waren, als die von eisernen Stäben, und auch wohlfeiler. Um die Kosten bei der Anlage der Feuerherde zu verringern, kann man auch die Oeffnung des Herdes zum Einlegen der Feuerung mit einem Ziegel oder flachem Steine verschließen; eben so auch die Thür der Aschengrube und den Dämpfer im Kanal, der den Rauch in den Schornstein leitet. Nach diesen Grundsätzen wurde eine Küche angelegt, in der nichts von Metall war, außer der Kessel. — Auch bei Armeen im Felde, wenn die Truppen auf kürzere Zeit, wie z. B. bei Waffenstillesständen im Bivouak liegen, kann man eine ähnliche Feuerung anbringen. So z. B. wurden die Bayerschen Truppen in den Französisch-Deutschen Kriegen auf diese Weise mit einer Küche versehen. Es wurden nämlich für einen Theil dieser Truppen vier große länglichte viereckige Pfannen von dünnem, verzinntem Kupfer auf einem kreuzförmigen Mauerwerke befestiget. Jede Pfanne hatte ihren Herd, welcher durch doppelte, mit Dämpfer versehene Kanäle mit einem gemeinschaftlichen Schornsteine in der Mitte des Kreuzes in Verbindung stand. Die Dämpfer waren dünne flache Ziegel, die Roste für die Feuerung waren eckig gesetzte Ziegel, und die Oeffnungen des Herdes und der Aschengrube wurden mit ausgehöhlten Ziegeln verschlossen. Unter dem Boden einer jeden Pfanne waren der Länge nach drei Züge. In dem mittlern, der die Länge der beiden andern hatte, brannte das Feuer. Die Oeffnung zum Einlegen der Feuerung ist an dem, von dem Schornsteine entferntesten Ende der Pfanne. Die Flamme dringt daher bis ans Ende des mittelsten Zuges, theilt sich dann, kehrt in die beiden Seitenzüge

nach dem andern Ende der Pfanne zurück, und geht längs der Auſſenſeite deſſelben in den Schornſtein. Die Pfannendeckel ſind von Holz und beſtehen aus zwei durch Heſpen verbundene Stücken. Dieſe vier Pfannen ſind von verſchiedener Größe, ſo daß ſie ineinander geſetzt werden können. Die größte, worin die drei andern ſtehen, wird in einen hölzernen Kaſten gepackt, in die kleinſte aber ein Zelt, welches ſie alle vier bedecken kann. In der Mitte des Zeltes iſt eine Oeffnung für den Schornſtein. Die ganze Küche, die für 1000 Mann hinreicht, kann leicht auf einem Karren mit einem Pferde fortgeſchafft werden. Dieſe Einrichtung iſt bei den Armeen gut anwendbar; auch Lord Pelham machte bei ſeinem Regimente einen Verſuch damit und fand ſie von großem Nutzen. Die Holzerſparung iſt beträchtlich, und die Erleichterung der Mühe des Kochens nicht minder bedeutend. Noch eine andere Erfindung und Einrichtung zum Kochem im Felde iſt ein tragbarer Keſſel, der leicht und wohlfeil iſt, worin die Speiſen auf dem Marſche gekocht oder kochend fortgebracht werden können. Es ſind die ſogenannten Feldfuhrküchen, oder wenigſtens ſind die jetzigen, die man bei der Preußiſchen und andern Armeen hat, den oben angeführten nachgebildet worden. Der Herr von Kurowsky-Eichen hat im Jahre 1813 ein kleines Werkchen bei Salfeld in Berlin über die Feldfuhrküchen mit einem Kupfer herausgegeben, worin Vorſchläge gethan worden, die ſich auf die oben angeführte Einrichtungen baſiren; ſ. den Art. Feldfuhrküche, im Supplement.

Die Geſtalt der beiden größten Keſſel in der Küche des Findelhauſes zu London iſt ein längliches Viereck, eine Form, die aus vielen Gründen allen andern vorzuziehen iſt, beſonders aber, weil man ſie leicht in dem Mauerwerke befeſtigen, und ihre Züge beſſer reinigen kann. Die erſte Pfanne dieſer Art führte Rum-

ford in dem Hause eines Leinwandhändlers zu Dublin, als ein Muster für Bleichen ein. Sie ist 8 Fuß breit, 10 Fuß lang und 2 Fuß tief, und hat einen hölzernen ausgeholten Deckel, der den Dampf vollkommen in den Kessel einschließt. Dieser Deckel wird durch ein Seil aufgehoben, welches über einer Rolle läuft. Unter der Pfanne befinden sich fünf Züge, die nach der Länge der Pfanne laufen. Um ihre Aussenseite sind keine Züge; allein die Backsteinwände, welche die kalte Luft abhalten, sind doppelt, und der Raum dazwischen ist mit Holzkohlenstaube angefüllt. Die Feuerung brennt im andern Ende des mittlern Zuges auf einem schüsselförmigen Roste. Die Flamme läuft bis zum äußersten Ende der Pfanne in diesem Zuge fort, theilt sich dann, und kehrt in den beiden nächsten Zügen nach vorne zurück; dann wendet sie sich rechts und links, geht wieder in den beiden äußeren Seitengängen bis an das äußerste Ende der Pfanne, und tritt von da in zwei Kanäle, welche sie in die Züge einer andern Pfanne leiten, unter der sie gleichfalls ihren Kreislauf macht und das Wasser erwärmt, welches zur Anfüllung der ersten Pfanne bestimmt ist. Diese Pfannen sind von sehr dünnem Kupferbleche, welches der Hitze stärkeren Widerstand leistet, als das gewöhnliche dicke; daher sind sie nicht nur dauerhaft, sondern beide zusammen kosten auch weniger, als eine einzige Pfanne nach der alten Einrichtung. Nach einer Berechnung eines Herren Düffin würde die allgemeine Einführung solcher Pfannen in Irland eine Ersparung der Feuerungskosten von 50,000 Pfd. Sterl. oder 300,000 Thaler bewirken. — In einem Waschhause der Dubliner Societät wurden zwei länglich-viereckigte Pfannen angelegt, wovon die eine durch die Feuerhitze und die andere durch den Rauch erhitzt ward. Wenn der Rauch in den Zügen der zweiten Pfanne cirkulirt hat, so tritt er in einen langen Zug, der rings um die Seiten eines

Trockenzimmers läuft, geht dann durch eine Wand in das Plättzimmer und entweicht durch den Schornſtein. Der Boden der zweiten Pfanne liegt mit dem obern Rande der erſten gleich, ſo daß das warme Waſſer aus der zweiten in die erſte durch einen meſſingenen Hahn hineingelaſſen werden kann. Der Dampf von der Hauptpfanne tritt durch den hölzernen Deckel in eine hölzerne Röhre, die in eine andere Röhre führt, und den Dampf in das Trockenzimmer leitet, wo ſich dieſe hölzerne Röhre in eine kupferne von 3 Zoll im Durchmeſſer endet, die den Dampf durch die Mitte des Trockenzimmers und endlich durch eine Oeffnung im Fenſter in die Luft leitet. Der Ofen zum Heitzen der Plätteiſen iſt von Backſteinen. Der Boden iſt eine hohle Pfanne von gegoſſenem Eiſen, die faſt ganz mit feinem Sande angefüllt wird. Dieſe Pfanne, unter der ſich ein verſchloſſener Herd zum Feuer befindet, wird, da der Sand ihrer Oberfläche vor der kalten Luft ſchützt, leicht rothglühend, und die Plätteiſen, die man unter den Sand auf die Metallplatte legt, werden in kurzer Zeit erhitzt. Dieſer Plättofen, ſteht im Trokkenzimmer, aber die Thür zum Einlegen der Eiſen, ſo wie die Thür des Herdes und der Aſchengrube öffnen ſich alle in das Plättzimmer. Der Rauch von dieſem Ofen geht auch durch eine metallene Röhre in das Trokkenzimmer, welches Zimmer auch beſonders geheitzt werden kann, und zwar vermittelſt eines kleinen Feuerherdes, der ſich in den Zug öffnet, durch welchen der Rauch von den Pfannen in dieſes Zimmer hineingeleitet wird. Er iſt außerhalb des Trockenzimmers da angebracht, wo ſich der Zug mit der zweiten Pfanne vereiniget. Wenn er nicht geheitzt wird, ſo verſchließt man durch eine eiſerne Platte die obere Oeffnung, wo die Flamme unter den Zug ſchlägt; iſt er aber geheitzt, ſo werden die Thüren zum Herde der Hauptpfanne und das Zugloch in der Aſchengrube geſchloſſen. Damit der obere

Rand der Hauptpfanne nicht zu hoch über den Fußboden des Waschhauses emporstehe, und damit die Wäscherinnen in dem Kessel arbeiten können, ohne einige Stufen hinauf zu steigen, so ist der Rost und der Boden der Züge unter der Pfanne fast dem Fußboden gleich, und die Aschengrube liegt tiefer. Vor dem Feuerherde aber ist ein Platz, drei Fuß ins Gevierte und zwei Fuß tief in den Fußboden eingemauert, um den Zugang zum Feuerherde und das Anzünden des Feuers bequemer zu machen. In den beiden Seitenwänden dieses Vorplatzes, rechts und links, sind Wölbungen zum Aufbewahren des Holzes. Solche Vorplätze sind sehr nöthig, weil sonst der obere Rand der Pfanne zu hoch über dem Fußboden steht. Man kann zwar vor den höher liegenden Pfannen Stufen anlegen; allein sie sind unbequem, und kosten mehr, als solche Vorplätze. Wenn es aber nicht die Lage erlaubt, einen Vorplatz anzubringen, so müssen um das Mauerwerk der Pfanne Stufen angelegt werden; wie man sie in der Küche des Hospitals la Pieta zu Verona findet. Die Züge unter der Hauptpfanne des Waschhauses der Dubliner Societät haben nicht die Einrichtung, daß sie die Flamme theilen und in zwei Ströme leiten, sondern sie laufen unter ihr von Seite zu Seite. Die Thür des Herdes ist an der Seite der Pfanne. Die Flamme geht und kommt zweimal von vorn und hinten, tritt dann in einen mit einem Dämpfer versehenen Kanal, der sie in die Züge der zweiten Pfanne leitet. Um die Züge leicht reinigen zu können, so sind ihre Enden offen gelassen, und können mit einer doppelten Wand von Backsteinen geschlossen werden, deren Fugen man auswärts mit nassem Thone bestreicht. Rumford legte auch in dem Arbeitshause zu Dublin einen großen Kessel an, der als Muster dienen und zeigen sollte, wie ein großer Saal von dem Feuer eines Küchenherdes zugleich mitgeheizt werden könne,

eine Einrichtung, die auch auf die Heißung eines Treibhauſes anwendbar iſt, wenn es gleich in beträchtlicher Entfernung von der Küche liegen ſollte, und auch hin und wieder in Deutſchland, ſo z. B. in Berlin, angewendet worden iſt. Der Rauch von dem Feuerherde wird wagerecht an den Seiten des Saals von einem Ende deſſelben zum andern geleitet, und ſo auch der Dampf von dem Keſſel. Die kleinere Röhre, worin der Dampf fortzieht, läuft mit der Rauchröhre parallel. Wenn der Saal nicht geheizt werden ſoll, ſo ziehen Rauch und Dampf unmittelbar in einem über dem Feuerherde befindlichen Schornſteine in die Luft. Der oben angeführte Schriftſteller ließ auch, um die Wärme durch den Saal gleichmäßig zu vertheilen, eine Bekleidung von warmen wollenem Zeuge, drei bis vier Fuß lang, an verſchiedenen Stellen um die Dampfröhre legen, und mit Knöpfen befeſtigen. Wo man die Dampfröhre mit dieſem Zeuge mehr oder weniger umkleidet, da denn die Hitze nicht durchdringen kann, ſondern weiter vorwärts geht, und die entfernten Theile des Saals erwärmt. Die Dampfröhre iſt gerade ſo viel aufwärts geſchleift, daß das Waſſer, welches aus der Verdichtung des Dampfes entſteht, wieder in den Keſſel zurückfließt. Nach dieſen Grundſätzen wurde auch ein Siede- oder Feuerherd angelegt, um eine der Hauptküchen in Dublin zu heitzen. Der wagerechte Zug, in welchem der Rauch durch den genannten Saal zirkulirte, iſt eine runde Röhre von Eiſenblech, etwa 7 Zoll im Durchmeſſer. Sie beſteht aus einzelnen Stücken von 12 bis 15 Fuß Länge, um ſie deſto leichter reinigen zu können. — Man hat dergleichen Sparſiedeherde, Sparküchen, außer München, auch hin und wieder ſchon in mehreren großen Städten Deutſchlands angelegt, und ſie nicht allein für den Küchengebrauch, ſondern auch zu verſchiedenen andern Zwecken benutzt. Auch hat man jetzt be-

ſondere Einrichtungen gemacht, um mit Dämpfen heizen und Maſchinen treiben zu können, wie ſolches unter Dampf und Dampfmaſchine, im Supplement vorkommen, und wo dieſer Gegenſtand überhaupt weitläuftiger abgehandelt werden wird.

Spart, eine Art Binſen, ſ. unter Binſe, Th. 5.

Spartágras, ſ. Pfriemengras, Th. 19, S. 749.

Sparteoli, die Nachtwächter in Rom; ſ. Vigiles.

Sparzette, Sparſette, Hedysarum, ſ. Eſparſette, Th. 11, S. 562 u. f.

Spasma, Spasmus, die Lateiniſche Benennung des Krampfes, ſ. Th. 46, S. 786 u. f.

Spasmodica, Antispasmodica, die Arzneimittel wider den Krampf; ſ. ſchlafmachende und ſchmerzſtillende Mittel, Th. 145, S. 113 u. f.

Spasmus, ſ. Spasma; Spasmus Cynicus, der Hundskrampf, ſ. Sardoniſches Lachen, Risus Sardonius, Th. 136, S. 599.

Spaß, ein nur im gemeinen Leben, und in der vertraulichen Sprechart übliches Wort, einen jeden Scherz zu bezeichnen, und in ſo fern iſt dieſes Wort auch mit Poſſe, ſ. dieſes, Th. 115, S. 657, verwandt, nur daß Spaß ſich mehr auf einen vertrauten Kreis beſchränkt, mehr in engen Zirkeln ſein Weſen treibt, und Poſſe mehr dem öffentlichen Leben angehört. So ſpaßt man, oder treibt Spaß mit vertrauten Freunden, in traulichen Zirkeln, wo man ſich gegenſeitig kennt; daher die Redensarten: Es war nur mein Spaß; Er hat es nur zum Spaß oder im Spaße geſagt. Das wird einen hübſchen Spaß geben. Spaß machen, treiben. Der Spaß iſt ihm gelungen, wo aber hier doch lieber Scherz ſtehen muß, welches Wort eine ausgedehntere Bedeutung hat, und ſchon aus den Schranken eines engen Weſens tritt.

Spaßen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung,

ſcherzen, welches jedoch nur in der vertraulichen Sprechart üblich iſt. Ich habe nur geſpaßt. Mit Jemandem ſpaßen ꝛc.; und desgleichen auch das Spaßen.

Spaßhaft, Bei- und Nebenwort, im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart. Ein ſpaßhafter Menſch. Spaßhaft ſeyn. Ein ſpaßhafter Einfall. Im ſüdlichen Deutſchland gebraucht man dafür auch das Wort ſpaßig.

Spaßhaftigkeit, die Eigenſchaft einer Perſon ſpaßhaft zu ſeyn, jedoch nur in der vertraulichen Sprechart.

Spaßmacher, Luſtigmacher, Poſſenreißer, Poſſenmacher, Spaßmeiſter, Schalknarr, ſ. Th. 82, S. 14; Th. 115, S. 658; und dann die Art. Hofnarr, Th. 24, S. 208 u. f., und Narr, Th. 101, S. 267. Hier noch Einiges zur Ergänzung jener Artikel. Wie alt die Mode iſt, an Fürſtenhöfen Spaßmacher, Luſtigmacher oder Poſſenreißer zu halten, kann nicht mit Gewißheit oder Beſtimmtheit angeführt werden, indeſſen iſt ſo viel gewiß, daß ſie hoch hinaufreicht, und daß ſie vielleicht aus dem Morgenlande zu uns gekommen iſt; denn an dem glänzenden Hofe des Griechiſchen Kaiſerreiches zu Konſtantinopel findet man ſie ſchon zu den Zeiten der Kreuzzüge, und daher iſt es auch nicht unwahrſcheinlich, daß diejenigen Fürſten, welche den Kreuzzügen beigewohnet, bei der Rückkehr in ihre Staaten auch dieſe Mode, Sitte, bei ſich eingeführt haben, ſo wie man ſpäterhin in Deutſchland Heiducken, Kammerhuſaren, Schweizer, Türken, Mohren, Läufer ꝛc. an Fürſtenhöfen, um den Glanz zu vermehren, hielt. Diejenigen, welche die Pracht und den Glanz, den Luxus an den morgenländiſchen Fürſtenhöfen nicht als Veranlaſſung zur Entſtehung der Hofnarren wollen gelten laſſen, gehen noch höher hinauf, und ſuchen ſie in dem Aberglauben der Morgenländer, die verrückte Men-

schen für Heilige oder Inspirirte hielten, weil ihre Reden, ihre Inspirationen oder mystischen Träume für andere vernünftige Menschen unverständlich sind. Allein diese Erklärung der Entstehung der Hofnarren ist ganz falsch; denn dergleichen Inspirirte kommen wohl nicht an Fürstenhöfen vor, und würden auch eine sehr schlechte Rolle gespielt, und statt zu ergötzen, nur gelangweilt haben. Man hat vielleicht geglaubt, weil man früher an den Höfen, unter dem übrigen Hofgesinde oder Hofpersonale, auch Zwerge, Stumme, Blödsinnige ꝛc. antrifft, man auch diese Klasse von Menschen daselbst antreffen müsse; allein Erstere hat nur das Mitleiden an die Höfe gebracht; denn da man in jener Zeit noch keine öffentlichen Anstalten zur Versorgung dergleichen Leute hatte, so nahm man sie an den Höfen auf, um das Hofpersonal zu vergrößern, und gab ihnen Unterhalt. Da sich nun unter den Zwergen und Blödsinnigen Individuen fanden, welche von ungefähr einen Witz rissen, oder eine passende Rede, welche Gelächter unter den Hofleuten verursachte, hielten, so wurde zuletzt der Gegenstand des Mitleids, ein Gegenstand der Belustigung. Man zeichnete ein solches Individuum durch seltsame Kleidung aus, theils um ihn durch den Anblick, als der Lachlust günstig, schon zu charakterisiren, theils wohl auch um ihn dadurch gegen die Beleidigungen anderer Menschen zu sichern oder zu schützen; auch ertheilte man ihm wohl Vorzüge mancherlei Art, worunter vorzüglich gehörte: an der Tafel seines Herrn zu speisen, und diesen durch seine lustigen Einfälle zu ergötzen. Dieses, wie es schien, köstliche Leben, merkten sich bald nicht blödsinnige Müßiggänger, und spielten den Wahnsinnigen, um ohne Arbeit bei den Großen Unterhalt zu finden; sie spielten aber mit gesundem Verstande den Narren, und so scheinen auch wohl nach und nach die Spaßmacher, Lustigmacher, Hofnarren entstanden zu

seyn. Ein Schriftsteller sagt: „Die Macht und das Ansehen der Großen, und die Dürftigkeit derer, welche natürliche Gaben zur Belustigung, zum Spott und zum Scherze besaßen, und solche auf Kosten der Vernunft feil boten, verstärkten die Bewegungsgründe zu dergleichen Usurpationen der Menschheit; so strenge indessen nach dieser Erklärung jene Gewohnheit zu seyn scheint, so wird sie auf der entgegengesetzten Seite milder, wenn man annimmt, daß nach der Erfahrung unter der angenommenen Narrheit sich auch anwendbarer Witz versteckte, der bei schicklicher Anwendung oft mehr wirken kann, als ernste Philosophie und Moral, besonders bei solchen Personen, die den Gesetzen derselben nicht untergeben zu seyn wähnen. Mancher Hofnarr sagte oft ungeahndet etwas, was der klügste Mann sich hervorzubringen nie erdreistet haben würde." — Der Zulauf zu diesem Nahrungsstande, und der Geschmack der Großen und Reichen in damaliger Zeit an dieser Belustigungsart war so groß, daß zuletzt nicht nur jeder Edelmann seinen eigenen Narren hielt, sondern die Narrheit als einen Titel ohne Gehalt an diejenigen austheilte, die sich um diese Gnade meldeten. Diese Titular-Hofnarren hielten sich dadurch legitimirt, dem Publikum ohne Verlangen mit ihren Schwänken beschwerlich zu fallen und es gleichsam in Contribution zu setzen. Die Sache ging so weit, daß sich die gesetzgebende Gewalt ins Mittel schlagen mußte, wovon die Reichsabschiede von 1497, 1498, 1500, 1530, 1548 und 1577 zeugen. Aus dem Letztern verdient die hierher gehörige Stelle ausgezeichnet zu werden. „Item, heißt es darin, von derenwegen, so sich Narrheit annehmen wollen, ordnen wir, wo jemands dieselbe halten will, daß er sie halte, daß sie andere unbeläſtiget lassen. Es soll auch niemands einigen Mann oder Frauen (man hatte auch Hofnärrinnen) der oder die nicht in sein Brod gehörig, weder Schild, Wap-

ford in dem Hause eines Leinwandhändlers zu Dublin, als ein Muster für Bleichen ein. Sie ist 8 Fuß breit, 10 Fuß lang und 2 Fuß tief, und hat einen hölzernen ausgeholten Deckel, der den Dampf vollkommen in den Kessel einschließt. Dieser Deckel wird durch ein Seil aufgehoben, welches über einer Rolle läuft. Unter der Pfanne befinden sich fünf Züge, die nach der Länge der Pfanne laufen. Um ihre Aussenseite sind keine Züge; allein die Backsteinwände, welche die kalte Luft abhalten, sind doppelt, und der Raum dazwischen ist mit Holzkohlenstaube angefüllt. Die Feuerung brennt im andern Ende des mittlern Zuges auf einem schüsselförmigen Roste. Die Flamme läuft bis zum äußersten Ende der Pfanne in diesem Zuge fort, theilt sich dann, und kehrt in den beiden nächsten Zügen nach vorne zurück; dann wendet sie sich rechts und links, geht wieder in den beiden äußeren Seitengängen bis an das äußerste Ende der Pfanne, und tritt von da in zwei Kanäle, welche sie in die Züge einer andern Pfanne leiten, unter der sie gleichfalls ihren Kreislauf macht und das Wasser erwärmt, welches zur Anfüllung der ersten Pfanne bestimmt ist. Diese Pfannen sind von sehr dünnem Kupferbleche, welches der Hitze stärkeren Widerstand leistet, als das gewöhnliche dicke; daher sind sie nicht nur dauerhaft, sondern beide zusammen kosten auch weniger, als eine einzige Pfanne nach der alten Einrichtung. Nach einer Berechnung eines Herren Düffin würde die allgemeine Einführung solcher Pfannen in Irland eine Ersparung der Feuerungskosten von 50,000 Pfd. Sterl. oder 300,000 Thaler bewirken. — In einem Waschhause der Dubliner Societät wurden zwei länglich-viereckigte Pfannen angelegt, wovon die eine durch die Feuerhitze und die andere durch den Rauch erhitzt ward. Wenn der Rauch in den Zügen der zweiten Pfanne cirkulirt hat, so tritt er in einen langen Zug, der rings um die Seiten eines

Trockenzimmers läuft, geht dann durch eine Wand in das Plättzimmer und entweicht durch den Schornſtein. Der Boden der zweiten Pfanne liegt mit dem obern Rande der erſten gleich, ſo daß das warme Waſſer aus der zweiten in die erſte durch einen meſſingenen Hahn hineingelaſſen werden kann. Der Dampf von der Hauptpfanne tritt durch den hölzernen Deckel in eine hölzerne Röhre, die in eine andere Röhre führt, und den Dampf in das Trockenzimmer leitet, wo ſich dieſe hölzerne Röhre in eine kupferne von 3 Zoll im Durchmeſſer endet, die den Dampf durch die Mitte des Trockenzimmers und endlich durch eine Oeffnung im Fenſter in die Luft leitet. Der Ofen zum Heißen der Plätteiſen iſt von Backſteinen. Der Boden iſt eine hohle Pfanne von gegoſſenem Eiſen, die faſt ganz mit feinem Sande angefüllt wird. Dieſe Pfanne, unter der ſich ein verſchloſſener Herd zum Feuer befindet, wird, da der Sand ihrer Oberfläche vor der kalten Luft ſchützt, leicht rothglühend, und die Plätteiſen, die man unter den Sand auf die Metallplatte legt, werden in kurzer Zeit erhitzt. Dieſer Plättofen, ſteht im Trokkenzimmer, aber die Thür zum Einlegen der Eiſen, ſo wie die Thür des Herdes und der Aſchengrube öffnen ſich alle in das Plättzimmer. Der Rauch von dieſem Ofen geht auch durch eine metallene Röhre in das Trokkenzimmer, welches Zimmer auch beſonders geheitzt werden kann, und zwar vermittelſt eines kleinen Feuerherdes, der ſich in den Zug öffnet, durch welchen der Rauch von den Pfannen in dieſes Zimmer hineingeleitet wird. Er iſt außerhalb des Trockenzimmers da angebracht, wo ſich der Zug mit der zweiten Pfanne vereiniget. Wenn er nicht geheitzt wird, ſo verſchließt man durch eine eiſerne Platte die obere Oeffnung, wo die Flamme unter den Zug ſchlägt; iſt er aber geheitzt, ſo werden die Thüren zum Herde der Hauptpfanne und das Zugloch in der Aſchengrube geſchloſſen. Damit der obere

Rand der Hauptpfanne nicht zu hoch über den Fußboden des Waschhauses emporstehe, und damit die Wäscherinnen in dem Kessel arbeiten können, ohne einige Stufen hinauf zu steigen, so ist der Rost und der Boden der Züge unter der Pfanne fast dem Fußboden gleich, und die Aschengrube liegt tiefer. Vor dem Feuerherde aber ist ein Platz, drei Fuß ins Gevierte und zwei Fuß tief in den Fußboden eingemauert, um den Zugang zum Feuerherde und das Anzünden des Feuers bequemer zu machen. In den beiden Seitenwänden dieses Vorplatzes, rechts und links, sind Wölbungen zum Aufbewahren des Holzes. Solche Vorplätze sind sehr nöthig, weil sonst der obere Rand der Pfanne zu hoch über dem Fußboden steht. Man kann zwar vor den höher liegenden Pfannen Stufen anlegen; allein sie sind unbequem, und kosten mehr, als solche Vorplätze. Wenn es aber nicht die Lage erlaubt, einen Vorplatz anzubringen, so müssen um das Mauerwerk der Pfanne Stufen angelegt werden; wie man sie in der Küche des Hospitals la Pieta zu Verona findet. Die Züge unter der Hauptpfanne des Waschhauses der Dubliner Societät haben nicht die Einrichtung, daß sie die Flamme theilen und in zwei Ströme leiten, sondern sie laufen unter ihr von Seite zu Seite. Die Thür des Herdes ist an der Seite der Pfanne. Die Flamme geht und kommt zweimal von vorn und hinten, tritt dann in einen mit einem Dämpfer versehenen Kanal, der sie in die Züge der zweiten Pfanne leitet. Um die Züge leicht reinigen zu können, so sind ihre Enden offen gelassen, und können mit einer doppelten Wand von Backsteinen geschlossen werden, deren Fugen man auswärts mit nassem Thone bestreicht. Rumford legte auch in dem Arbeitshause zu Dublin einen großen Kessel an, der als Muster dienen und zeigen sollte, wie ein großer Saal von dem Feuer eines Küchenherdes zugleich mitgeheizt werden könne,

achtung bloß zu ſtellen, ohne Rückſicht auf ihre eigenen Schwächen und Blößen zu nehmen, die ſie dann mit der ſogenannten Weltmanier, mit dem Savoir vivre bedeckten, welches freilich den meiſten Gelehrten damaliger Zeit ganz fremd war, die in der Pedanterey zu weit gingen; und wenn Scenen vorfielen, in welchen ſie ſich mit gebalter Fauſt entgegen traten, ſich herumſchlugen, zur Erde warfen und gleich den Kanibalen in die Backen und Finger biſſen, wie dieſes mit Gundlingen u. einem Profeſſ. Hakemann, der als Königlicher Bibliothekar in Berlin angeſtellt war, und mit mehrern Andern ſich zugetragen, ſo konnte dieſes freilich kein vortheilhaftes Licht auf ſie werfen, wozu nun noch die gröbſten und gemeinſten Schimpfreden und andere Beleidigungen in Schriften kamen. Auch herrſchte zu jener Zeit wirklich der Wahn, daß der Stand der Gelehrten ganz überflüſſig ſey, und die Wiſſenſchaften nur den Leuten die Köpfe verdrehe, zu Charlatanerien und Albernheiten, die der Menſch entbehre könne und müſſe, führten; auch wohl gar ſtaatsgefährliche Grundſätze enthielten, beſonders die ſchönen Wiſſenſchaften und die Philoſophie; es war daher kein Wunder, daß man diejenigen, die ſich mit ihnen beſchäftigten, überall lächerlich zu machen ſuchte, u. ſo traf denn auch Gundling dieſes Loos. Rührend iſt die Aeußerung, die er zu einem vornehmen Offiziere im Vertrauen gemacht haben ſoll: „Ich habe mir viele Mühe gegeben um in der Welt mein Glück zu machen, und es iſt mir herzlich ſauer geworden um ein Stückchen Brod zu finden. Hier habe ich es nun in Berlin gefunden, daß ich ſo behandelt werde, fällt auf den, der es thut; alſo muß ich zufrieden ſeyn, und mich in mein Schickſal mit Geduld finden. Man wird alſo hieraus gewahren, daß Gundling wohl ſchwerlich die Abſicht hatte, und haben konnte ein bloßer Spaßmacher oder Luſtigmacher zu werden; auch ſchien es

ſondere Einrichtungen gemacht, um mit Dämpfen heizen und Maſchinen treiben zu können, wie ſolches unter Dampf und Dampfmaſchine, im Supplement vorkommen, und wo dieſer Gegenſtand überhaupt weitläuftiger abgehandelt werden wird.

Spart, eine Art Binſen, ſ. unter Binſe, Th. 5.

Spartágras, ſ. Pfriemengras, Th. 19, S. 749.

Sparteoli, die Nachtwächter in Rom; ſ. Vigiles.

Sparzette, Sparſette, Hedysarum, ſ. Eſparſette, Th. 11, S. 562 u. f.

Spasma, Spasmus, die Lateiniſche Benennung des Krampfes, ſ. Th. 46, S. 786 u. f.

Spasmodica, Antispasmodica, die Arzneimittel wider den Krampf; ſ. ſchlafmachende und ſchmerzſtillende Mittel, Th. 145, S. 113 u. f.

Spasmus, ſ. Spasma; Spasmus Cynicus, der Hundskrampf, ſ. Sardoniſches Lachen, Risus Sardonius, Th. 136, S. 599.

Spaß, ein nur im gemeinen Leben, und in der vertraulichen Sprechart übliches Wort, einen jeden Scherz zu bezeichnen, und in ſo fern iſt dieſes Wort auch mit Poſſe, ſ. dieſes, Th. 115, S. 657, verwandt, nur daß Spaß ſich mehr auf einen vertrauten Kreis beſchränkt, mehr in engen Zirkeln ſein Weſen treibt, und Poſſe mehr dem öffentlichen Leben angehört. So ſpaßt man, oder treibt Spaß mit vertrauten Freunden, in traulichen Zirkeln, wo man ſich gegenſeitig kennt; daher die Redensarten: Es war nur mein Spaß; Er hat es nur zum Spaß oder im Spaße geſagt. Das wird einen hübſchen Spaß geben. Spaß machen, treiben. Der Spaß iſt ihm gelungen, wo aber hier doch lieber Scherz ſtehen muß, welches Wort eine ausgedehntere Bedeutung hat, und ſchon aus den Schranken eines engen Weſens tritt.

Spaßen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung,

ſcherzen, welches jedoch nur in der vertraulichen Sprechart üblich iſt. Ich habe nur geſpaßt. Mit Jemandem ſpaßen ꝛc.; und desgleichen auch das Spaßen.

Spaßhaft, Bei- und Nebenwort, im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart. Ein ſpaßhafter Menſch. Spaßhaft ſeyn. Ein ſpaßhafter Einfall. Im ſüdlichen Deutſchland gebraucht man dafür auch das Wort ſpaßig.

Spaßhaftigkeit, die Eigenſchaft einer Perſon ſpaßhaft zu ſeyn, jedoch nur in der vertraulichen Sprechart.

Spaßmacher, Luſtigmacher, Poſſenreißer, Poſſenmacher, Spaßmeiſter, Schalknarr, ſ. Th. 82, S. 14; Th. 115, S. 658; und dann die Art. Hofnarr, Th. 24, S. 208 u. f., und Narr, Th. 101, S. 267. Hier noch Einiges zur Ergänzung jener Artikel. Wie alt die Mode iſt, an Fürſtenhöfen Spaßmacher, Luſtigmacher oder Poſſenreißer zu halten, kann nicht mit Gewißheit oder Beſtimmtheit angeführt werden, indeſſen iſt ſo viel gewiß, daß ſie hoch hinaufreicht, und daß ſie vielleicht aus dem Morgenlande zu uns gekommen iſt; denn an dem glänzenden Hofe des Griechiſchen Kaiſerreiches zu Konſtantinopel findet man ſie ſchon zu den Zeiten der Kreuzzüge, und daher iſt es auch nicht unwahrſcheinlich, daß diejenigen Fürſten, welche den Kreuzzügen beigewohnet, bei der Rückkehr in ihre Staaten auch dieſe Mode, Sitte, bei ſich eingeführt haben, ſo wie man ſpäterhin in Deutſchland Heiducken, Kammerhuſaren, Schweizer, Türken, Mohren, Läufer ꝛc. an Fürſtenhöfen, um den Glanz zu vermehren, hielt. Diejenigen, welche die Pracht und den Glanz, den Luxus an den morgenländiſchen Fürſtenhöfen nicht als Veranlaſſung zur Entſtehung der Hofnarren wollen gelten laſſen, gehen noch höher hinauf, und ſuchen ſie in dem Aberglauben der Morgenländer, die verrückte Men-

in den spätern Zeiten, unterrichteten sich die Regenten selbst von dem Zustande ihrer Unterthanen, indem sie verkleidet mit Einigen ihrer Vertrauten ihr Land durchreiseten, und in den Städten diejenigen Oerter besuchten, wo sich das Volk zahlreich einzufinden pflegte, und seine Meinungen über manche Gebrechen des Staates, unverholen äußerte. Späterhin hielten sie sich lustige Räthe, Hofnarren, die sie unter Scherzen mit den Gebrechen des Landes bekannt machten, und deren sich auch wieder die Fürsten bedienten, um die Hofleute von ihren Thorheiten zu heilen, ohne genöthiget zu seyn, ihnen darüber Verweise persönlich zu geben; man hat daher theils durch Tradition, theils in Schriften Hofnarrenscherze aufbehalten, die man goldene Sittensprüche nennen könnte. Auch die Prediger bedienten sich damals der Kanzel, um von derselben herab den Großen bittere Wahrheiten zu sagen. In der neuern oder jüngern und jüngsten Zeit, bei der steigenden Kultur that und thut man es durch Schriften; durch Zeitungen, Journale, Flugblätter ꝛc. ꝛc. Was die lustigen Räthe vermochten, beweise hier ein Fall.

König Friedrich der Erste von Preußen hatte einen lustigen Rath (wahrscheinlich der zu seiner Zeit so bekannte Putzmann) der ihm ungescheut solche Wahrheiten sagen konnte, die einem Andern, der sie hätte äußern wollen, die größte Ungnade und vielleicht den Verlust der Freiheit zugezogen haben würde. Zu seiner Zeit geschah es, daß ein angesehener Minister viele Güter für sich ankaufte. Bei dem einen der Güter lag eine Mühle, die der Minister gern haben, aber der zeitige Besitzer nicht verkaufen wollte, weil sie ihm ein reichliches Auskommen gewährte. Da sich nun der Müller durch Anträge und Ueberredungen nicht bewegen lassen wollte, den Verkauf einzugehen, so brauchte der Minister Gewalt und zwang den Müller für ein geringes Kaufgeld ihm die Mühle zu überlassen, und ließ ihn darauf aus deren Besitz werfen. Der auf eine so ungerechte

Weise aus seinem Eigenthume verdrängte Mann, reichte gegen den Minister eine Klage bei dem Gerichtshofe ein; allein sie blieb ohne Erfolg, weil die Gerechtigkeit die Macht seines Gegners, des Ministers, fürchtete. Niemand nahm sich daher seiner an. Der Müller entschloß sich endlich nach Berlin zu gehen und dem Monarchen selbst eine Bittschrift zu überreichen, worin er um Gerechtigkeit und Schutz bat. Hier ließ er sich eine Supplik aufsetzen, mit der er sich an die Hauptreppe des Schlosses stellte, um den König bei dessen Erscheinen anzureden. Lange hatte er schon gestanden, als von ungefähr der Hofnarr kam, seine traurige Gestalt betrachtete, und ihn fragte: was er hier wolle? Der Müller erwiederte, er wünsche Gelegenheit zu finden, dem Könige eine Vorstellung zu überreichen, wobei er dem lustigen Rath sogleich sein Schicksal erzählte. Der Hofnarr verlangte die Bittschrift zu sehen, und nachdem sie ihm der Müller eingehändiget hatte, zerriß sie der Erstere mit höhnischem Gelächter. Der arme Supplikant glaubend auch hier keine Hülfe zu finden, fing an zu weinen und seinen Zustand zu beklagen; dieses rührte den Hofnarren, der ihn also anredete: Warum weinst Du? Glaubst Du, daß es Deinen Papieren anders ergangen wäre, wenn Du sie gleich dem Könige übergeben hättest? — Sei ruhig und laß Dir rathen, was Du thun sollst, und was Dir am besten nützt. Laß Dir eine neue Vorstellung aufsetzen, und komme Morgen damit wieder hierher; dann will ich Dir zu helfen suchen. Der Müller that, wie ihm gesagt worden, brachte zu der ihm bestimmten Zeit eine andere Vorstellung, der Hofnarr nahm sie ihm ab, rieth dem Müller nach Hause zu gehen, und ruhig die Sache abzuwarten, indem er hoffe, daß er bald wieder in den Besitz seiner Mühle kommen werde. Bei der nächsten feierlichen Tafel, die der König hielt, und bei der sich sämmtliche Minister und hohe Staatsbediente anwesend befanden, sagte der lustige Rath wider seine Gewohnheit nichts, und war sehr ernsthaft. Dem Könige fiel dieses auf, und er fragte ihn: wie es käme, daß er so niedergeschlagen zu seyn scheine? Ich bin be-

trübt, erwiederte der lustige Rath, daß es jetzt im Lande so verwirrt hergeht. Wie so? fragte der König weiter. Lies nur die schöne Vorstellung, fuhr der Hofnarr fort, indem er die Bittschrift des Müllers vorlegte. Der König, der sich damit nicht beschäftigen wollte, gab sie einem Minister, und verlangte, daß er sie gelegentlich durchlesen sollte. Ehe dieses aber geschehen konnte, nahm sie ihm der Narr schnell aus den Händen, und sagte: „Lieber König, wenn Du solche Sachen nicht selbst ansehen und sie Deinen Perrückenstöcken übergeben willst, so wird dem armen Manne gewiß nun und nimmermehr geholfen werden. Ich will Dir aber die Mühe dieses durchzulesen ersparen. Hierauf erzählte er ihm den ganzen Vorfall zur großen Erbauung des anwesenden und angeklagten Ministers, den der König mit Unwillen ansahe, und der mit vieler Demüthigung, indem er betheuerte, daß ihm diese Umstände nie so bekannt geworden wären, versprach, daß dem Müller schleunigst geholfen werden sollte, welches denn auch zu dessen größter Freude bald darauf geschehen.

Der schon oben erwähnte Putzmann soll Friedrich dem Ersten manche Wahrheit gesagt und deshalb auch ein Prediger desselben genannt worden seyn. — Daß auch die Geistlichen in damaliger Zeit, wie schon oben erwähnt worden, sich kräftig gegen alle Mißbräuche äußerten und Wahrheiten von der Kanzel verkündigten, ohne auf die Personen Rücksicht zu nehmen, ist schon oben unter Souveränität, S. 89 u. f., gezeigt worden. Hier noch ein Beispiel. Als die Frau von Kosel, Maitresse Friedrich August's, Königs von Polen, mit einer fast unumschränkten Herrschaft während der Abwesenheit des Königs in Dresden regirte, und sich Alles, bis auf den Prinzen von Fürstenberg und den Feldmarschall Grafen von Flemmig, vor ihr beugte, wagte es ein Lutherischer Prediger von der Kanzel herab gegen sie aufzutreten, sie mit der Bethsabe zu vergleichen, und

damit Niemand sich in der Person irren konnte, so bezeichnete er sie mit so grellen Farben, als es nur der geschickteste Maler hätte thun können. Sie erfuhr es und gerieth darüber in den heftigsten Zorn; sie beklagte sich bitter und verlangte, daß der Geistliche strenge wegen dieser Unbesonnenheit bestraft werden sollte. Der König aber, der stets gegen alle Gewaltthätigkeiten gewesen, und der im Geheimen die Vergleichung des Geistlichen nicht unpassend fand, versagte ihr aber diese Genugthuung, indem er sie damit beruhigte: daß die Prediger alle Sonntage und an den Festtagen eine Stunde hätten, in welcher sie das Recht hätten Alles zu sagen, und daß man ihnen dieses erlauben müßte; wenn aber Einer unter ihnen sich erdreisten würde, sie außer der Kanzel durch Schmähreden zu beleidigen, oder ihr die schuldige Achtung zu versagen, sollte er, wenn er es verdiente, bestraft werden *). Diejenigen, die sich für die Hofnarren erklärten oder wenigstens damals deren Beibehaltung wünschten, hatten nur die gute Seite dieser Sitte im Auge, wo ihr Nutzen, den sie dem Lande von der einen Seite durch ihre freimüthigen Aeußerungen über manche Mängel und Gebrechen des Staats stifteten, wirklich nicht unbedeutend war, und manches versteckte Uebel durch sie an den Tag kam; allein von der andern Seite konnten sie wohl dasjenige nicht billigen, was von ihnen verübt wurde; denn im Ganzen liefen diese Belustigungen immer auf die abgeschmacktesten und schmutzigsten Zoten hinaus, besonders in dem 16ten und 17ten Jahrhunderte, und waren mehrere Male mit den unerhörten Grausamkeiten verknüpft, indem man sich gegen diese Lustigmacher eine Behandlung erlaubte, welche sie am Ende wahnsinnig machte oder in Krüppel verwandelte, ja sie manchmal des Lebens beraubte. — Dieses waren auch die Hauptgründe, welche die Gegner wider die

*) La Saxe galante, pag. 297.

Haltung der Hofnarren anführten. Man muß es daher unsern, wenn gleich noch nicht verbesserten, aber doch verfeinerten Sitten Dank wissen, daß dieses Hofamt aufgehoben worden. Die Franzosen thaten es zuerst; denn unter Ludwig dem Vierzehnten hörte dieses Hofamt mit dem bekannten Angely auf, und in Preußen mit dem Antritte der Regierung Friedrichs des Großen, und so im Verhältniß der Regierungswechsel in den übrigen Staaten, sowohl in Deutschland, als auch in den übrigen Europäischen Landen. An einigen Höfen Deutschlands haben sie sich jedoch noch bis zum letzten Drittel des 18ten Jahrhunderts, bis zum Ausbruche der Französischen Revolution, erhalten, welcher Brand damals Alles in Schrecken setzte, Schrecken verbreitete, und diese Belustigung ganz vergessen machte. Man fand sie zwar nicht mehr in dem Staatskalender unter der Hofdienerschaft namentlich aufgeführt, indessen hatte man doch noch an dem einem Hofe einen Mönch, an dem andern einen Tyroler, die diesen Dienst versahen. Uebrigens ist es merkwürdig, daß die lustigen Räthe oder Hofnarren an dem Preußischen Hofe, besonders unter Friedrich Wilhelm dem Ersten, größtentheils aus dem Gelehrtenstande waren, so finden wir als solche: den Johann Paul von Gundling, der schon oben angeführt worden; den Doktor Bertholdy von Frankfurt an der Oder, der in diesem Orte Professor der Pandekten gewesen; einen gewissen Kornemann, auch von Kornemann, und Kron-Kornemann genannt, aus Halberstadt; den Professor Hakemann aus Helmstädt, wie auch zu Halle den Herausgeber des Reinicke Fuchses; den Freiherrn v. Stein, Präsidenten der Königl. Societät der Wissenschaften, dessen merkwürdiges Patent in von Loens kleinen Schriften gelesen werden kann; einen gewissen Morgenstern, Verfasser eines kleinen Russischen Staatsrechts, und einer sehr merkwürdigen Deutschen Dispu-

kation von der Narrheit und von den Narren, die er im Jahre 1737 zu Frankfurt an der Oder in Gegenwart des Königs im großen Auditorium vertheidigte, wobei alle Professoren opponiren mußten, und dann den schon oben erwähnten David Faßmann, Verfasser der Gespräche im Reiche der Todten, und Biograph seines Königs ꝛc. — Am weitesten hat man es mit den Hofnarren in Rußland getrieben, wo die Kaiserin Anna, um die außerordentlichen Verdienste unter ihren Hofnarren zu belohnen, einen Narrenorden, von St. Benedetto genannt, stiftete, womit sie den La Costa, einen Portugisischen Juden, welcher schon Peter den Großen belustiget hatte, und von demselben zum Könige der Samogeden war erklärt worden, und den Pedrillo, einen Italienischen Musikus bekleidete. Es war das Kreuz des heiligen Alexanders ganz im Kleinen, welches sie an einem rothen Bande im Knopfloche trugen. Peter der Große war ein solcher Freund von Hofnarren, daß er zuweilen wohl zwölfe hatte; und die schon oben erwähnte Kaiserin hatte deren sechs, worunter sich Leute von Geburt und Stande befanden. So wurde z. B. der Fürst Gallizin der Dritte von der Kaiserin Anna zur Strafe zum Hofnarren erklärt, weil er auf einer Reise in fremde Länder die katholische Religion angenommen hatte. Er mußte, ungeachtet er beinahe 40 Jahre alt war, und einen Sohn als Lieutenant bei der Armee stehen hatte, Hofpagen-Livree tragen; er war es, der bei seiner zweiten Verheirathung Gelegenheit zu dem seltsamsten und prächtigsten Feste, welches in Europa gesehen worden, gab, welches unter dem Namen des Eisfestes bekannt ist. Wolchonsky war ein Schwager des Grafen Bestucheffs, nachmaligen Oberkanzlers; er bekam die Aufsicht über die Windhunde der gedachten Kaiserin. Apraxin und Balakrew waren die Namen der zwei Letztern dieser Kaiserin.

Es gab nun noch einen Narrenorden oder eine Narrengesellschaft, die ein gewisser Graf von Cleve errichtete, und von welcher im ersten Drittel des 17ten Jahrhunderts in Frankreich Könige und Fürsten Mitglieder waren; s. Th. 101, S. 273, an welchem Orte zugleich die sogenannte Babinische Republik erwähnt worden, die in Polen im Jahre 1568 gestiftet wurde, und die einen ähnlichen Zweck hatte, jedoch mit dem Unterschiede, daß in derselben der Spaß, der Scherz, nur zur Verbesserung eingerissener Mißbräuche diente, und worauf die Inschrift: Man belacht und verbessert die Sitten, welche in Lateinischer Sprache an dem unter Friedrich dem Großen erbaueten sogenannten Französischen Schauspielhause auf dem Gensd'armes-Markt in Berlin stand, sehr gut paßt. Der Stifter dieser Narrengesellschaft war Psomka, Herr von Babina, dessen verfallenes Landgut, wegen seines alterthümlichen, närrischen Ansehens und seines lächerlichen Namens *), den Vorübergehenden nicht selten Gelegenheit zu Spöttereien und komischen Einfällen gab, und daher die Veranlassung zur Stiftung dieser Gesellschaft ward. Um nun der Gesellschaft ein gewisses Ansehen zu geben, und dadurch einen Ruf zu verschaffen, gab man derselben die Staatsverfassung von Polen, erwählte einen König, einen Reichsrath, Erzbischöfe, Bischöfe, Woiwoden, Kastellane, Kanzler und andere Beamte mehr. Man konnte zu der Würde eines Mitgliedes von dieser Republik nur durch etwas Sonderbares, sowohl im Benehmen, in der Gestalt, im Reden ꝛc. gelangen, besonders aber, wenn Einer etwas sagte, das wider den Wohlstand, die Gewohnheit, oder die Wahrheit lief, oder sich mit einer Sache groß that,

*) Baba bedeutet ein altes Weib, und Babina das, was einem alten Weibe zugehört, oder von ihm herstammt.

prahlte ꝛc. Wer zum Mitgliede dieſer luſtigen Geſellſchaft erwählt wurde, dem wurde ein Patent unter dem großen Siegel ausgefertiget, und mit großer Feierlichkeit übergeben. Der Erwählte nahm es dann ehrerbietig und ſtehend an. Wünſchte man irgend ein brauchbares und tüchtiges Mitglied dem Orden einzuverleiben, und daſſelbe weigerte ſich beizutreten, ſo wurde es überall ausgeziſcht, verſpottet, und damit ſo lange verfolgt, bis es ſich, um Ruhe zu haben, genöthiget ſah, ſich dem Willen der Geſellſchaft zu unterwerfen. Man hatte es in dieſer Geſellſchaft in Beurtheilung der Menſchen nach ihren Leidenſchaften und Schwächen ſo weit gebracht, daß ſchwerlich ein Pſychologe und Phyſiognom die Oberſten dieſer Geſellſchaft darin übertroffen hat. Aus der Sitte des Menſchen, ſeinen Geſichtszügen, Gebehrden und aus ſeinem Gange erkannte man ſogleich ſeinen Charakter; man nahm daher nicht eher einen vorgeſchlagenen Kandidaten auf, bis man ihn gehörig in ſeinen Handlungen, Reden ꝛc. hatte beobachten können. — Dieſe Narrenrepublik erhielt einen ſolchen Ruf, daß man ſelten unter den angeſehenſten Staatsämtern, Staatswürden, einen Mann fand, der nicht auch ein Amt in dieſer Republik bekleidete, ja man fand darunter Mitglieder aus allen Ständen. Als der König Sigismund Auguſt der Zweite von dieſer Republik in ſeinem Lande hörte, ließ er den Urheber dieſer Republik, den Pſomka, zu ſich kommen, und fragte ihn: ob ſie auch einen König hätte. Dieſer, der ſtets luſtig und bei guter Laune war, antwortete: „Fern ſey es von uns, Allerdurchlauchtigſter König, daß wir, ſo lange Sie leben, einen andern König wählen ſollten: Sie ſind hier und bei uns König.“ Der König nahm dieſe Antwort ſehr gnädig auf, und gewährte dieſer Republik ſeinen beſondern Schutz. Um nun hier nicht weitläuftig zu werden, und unter Spaßmacher einen Artikel zu

ziehen, der unter Narrengesellschaft oder Narrenorden gehört, so mag hier noch Folgendes von jener Republik stehen, welches sich auf das oben angeführte Motto bezieht, und beweiset, wie der Spaß oder Scherz auf eine vernünftige Weise angewendet, und wenn er in den Schranken des Anstandes bleibt, oft eine Wohlthat Vieler werden kann. Wenn z. B. Einer dem Andern in dieser Republik grob begegnete oder ihn zu seinem Schaden belog, so hielt man ihn für unfähig ein Amt in diesem Staate zu bekleiden; wer aber den Andern auf eine scherzhafte und lustige Weise auszog, und allerhand Späße erdachte, die Niemanden beleidigten, den hielten sie für würdig, unter ihre Mitglieder aufgenommen zu werden. Ihren Versammlungsort nannten sie Gelda, welches Wort in Danzig ein Wirthshaus, in Polen aber ein verwirrtes Geschrei des Pöbels bedeutet. Da nun in dieser Gesellschaft jedes Laster und jede Schwachheit lächerlich gemacht wurden, so wurde Babina in kurzer Zeit der Schrecken, die Bewunderung und der Zuchtmeister der Polnischen Nation. Unter ihrem Schutz herrschte das gute Genie; der Witz wurde in diesem nordischen Klima verbessert; die Mißbräuche, die sich in die bürgerlichen Gesellschaften eingeschlichen hatten, wurden durch eine gut angebrachte Satyre abgeschafft; die Mitglieder bekümmerten sich nur um Dinge, von denen sie vorher viel gesprochen, aber wenig verstanden hatten; Einer lernte von dem Andern, indem sie einander ihre Einsichten mittheilten, und sie zum Gegenstande ihrer gesellschaftlichen Unterhaltung machten; denn es befanden sich unter ihnen die klügsten Köpfe der Nation, die bei dem Adel und selbst beim Könige im größten Ansehen standen. — Wenn daher der Spaß oder Scherz immer in gewissen Grenzen bleibt, so ist er nicht nur belustigend und vergnügend, sondern er wirkt auch wohlthätig auf manches

Individuum und auf die Gesellschaft, wenn man aber dabei nur die Absicht hat Jemanden aufzuziehen, oder ihm wehe zu thun, zu kränken, im Publikum herabzusetzen, sein bürgerliches Seyn zu vernichten, ihn gleichsam moralisch zu tödten, und nie aus dem Schach zu lassen, da wirkt er gerade entgegen, erbittert, und hat einen eben so nachtheiligen Einfluß auf die Gesellschaft, als er von der andern Seite wohlthätig wirkt, und die Sitten verbessert.

Was nun das Loos der Hofnarren, lustigen Räthe oder Spaßmacher in ihrem Alter anbetraf, so war es oft glänzend, oft aber auch sehr dürftig, und besonders dasjenige ihrer Familie, worauf nicht immer von Seiten derjenigen Rücksicht genommen wurde, die sie in ihren Blüthentagen mit ihren Späßen belustigten; mehr denn zu oft folgte ihnen der Undank, und bittere Armuth ließ sie und die Ihrigen nur an die Tage erinnern, in welchen sie mit ihrer Laune und ihrem Witze glänzten, Frohsinn verbreiteten, und so manchem Verfolgten dienten, so manche Ungerechtigkeit rügten, so manche Winke zum Heile und zur Wohlfahrt des Staates gaben, die, benutzte, reiche Früchte, reichen Segen trugen; deren Quelle, woraus sie flossen, Wenige kannten, Wenige haben kennen lernen, weil sie die Höflinge absichtlich verschwiegen. Es fällt mir hierbei des Chalifen Harun al Raschid's lustiger Rath oder Hofnarr Bahaloul ein, der antwortete, als ihn der Chalif einst an einen Pfeiler in dem Zimmer seines Pallastes in Bagdad gelehnt, im Nachdenken versunken antraf, und ihn um die Ursache seines Trübsinnes fragte: Ich denke eben darüber nach, wo das Phlegma und die Schale bleibt, wenn der Aether der Geisteskraft in Deinem Dienste verbraucht worden! — Viele Hofnarren haben sich freilich durch Uebertreibung ihrer Gewalt, die ihnen von den Fürsten, welchen sie dien-

ten, eingeräumt worden, geschadet, und sind in Ungnade gefallen; Viele haben auch die Periode ihres Wirkens nicht benutzt, und es nicht so gemacht, wie der schon oben erwähnte Pedrillo bei der Kaiserin Anna von Rußland, der sich mit seinen Schwänken ein Vermögen von mehr als 20,000 Rubel erworben, mit welchem er so klug war, aus dem Lande zu gehen. Mehrere verschwendeten auf eine nicht zu entschuldigende Weise ihr Einkommen, und so gerieth dann ihre Familie in Dürftigkeit. So scheint es der Wittwe des oben angeführten Gundlings ergangen zu seyn, welche noch im Jahre 1740 als Wittwe zu Berlin krank und in dürftigen Umständen war, und eine Pension von 100 Thlrn. genoß, die ihr vom Könige Friedrich dem Ersten beim Absterben ihres Vaters, des berühmten Gelehrten und Verfassers der bekannten Geschichte von England, Larray, gegeben wurden; dann bekam sie noch 80 Thaler vom Könige Friedrich Wilhelm I., welche ihr aber, wie sie in einer Vorstellung *) vom 9ten Junius 1740 klagt, seit sie-

*) Diese Vorstellung lautet:

Sire!

Anne de Larray, fille de feu de Larray, Conseiller de Cour et d'Ambassade de Vôtre Majesté, et Veuve de feu le Conseiller privé de Gundling aussi au Service de Vôtre Majesté, décédé l'un et l'autre sans laisser la moindre chose à la Suppliante, la quelle jouit d'une pension de cent Risdal; que sa Majesté d'heureuse mémoire Fréderic premier l'a honnoré depuis le decés de son dit Père de Larray quelques années après. Sa Majesté Fréderic Guillaume d'heureuse mémoire a honoré la Suppliante de quatre vingt: d'augmentation; mais comme il a plut à Sa Majesté de retrancher les quatre vingt Risdal depuis sept années, et que la Suppliante et avancé à un age avancé, et malade depuis quelques années, n'ayant pas suffisamment de se faire servir par une servante, ni a se donner le soulagement nécessaire. — La Suppliante avec une confiance entière à Vôtre Majesté la supplie très humblement de lui accorder la Grace d'avoir égard à son âge et à son infirmité. La quelle fait des voeux con-

ben Jahren zurückbehalten worden wären, wodurch sie in ihrem herangerückten Alter in eine üble Lage und sogar in die Verlegenheit gerathen sey, sich nicht einmal eine Magd halten zu können. Friedrich der Große hat auf diese Vorstellung nichts verfügt; sie wurde zurückgelegt. Wahrscheinlich kannte der Monarch, daß Beide mit dem, was sie durch die Gnade seines Vaters erhalten, übel gewirthschaftet hatten, und vielleicht war die Bittende keine gute Haushälterin gewesen; denn Gundlings Einkünfte waren sehr bedeutend; denn außer seinem in damaliger Zeit nicht unbedeutendem Gehalte von ein Paar tausend Thalern, bei Hofe freier Tafel, und so viel Wein und andern geistigen Getränken, worunter auch das Bier gerechnet wurde, als er nur trinken wollte, hatte er auch noch viele Neben-Einkünfte, worunter auch die Geschenke gehören, die er von auswärtigen Monarchen und Fürsten erhielt. Dieses Alles machte seine Lage so, daß sich in derselben wohl etwas erübrigen ließ, besonders da er keine Kinder hatte, also zwei Personen nach ihrem Stande von diesen Einkünften gemächlich leben, und sich auch das Alter sichern konnten; dies kannte Friedrich der Große, und darum ließ er es bei der Pension, welche die Wittwe von seinem Großvater, dem Könige Friedrich dem Ersten, bezog, bewenden. Viele, und wohl die Meisten, hatten daher an ihrem Elende, welches sie nachher betraf, selbst Schuld, weil sie in dem Taumel der Lust sich selbst und die Ihrigen vergaßen. Der oben erwähnte Faßmann, der Gundlingen so hart mitgenommen, und sich zu Al-

---

tinuelle pour la prosperité de Vôtre Majesté, la quelle etant avec une entière soumission

Sire, de Vôtre Majesté

la très humble et très obeissante et fidelle Sujette

Berlin, Ie 9me Juin 1740.

Anne de Gundling.
née de Larray.

lem hatte gebrauchen lassen, um diesen Mann zu ängstigen und zu quälen, und der auch nach dem Tode desselben seine Stelle als lustiger Rath einnahm, verließ bald den Hof Friedrich Wilhelms des Ersten. Er entfernte sich heimlich aus Berlin und begab sich nach Sachsen, wo er bald darauf das Leben und die Thaten des genannten Monarchen schrieb, und das Werk zu Hamburg und Breslau im Jahre 1735 in zwei Theilen herausgab. Da nun in diesem Werke viele Specialia und Anekdoten von dem Privatleben Friedrich Wilhelms, von dessen allgemeinem und besonderem Betragen, eingestreut waren, außerdem auch noch von einigen angesehenen Männern im Dienste dieses Monarchen so Manches mitgetheilt wurde, welchen dieses nicht angenehm war, so wurde dieses Werk nicht gut aufgenommen, und in den Preußischen Staaten scharf verboten. Es erschien auch bald darauf gegen Faßmann eine Schrift, unter folgendem Titel: Der im Weinfaß begrabene Paul Gundling, Geheimer Staats-, Kriegs- und Domainenrath, raisonniret mit David Faßmann, Erz-Calumnianten, den Galgen längst meritirten Ehren-Dieb; wie er denn an seiner Lästerzunge allhier in Effigie hanget, und in Corpore bald wird gehangen werden. St. Johannis, VIII. v. 44.

Nach Christi Urtheil selbst, der David Faßmann ist

ein rechtes Teufels-Kind. Der Vater aller Lügen, schleppt ihn zur Höllen-Glut in letzten Todes-Zügen, wenn dieß besoffne Schwein verrecket auf dem Mist.

Gedruckt zu Freyburg.

Das Titelkupfer stellt den Faßmann hängend und mit der Zunge an einen Galgen angenagelt vor. Am Halse hängt ein Branntweinfläschchen, und in einer Hand, die er auf den Rücken gelegt hat, hält er einen

Bierkrug und eine Tabakspfeife. Oben sitzt ein Rabe, der Lust von ihm zu genießen bezeigt, und daneben stehen die Worte: der Hofnarr. Zur Seite des Galgens sieht man ein auf einen Pfahl aufgestelltes Rad, auf welchem das Herz und die Eingeweide des unglücklichen Deliquenten liegen, und von Raben verzehrt werden. Unten lieset man folgende schlechte Verse.

Der David Faßmann hangt an seiner Läster — Zungen
Am Galgen hanget er, weil er ein Ehren-Dieb,
Es giebt ihm ein Laquais im Schedel einen Hieb,
Die Raben auf dem Rad verzehren Herz u. Lungen.

Nach diesem Verse steht die Vorrede des Werkes, welche, wie das ganze Werkchen, in dem Tone des vorher Angeführten abgefaßt worden. In derselben wird Faßmann als vom Hofe fortgepeitscht, als ein unwürdiger Nachfolger Gundlings aufgeführt. Hier nur eine kleine Stelle aus der Vorrede dieser Schrift, die beweiset, welche Wirkungen dergleichen Späße und Spaßmacher hervorbringen, und wie man gern geneigt ist, seine Späße oft auf eine ungeziemende und fühlbare oder beleidigende Weise anzubringen; allein die Rückwirkungen, die Gegenausfälle verträg man nicht gern: „David Faßmann, der gewesene und fortgepeitschte Konigliche Preußische Hofnarr, unwürdiger Successor des Gundlings übel berüchtigter Schreiber der närrischen und phantastischen Todten-Gespräche, hat eine Lebensbeschreibung seiner Königl. Majestät von Preußen Anno. 1735 in Octavo drukken lassen, darin er nicht allein höchstgedachten Gesalbten des Herrn, Wie Simai den David durch spöttische Schmeicheleien schändet, lästert; verspottet! sondern auch viele ehrliche Leute, denen er nicht werth ist die Schuhriemen aufzulösen, häßlich, lügenhaftig, unchristlich, als ein Erz-, Spitz-, und Lotter-Bube, den man wie einen rasenden Hund zu Tode peit-

schen sollte, mörderlich durchgezogen." — Wahrscheinlich hat man dem Faßmann sehr übel bei Hofe mitgespielt, und er suchte sich durch das von ihm herausgegebene Werk zu rächen, freilich eine unedele Rache; allein sie beweiset nur, daß die Hofleute und alle diejenigen, die sich Scherze gegen ihn erlauben konnten und erlaubt haben, zu weit gegangen sind, und dadurch selbst dem Ansehen und der Würde des Monarchen geschadet haben; denn jeder glaubt sich dann berechtiget, einen solchen Mann als ein Wischtuch, eine Kratzbürste zu gebrauchen, vergißt aber darüber, daß dieses Mannes Amt nur ist, den Monarchen und dessen Umgebung zu belustigen, ihm bei Tafel, in seinen Erholungsstunden eine angenehme Stunde zu bereiten, nicht aber, daß er eine Zielscheibe eines Jeden seyn soll, nach welcher ein Jeder seine Bolzen, ein so schlechter Schütze er auch ist, abschießen kann, oder wohl gar seine Untergebene, Knaben, und Alles gebraucht, um einen solchen Mann zu necken ꝛc.

Wo Faßmann ein Ende genommen, finde ich nirgends angeführt; so viel ist aber gewiß, daß der Monarch sein Ansuchen bewilligte, um die Stelle Gundlings zu besetzen oder einzunehmen. Aus folgendem Gesuche Faßmanns, nachdem ihm der Monarch die Stelle Gundlings verliehen, an den König, wird man das Nähere ersehen.

Allerunterthänigste Vorstellungen und Bitten, welche Ew. Königl. Majestät statt finden zu lassen allergnädigst geruhen wollen, daferne es Ihnen etwa gefallen möchte, von Johannis dieses 1731sten Jahres an, meine Bedienung und Besoldung zu reguliren.

1) Bitte ich allerunterthänigst, mir eine solche Besoldung allergnädigst zu accordiren, daß weder in meiner Haushaltung in Berlin, noch mir insbesondere etwas gebrechen möge, sondern, daß ich allemal von Sorgen, Chagrin und Kummer frei seyn,

dagegen aber ſtets ein freudiges, munteres und aufgewecktes Gemüth haben könne. Anderer Geſtalt werde ich wahrlich! bei der höchſten Perſon Ew. Königl. Majeſtät nichts taugen.

2) Wollen Ew. Königl. Majeſtät hierbei in allergnädigſte Erwägung zu ziehen geruhen, daß ich ein Mann bin, der von geraumer Zeit her alle Jahre tauſend Thaler verdient hat, die nunmehro wegfallen, weil ich meine bisherige Arbeit nicht continuiren kann, und mein Verleger in Leipzig gar nicht zufrieden ſeyn würde, wenn ich ſie durch einen andern beſorgen laſſen wollte.

3) Bitte ich allerunterthänigſt, mir zwar ſolche Titel beizulegen, die Sie allerhöchſt ſelber vor convenable erachten, mich aber doch mit etlichen zu verſchonen. Auf die Präſidenten-Stelle bei der Societät derer Wiſſenſchaften deprecire ich allerunterthänigſt. Wollen Ew. Königl. Majeſtät dagegen befehlen, daß man mich zu einem Mitgliede dieſer Societät aufnehmen ſolle, ſo können die 200 Rthlr., ſo Gundling von der Societät gehabt, mit meiner Stelle darin dennoch verknüpffet bleiben.

4) Bitte ich allerunterthänigſt um Sitz und Stimme bei Dero Rechnungskammer, desgleichen beim Kriminalgerichte, mit der Freiheit, in beiden zu erſcheinen ſo oft ich kann, und meine Stimme zu geben, wenn ich reden will.

5) Bitte ich allerdemüthigſt, daß über alles, was mir Ew. Königl. Majeſtät zulegen und accordiren wollen, die Königlichen Befehle, Verſicherungen und Verordungen in gehöriger Form gratis ausgefertiget, und an gewöhnlichen Orten notificiret werden mögen.

6) Bitte ich allerdemüthigſt um eine hinlängliche Inſtruktion, wie ich mich in meiner Bedienung eigentlich zu verhalten habe.

David Faßmann.

Der König bewilligte Faßmann ſeine Bitten um das ganze Gehalt, ſo Gundling, außer einer Zulage von 1000 Thlrn., die Dieſer genoß, gehabt hatte, welches er eigenhändig aufſetzte, als:

Aus der General-Domainen-Kasse	200	Rthlr.
„ Hof-Staatskasse	100	„
„ Halberstadt	200	„
„ Hohenstein	200	„
Als Präsident von der Societät	200	„
Auf zwei Pferde Futter		

Man gewahrt hieraus, daß dieser Gehalt, wenn man auf die Zeit Rücksicht nimmt, schon sehr ansehnlich war, und Faßmann diesen Posten nicht würde verlassen haben, wenn man nicht die Grenzen des Scherzes und Spaßes mit ihm überschritten hätte, und er gleichsam genöthigt worden wäre, sein Heil in der Flucht zu suchen, wenn er gleich von der andern Seite, nach dem zu urtheilen, was er mit Gundlingen verübte, kein besonderes Subject gewesen seyn muß, da ihm dieser keine Veranlassung gegeben, sich an ihm zu reiben.

Außer den Hofnarren oder lustigen Räthen, Spaßmachern, in den höhern Sphären der Gesellschaft, hatten auch die niedern die ihrigen, die bei feierlichen Gelegenheiten, bei Aufzügen, Einholungen von Fürsten und Fürstinnen ꝛc. gebraucht wurden. So hatten die Schützengesellschaften ihre Pritschenmeister; auch einige Gewerke, wie z. B. die Bäcker, Böttcher ꝛc. hatten ihre Spaßmacher, Spaßmeister, auch Pritschenmeister oder Pritschmeister genannt, weil sie eine Pritsche, s. diese, Theil 117, S. 427, führten, womit sie die Zuschauer auf den Rücken schlugen, wenn sie sich ihnen zu sehr näherten, oder den Kreis des Aufzuges beengten. Dergleichen Pritschenmeister zogen bei jedem Aufzuge in einer weißen, mit Bändern und einer Schärpe geschmückten Tracht en escarpin und mit einem Helme mit bunten Federn geziert auf dem Kopfe voran, und verübten allerhand lustige Streiche; auch machten sie verschiedene Kunststücke mit einem Tonnenreif ꝛc. Dergleichen Pritschen- oder Pritschmeister findet man noch

bei den Aufzügen mancher Gewerke in kleinen Städten, in den großen iſt dieſe Mode abgekommen, ſo wie überhaupt in der neuern Zeit alle dergleichen Aufzüge, welche die Störung der öffentlichen Ruhe herbeiführen können, verboten worden ſind. In Berlin ſah man dergleichen Pritſchmeiſter einmal wieder im Jahre 1823 bei der Einholung der Kronprinzeſſin Eliſabeth von Preußen, geborne Prinzeſſin von Bayern. Dieſe Priſchmeiſter vertraten bei den Aufzügen ꝛc. die Stelle der Arlekine oder Pickelheringe in dem Luſtſpiele; ſ. Th. 113, S. 31. — Was die Zwergnarren anbetrifft, ſo ſehe man d. Art. Morio, Th. 94, S. 47 nach, wo auch auf den Artikel Leibesübungen, Th. 72, verwieſen worden, worin noch Manches über dieſe Klaſſe von Narren geſagt worden.

Spaßmeiſter, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Spaßvogel, in der vertrauten Sprechart, eine ſpaßhafte Perſon, welche Fertigkeit im Spaßen beſitzt, im Durchhecheln, Durchziehen anderer Leute ein Vergnügen findet, und dieſes Vergnügen auch auf Andere überzutragen ſucht. Ein Spaßvogel beſchränkt ſich nicht bloß auf die Späße, die oft gleich einem Springbrunnen ſeinem Munde entſprudeln, ſondern er ſucht ſie auch in Handlungen auszudrücken; z. B. anonyme Briefe mit Schnurren an Bekannte zu ſchreiben, komiſche Anzeigen mancherlei Inhalts, ſich auf bekannte Perſonen beziehend, in die öffentliche Blätter einrücken zu laſſen; leichgläubige Perſonen zu überreden, daß ſie dieſes oder jenes thun müſſen, womit ſie Andre nachäffen, aber ſelbſt lächerlich werden; denn nicht die komiſchen Gewohnheiten, die Jemand beſitzt, machen ihn ſo lächerlich, als derjenige erſcheint, der ſie ihm nachmacht. Jener iſt ein Gewohnheitsmenſch, dieſer ein Narr. Dergleichen Späße variiren nun ins Unendliche und ſind genießbar, wenn das Komiſche keine verwundende Seite hat, und in den Grenzen des An-

ſtandes, wie es unter Gebildeten ſeyn müßte, bleibt; tritt es aber aus dieſen Grenzen, wird der Spaß flach, fade, ja gemein, ſo verliert er das Genießbare, beluſtiget nicht mehr, und wird auch beleidigend; es kann dann derjenige nicht verlieren, dem man ihn zufügt, den man damit aufzuziehen ſucht, ſondern nur derjenige, von dem er ausgeht, der Spaßvogel. — Man hat auch das Zeitwort ſpaßvogeln von Spaßvogel gebildet, einen loſen Scherz treiben, etwas muthwillig durchziehen, durchhecheln; es ſoll an Spott grenzen, und daher mehr ſeyn, als ſpaßen. Voß hat es bei Ueberſetzung des Blakwells zum Zeitwort gemacht.

Auch eine Art Würger, Lanius jocosus, führt den Namen Spaßvogel, ſ. unter Würger, in W.

Spat, ſ. Spath.

Spät, Bei- und Nebenwort, welches dem frühe entgegen geſetzt iſt, und nach Adelung nach der gewöhnlichen, nach der gehörigen, nach der beſtimmten Zeit bedeutet, aber häufiger als ein Nebenwort, als in Geſtalt eines Beiwortes gebraucht wird. — Ueberhaupt nach der gewöhnlichen Zeit. Spät zu Bette gehen. Spät aufſtehen. Spät ſpeiſen, es ſey zu Mittage oder zu Abend. Spät klug werden. Ein ſpäter Verſtand. Beſſer ſpät, als nie. Beſſer ſpät gefreit, als früh bereut. Nach der gehörigen, nach der ſchicklichen Zeit. Spät kommen. Er iſt immer der Späteſte. Ein ſpäter Wunſch. Dein Brief kommt zu ſpät. Es iſt nun zu ſpät damit. Wir kommen um eine Stunde zu ſpät. Meine Uhr geht um eine Stunde zu ſpät, wenn ſie nämlich zu langſam geht, und die Zeit um eine Stunde ſpäter anzeigt, als es die wahre Zeit erfordert. Dann auch nach einer ausdrücklich benannten oder beſtimmten Zeit. Er kam ſpäter, als ich. Die ſpäteſten Nachkommen nach uns. Wenn ſpät nach mir

dich selbst der Himmel fordert. Raml., lange nach mir. — 2) In engerer Bedeutung. (1) Von der Zeit des Tages, gegen das Ende des Tages. Es ist schon spät. Es wird spät. Spät in die Nacht aufbleiben. Die späte Abendsonne, in der dichterischen Schreibart, nach Adelung, die späte Nacht. (2) Von der Jahreszeit, gegen das Ende des Sommers. Spätes Obst, welches gegen das Ende des Sommers oder im Herbste reif wird. Spätes Getreide; so auch in den Zusammensetzungen Spätobst, Spätgerste, Späthafer ꝛc. ꝛc. Dieses Wort ist alt. Schon bei dem Kero, Ottfried ꝛc. spat; bei den Schwäbischen Dichtern spad; bei den Ulphilas sped. Im südlichen Deutschland lautet dieses Wort spat, so wie man für früh daselbst fruh sagt, welche Form auch im Hochdeutschen nicht ungewöhnlich ist, daher auch in manchen der folgenden Zusammensetzungen spat nur allein üblich ist.

Spataforen, s. Peretten, Th. 108, S. 446.

Spätdamm, s. Spittdamm.

Spate, s. Grabscheit, Th. 19, S. 599.

Spateiche, Steineiche, s. unter Eiche, Th. 10, S. 208.

Spatel, Spatula; Fr. Espatule; Engl. Spattle: Ital. Spatola; Böhm. Spachtle; im Poln. Szpatela, ein Werkzeug in Gestalt eines Spatens oder Grabscheites, nur das es weit kleiner ist, und von den Apothekern, Wundärzten ꝛc. gebraucht wird, dicke Säfte damit aus den Büchsen zu nehmen, Pflaster damit zu schmieren ꝛc. — Beim Buchdrucker ist der Spatel ein Werkzeug von Holz, an einem Ende platt und etwas breit, mit einem Stiele, welches sich die Drucker bedienen, um die Vermischung des Firnisses mit dem Ruße zu bewirken. — Bei den Malern ist der Spatel, auch Temperirmesser, Farbenmesser, Fr. Couteau de palette à cou-

leurs, genannt, ein Meſſer mit einer dünnen und biegſamen Klinge, die vorne rund, ungefähr 8 Zoll lang iſt, und von dieſen Künſtlern gebraucht wird, die Farben auf der Palette zu brechen und aufzuſetzen, und von den Farbenreibern, ſie von dem Steine aufzunehmen. Man hat Spatel von verſchiedener Geſtalt und Materie. Die Miniaturmaler bedienen ſich der Spatel von Elfenbein oder von Wallroßzähnen, welche die Geſtalt eines oben abgerundeten Meſſers haben. Die Oelmaler gebrauchen zum Miſchen auf und zum Aufnehmen der Farbe von der Palette hörnerne Spatel, welche erſt ſchräg und dann ſpiß zulaufen, wie Fig. 8745 zeigt. Die Wandmaler oder Maler mit Leimfarben auf der Wand, auf Tapeten ꝛc., brauchen hölzerne Spatel von verſchiedener Größe, wie Fig. 8746 zeigt. Die Freskomaler brauchen mit den Wandmalern gleiche Spatel. Die Emailmaler brauchen gleichfalls Spatel von Elfenbein oder von Horn, nur ſind ſie weit feiner und dünner, als die Spatel der andern Maler, auch iſt ihre Geſtalt anders; denn ſie haben von beiden Seiten eine Schneide, und eine runde und ſchneidende Spitze. Man hat auch Spatel von Stahl, die aber nicht zu allen Farben, beſonders nicht zu den Wachsfarben gebraucht werden können, weil ſie gewiſſe Farben unſcheinbar machen; hierbei gebraucht man am liebſten die knöchernen Spatel. Man hat auch eine Art Spatel oder Farbenmeſſer, deſſen Klinge ungefähr 2 Fuß lang iſt, mit einem kurzen Griffe, den man zum Gründen der Leinwand gebraucht. Sie haben ſtumpfe Schneiden. Man macht damit den erſten und zweiten Grund der Farben. — Bei den Wachsbleichern iſt der Spatel eine eiſerne oder kupferne, 5 Zoll lange und 4 Zoll breite Platte, mit einem Griffe von derſelben Materie, der ungefähr 8 Zoll lang iſt, an deſſen Ende ein Haken, wie der Griff an einer Pfanne iſt, um ihn auf-

hängen zu können. Dieser Spatel dient dazu, das Wachs, wenn es im Kessel schmilzt, und sich welches an den Rand anlegen sollte, damit abzustoßen, überall aber das geronnene Wachs loszukratzen, und wieder in den Kessel hineinzubringen.

Die Abstammung des Wortes Spatel soll, nach Adelung, zwar von dem Lateinischen Spatula kommen, aber nicht unmittelbar von demselben abgeleitet worden seyn, auch soll es nicht das Diminutivum von Spaten seyn, sondern vermittelst des Suffixi el, welches ein Werkzeug, Subject bedeutet, von Spat, Spitze, gebildet worden seyn, dagegen das folgende das Suffixum — en angenommen hat. Im mittleren Latein ist Patula, ohne Zischlaut, ein Degen, Dolch.

Spatel, beim Apotheker und Wundarzt, s. oben, S. 517.

—, beim Buchdrucker, s. daselbst.

—, elfenbeinerner, s. das., S. 518.

—, eiserner, s. daselbst.

—, beim Emailmaler, s. daselbst.

—, beim Freskomaler, s. daselbst.

—, hölzerner, s. daselbst.

—, hörnerner, s. daselbst.

—, knöcherner, s. daselbst.

—, kupferner, s. daselbst.

—, beim Miniaturmaler, s. daselbst.

—, beim Oelmaler, s. daselbst.

—, (Pflaster-), ein Spatel zum Pflasterschmieren; s. Spatel beim Wundarzte, oben, S. 517.

—, in der Probierkunst, s. Rührschaufel, Theil 117, S. 587.

—, stählerner, s. oben, S. 518.

—, beim Wachsbleicher, s. daselbst.

—, beim Wandmaler, s. daselbst.

—, beim Wundarzt, s. das., S. 517.

Spatelgans, s. Löffelreiher, unt. Reiher, Th. 122.

Spaten, ein Werkzeug zum Graben, ein Grabescheit, Grabscheit, s. dieses, Th. 19, S. 599 u. f. Das Wort Spaten ist in den gemeinen Sprecharten, besonders Niederdeutschlands, am üblichsten, wo man auch die Zeitworte spaden, spaten, umgraben hat. Den Spaten stechen; ist in den Niederdeutschen Marschländern durch Einstechung eines Spatens einen Deich und das dazu gehörige Land für verlassen oder verfallen erklären, und den Spaten ausziehen, einen Deich und das dazu gehörige Land in Besitz nehmen. Das Spatenrecht oder Spatlandsrecht, ist ebendaselbst die Gerichtsbarkeit über eine oder mehrere Deiche, ingleichen das Deichrecht. Das Wort Spaten bedeutet ehemals ein Schwerd, welche Bedeutung das Polnische Szpada noch hat. Im Italienischen ist Spada ein Degen. Nach Adelung soll daher in der Bedeutung eines Grabscheits und Degens der Begriff der Spitze, der Schärfe der herrschende seyn.

Spätenland, dasjenige Land, welches zum Behuf der Verfertigung und Unterhaltung der Deiche ausgepittet oder ausgegraben wird. Nach den Deichordnungen darf dieses über 4 Fuß tief geschehen, damit die sogenannten Pitten oder Deichgruben beim Anlauf hoher und stürmischer Fluthen nicht tiefer einreißen, vielmehr sich vom Schlamm des Wassers bald wieder ausfüllen; auch daß ein Wasser ins Land gezogen werde. Dieses Letztere nämlich in dem besondern Falle, wenn man die Gruben nur aus Mangel der erforderlichen Erde, statt von den Deichen, wider die eigentlichen Deichprincipien, hinter den Deichen oder landwärts nehmen müssen. Auch dürfen die Pitten, zu mehrerer Sicherheit der Deiche, keinesweges nahe bei denselben gegraben werden. S. auch den Art. Damm Th. 8, S. 691.

Späterbse, eine Art Erbsen, welche erst spät im Som-

mer reif werden, zum Unterſchiede von den Früherbſen; ſ. unter Erbſe, Th. 11, S. 173.

Spatfährte, beim Jäger, eine bereits vor etlichen Stunden gemachte Fährte, ſo daß die Witterung beinahe vergangen iſt. Eine kalte Fährte, zum Unterſchiede einer warmen. Nach Adelung ſteht ſpat hier nach Oberdeutſcher oder Süddeutſcher Art für ſpät, und bezieht ſich auf den Jäger, welcher ſpät zu dieſer Fährte kommt.

Spatgang, im Bergwerke, ein Gang, deſſen Streichen oder Richtungslinie durch die Nadel des Kompaſſes zwiſchen Stunde ſechs und neun angezeigt wird. Er ſtreicht aus dem Morgen in Abend oder umgekehrt. Wenn er ſein Fallen gegen Mittag und ſein Ausgehendes gegen Mitternacht hat, wird er zu Freiberg rechtfallend, und umgekehrt widerſinnig genannt. — Bei den Jägern iſt der Spatgang der Gang des Hirſches zu Holz, wenn ſolcher ſpät, das iſt, kurz vor Anbruch des Tages geſchieht.

Spatgerſte, Spätgerſte, eine Art Gerſte, welche ſpät im Sommer reif wird, und ſich dadurch von der Frühgerſte unterſcheidet.

Spath, in der Vieharzneikunſt, eine Krankheit der Pferde, welche an der inwendigen Seite des Sprunggelenkes, welches von den Landleuten gewöhnlich das Knie am Hinterbeine genannt wird, entſteht. Findet man nun da, wo ſich an der inneren Seite das Schienbein am Knie endiget, einen merklichen Abſatz oder eine Erhabenheit, und zwar nur an einem Beine, ſo iſt dieſes der Spath. Bei einigen Pferden iſt dieſer Abſatz oder dieſe Erhabenheit nur geringe, ſie kann aber auch die Größe eines Hühnereyes erlangen. Man findet den Spath jedoch ſelten an beiden Beinen; auch gehen manche Pferde davon lahm, andere nicht.

Die Kennzeichen der verſchiedenen Ar-

Spaten, ein Werkzeug zum Graben, ein **Grabeſcheit**, **Grabſcheit**, ſ. dieſes, Th. 19, S. 599 u. f. Das Wort Spaten iſt in den gemeinen Sprecharten, beſonders Niederdeutſchlands, am üblichſten, wo man auch die Zeitworte ſpaden, ſpaten, umgraben hat. Den **Spaten ſtechen**; iſt in den Niederdeutſchen Marſchländern durch Einſtechung eines Spatens einen Deich und das dazu gehörige Land für verlaſſen oder verfallen erklären, und den **Spaten ausziehen**, einen Deich und das dazu gehörige Land in Beſitz nehmen. Das **Spatenrecht** oder **Spatlandsrecht**, iſt ebendaſelbſt die Gerichtsbarkeit über eine oder mehrere Deiche, ingleichen **das Deichrecht**. Das Wort Spaten bedeutet ehemals ein **Schwerd**, welche Bedeutung das Polniſche Szpada noch hat. Im Italieniſchen iſt Spada ein Degen. Nach **Adelung** ſoll daher in der Bedeutung eines Grabſcheits und Degens der Begriff der Spitze, der Schärfe der herrſchende ſeyn.

Spatenland, dasjenige Land, welches zum Behuf der Verfertigung und Unterhaltung der Deiche ausgepittet oder ausgegraben wird. Nach den Deichordnungen darf dieſes über 4 Fuß tief geſchehen, damit die ſogenannten Pitten oder Deichgruben beim Anlauf hoher und ſtürmiſcher Fluthen nicht tiefer einreißen, vielmehr ſich vom Schlamm des Waſſers bald wieder ausfüllen; auch daß ein Waſſer ins Land gezogen werde. Dieſes Letztere nämlich in dem beſondern Falle, wenn man die Gruben nur aus Mangel der erforderlichen Erde, ſtatt von den Deichen, wider die eigentlichen Deichprincipien, hinter den Deichen oder landwärts nehmen müſſen. Auch dürfen die Pitten, zu mehrerer Sicherheit der Deiche, keinesweges nahe bei denſelben gegraben werden. S. auch den Art. **Damm** Th. 8, S. 691.

Späterbſe, eine Art Erbſen, welche erſt ſpät im Som-

mer reif werden, zum Unterſchiede von den Früherbſen; ſ. unter Erbſe, Th. 11, S. 173.

Spatfährte, beim Jäger, eine bereits vor etlichen Stunden gemachte Fährte, ſo daß die Witterung beinahe vergangen iſt. Eine kalte Fährte, zum Unterſchiede einer warmen. Nach Adelung ſteht ſpat hier nach Oberdeutſcher oder Süddeutſcher Art für ſpät, und bezieht ſich auf den Jäger, welcher ſpät zu dieſer Fährte kommt.

Spatgang, im Bergwerke, ein Gang, deſſen Streichen oder Richtungslinie durch die Nadel des Kompaſſes zwiſchen Stunde ſechs und neun angezeigt wird. Er ſtreicht aus dem Morgen in Abend oder umgekehrt. Wenn er ſein Fallen gegen Mittag und ſein Ausgehendes gegen Mitternacht hat, wird er zu Freiberg rechtfallend, und umgekehrt widerſinnig genannt. — Bei den Jägern iſt der Spatgang der Gang des Hirſches zu Holz, wenn ſolcher ſpät, das iſt, kurz vor Anbruch des Tages geſchieht.

Spatgerſte, Spätgerſte, eine Art Gerſte, welche ſpät im Sommer reif wird, und ſich dadurch von der Frühgerſte unterſcheidet.

Spath, in der Vieharzneikunſt, eine Krankheit der Pferde, welche an der inwendigen Seite des Sprunggelenkes, welches von den Landleuten gewöhnlich das Knie am Hinterbeine genannt wird, entſteht. Findet man nun da, wo ſich an der inneren Seite das Schienbein am Knie endiget, einen merklichen Abſatz oder eine Erhabenheit, und zwar nur an einem Beine, ſo iſt dieſes der Spath. Bei einigen Pferden iſt dieſer Abſatz oder dieſe Erhabenheit nur geringe, ſie kann aber auch die Größe eines Hühnereyes erlangen. Man findet den Spath jedoch ſelten an beiden Beinen; auch gehen manche Pferde davon lahm, andere nicht.

Die Kennzeichen der verſchiedenen Ar-

ten des Spathes, ſehe man unter Pferd, Theil 110, S. 268 u. f., nach. Der Spath, wenn er gleich ſo verſteckt iſt, daß man ihn nicht ſieht und das Pferd auch nicht lahm geht, iſt doch immer ein ſolcher Fehler, den man verabſcheuen muß, ſagt Rohlwes, und in beiden Fällen iſt es nicht rathſam, ein ſolches Pferd zu kaufen. Daß der Spath im Ausbruche iſt, gewahrt man daran, wenn das Pferd im Stalle öfters auf der Zehe des einen Beines ſteht, und wenn es herausgeführt wird, ſo hinkt es eine Zeit lang mit dem Beine, geht aber hernach wieder gerade. Bemerkt man eine ſolche Lähmung, ſo kann man dieſes als ein ſicheres Merkmal des Spaths anſehen. Die Pferdehändler halten auf den Märkten ein ſolches Pferd beſtändig in Bewegung, damit der Käufer die Lähmung nicht bemerken ſoll; denn ſobald es eine kurze Zeit ſtille ſteht, geht es im Anfange jederzeit einige Schritte, oder auch wohl mehrere, lahm. Dieſer Schaden iſt ſchwer zu heilen, und das einzige Mittel, wodurch er noch gehoben werden kann, iſt das Brennen. Im Fall ein Arzt in der Nähe iſt, welcher Letzteres verſteht, und Jemand das ſpathkranke Pferd gern behalten will, ſo muß man ihm rathen, den Spath durch denſelben brennen zu laſſen; findet ſich hingegen kein Arzt, ſo muß zwei Tage hintereinander die Salbe darauf eingerieben werden, die man gegen den Stollſchwamm gebraucht, und aus folgenden Ingredienzen bereitet wird: Man nehme Spaniſche Fliegen, ätzendes Sublimat, Operment, von jedem 1 Quentch.; Euphorbium-Gummi, ½ Quentchen, ſtoße Alles zu einem Pulver, und miſche es mit 3 Loth Schweinfett zu einer Salbe. Wenn die Salbe abgefallen iſt, und die Haare wieder gewachſen ſind, ſo wiederhole man das Einreiben, welches vier- bis fünfmal geſchehen kann; man wird hierdurch zwar nicht die Heilung des Spathes nach Rohlwes bewirken, wohl aber die Lähmung heben können. Eine zweite

Salbe, die Rohlwes empfiehlt, ſoll noch beſſere Dienſte bei dieſem Uebel thun; ſie beſteht in Folgendem: Man nehme gepülverten langen Pfeffer und Euphorbium, von jedem 2 Loth; Spiköl, Terpentinöl, von jedem 2¼ Loth; Salpeterſäure, ¼ Loth, und miſche es zur Salbe. Man lege dieſe Salbe drei Tage hintereinander auf den Spath, oder vielmehr reibe den Spath damit ein. Iſt dieſer noch nicht ganz gewichen, ſo kann das Einreiben noch einmal wiederholt werden.

Nach Gibſon ſoll man das Brennen und die blaſenziehenden Mittel nicht gleich anwenden, ohne nicht erſt den Sitz und die Urſache des Schadens in Betracht zu ziehen. Wenn ſich nach hartem Reiten oder ſonſt einer heftigen Bewegung des Pferdes an dem Vordertheile des Knies eine Erhöhung zeigt, die einen Spath befürchten läßt, ſo ſind in dieſem Falle bloß kühlende und zurücktreibende Mittel dienlich. Es iſt dann nämlich ein kalter Umſchlag um dieſen Theil zu binden, und ſolcher täglich verſchiedene Male zu erfriſchen. Wenn man ſich aber überzeugt, daß es der Spath iſt, ſo muß man die angeführten Mittel anwenden. Da der Spath bei Füllen und jungen Pferden gewöhnlich nach außen und flach ſitzt, ſo muß man ſolchen durch gelindere Mittel, als die gewöhnlichen, heilen, wobei ſie nicht ſo ſehr der Gefahr ausgeſetzt ſind, Verhärtungen in den Gelenken zu bekommen, weil es weit beſſer iſt, dieſen Fehler nach und nach auszurotten, als ihn auf einmal zu heilen. Die oben von Rohlwes empfohlenen Salben räth auch Gibſon an, jedoch ohne die Spaniſchen Fliegen, dagegen empfiehlt er noch, als Zuſatz, Thran, Honig und Wachs. Seine Salbe würde demnach beſtehen aus: 2 Unzen Wachs, 2 Unzen Honig, 2 Unzen Nervenſalbe, 1 Unze Thran und 1 Unze Schweinfett, dieſes zuſammengeſchmolzen, u. wenn es kalt geworden, ſo thue man ½ Unze ätzendes Sublimat und 2 Quentchen Euphorbium,

fein gepülvert, hinzu. Von dieser Salbe soll nun eine hinlängliche Menge, und zwar gemeiniglich dick, auf den kranken Theil gestrichen werden. Dieses Mittel soll zu Zeiten von gutem Erfolge seyn, wenn sich darnach Eiter setzt. Robertson *), der den trocknen Spath für erblich hält, und die Dänischen Pferde sehr stark damit behaftet wissen will, wenn sie nicht aus einem guten Gestüte seyen, räth, um ihn zu heilen, an, daß man erst den sich gebildeten kleinen Callus mit einem Stocke (er nahm den Aderlaßstock) so lange klopfen soll, bis solcher ganz weich wird; dann soll man nehmen Euphorbientinktur, Myrrhentinktur, Origanumöl, von jedem $\frac{1}{4}$ Loth, solches untereinander mischen, und den Ort damit täglich zweimal mit dieser Salbe schmieren, bis sie verbraucht worden. Wenn der Spath noch im Werden, also noch nicht völlig ausgebildet ist, soll dieses Mittel sehr gut seyn, ist er dagegen schon alt, so darf man sich keine unfehlbare Wirkung davon versprechen. Gegen den sogenannten Ochsenspath will dieser Schriftsteller folgende Salbe sehr gut befunden haben. Man nehme: pulverisirtes Euphorbium, 4 Loth; sublimirtes Queckſilber, 1 Loth; Spanische Fliegen, $1\frac{1}{2}$ Loth, Vitriolöl oder Schwefelsäure 40 Tropfen; Steinöl, 2 Loth, und Dostenöl, 1 Loth. Dieses Alles mache man nun zu einer Salbe zusammen, und schmiere damit den Spath, welches mit einem hölzernen Spatel geschehen muß, weil es mit den Händen nicht gut geschehen kann. Wenn die Salbe aufgeschmiert oder gestrichen worden, muß das Pferd hoch aufgebunden werden, damit es nicht mit dem Maule dazu kommen und daran lecken kann, welches ihm nicht dienlich seyn würde. Man setzt den

*) Pferdearzneikunst, oder gründlicher Unterricht, die äußerlichen und innerlichen Gebrechen der Pferde aus dem Grunde zu heilen ꝛc. Herausgegeben von Dyonisius Robertson. 5te Aufl. Wien, 1789. S. 183 u. f.

Gebrauch dieſer Salbe vier Tage lang fort, ſo wird der Schaden völlig geheilt ſeyn. Bei dem Blut- oder weichen Spath räth dieſer Schriftſteller folgendes Mittel an. Man nehme 4 Unzen Weingeiſt, 3 Gran Kampher und 8 Unzen Terpentingeiſt, miſche es zuſammen, und reibe damit den Spath täglich einmal gut ein, bis ſich die Geſchwulſt zertheilt hat. —

Einige machen ihre blaſenziehenden Salben zur Heilung des Spaths auf folgende Weiſe. Man nehme Lorbeeröl und Nervenſalbe, von jedem eine Unze; Spaniſche Fliegen in Pulver, ungefähr ¼ Loth; Sublimat, ½ Loth, und miſche Alles zur Salbe. Andere gebrauchen Euphorbium ohne Sublimat, welches aber nicht ſo gut ſeyn ſoll, weil das Euphorbium, obgleich es ätzend iſt, nicht ſo weit oder tief eindringt, daß ſich Eiter bildet, ſondern einen harten Grind oder dickes Schorf hervorbringt, wodurch oft Schmerz und Hitze veranlaßt und dadurch ein Zufluß von Feuchtigkeiten nach dem Knie geleitet wird, ſo daß ſelbſt die nervigten Theile davon ergriffen werden, welches ſorgfältig vermieden werden muß. Einige vermiſchen die Butter vom Spießglaſe mit ihren blaſenziehenden Mitteln; Andere ſchneiden das Haar weg, reiben den Spath, bis ſolcher beinahe wund wird, und legen dann ein Pflaſter von Pech und Sublimat, oder Arſenik auf die Stelle, und laſſen ſolches darauf liegen, bis es abfällt, womit dann ein dicker Grind zugleich herunter geht. Dieſe Methode ſoll jedoch ſelten von großem Nutzen ſeyn. Gibſon hat alle die genannten Mittel und noch mehrere andere gegen den Spath gebraucht, aber ſie nie ſo heilſam, als das folgende Mittel gefunden, welches aber oft gebraucht oder wiederholt werden muß; es verſtreicht daher eine geraume Zeit, ehe die Heilung vollkommen bewirkt wird: Man nehme Nervenſalbe und Althäſalbe, von jeder 2 Unzen; Queckſilber, 1 Unze. Das Queckſilber muß in einem Mörſer

mit einer oder anderthalb Unzen Venetianiſchen Terpentin gerieben werden, bis es bleyfarbig wird, und ſich keine Kügelchen mehr zeigen. Dann vermiſche man es mit andern Salben, und wenn dieſe wohl verbunden ſind, ſo thue man 1½ Quentchen Spaniſche Fliegen in Pulver, 1 Quentchen Sublimat, und 2 Quentchen Origanumöl hinzu. Die Spaniſchen Fliegen müſſen friſch, und nicht gelb oder braun, noch ſtinkend ſeyn; denn wenn ſolche verdorben ſind, ſo haben ſie ihre Wirkſamkeit verloren. Das Haar muß ſo dicht, als möglich, an der Haut weggeſchnitten, und dann die Salbe ziemlich dick auf den Theil geſchmiert werden. Dieſes muß des Morgens geſchehen, wobei das Pferd den ganzen Tag über aufgebunden ſtehen und weiter kein Stroh unter ſich haben muß, als genug iſt, das Thier zum Stallen zu reizen, wenn es anders gewohnt iſt, auf die Streu zu harnen. Am Abend kann man es losmachen, damit es ſich, wie gewöhnlich, niederlegen kann, weil gegen dieſe Zeit das blaſenziehende Mittel ſchon zu wirken angefangen haben wird. Ein Pechflaſter oder ſonſt klebendes Pflaſter iſt mit einem breiten Stücke Leinwand vorſichtig darüber zu binden. Wenn das blaſenziehende Mittel ausgewirkt hat, und der Grind trocknet und abfällt, ſo muß ſolches noch einmal auf eben die Art aufgelegt werden. Dieſe zweite Auflegung iſt gemeiniglich von ſtärkerer Wirkung, als die erſte, und es wird dadurch zu Zeiten bei Füllen und jungen Pferden eine vollkommene Kur bewirkt. Wenn aber der Spath ſich ſchon einige Zeit feſtgeſetzt hat, ſo iſt vielleicht eine fünf- oder ſechsmalige Wiederholung nöthig; es muß aber nach der zweiten Auflegung eine längere Zwiſchenzeit beobachtet werden, ſonſt ſteht an dieſer Stelle eine Narbe oder Blöße zu befürchten. Um nun ſolches zu vermeiden, und einer zurückbleibenden Steifheit vorzubeugen, läßt Gibſon alle vierzehn Tage oder drei Wochen dieſes

Mittel von neuem auflegen, welches immer gute Wirkung, beſonders bei jungen Pferden, thut, bei denen ſich immer ein größerer Vorrath von Feuchtigkeiten um die Gelenke, als bei alten Pferden findet. Auf dieſe Weiſe hat Gibſon oft ſechs- bis ſiebenmal das blaſenziehende Pflaſter erneuert, und iſt ſelten in Anſehung des guten Nutzens hintergangen worden, ſo wie ebenfalls nach dem Gebrauche deſſelben nie die mindeſten Merkmale zurückgeblieben ſind. Die Pferde wurden dabei in dienlichen Zwiſchenzeiten beſtändig abwechſelnd in mäßiger Arbeit unterhalten, wobei ſie gelinde Purganzen und harntreibende Mittel, und nachher das Gummi Guajakum gekocht und mit Waſſer vermiſcht erhielten, um die Ausdünſtung beſſer zu befördern, und die überflüſſigen Feuchtigkeiten aufzutrocknen, welches in ſolchen Fällen, die von klebrichten Säften und einer Erſchlaffung herrühren, eine große Hülfe iſt. Gibſon verordnet bei dieſer Kur eine flüſſige Diät, wenn das Pferd Purganzen erhält, und ſelbſt dann nur wenig gebrühete Kleyen. Zur gewöhnlichen Nahrung iſt Hafer, nebſt trocknem und ſüßem Heu zu geben; denn eine anhaltende weiche Diät ſchwächt den ganzen Körper, und iſt in allen ſolchen Fällen keinesweges zweckdienlich, ſondern vielmehr nachtheilig.

Der Spath iſt bei alten oder völlig ausgewachſenen Pferden oft ſehr hartnäckig und daher ſchwer zu heilen, wenigſtens iſt der Erfolg bei der Kur immer ſehr ungewiß; nicht nur allein wegen des Sitzes des Spaths zwiſchen den Vertiefungen des Gelenkes, ſondern auch, weil derſelbe gemeiniglich ſchon zu einer beträchtlichen Härte und Unempfindlichkeit gediehen, ehe er äußerlich ſichtbar geworden iſt. In ſolchen Fällen muß man gleich brennen, oder ſich der ſtärkſten ätzenden Salben bedienen; oder man brenne erſt, und lege gleich darauf das blaſenziehende Mittel über den gebrannten

Theil. Letztere Methode soll jedoch selten von gutem Erfolge seyn, und immer, wo nicht ein Merkmal, doch eine beständige Steifigkeit zurückbleiben; obgleich die fernere Ausbreitung des Spathes dadurch verhindert wird, und das Pferd, ungeachtet der Steifigkeit, noch zu verschiedenem Gebrauche dienstbar ist. Die oben zuerst angeführten Salben werden von allen Thierärzten als sehr wirksam, auch bei alten Pferden, die an diesem Uebel leiden, empfohlen. Ueberhaupt sind gelinde Aetz- und Blasenziehende Mittel stets bei diesem Uebel zu empfehlen; wenn sie auch, schicklich angewandt, das Uebel nicht immer heben, so vermindern sie es doch sehr, so daß man das Pferd, wie schon oben angeführt worden, noch zu so manchem Dienste gebrauchen kann. — Auch bei einem noch nicht eingewurzelten Spathe soll eine Salbe, die aus Wachs, Pech und Baumöl besteht, sehr gute Dienste leisten. Man nimmt z. B. $\frac{2}{3}$ Wachs und $\frac{1}{3}$ Pech, und schmelzt beides zusammen über einem gelinden Kohlenfeuer, wenn es geschmolzen ist, nimmt man es vom Feuer und mischt schnell so viel Baumöl darunter, als genug ist, um eine ziemlich consistente Salbe daraus zu machen. Mit dieser Salbe wird nun der Spath so lange bestrichen, bis er sich löset, oder einen Eiter bildet. Wenn dieser herausgezogen worden, mache man dieselbe Salbe noch einmal, jedoch nicht mit so vielem Pech, als in der ersten, und lege sie auf; und zuletzt nehme man gar keinen Pech mehr darunter. Wenn man mit dieser Salbe gehörig fortfährt, soll man gleichfalls den Spath heilen. Der Pech soll bei diesem Mittel die Spanischen Fliegen ersetzen, und das Baumöl soll kühlen und die Heilung befördern.

Allgemeines Vieharzeneibuch, oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, sein Rindvieh, seine Schafe, Schweine, Ziegen und Hunde aufziehen, warten und füttern, und ihre Krankheiten erkennen und heilen

ſoll. von J. N. Rohlwes, 8te verbeſſerte und vermehrte Auflage. Berlin, 1814.

William Gibſons Abhandlung von den Krankheiten der Pferde und ihrer Heilung ꝛc. Aus dem Engliſchen nach der zweiten verbeſſerten Ausgabe überſetzt, und herausgegeben von Johann Georg Chr. Koch. 2r Th. Göttingen, 1780, S. 227 u. f.

Spath, Spat; Spathum; Fr. Spath; Engl. Spar; Ital. Spato; nach den ältern Naturforſchern und Mineralogen, eine Gangart oder Geſtein, welche meiſt blätterricht, bisweilen bröcklicht iſt, und zum Theil aus würflichen oder rautenförmigen Theilen beſteht; verſchiedene Farben, (weiß, gelblich, roth, braun, grünlich,) hat, und von verſchiedener Härte und allezeit ſchwer iſt. Da er öfters Metall führt und eine von den vornehmſten Erzmüttern iſt, indem er für eine Anzeige des Erzes gehalten wird, ſo ſollen auch alle Metalle und Mineralien im Spathe brechen. Man belegte beſonders alle Steine mit dieſem Namen, die ſich in ihrer Kryſtallgeſtalt ziemlich glichen, welche allezeit glänzende Blätter nach Art der Spiegel zeigen, und mit dem Stahle, außer dem Feldſpathe, kein Feuer geben. — Bei den neuern Mineralogen und Chemikern iſt der Name Spath nicht mehr eine Benennung für den Stoff, ſondern eine Benennung für die Geſtalt einer Steinart, wenn dieſe ein blättriges Gefüge und eine Spiegelförmige Fläche hat, ſo iſt ſie ein Spath. Der Spath iſt alſo nichts anders, als ein ſauerſtoffhaltiger Kalk, mit einer fremden Beimiſchung, wie mit Säuren oder Kies, auch Thon, Talk und Metalle. In den neuern mineralogiſchen und chemiſchen Wörterbüchern findet man daher den Namen Spath nicht mehr aufgeführt, wohl aber in den Zuſammenſetzungen mit der Erde oder dem Minerale, der Säure, die ſeine Natur führt; ſ. das folgende Regiſter. Ein Mehreres über die-

— (Stein-), in der Thierarzeneikunst,
Ochsenspath, Th. 103, S. 737.
— (Blau-), eine Spathart, welche zu den
gehört, und blau und undurchsichtig ist.
— (blätterichter), im Bergwerke, ein Spa
von den Spathdrusen darin unterscheid
sich in kleine Blätter spalten läßt, mehr wei
nicht selten in ein Glas schmilzt, wenn er
warm ist.
— (Bley-), s. unter Bley, Th. 5, S. 69
— (Blut-), in der Thierarzeneikunst
Pferd, Th. 110, S. 275, und oben, S.
— (Bologneser-), Bononischer Sp
Art des Schwerspaths; s. diesen Arti
151, S. 320.
— (Braun-), ein Spath, welcher Brau
hält, erst nach dem Reiben mit Säuren
und an der Luft farbig anläuft.
— (Diamant-), gemeiner Korund; e
mantglänzend und wird zum Poliren des
und andrer Edelsteine benutzt. — Dieser S
erst vom Herrn Greville zu London be
etwas davon an den Geheimenrath Klaprot
tersuchung nach Berlin geschickt worden.
nennung Diamantspath führt er sowohl

in ſechsſeitiger Säulenform, ohne Endſpitzen vor, von $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$ Zoll Höhe. Die Farbe iſt grau, mit mehreren Abſtufungen. In ganzen Stücken iſt der Stein undurchſichtig; in dünnen Lamellen aber, und an den Kanten iſt er durchſcheinend. Er hat einen glänzenden Bruch und ein ſpathiges Gefüge, wovon er auch ſchon äußerlich feinſtreifig erſcheint. Die Seitenflächen ſind mit einer zarten, ſehr feſt anſitzenden Rinde, von ſilberglänzenden Glimmerſchuppen, hier und da mit rothen Feldſpathpartikeln untermiſcht, überzogen. Auch fand ſich an einem Stücke zarter gelber Schwefelkies angeflogen. Die Härte des Steines iſt ſehr bedeutend; denn er ſchneidet ſo leicht, als der Diamant, in Glas, und ritzt auch Bergkryſtall und andere harte Steine. Das ſpecifiſche Gewicht iſt 3710 — 1000. Ein zufälliges Merkmal dieſes Chineſiſchen Demantſpaths beſteht darin, daß magnetiſches Eiſen in kleinen kryſtalliniſchen Körnern in ihm eingeſprengt iſt, welche ſich durch den Magnet ſehr gut abſondern laſſen, wenn der Stein zuvor mäßig zerklopft worden iſt.

Die zweite Abänderung, der Indiſche Diamantſpath, welcher von den Einwohnern zu Bombay Corundum genannt wird, woher auch der Name Korund, unterſcheidet ſich von der Chineſiſchen durch eine weißere Farbe, und durch ein deutlicheres ſpatiges oder blätteriges Gefüge, ſo auch, daß das hier gleichfalls gegenwärtige magnetiſche Eiſen in noch kleinern Körnern nicht eigentlich im Stein ſelbſt eingeſprengt iſt, ſondern nur an deſſen äußeren Seiten anſitzt. Dieſer Stein iſt aber weit merkwürdiger in chemiſcher Rückſicht. Die Hartnäckigkeit, mit welcher er der Zerlegung widerſteht, iſt außerordentlich; daher durch die bei andern harten Steinen anwendbare Verfahrungsart, wodurch die Kraft, vermittelſt welcher die ungleichartigen Beſtandtheile ſich anziehen, überwunden wird, bei dieſer Steinart nur wenig ausgerichtet werden kann.

Klaproth wählte zur Untersuchung den Diamantspath aus China, und unterwarf davon 300 Gran, gehörig vorbereitet, der Zergliederung; er konnte aber damit nicht eher zu Stande kommen, als nach einer zwölfmal wiederholten Schmelzung mit Alkali, welches er, da es in mildem Zustande keines merklichen Angriffs fähig war, im kaustischen Zustande anwendete, und zwar in einem, zuletzt bis auf funfzehn Theile kaustisches Mineralalkali gegen einen Theil des Diamantspaths steigenden Verhältnisse, welche Mischungen jedesmal fünf Stunden lang in dem stärksten Feuersgrade erhalten wurden, den nur das silberne Schmelzgefäß auszuhalten vermochte. Nach jedesmaliger Schmelzung wurde die Masse mit kochendem Wasser aufgeweicht, filtrirt, und der geringe Antheil Erde, den das Alkali aufgelöset hatte, durch Säure niedergeschlagen, worauf das rückständige unzerlegte Steinpulver wiederholt durch kochende Digestion mit starken Säuren extrahirt wurde. Durch diese wechselweise mit ätzendem Mineralalkali und concentrirten Säuren angestellten Behandlungen, wurde endlich der Diamantspath in seine Bestandtheile zerlegt. Das Resultat dieser Untersuchung besteht darin, daß der Diamantspath, nachdem er von dem eingesprengten Eisen befreit worden, welches den fünften Theil des Gewichts vom rohen Steine beträgt, aber noch nicht eigentlich zu seiner Mischung gehört, aus Alaunerde und einer besondern bis jetzt noch nicht bekannten Erde, in dem Verhältniß als 2 zu 1 verbunden besteht. Diese letzte Erde ist nicht, wie eigentlich zu erwarten stand, Kieselerde; denn wenn sie gleich mit dieser die Unauflöslichkeit gemein hat, so unterscheidet sie sich doch dadurch wesentlich, daß sie im schmelzenden feuerbeständigen Laugensalze nicht wie die Kieselerde auflöslich ist. Ob sie aber eine vielleicht noch nicht völlig zerlegte Mischung zweier oder mehrerer der bekannten einfachen Erden sey, oder

ob sie nicht vielmehr für eine neue selbstständige einfache Erde angesehen werden kann, müssen andere Erfahrungen entscheiden.

Spath, (Doppel-), Isländischer Krystall, eine Art Kalkspath, der gewöhnlich weiß angetroffen wird, und dessen Strahlenbrechung doppelt ist.

— (durchsichtiger), ein weicher, wenig blätterichter und ganz durchsichtiger Spath, den man in würflichten, etwas rautenförmigen Stückchen von verschiedenen Farben antrifft.

— (eigentlicher,) in der Thierarzneikunst, s. unter Pferd, Th. 110, S. 268.

— (Eisen), s. unter Eisen, Th. 10, S. 557.

— (Feld-), Rhomboidalquarz, Spatum scintilla durum, campestres, pyromachum, Quarzum spathosum; Fr. Feldspath ou Spath des champs, Petuntse des Chinois, Quarz feuilleté rhomboidal; Engl. Rhomboidal Quarz; Fieldspat; Ital. Spato scintillante. Dieser Spath ist der härteste unter den Spatharten, welcher zugleich, nebst andern Theilchen, Kies in sich enthält; er ist so hart, daß er gegen die Feile besteht, und am Stahle Feuer schlägt oder giebt; er brauset auch nicht in Scheidewasser oder Salpetersäure auf. Seine Theilchen brechen meist in platte, geradseitige Würfel, und haben platte Flächen, wodurch er sich vom Quarze unterscheidet. Es giebt weißen, grauen und rothen Feldspath, Spatum pyromachum album, cinereum et rubrum. Zu den Feldspathsorten gehören: der gemeine weißgraue Feldspath, wozu der Amazonenstein in Sibirien von grüner Farbe, der Avanturinfeldspath, welcher am weißen Meer gefunden wird und opalisirend ist; der Schiefergranit bei Aberdeen; der glasigeo der glasartige Feldspath, Adilar, mit einem Silberscheine; der Labradorstein, welcher lebhaft blau, gelbgrün

roth ꝛc. schillert; zu Dosen ꝛc.; der Petrosiler, ein dichter Feldspath, und die Porzellanerde, Kaclin. Einen Feldspath von fleischrother Farbe hat Wiegleb untersucht; er war aus dem Stockwerke zu Geyer bei Freiberg. An einigen Orten saß etwas Quarz daran. Beim Zerschlagen desselben wählte er nur ganz reine krystallinische Stücke, worin kein Quarz zu sehen war. Von diesen wurde 1 Unze zart pulverisirt und mit 3 Unzen rectificirter Salzsäure in einer kleinen Phiole übergossen, und im Sande etliche Stunden lang im Kochen erhalten. Nach dem Erkalten wurde Alles auf ein Filtrum geschüttet und der Rückstand mit destillirtem Wasser ausgesüßt. Getrocknet sah er blaß-röthlich aus, und hatte nicht mehr als 14 Gran an seinem Gewichte verloren. Die gelbe Extraction wurde mit destillirtem Wasser verdünnt und so lange Blutlauge hinzugetröpfelt, als sich noch ein dunkelblauer Präcipitat zeigte. Da es aber zu vermuthen war, daß mit dem Eisen zugleich noch eine Erde in der Auflösung befindlich seyn könnte, so wurde bei der Niederschlagung des Eisens die Vorsicht gebraucht, daß jene nicht mit niedergeschlagen werden konnte. Zu welchem Ende darauf gesehen werden mußte, daß immer etwas überflüssige Säure in der Auflösung vorhanden war, wodurch die übrige Erde in der Auflösung erhalten werden konnte. Nachdem sich nun der dunkelblaue Präcipitat zu Boden gesetzt hatte, wurde die helle Lauge durch Filtriren von demselben abgeschieden, und Letzterer hinterher ausgesüßt. Das Berlinerblau wog nach der Trocknung 7 Gran, und nach dem Ausglühen 4 Gran. Die von dem Niederschlage abfiltrirte helle Flüssigkeit wurde darauf mit Schwefelsäure, auch mit einer Auflösung des schwefelgesäuerten Weinsteins in der Absicht geprüft, ob eine Kalkerde darin befindlich sei. Es erfolgte aber in keinem Falle eine Trübung, und daraus urtheilte er, daß keine Kalk-

erde gegenwärtig seyn könne. Aus dem bloßen Geschmacke konnte man deutlich die Alaunerde vermuthen. Es wurde daher eine Auflösung von fixem Alkali bis zur gänzlichen Niederschlagung zugesetzt, wobei der Niederschlag in der, der Alaunerde eigenthümlichen Feinheit und Durchscheinbarkeit in ganz weißer Farbe ausgeschieden wurde, welche nach dem Aussüßen und Trocknen 11 Gran wog. Zu mehrerer Ueberzeugung wurde sie wieder in Schwefelsäure aufgelöset, wobei sich der vollkommne Alaungeschmack offenbar äußerte, und zu erkennen gab, daß dieser Niederschlag aus Alaunerde bestand. Da nun die Salzsäure so wenig Wirkung auf den Feldspath gezeigt hatte, so erwählte er nun eine stärkere, und schüttete zu dem Ende den überbliebenen unaufgelöseten Feldspath in eine Retorte, nebst 2 Unzen concentrirter Schwefelsäure, und spülte den Hals mit einer Unze destillirtem Wasser nach. Alle Flüssigkeit wurde hierauf bis zur Trockne abgezogen. Nach dem Erkalten wurde der am Boden der Retorte sitzende Kuchen mit ungefähr 4 Unzen destillirtem Wasser aufgeweicht und noch einen ganzen Tag lang in gelinder Wärme zur Ausziehung der auflöslichen Theile erhalten; dann wurde die Flüssigkeit filtrirt und der Rückstand ausgesüßt. Die sämmtliche Flüssigkeit sah ganz wasserhell aus und schmeckte nur gelinde säuerlich. Der getrocknete Ueberrest hingegen wog jetzt 7 Drachmen 42 Gran, und sah immer noch so röthlich aus, wie vorher. Aus diesem Gewichte ließ sich erkennen, daß die Schwefelsäure nur sehr wenig ausgezogen habe. Bei dieser letzten Behandlung des Feldspaths mit Schwefelsäure äußerte sich bei der Abziehung derselben, daß die überdestillirte Flüssigkeit ein gelfarbiges Ansehen hatte. Er hatte sie in ein sauberes Gläschen geschüttet, und da sie eine Nacht hindurch gestanden hatte, so saß das Glas im Innern, so weit die Säure reichte, voller Luftbläschen. Zuletzt verlor sich die opal-

farbige Trübung der Säure, indem sich ein pülverichtes Wesen zu Boden setzte. Die Säure hatte auch noch überdies einen ungewöhnlich flüchtigen Geruch. Je mehr Wiegleb diesen Erscheinungen nachdachte, destomehr fiel er zuletzt auf die Vermuthung, daß vielleicht eine Flußspathsäure hier im Spiele seyn könnte. Da er nun bei der Destillation hierauf keine Rücksicht genommen hatte, und auch überdies der Feldspath schon vorher mit Salzsäure ausgezogen worden, so konnte er diese Erscheinung nicht sicher genug beurtheilen; daher vermischte er sogleich zur Aufklärung dieses Umstandes 1 Unze frisches Feldspathpulver in einer neuen Retorte mit einer Unze concentrirter Schwefelsäure und einer halben Unze destillirtem Wasser, und zog aus dem Sande die sämmtliche Flüssigkeit ganz behutsam über. Die Flüssigkeit ging dabei wirklich mit dem eigenthümlichen Geruche der Flußspathsäure über. Das Ansehen der Flüssigkeit war opalfarbig, und es zeigte sich auch wirklich eine zarte Rinde darauf; auch war der Hals der Retorte und das innere Gewölbe derselben etwas matt geworden. Es war demnach an einer kleinen Portion Flußspathsäure in dem Feldspathe nicht zu zweifeln. Nach dieser hier angeführten Bemerkung ging Wiegleb wieder in angefangener Arbeit, oben, S. 535, fort. Die dort beschriebene, von dem mit Schwefelsäure behandelten Feldspath abfiltrirte Flüssigkeit sah ganz wasserhell aus, schmeckte etwas säuerlich, aber dabei schwach alaunicht. Sie zeigte auch, nachdem sie eine Weile gestanden hatte, keine Spur eines Häutchens, oder sonstiger Trübung, wie es etwa bei einer aufgelöseten Portion Selenit zu geschehen pflegt. Diesemnach wurde sie mit aufgelösetem fixem Alkali vermischt, wobei ein Niederschlag mit Aufbrausen erfolgte. Aus dem ganzen Ansehen des Niederschlags und dessen zarter durchscheinender Beschaffenheit ließ sich ganz deutlich beurtheilen, daß

das Präcipitat nichts anders als Alaunerde war. Nachdem ſich ſolche zu Boden geſetzt, wurde die darüber ſtehende Lauge abgegoſſen, der Niederſchlag ausgeſüßt und getrocknet, welcher nach weiterer Unterſuchung aus 4 Gran Alaunerde beſtand. Da nun weder durch die Salzſäure, noch durch die Schwefelſäure bei dem Feldſpathe die vollkommene Aufſchließung zu bewirken war, wie eines Theils aus dem wenigen erlittenen Verluſte, und andern Theils aus ſeiner noch dauernden röthlichen Farbe erkannt werden konnte, ſo mußte er noch einmal das Feuer anwenden. Wiegleb vermiſchte demnach den Rückſtand, oben, S. 535, mit einer Unze Weinſteinſalz, und glühete ihn eine Stunde lang durch. Nach Erkaltung des Tiegels fand ſich, daß die Maſſe ſtark zuſammengeſintert, und im Untertheil des Tiegels wirklich geſchmolzen und voller Höhlungen war. Sie ſaß auch am Tiegel ſo feſt, daß er zerſchlagen und die anſetzende Maſſe nicht anders, als mit Mühe von den Seitenwänden des Tiegels ſo gut, als möglich, abgeſchabt werden mußte. Dieſe geſchmolzene Maſſe, welche durchaus ganz weiß war, wurde darauf zum zarten Pulver zerrieben, und in einem irdenen Geſchirr mit einem Pfunde deſtillirtem Waſſer ausgekocht, worin auch vorher die Scherben des Tiegels ausgekocht und alles daran Sitzende abgelöſet worden war; dann wurde Alles auf ein Filtrum gebracht, der Ueberreſt ausgeſüßt, getrocknet; er ſah weiß aus und wog 3 Drachmen 40 Gran. Die von dem Feldſpathe erlangte alkaliſche Lauge wurde nun unterſucht, ob das Alkali während der Kalcination etwas vom Feldſpathe aufgelöſet habe. Sie wurde daher unter beſtändigem Aufbrauſen mit verdünnter Vitriol- oder Schwefelſäure geſättiget, es erſchien aber nicht der geringſte Niederſchlag, deſſenungeachtet wurde die Lauge in einem Zuckerglaſe ſtehen gelaſſen. Am andern Tage bemerkte man an derſelben ein ſchielendes molkigtes An-

ſehen, welches bis gegen Abend noch zunahm, wobei ſie immer noch durchſcheinend, ungefähr von der Art einer Molke anzuſehen war, wobei man aber noch nicht die geringſte Spur eines Niederſchlags erkennen konnte. Sie ſchien überdies eine gewiſſe Zähigkeit erhalten zu haben, indem ſich ein Tropfen davon wie ein ſchleimichtes Weſen dehnte. Als er darauf das Glas den folgenden Morgen wieder betrachtete, ſo war die ganze Flüſſigkeit darin zu einer durchſcheinenden opalfarbigen Gallerte geronnen, wobei nicht das geringſte Pulverichte zu bemerken war. Er ſetzte das Glas hierauf auf den Zimmerofen, um den weitern Erfolg zu beobachten.

Nachdem nun der Feldſpath durch die Calcination mit Alkali vorbereitet worden, wurde er mit 2 Unzen concentrirter Schwefelſäure und einer Unze deſtillirtem Waſſer in einer Retorte vermiſcht, und bis zur Trockne deſtillirt. Am folgenden Tage wurde der Rückſtand mit deſtillirtem Waſſer aufgeweicht, in ein Zuckerglas geſchüttet und einen Tag lang in die Wärme geſtellt. Hierbei bekam die Lauge noch einen ziemlich ſtarken alaunigten Geſchmack. Sie wurde darauf von der Erde abfiltrirt, und Letztere ausgeſüßt und getrocknet, wo ſie dann 3 Drachmen 6 Gran wog. Die ſämmtliche durchgelaufene Lauge wurde dann mit Alkali niedergeſchlagen, filtrirt, ausgeſüßt und getrocknet, welches 19 Gran Alaunerde war. Das noch übergebliebene Feldſpathpulver hatte noch eine vollkommene weiße Farbe, beſaß auch jetzt eine größere ſpecifiſche Schwere, als zuvor, und knirſchte auch unter den Zähnen vollkommen wie Sand, ſo daß er bald wäre verführt worden, ſolches für eine Kieſelerde anzuſehen. Deſſenungeachtet aber, um recht ſicher zu gehen, ſo wurde dieſer Ueberreſt zum Drittenmale mit einer Unze Weinſteinſalz vermiſcht und wie vormals calcinirt. Die dadurch erlangte ſalzige Maſſe wurde noch einmal zerrieben und mit einem Pfunde deſtillirtem Waſſer ausgekocht. Hier gewahrte

Wiegleb gleich, daß die letzte Erde keine Kieſelerde geweſen war; denn ſie löſete ſich keinesweges in Waſſer auf, ſondern es war davon noch eine beträchtliche Menge in dem Waſſer ſichtbar vorhanden. Es wurde darauf Alles auf ein Filtrum geſchüttet, um die nicht aufgelöſete Erde abzuſcheiden, die er aber vollkommen ausſüßte und trocknete. Die oben beſchriebene alkaliſche Lauge wurde ebenfalls mit Schwefelſäure geſättiget und davon kein Niederſchlag erhalten. Nachdem ſie aber, wie die beiden vorigen, einige Tage lang in der Wärme geſtanden hatte, ſo wurde ſie nach und nach opalfarbig und gerann endlich gleichfalls zu einer durchſichtigen Gallerte. Die mit Alkali kalcinirte und wieder ausgelaugte Erde wurde nun nochmals mit einer Unze concentrirter Schwefelſäure und einer halben Unze Waſſer übergoſſen, und bis zur Trockne abdeſtillirt. Der Rückſtand wurde mit Waſſer aufgeweicht, vierundzwanzig Stunden in der Wärme ſtehen gelaſſen und Alles auf ein Filtrum geſchüttet. Nachdem die Flüſſigkeit abgezogen, verblieb darauf eine lockere weiße Erde, welche nach dem Ausſüßen und Trocknen 1 Drachme 19 Gran wog, und Kieſelerde war. Die abfiltrirte Flüſſigkeit ſchmeckte wieder ſtark alaunicht, und ließ bei dem Niederſchlage mit Alkali 62 Gran Alaunerde ausſcheiden. Damit er nun gewiß überzeugt werden möchte, ob jetzt die übergebliebene Erde reine Kieſelerde ſei, oder nicht, ſo vermiſchte er ſie mit 6 Drachmen Weinſteinſalz und ließ ſie in einem Tiegel ſchmelzen. Dieſe Salzmaſſe wurde mit Waſſer übergoſſen, worin ſie ſich völlig auflöſete, und woraus nunmehr die Kieſelerde in der ihr ganz eigenthümlichen gallertartigen Beſchaffenheit niedergeſchlagen wurde, woraus Wiegleb erkannte, daß ſie aus wahrer Kieſelerde beſtand. Die drei Gläſer mit den gallertartigen Subſtanzen hatte Wiegleb zur langſamen Verdunſtung auf den Stubenofen geſetzt, wobei die Gallerte immer

ſteifer wurde, und bei der Abtrocknung zerfiel Alles zu einem ganz klaren, kryſtalliniſchen weißen Salze. Da dieſe Erſcheinung bei allen gleich war, ſo ſchüttete er das Salz zuſammen in ein Glas, goß reichlich Waſſer darauf, und ſtellte es in die Wärme. Er merkte bald hierbei, daß die eigentlichen ſalzigen Theile aufgelöſet wurden, und daß ſich ein ſchweres Pulver daraus zu Boden ſetzte. Deshalb ſchüttete er die klare Salzlauge ab und friſches Waſſer auf das Pulver, und wiederholte ſolches etliche Male. Zuletzt brachte er Alles auf ein Filtrum, laugte das darauf liegende Pulver ſattſam aus, trocknete es, und erhielt davon 3 Drachmen 48 Gran von einer weißen Erde, die, mit fixem Alkali geſchmolzen, ſich ganz in Waſſer auflöſete, und dadurch bewies, daß ſie wahre Kieſelerde war. Nach dieſen Verſuchen war nun Wiegleb im Stande die Beſtandtheile des Feldſpaths von 1 Unze alſo zu beſtimmen:

Kieſelerde	5	Drachm.	7 Gr.
Alaunerde	2	.	34 .
Eiſen	—	.	7 .
Verluſt	—	.	12 .
	8	Drachmen.	

Nebſt einer kleinen Portion Flußſpathſäure.

Nachdem er dieſe ſchwierige Analyſirung zu Ende gebracht hatte, ſo fiel er darauf zu verſuchen, ob nicht der Feldſpath auf einen andern, einfacheren Wege zerlegt werden könne. Zu dem Ende vermiſchte er eine Unze zartes Feldſpathpulver mit 3 Unzen Weinſteinſalz, und glühete es ½ Stunde lang durch. Als er die Maſſe hernach pulveriſirt und mit kochend heißem Waſſer übergoſſen hatte, ſo ſetzte ſich ein guter Theil Erde zu Boden, welche nach der Abſcheidung, Ausſüßung und Trocknung 5 Drachmen 54 Gran wog. Die ſämmtlichen alkaliſchen Laugen wurden mit Schwe-

felsäure gesättiget, wovon kein Niederschlag erfolgte. Nach und nach wurde aber die gesättigte Lauge molkicht und bekam ebenfalls ein gallertartiges Ansehen. Nach ihrer gänzlichen Abtrocknung blieb eben so ein weißes, salziges Pulver übrig, und als er dieses in Wasser auflösete, so bekam er 2 Drachmen 9 Gran Kieselerde. Hierauf wurde das vorerwähnte unaufgelösete Feldspathpulver mit 4 Unzen Salzsäure übergossen und in einer Retorte etliche Stunden lang in starker Digestion im Sande erhalten. Nach dem Erkalten war fast das ganze Pulver darin zu einer teigförmigen Masse aufgeschwollen, die durchaus gelb aussahe. Als er sie mit destillirtem Wasser sattsam verdünnte und auf das Filtrum geschüttet hatte, so lief eine stark gelb gefärbte Flüssigkeit durch. Auf dem Seihepapier blieb eine ziemlich leichte, halb durchscheinende Erde, die nach gänzlicher Aussüßung mit heißem Wasser 3 Drachmen 4 Gran wog, und Kieselerde war, wie es bewiesen werden wird. Aus der gelben abfiltrirten Flüssigkeit, die mit destillirtem Wasser verdünnt worden, schlug er zuerst mit Blutlauge ein sehr dunkles Berlinerblau nieder, welches nach dem Aussüßen und Trocknen 18 Gran, nach dem Glühen aber 8 Gran wog. Die vom Berlinerblau abgelaufene Lauge prüfte Wiegleb dann mit freier Schwefelsäure und schwefelgesäuerten Mittelsalzen, ob eine Kalkerde darin befindlich sey; es äußerte sich aber davon keine Spur, ihr Geschmack war bloß alaunicht. Er schlug sie darauf mit fixem Alkali nieder, und fand auch hierbei alle Kennzeichen der Alaunerde, die nach dem Aussüßen und Trocknen 2 Drachmen 36 Gran wog. Nun war noch das erste übriggebliebene Pulver näher zu untersuchen. Weil es mit Salzsäure ausgezogen worden, so wollte Wiegleb sehen, ob die Schwefelsäure noch etwas darauf wirken könne. Er schüttete es daher, nebst 2 Unzen concentrirter

Schwefelsäure in eine Retorte, und destillirte es bis zur Trockne, wobei sich aber keine Spur von Flußspathsäure äußerte. Der Rückstand in der Retorte wurde mit Wasser ausgelaugt, konnte aber aus der filtrirten Flüssigkeit mit Alkali nichts niederschlagen. Die Schwefelsäure hatte daher nichts mehr ausgezogen. Die übrig gebliebene Erde hatte auch nichts von ihrem Gewichte verloren. Er ließ sie mit zwei Theilen Alkali eine halbe Stunde durchglühen, bis daraus eine weiche Masse wurde, welche sich in destillirtem Wasser zugleich auflöfete, und dadurch bewies, daß die übriggebliebene Erde eine wahre Kieselerde gewesen war. Auf diesem einfachen Wege muß auch unstreitig das Verhältniß der Bestandtheile des Feldspaths am richtigsten ausgefallen seyn, welches nach Wieglebs Versuchen von 1 Unze auf folgende Weise berechnet werden kann:

Kieselerde	5	Drachmen	13 Gran
Alaunerde	2	"	36 "
Eisen	—	"	8 "

Flußspathsäure vielleicht etwas mehr, als die mangelnden drei Grane betragen können.

Da nun hieraus erhellt, daß darin das Verhältniß der Alaunerde stärker, als es gewöhnlich in der Thonerde angetroffen wird, befunden worden ist, so wird der Feldspath um so mehr den thonichten Steinen untergeordnet werden müssen. Weil Wiegleb darin keine Kalkerde entdecken konnte, so darf man aus der erschienenen Flußspathsäure nicht urtheilen, daß im Feldspathe eine Portion Flußspath stecke, sondern diese Säure muß hier mit der Kieselerde verbunden gewesen seyn.

Spath, (feuchter), weicher Spath, in der Viehar zeneikunst, s. unter **Pferd**, Th. 110, S. 268, 273.

— (Fluß-), Fluor mineralis, Fluor spathosus;

Fr. Fluor spateux, Spath phosphorique ou fusible; Engl. fusible Spar; Ital. Spato fusibile; ſ. Th. 141, S. 419, ein meiſt blauer, durchſichtiger Spath, welcher beim Schmelzen den Fluß der Metalle befördert. Man hat deren mehrere Arten, nämlich: 1) den gebrannten, gemeinen Flußſpath zu falſchen Edelſteinen, beſonders zu Smaragden und Sapphiren, zu Vaſen, Porzellanglaſur, und als Zuſchlag zum Schmelzen; 2) den halbgeformten Flußſpath; 3) den ungebrannten oder dichten Flußſpath, von ſchmutzig grauer Farbe; 4) den zerfallenen oder erdigen Flußſpath, von matter blauer Farbe; 5) den grünen Flußſpath. Auch ſoll man ihn noch in andern Farben haben. Der Flußſpath iſt, wie ſchon oben angeführt worden, durchſichtig, ſchlägt nicht am Stahle Feuer, wie der Feldſpath, ſchmilzt auch kaum ohne Zuſatz, wie dieſer zu thun pflegt, wenigſtens nicht ſo vollkommen und nicht ſo geſchwind. Er iſt von einem, ſchon vor der Erhitzung oder erſt im Feuer bemerkbaren, blättrigen Gefüge, zwar härter und ſpröder als Kalk- oder Gypsſpath, aber doch nicht ſo hart, als Feldſpath und die glasartigen Steine, und 3,148 bis 3,192 eigenthümlich ſchwer. Im Feuer zerſpringt er mit Kniſtern, ohne ſich zu Kalk oder Gyps zu brennen, gelinde erhitzt, bis er anfängt Riſſe zu bekommen, phosphoreſcirt er mit blauem, grünlichem oder bräunlichem Lichte, verliert aber dieſe Eigenſchaft durch das Glühen, und erlangt ſolche auch durch das Röſten mit Kohlengeſtübe nicht wieder. Zum Schmelzen läßt er ſich im gewöhnlichen Ofenfeuer ohne Zuſatz ſehr ſchwer bringen, indeſſen ſah ihn d'Arcet in dem Porzellanofenfeuer ſich verglaſen; Gerhard bei der Eiſenſchmelzhitze im Thontiegel bis zur Durchbohrung des Tiegels, im Kreidetiegel ſo, daß er mit dieſem in eine zähe Schlacke zuſammenfloß, und im Kohlentiegel zu halbdurchſichtigen, grau-

lichen, kugelrunden Schlacken; manche auch nur auf der Oberfläche der Stücken, andere daſelbſt mit Schaume fließen. Bergmann fand, daß er vor dem Löthrohre ohne Aufwallen floß. Geiſer bemerkte vor dem Lebensluftrohre, daß weißer Schwediſcher Flußſpath mit Schäumen ſich ſchnell in ein weißes, undurchſichtiges Glas verwandelte. In Ehrmanns ähnlichen Verſuchen floſſen Flußſpathe von allen Farben zu weißen, gelblichen oder gelbgefleckten, undurchſichtigen Kugeln, nur der chryſolithgrün phosphorescirende Flußſpath aus der Marmoroſcher-Geſpannſchaft in Ungarn gab eine im Bruche purpurartige halbdurchſichtige Kugel. Nach Lavoiſiers Beobachtung ſoll gelber kryſtalliſirter Feldſpath aus den Vogeſiſchen Gebirgen, mit Beihülfe der Lebensluft, vor dem Löthrohre binnen 5 Secunden zu einer völlig runden, waſſerhellen Kugel ſchmelzen, die, je länger ſie im Feuer blieb, deſto ſchwerflüſſiger zu werden ſchien, beim Erkalten aber undurchſichtig, einem geſchmolzenen Glaſe ähnlich und zu einem undurchſichtigen Staube zerreiblich war; andere Arten ſah er langſamer, aber doch ſehr dünne, zu mehr oder weniger im Erkalten grauen oder grau und weiß geaderten, und im Bruche weißen und ſpathartig geblätterten, manchmal auch zu einer blaſigen Kugel ſchmelzen. Im Sonnenfeuer ſah Lavoiſier alle von ihm verſuchte Flußſpathe aber ſchnell zu Glaskugeln fließen, welche nach dem Abkühlen mattweißem Schmelze glichen. Aus Nertſchinsk hatte der Fürſt Gallizin, zu Ende des verwichenen Jahrhunderts, eine eigene Art des Flußſpaths (Pyro-Smaragd) nach Deutſchland gebracht; den man nach dem äußerlichen Anſehen für einen gewöhnlichen violetten Flußſpath hielt; der aber die ihn auszeichnende Eigenſchaft beſaß, daß wenn er auf Kohlen beträchtlich erhitzt ward; er, ohne zu verkniſtern, eine ſchöne Smaragdfarbe annahm, die er, ſo wie er kalt wurde, wieder verlor, und von neuem er-

hitzt, wieder annahm. Dieſes Erhitzen darf aber nicht bis zum Glühen fortgeſetzt werden, ſonſt verliert der Flußſpath ſeine natürliche Farbe und wird weiß. Es wurden nun mehrere Verſuche mit andern Flußſpatharten angeſtellt, um ihr Verhalten bei der Erhitzung wahrzunehmen, weil die Vermuthung entſtand, daß die ſchönen Farben des verarbeiteten Flußſpathes von Derbyſhire oder Derbyſtone, wenigſtens zum Theil, von der vorſichtigen Erhitzung entſprängen. Es wurde zuerſt ein dem obigen Flußſpathe ſehr ähnlich ſehender, violetter Flußſpath aus dem Würtembergiſchen verſucht; es wurde bei ſeinem Erhitzen auf eine kurze Zeit ein meergrünliches Licht bemerkt, welches aber ſehr bald verſchwand, und ihn, ſeiner vorigen natürlichen Farbe beraubt, darſtellte. Ein amethyſt- und hyacinthfarbener, kryſtalliniſcher Flußſpath von Gerſtorf in Sachſen, ein ganz weißer eben daher, ein blaugraulicher aus dem Naylaer Bergamtsreviere, verkniſterten bald ſehr heftig, und zeigten nicht die mindeſte Farbe; ein violetter aus Derbyſhire verkniſterte nicht beträchtlich, nahm aber keine grüne Farbe an, und zeigte ſich nachher bläſſer. Ein Flußſpath von St. Day in Cornwall, der Stellen von violetten, grünen, gelblichen und weißen Farben hatte, hielt die Erhitzung ohne Verkniſterung aus, aber auch ohne im Feuer grün zu werden; wie er aber herausgezogen wurde, hatte er nicht nur ungemein an Durchſichtigkeit gewonnen, ſondern es zeigten ſich darin beträchtliche Stellen vom ſchönſten Saphirblau, und einige andere, aber wenigere, von Purpurroth. Beides Farben, die am natürlichen nicht vorhanden waren. Die vorigen, urſprünglichen Farben waren größtentheils verſchwunden; jedoch ſchien es aus einigen zurückgelaſſenen Spuren, als wenn das Blau von dem Grün und Weiß, das Purpur vom Violett und vorzüglich dem Gelben entſprungen ſey. Dieſe wenigen Verſuche

ſcheinen anzuzeigen: 1) daß die meiſten Farben der Flußſpathe von flüchtiger Natur ſind, weil ſich mehrere bei nicht ſehr heftigem Feuer ganz verlieren, andere ihre vorige Farbe mit einer andern umtauſchen; man müßte denn annehmen, daß überhaupt in ihnen kein ſogenannter Farbeſtoff ſei, ſondern dieſe Farben bloß daher entſprängen, daß nach veränderter Lage der Theile, die Lichtſtrahlen durch dieſelben anders gebrochen und zurückgeworfen würden. 2) Muß das Verhältniß der Beſtandtheile in den verſchiedenen Flußſpathen, oder wenigſtens der Zuſammenhang derſelben unter einander verſchieden ſeyn, weil manche bei demſelben Grade der Erhitzung mit großer Heftigkeit verkniſtern, andere langſamer, noch andere gar nicht, welches vielleicht von dem mehr oder wenigen Kryſtallwaſſer abhängen mag. 3) Scheint man in dem Flußſpathe von Nortſchinsk noch einen eigenen Stoff ſuchen zu müſſen, welcher in den andern nicht zu finden iſt, weil jener nicht nur die Farbe im Feuer verändert, ſondern ſie auch mit der vormaligen natürlichen bei der Abkühlung wieder zu vertauſchen vermögend iſt, ſie zeigt ſich daher den ſogenannten ſympathethiſchen Dinten in gar vielen Fällen ſehr ähnlich. — Scheele hat folgende Verſuche mit einem grünen Flußſpathe angeſtellt, den er vom Garpenberg, und mit einem weißen, den er von Gisloef in Schonen erhielt.

1) Da der Flußſpath, nachdem er erwärmt worden, in einem dunklen Zimmer einen ſchönen Phosphorſchein von ſich giebt, dieſe Eigenſchaft zu leuchten aber nach einer vollkommenen Kalcination verliert, ſo ſuchte Scheel zuerſt zu erfahren, welche Beſtandtheile ihm durch das Glühen entriſſen würden. Es wurden daher 3 Unzen in einem bedeckten Tiegel gut durchgeglühet. Der Spath praſſelte heftig, faſt wie Kochſalz, ſobald er heiß ward. Nach dem Erkalten fand ſich, daß er faſt nichts Merkliches von ſeinem Gewichte

verloren hatte, und er war in Allem beſchaffen, wie ungebrannter, nur daß er a) bei neuer Erwärmung weder praſſelte, noch phosphoreſcirte; b) mürbe war, und leichter zu pülvern, als zuvor; c) weiß, undurchſichtig und der grüne röthlich war.

2) Ein Stück Flußſpath wurde erwärmt, bis er recht leuchtend war, und dann in kaltes Waſſer geworfen. Er verlor ſogleich einen großen Theil Licht, behielt aber doch einen dunklen Schein faſt eine ganze Stunde lang. Er behielt auch in Säure ſeinen Schein, aber die Solution von Flußſpath leuchtete nicht, wenn ſie gleich gekocht wurde. In einem meiſt luftleeren Raume wurde an einem Meſſingdrathe ein Stück leuchtender Flußſpath aufgehängt; er leuchtete darin auch ungefähr eine Stunde, allein die letzte Hälfte dieſer Zeit ſehr ſchwach.

3) Folgende Verſuche wurden angeſtellt, um zu erfahren, ob die Eigenſchaft des Flußſpaths zu phosphoresciren ſich wieder herſtellen laſſe, nachdem ſie verloren gegangen iſt. Es wurde Flußſpath, der wohl durchgeglühet worden, mit Kohlengeſtübe in einem wohlverſchloſſenen Tiegel ſtratificirt und zwei Stunden im Feuer erhalten. Nach dem Erkalten wurde er wieder erwärmt, gab aber keinen Schein von ſich. Gebrannter Flußſpath wurde einen ganzen Tag in Sonnenſchein gelegt, leuchtete aber doch nicht durch neue Erwärmung.

4) Zu 2 Unzen gepülverten Flußſpath in einem gläſernen Mörſer wurde eben ſo viel Schwefelſäure in eine Retorte gethan, eine Vorlage angebracht und die Fuge mit Löſchpapier verſtopft. Die Retorte wurde über ſchwaches Feuer geſtellt, wodurch die Maſſe ſogleich zu ſchwellen und zu ſchäumen anfing. Unſichtbare elaſtiſche Dämpfe drangen überall durch die Fugen. Beim Ende der Arbeit ſtiegen weiße Dämpfe auf, die ſich überall an der einen Fläche der Vorlage anhängten. Die Verlutirung wurde ſo angegriffen, daß ſie mit den Fingern zerrieben werden konnte, aber ihre Farbe blieb unverändert. Die Maſſe, die noch in der Retorte lag, war ſteinhart und ließ ſich ohne Zerſchlagung des Gefäßes nicht herausbringen.

5) Dieſe Arbeit wurde wiederholt, völlig eben ſo,

außer daß nun eine Menge destillirtes Wasser in die Vorlage gegossen wurde. Als die Masse warm geworden und aufgeschwollen war, gab sie einen Dunst von sich, der sich auf die Oberfläche des Wassers in der Vorlage legte und anfangs einen weißen runden Fleck mitten unter die Mündung der Retorte machte. Dieser Fleck nahm immer zu, bis er die ganze Oberfläche eingenommen hatte, die dann mit einer ziemlich dicken Rinde bedeckt war, wodurch endlich die Dünste von der Oberfläche des Wassers abgehalten wurden, deswegen mußte man die Vorlage gelinde schütteln, daß die Rinde borstete und zu Boden fiel, worauf sich bald eine ähnliche Rinde bildete. Endlich wurde zuerst die Vorlage, und hernach auch die Retorte inwendig ganz weiß. Als nichts weiter mit gelindem Feuer überging, wurden die Gefäße abgekühlt. Ihre innere Fläche war ziemlich angegriffen worden. Die Feuchtigkeit in der Vorlage war eine Mischung von Wasser und der Säure, welche das Vitriolöl oder die Schwefelsäure aus dem Flußspathe getrieben hatte. Aus ihr wurde durch Filtriren die häufige weiße Materie abgesondert, die sich während der Arbeit angelegt hatte.

6) Die in der Retorte zurückgebliebene Masse war ganz fein gepülvert und mit destillirtem Wasser abgesüßt, bis sie keine Spur einer ungebundenen Säure mehr gab. Die Lauge ward durchgeseihet und etwas eingekocht. Innerhalb wenigen Tagen hatte sich ein Selenit darin angesetzt, nebst etwas Alaun, welches ungefähr 2 Skrupel wog. Die Lauge ward von neuem abgedünstet und ihre überflüssige Säure mit einem Zusatze von Weinsteinlaugensalz gesättiget, sie setzte aber doch nicht mehr Krystallen an.

7) Diese solchergestalt verdickte Lauge ward von zugegossener Lauge von Rinderblut blau. Zu den beiden vorhergehenden Arbeiten hatte man grünen Flußspath gebraucht. Um zu untersuchen, ob die Auflösung von allen Arten Flußspath Spuren von Eisen gäbe, versuchte Scheele es mit weißem Flußspathe, der zuvor mit Schwefelsäure im Tiegel calcinirt war; allein er gab mit der Lauge vom Rinderblute kein Berlinerblau, also rührte die grüne Farbe vom Eisengehalte her.

8) Das Ueberbleibſel aus den Retorten, das ſchon mit deſtillirtem Waſſer (§ 6) ausgelangt war, ward zu wiederholten Malen mit Regenwaſſer gekocht, das zuſammen 7 Kannen ausmachte, und Alles auflöſete, was das Waſſer in ſich nehmen konnte; denn das Laugenſalz des Weinſteins fällte nichts aus dem Letztern. Das Unaufgelöſete betrug ein Viertheil der ganzen Maſſe. Es ward ſehr wohl gepülvert und mit Schwefelſäure calcinirt, bis es völlig ausgedünſtet war. Im Anfange gingen wieder eine Menge corroſiver Dünſte von der Maſſe, die zugleich merklich aufſchwoll. Nachdem das Gefäß abgekühlt war, nach dem Schluſſe der Arbeit, nahm Scheele die Maſſe heraus, pülverte ſie ganz fein, und kochte ſie in reinem Waſſer, darin ſie ganz und gar aufgelöſet ward. Zu etwas von dieſer Auflöſung wurde kauſtiſcher Salmiakgeiſt gegoſſen, der nichts fällte; aber Laugenſalz vom Weinſtein fällte eine wahre Kalkerde. Eine Kanne Feuchtigkeit, welche über dieſem gefällten Kalk ſtand, ward abgedünſtet, und gab ſchwefelſauren Weinſtein, Tartarus vitriolatus. Das zugethane Laugenſalz hatte nun einen in Waſſer aufgelöſeten Selenit zerlegt. Das im Waſſer unauflösliche Viertel war alſo ein Flußſpathpulver, welches nicht zu zerlegen war.

9) Der Flußſpath beſteht alſo hauptſächlich aus Kalkerde, mit einer eigenen Säure geſättiget, deren Natur weiter hin unterſucht werden ſoll. Die Alaunerde und der Eiſengehalt ſcheinen zufällig zu ſeyn. Synthetiſch beweiſen dieſes folgende Verſuche. Diluirte Flußſpathſäure, die (§ 5) erhalten ward, wurde mit Kalkwaſſer vermengt, da ſich denn ſogleich ein anderes Präcipitat ſetzte. Als nichts mehr gefällt ward, war das Waſſer völlig rein. Das Präcipitat ſelbſt hatte zwar kein kryſtalliſches Anſehen, verhielt ſich aber doch ſo, wie Flußſpath. Es phosphoreſcirte, wenn es auf einen heißen Stein in einem dunklen Zimmer geſchüttet ward, ließ ſich mit dem Löthröhrchen ſchmelzen, und noch viel leichter mit einem Zuſatze von Gyps. Wenn dieſer durch die Kunſt gemachte Flußſpath mit Schwefelſäure wieder zerlegt wird, zeigt er ſich einerlei mit dem natürlichen.

10) Die weiße Materie, die ſich unter den Arbeiten

ſcheinen anzuzeigen: 1) daß die meiſten Farben der Flußſpathe von flüchtiger Natur ſind, weil ſich mehrere bei nicht ſehr heftigem Feuer ganz verlieren, andere ihre vorige Farbe mit einer andern umtauſchen, man müßte denn annehmen, daß überhaupt in ihnen kein ſogenannter Farbeſtoff ſei, ſondern dieſe Farben bloß daher entſprängen, daß nach veränderter Lage der Theile, die Lichtſtrahlen durch dieſelben anders gebrochen und zurückgeworfen würden. 2) Muß das Verhältniß der Beſtandtheile in den verſchiedenen Flußſpathen, oder wenigſtens der Zuſammenhang derſelben unter einander verſchieden ſeyn, weil manche bei demſelben Grade der Erhitzung mit großer Heftigkeit verknistern, andere langſamer, noch andere gar nicht, welches vielleicht von dem mehr oder wenigen Kryſtallwaſſer abhängen mag. 3) Scheint man in dem Flußſpathe von Nortſchinsk noch einen eigenen Stoff ſuchen zu müſſen, welcher in den andern nicht zu finden iſt, weil jener nicht nur die Farbe im Feuer verändert, ſondern ſie auch mit der vormaligen natürlichen bei der Abkühlung wieder zu vertauſchen vermögend iſt, ſie zeigt ſich daher den ſogenannten ſympathethiſchen Dinten in gar vielen Fällen ſehr ähnlich. — Scheele hat folgende Verſuche mit einem grünen Flußſpathe angeſtellt, den er vom Garpenberg, und mit einem weißen, den er von Gisloef in Schonen erhielt.

1) Da der Flußſpath, nachdem er erwärmt worden, in einem dunklen Zimmer einen ſchönen Phosphorſchein von ſich giebt, dieſe Eigenſchaft zu leuchten aber nach einer vollkommenen Kalcination verliert, ſo ſuchte Scheel zuerſt zu erfahren, welche Beſtandtheile ihm durch das Glühen entriſſen würden. Es wurden daher 3 Unzen in einem bedeckten Tiegel gut durchgeglühet. Der Spath praſſelte heftig, faſt wie Kochſalz, ſobald er heiß ward. Nach dem Erkalten fand ſich, daß er faſt nichts Merkliches von ſeinem Gewichte

eine weiße Rinde von Kieselerde sich darauf zu legen an. Als die Säure überzugehen aufgehört hatte, ward die Feuchtigkeit in der Vorlage filtrirt, es war eine mit Wasser diluirte Flußspathsäure. Mit dieser ward aus Kalkwasser ein künstlicher Flußspath gefällt, wie der vorige. Seine Säure ward mit Schwefelsäure abgetrieben, wobei sich eben solche Umstände äußerten, wie bei den vorigen Versuchen. Die Arbeit ward eben so fünfmal wiederholt; jedesmal verminderte sich augenscheinlich Kieselerde und übergehende Säure, so daß nach der letzten Arbeit das Wasser in der Vorlage kaum eine merkliche Spur von Säure gab. Es hatte sich daher alle Flußspathsäure nach und nach mit Wasserdünsten vereiniget und das Kieselpulver ausgemacht. Wollte man einwenden, die Flußspathsäure könnte schon von Natur mit einem feinen Kieselmehle vereiniget seyn, welches sie mit sich verflüchtige und endlich verlasse, wenn sie Gelegenheit habe, sich mit Wasser zu vereinigen; allein dann müßte die Flußspathsäure bei der ersten Destillation alle Kieselerde verlassen, die auf solche Art mit derselben verbunden wäre, und hätte daher für die folgende Destillation nichts übrig. c) Bei einer Destillation von Flußspathsäure, indem man in der Vorlage Alkohol statt des Wassers gebrauchte, entstand keine Kieselerde; aber das Alkohol war sauer. d) Bei dergleichen Versuche, als in der Vorlage ein fettes Oel befindlich war, drängte sich alle Flußspathsäure durch die Zusammenfügung, vereinigte sich nicht mit dem Oele, erzeugte auch keine Kieselerde. e) Eben so verhielt es sich, wenn man in die Vorlage Schwefelsäure brachte. Wenn Kieselerde oder Kieselpulver nicht bei jeder Destillation erzeugt, sondern nur, nachdem es zuvor von der Flußspathsäure aufgelöset war, abgesetzt wurde, nachdem sich die Säure mit etwas anderm vereinigte, so würde sich auch das Kieselpulver zeigen, wenn es in Alkohol übergetrieben wird, damit es sich wie mit Wasser vermengt, welches aber nicht geschieht; also kann nicht Alles, was sich auf die Oberfläche des Wassers legt, in welches man die Flußspathsäure übertreibt, zuvor in derselben Säure aufgelöset worden seyn.

12) Ueber einem Theile gepülverten Flußspath destillirte man zwei Theile rauchende Salpetersäure, welche bis auf einen Theil, nebst der Flußspathsäure, in die Vorlage überging; auf das Wasser darin legte sich auch eine dicke Rinde. Das Uebrige in der Retorte bestand in einer mit Salpetersäure gesättigten Kalkerde, die porös und röthlich war, und in freier Luft feucht ward.

13) Man destillirte zwei Theile rauchenden Kochsalzgeistes über einem Theile Flußspath, und die Flußspathsäure ging zugleich mit einer Menge Salzgeist über. Sowohl die innere Fläche der Vorlage, als auch das Wasser darin, ward mit einer weißen Rinde überzogen. Das Uebrige in der Retorte war röthlich, zog aus der Luft Feuchtigkeit an sich, und verhielt sich wie fixer Salmiak. In den Arbeiten 12 und 13 zeigte sich keine Kieselerde, und nur erst dann, wenn Schwefelsäure zum Austreiben der Flußspathsäure gebraucht wird; man sollte daher glauben, diese Erde sey von der Schwefelsäure herzuleiten. Die Flußspathsäure in Dünste verwandelt, möchte solche aus der Schwefelsäure in sich genommen haben, und das Vermögen, sie bei sich zu behalten, in eben dem Maaße verlieren, indem sie ihre Dunstgestalt verliert und sich mit Wasser vermengt; weil aber die Kieselerde auch entsteht, wenn gleich keine Schwefelsäure zugegen ist, so erhellt, daß sie nicht während der Arbeit von dieser Säure ist abgesondert worden.

14) Der Flußspath wird durch die Wärme in Salpeter- und Kochsalzsäure aufgelöset; aus diesen Auflösungen fällt crystallinisches Laugensalz eine Kalkerde, die Säure schäumt. Braucht man aber kaustisches, ja flüchtiges Laugensalz, so ist die gefällte Masse ein feiner Flußspath, welches auch mit krystallinischem, flüchtigem Laugensalze geschieht. Mischt man unter diese Auflösung Schwefelsäure, so fällt sogleich Gyps zu Boden; eben so verhält es sich, wenn man Auflösungen vom Bittersalze, vitriolisirtem Weinsteine und Salmiak beimischt.

15) Man digerirte allen gepülverten Flußspath mit Phosphorsäure, welche einen guten Theil davon auflöste. Als die Auflösung destillirt ward, ging die

Flußſpathſäure über, nebſt dem Wäſſrichten des Mengſels; allein das Ueberbleibſel verhielt ſich wie Knochenaſche. Deſtillirter Eſſig und Weinſteinſäure konnten den Flußſpath nicht zerlegen.

16) Man ſchmelzte einen Theil Flußſpath in einem Tiegel mit vier Theilen künſtlichem Laugenſalze zu einer Maſſe zuſammen, goß Waſſer darauf, um aufzulöſen, was ſich auflöſen ließ. Das Laugenſalz hatte ſich mit nichts von dem Flußſpathe vereiniget. Er war unverändert in dem Rückſtande, als das Waſſer das Laugenſalz oder Alkali aufgelöſet hatte.

17) Man ſchmelzte einen Theil gepülverten Flußſpath mit vier Theilen kryſtalliniſchen feuerbeſtändigen Laugenſalze zuſammen, goß Waſſer darauf, welches auflöſete, was ſich auflöſen ließ, und eine Kalkerde auf dem Boden zurückließ, welche mit Säuren ſchäumte. Die Feuchtigkeit, welche darüber ſtand, war bis zur Trockne abgedunſtet. Das Uebrige war feſtes Laugenſalz mit Flußſpathſäure vereiniget.

18) Man vermengte einen Theil gepülverten Flußſpath mit zwei Theilen Salmiak, und ſetzte es der Hitze in einer Retorte mit einer Vorlage aus. Im Anfange ging kauſtiſches flüchtiges Alkali über; dann Salmiak und zuletzt gelbe Blumen, die ſich ans Gefäß unter den ſublimirten Salmiak hängten. Der Reſt in der Retorte war ein unveränderter Flußſpath. Zu der kleinen Zerlegung des Salmiaks am Anfange des Verſuches hat wohl der Eiſengehalt des Flußſpaths etwas beigetragen.

19) Ein Theil gepülverter Flußſpath ward mit zwei Theilen Glauberiſchen Salmiaks in einer Retorte gethan, und ſolches zuſammen der Sublimation ausgeſetzt. Anfangs ging ein kauſtiſches flüchtiges Alkali über; dann eine Art Salmiak. Das Uebrige in der Retorte war Selenit. Der Flußſpath hatte ſich folglich mit dem flüchtigen Alkali zu einem Salmiake vereiniget; das Aufſteigen und die Schwefelſäure aus Glaubers Salmiak hatte ſich mit der Kalkerde des Flußſpaths vereiniget. Eine Auflöſung des bei dieſer Arbeit ſublimirten Salmiaks ward mit Kalkwaſſer vermiſcht, und es fällte ſich regenerirter Flußſpath. Wenn

(§. 4, 5) in der Vorlage gesetzt hatte, besaß folgende Eigenschaften, nachdem sie abgesüßt und getrocknet war. Sie war a) sehr leicht mürbe und weiß; b) ließ sie sich nicht merklich in Säuren auflösen; c) mit Wasser klebte sie nicht zusammen, sondern ging, nachdem sie trocken war, wieder auseinander; d) zerfloß senes Weinsteinsalz löste sie durch Kochen auf; die Solution bekam eine gallertartige Beschaffenheit, sobald sie kalt ward; e) ohne Zusatz litt sie keine Aenderung in der stärksten Hitze; f) aber mit ein wenig Laugensalz von Weinstein versetzt, ging sie im Feuer mit Schäumen in Glas; g) dieses Glas, mit Zusatz von drei Theilen Laugensalz, schmolz im Feuer zu einer bläulichten Masse, die pulverisirt im Keller zerfloß, dann gallertartig ward, und die Säuren fällten ein Pulver daraus; h) in Borax ward es ohne Aufwallen aufgelöset. Dieses Verhalten bestimmt eine Kieselerde, welche während der Arbeiten selbst entstand, welches aus mehreren Versuchen erhellt. Man goß a) zu gepülvertem Flußspathe Schwefelsäure in einen messingenen Cylinder, welcher mit einem gut verschließenden Deckel verschlossen ward, nachdem ein eiserner Nagel und eine Holzkohle darin waren über dem Mengsel aufgehängt worden. Nach zwei Stunden ward der Deckel geöffnet, man fand Nagel und Kohle, wie sie waren eingehängt worden; sie wurden daher angefeuchtet, und von neuem, wie vorhin, in den Cylinder gehängt. Der Cylinder ward bedeckt, aber nach zwei Stunden wieder geöffnet. Nagel und Kohle waren mit einem weißen Pulver überzogen worden, welches sich völlig wie eine Kieselerde verhielt. Man brauchte zu diesem Versuche keine gläsernen Gefäße, also war die Kieselerde, die man in den ersten Arbeiten (§. 4 und 5) bekam, nicht von der Flußspathsäure aus dem Glase aufgelöset und nachher abgesetzt worden, wie man hätte muthmaßen können, daß die innere Fläche des Glases so stark angegriffen war. Künstlicher Flußspath (9) war durch zugegossene Schwefelsäure eben so zerlegt, wie der natürliche (5). Man goß destillirtes Wasser in die Vorlage, um die übergehende Flußspathsäure in sich zu nehmen. So bald sie die Oberfläche des Wassers erreichte, fing

Reſultate erhalten wurden, als diejenigen waren, die Scheele mit ſeinem Flußſpathe erhielt. Es ergab ſich aus den Wenzelſchen Verſuchen, daß der Flußſpath aus Kalkerde, Alaunerde, Eiſen, ein wenig Waſſerſtoffgas und aus einer beſonderen Säure beſteht, welche die Eigenſchaft hat, ſowohl die Kieſelerde des Glaſes, die Alaunerde, das Eiſen, als auch die Maſſe des ächten Porzellans aufzulöſen und bei gelinder Wärme zu verflüchtigen. Dieſe Säure führt den Namen Flußſpathſäure. Ueber die Eigenſchaften dieſer Säure ꝛc. ſehe man den Art. Salz (flußſpathſaures), Th. 133, S. 453 u. f. nach. Auch mehrere andere Chemiker haben mit dem Flußſpathe Verſuche angeſtellt, die mehr oder weniger die oben angeführten Reſultate gaben.

Chemiſche Mineralogie, oder vollſtändige Geſchichte der analytiſchen Unterſuchung der Foſſilien; von Karl Friedrich Auguſt Hochheimer, 1r Bd., Leipzig, 1792, S. 471 u. f.

Wenzels chemiſche Unterſuchung des Flußſpathes. Dresden, 1783.

Spath, (Gitter-), eine Spathart, welche ein gitterförmiges Gewebe hat, zum Unterſchiede von dem Blätterſpathe.

— (Glas-), Spathum vitreum, Spathum Solidum; Fr. Spath vitreux, eine Benennung des Flußſpaths. Wallerius, der in ſeiner Mineralogie den Flußſpath nicht anführt, führt dagegen den Glasſpath auf, der nach der Beſchreibung nichts anders, als der oben abgehandelte Flußſpath iſt. Gerhard, in ſeinen Beiträgen zur Chymie und Geſchichte der Mineralogie, Theil 1, S. 91, macht den Namen Glasſpath zu einem Geſchlechtsnamen der Edelſteine und weißen Halbedelſteine, weil ſolche aus lauter übereinander liegenden Blättern beſtehen.

12) Ueber einem Theile gepülverten Flußſpath deſtillirte man zwei Theile rauchende Salpeterſäure, welche bis auf einen Theil, nebſt der Flußſpathſäure, in die Vorlage überging; auf das Waſſer darin legte ſich auch eine dicke Rinde. Das Uebrige in der Retorte beſtand in einer mit Salpeterſäure geſättigten Kalkerde, die porös und röthlich war, und in freier Luft feucht ward.

13) Man deſtillirte zwei Theile rauchenden Kochſalzgeiſtes über einem Theile Flußſpath, und die Flußſpathſäure ging zugleich mit einer Menge Salzgeiſt über. Sowohl die innere Fläche der Vorlage, als auch das Waſſer darin, ward mit einer weißen Rinde überzogen. Das Uebrige in der Retorte war röthlich, zog aus der Luft Feuchtigkeit an ſich, und verhielt ſich wie fixer Salmiak. In den Arbeiten 12 und 13 zeigte ſich keine Kieſelerde, und nur erſt dann, wenn Schwefelſäure zum Austreiben der Flußſpathſäure gebraucht wird; man ſollte daher glauben, dieſe Erde ſey von der Schwefelſäure herzuleiten. Die Flußſpathſäure in Dünſte verwandelt, möchte ſolche aus der Schwefelſäure in ſich genommen haben, und das Vermögen, ſie bei ſich zu behalten, in eben dem Maaße verlieren, indem ſie ihre Dunſtgeſtalt verliert und ſich mit Waſſer vermengt; weil aber die Kieſelerde auch entſteht, wenn gleich keine Schwefelſäure zugegen iſt, ſo erhellt, daß ſie nicht während der Arbeit von dieſer Säure iſt abgeſondert worden.

14) Der Flußſpath wird durch die Wärme in Salpeter= und Kochſalzſäure aufgelöſet; aus dieſen Auflöſungen fällt cryſtalliniſches Laugenſalz eine Kalkerde, die Säure ſchäumt. Braucht man aber kauſtiſches, ja flüchtiges Laugenſalz, ſo iſt die gefällte Maſſe ein feiner Flußſpath, welches auch mit cryſtalliniſchem, flüchtigem Laugenſalze geſchieht. Miſcht man unter dieſe Auflöſung Schwefelſäure, ſo fällt ſogleich Gyps zu Boden; eben ſo verhält es ſich, wenn man Auflöſungen vom Bitterſalze, vitrioliſirtem Weinſteine und Salmiak beimiſcht.

15) Man digerirte allen gepülverten Flußſpath mit Phosphorſäure, welche einen guten Theil davon auflöſete. Als die Auflöſung deſtillirt ward, ging die

Reſultate erhalten wurden, als diejenigen waren, die Scheele mit ſeinem Flußſpathe erhielt. Es ergab ſich aus den Wenzelſchen Verſuchen, daß der Flußſpath aus Kalkerde, Alaunerde, Eiſen, ein wenig Waſſerſtoffgas und aus einer beſonderen Säure beſteht, welche die Eigenſchaft hat, ſowohl die Kieſelerde des Glaſes, die Alaunerde, das Eiſen, als auch die Maſſe des ächten Porzellans aufzulöſen und bei gelinder Wärme zu verflüchtigen. Dieſe Säure führt den Namen Flußſpathſäure. Ueber die Eigenſchaften dieſer Säure ꝛc. ſehe man den Art. Salz (flußſpathſaures), Th. 133, S. 453 u. f. nach. Auch mehrere andere Chemiker haben mit dem Flußſpathe Verſuche angeſtellt, die mehr oder weniger die oben angeführten Reſultate gaben.

Chemiſche Mineralogie, oder vollſtändige Geſchichte der analytiſchen Unterſuchung der Foſſilien; von Karl Friedrich Auguſt Hochheimer, 1r Bd., Leipzig, 1792, S. 471 u. f.

Wenzels chemiſche Unterſuchung des Flußſpathes. Dresden, 1783.

Spath, (Gitter-), eine Spathart, welche ein gitterförmiges Gewebe hat, zum Unterſchiede von dem Blätterſpathe.

— (Glas-), Spathum vitreum, Spathum Solidum; Fr. Spath vitreux, eine Benennung des Flußſpaths. Wallerius, der in ſeiner Mineralogie den Flußſpath nicht anführt, führt dagegen den Glasſpath auf, der nach der Beſchreibung nichts anders, als der oben abgehandelte Flußſpath iſt. Gerhard, in ſeinen Beiträgen zur Chymie und Geſchichte der Mineralogie, Theil 1, S. 91, macht den Namen Glasſpath zu einem Geſchlechtsnamen der Edelſteine und weißen Halbedelſteine, weil ſolche aus lauter übereinander liegenden Blättern beſtehen.

etwas davon unter die Solution von Bitterſalz gethan wird, geſchieht auch eine Fällung.

20) Gepülverter Flußſpath wurde mit eben ſo viel ätzendem ſublimirten Queckſilber verſetzt und ſublimirt. Der ätzende Sublimat ſtieg unverändert auf; allein am Ende der Arbeit ſammelte ſich ein geringer Theil Kochſalzſäure in der Vorlage; das Uebrige in der Vorlage war Flußſpath, der keine Aenderung gelitten hatte. Die Kochſalzſäure, die man in der Vorlage bekam, hatte ſich wahrſcheinlich gelöſet, weil das Eiſen im Flußſpathe ſie an ſich gezogen und nach eben dem Maaße das Sublimat abgeſüßt hatte; als aber die Hitze zu ſtark geworden war, war die Vereinigung zwiſchen Salzſäure und Eiſenocher wieder getrennt worden, und die Kochſalzſäure war übergegangen.

21) Gepülverter Flußſpath, mit eben ſo viel Queckſilbervitriol verſetzt, ward in einem verſchloſſenen Gefäße dem Feuer ausgeſetzt. Anfangs ging Feuchtigkeit über, als aber die Retorte zu glühen anfing, ging ein Theil der Flußſpathſäure über und einige Queckſilberkugeln ſetzten ſich an den Hals der Retorte. Der Rückſtand war röthlich. Die geringe Zerlegung, die vor ſich ging, kam ebenfalls von dem Eiſengehalte des Flußſpathes her; denn nachdem ſich das Eiſen mit etwas von der Queckſilberſchwefelſäure vereiniget hatte, mußte ein dazu gehöriger Theil des Queckſilbers ſelbſt ſich auflöſen und aufſteigen; als aber die Hitze ſtärker ward, wurde das ſchwefelſaure Eiſen wieder zerlegt, und ſeine Säure bekam Gelegenheit, ſich mit der Kalkerde im Flußſpathe zu vereinigen, und deſſen Säure auszutreiben, die alſo überging.

22) Dieſer Flußſpath wurde auch in verſchloſſenem Feuer mit gleichviel Arſenik behandelt, wodurch er keine Aenderung erlitt; eben ſo war auch der Erfolg mit Schwefel.

Auch Wenzel hat Verſuche mit zwei Flußſpatharten angeſtellt, die eine war von Stollberg am Harze, und die andere ein durchſichtiger, kubiſch-kryſtalliſirter Flußſpath vom Segen Gottes Erbſtollen zu Gersdorf im Erzgebirge, wobei faſt eben die

Reſultate erhalten wurden, als diejenigen waren, die Scheele mit ſeinem Flußſpathe erhielt. Es ergab ſich aus den Wenzelſchen Verſuchen, daß der Flußſpath aus Kalkerde, Alaunerde, Eiſen, ein wenig Waſſerſtoffgas und aus einer beſonderen Säure beſteht, welche die Eigenſchaft hat, ſowohl die Kieſelerde des Glaſes, die Alaunerde, das Eiſen, als auch die Maſſe des ächten Porzellans aufzulöſen und bei gelinder Wärme zu verflüchtigen. Dieſe Säure führt den Namen Flußſpathſäure. Ueber die Eigenſchaften dieſer Säure ꝛc. ſehe man den Art. Salz (flußſpathſaures), Th. 133, S. 453 u. f. nach. Auch mehrere andere Chemiker haben mit dem Flußſpathe Verſuche angeſtellt, die mehr oder weniger die oben angeführten Reſultate gaben.

Chemiſche Mineralogie, oder vollſtändige Geſchichte der analytiſchen Unterſuchung der Foſſilien; von Karl Friedrich Auguſt Hochheimer, 1r Bd., Leipzig, 1792, S. 471 u. f.

Wenzels chemiſche Unterſuchung des Flußſpathes. Dresden, 1783.

Spath, (Gitter-), eine Spathart, welche ein gitterförmiges Gewebe hat, zum Unterſchiede von dem Blätterſpathe.

— (Glas-), Spathum vitreum, Spathum Solidum; Fr. Spath vitreux, eine Benennung des Flußſpaths. Wallerius, der in ſeiner Mineralogie den Flußſpath nicht anführt, führt dagegen den Glasſpath auf, der nach der Beſchreibung nichts anders, als der oben abgehandelte Flußſpath iſt. Gerhard, in ſeinen Beiträgen zur Chymie und Geſchichte der Mineralogie, Theil 1, S. 91, macht den Namen Glasſpath zu einem Geſchlechtsnamen der Edelſteine und weißen Halbedelſteine, weil ſolche aus lauter übereinander liegenden Blättern beſtehen.

Spath, (Glinzerſpath), eine Benennung des Marienglaſes; ſ. dieſes, Th. 84, S. 374.

— der Goldarbeiter, Fr. Spath d'orfévre, wird das gebrannte Marienglas oder Frauencis genannt.

— (Gyps-), Selenitſpath, ſelenitiſcher Spath, Spathum gypseum, s. seleniticum; Fr. Spath gypseux ou séleniteux; Engl. gypseous o selenitic Spar; ſ. Th. 20, S. 477. In Hinſicht dieſes Spathes herrſcht unter den Mineralogen, oder findet man vielmehr in den mineralogiſchen Schriften noch manche Verſchiedenheit; indeſſen iſt der Gypsſpath nichts anders, als das Marienglas, Frauencis, welches auch durchſichtiger Glimmer, Glinzerſpath, Perlſpath, ſpathiger Selenit, wegen ſeines Perlglanzes, genannt wird; ſ. Marien-Glas, Th. 84, S. 374 u. f. Dieſer Spath iſt daher nichts anderes, als ein ſpathiger Gypskalk, Selenit, welcher Perlglanz hat, und ſich in durchſichtige Blättchen ſpaltet. In großen Tafeln führt er den Namen Marienglas oder Frauencis, welches zu Bienenſtöcken und Laternen gebraucht wird; ſ. an dem angeführten Orte.

— Der ſtinkende Gypsſpath, ſiehe Theil 67, Seite 521.

— (Hahnen-) in der Vieharzneikunſt, ſ. unter Pferd, Th. 110, S. 271.

— (Hohl-), Chiaſtolith, einer der unbegreiflichſten Steine, indem er gleichſam nur vier Wände hat, in denen das Geſtein, worin er liegt, als vierſeitiger Kern ſteckt. Er gehört zu den gemiſchten Mineralien aus Thon und Kies; iſt weicher als Quarz, giebt keine Funken, iſt ſchmelz- und formbar, und wiegt $2\frac{1}{2}$.

— (Kalk-), Spathum calcareum; Fr. Spath calcaire; Engl. Calcareous Spar, ein meiſt weißer Spath, den man ſowohl durchſichtig, als undurchſich-

ſchmelzen kommt. Es war ein Gran Feuchtigkeit übergegangen, kein alkaliſch ätzendes Verhältniß wurde weiter bemerkt. Nachdem die Retorte kalt war, wurde das Pulver mit 60 Gran concentrirter Schwefelſäure übergoſſen, es ſchäumte ſtark und erhitzte ſich. Eine Vorlage mit ausgeſchliffenem Deckel wurde in der Abſicht daran befeſtiget, um zu erfahren, ob vielleicht Flußſpathſäure übergehen möchte. Es wurde aber weder bei der Deſtillation davon bemerkt. Das in der Retorte Zurückgebliebene wurde mit heißem Waſſer digerirt, wobei ſich ein gelber Theil am Glaſe abſetzte. Es wurde filtrirt und abgedampft, und darauf Selenit erhalten, welcher durchs Filtrum abgeſondert wurde. Von der Maſſe hatten ſich 10 Gran aufgelöſet. Die Lauge wurde weiter abgedampft und der Figur nach unbeſtimmte Kryſtallen erhalten, welche noch einmal aufgelöſet, filtrirt und kryſtalliſirt wurden, wovon Alaune und Bittерſalz anſchoſſ. Jedes dieſer Salze wurde mit Alkali präcipitirt, der Präcipitat ausgeſüßt und getrocknet. Erſterer, welcher Alaunerde war, wog 2 Gran, und Letzterer, oder die Bittererde, 1½ Gran. Der Rückſtand, oder die 19 Gran ausgeſüßter Erde, wurde mit reiner Schwefelſäure übergoſſen, durch die Digeſtion löſete ſie ½ Gran auf und wurde goldgelb gefärbt, welches vom Eiſen herrührte, und durch Gallapfelpulver und Berlinerblaulauge bewieſen wurde. Dieſe 184 Gran ausgeſüßte Erde wurde mit viermal ſo viel reinem Weinſteinſalze geſchmolzen, es war dünne gefloſſen und löſete ſich zur Kieſelfeuchtigkeit auf. Von Schwererde hat Bindheim nach folgenden angeſtellten Verſuchen nichts weiter entdeckt. Eine Drachme gepülverter Säulenſpath wurde mit einer Drachme Kohlenſtaub zu einem Teige gemiſcht, in einem verdeckten Tiegel eine Stunde lang dem Feuer ausgeſetzt, darauf in Salpeterſäure aufgelöſet, digerirt, filtrirt und mit fixem Alkali niedergeſchlagen. Der

letztern die zwei scharfschneidigen Seiten gleichsam abgeschliffen sind, wodurch dann zwei schmale und vier breitere Flächen gebildet werden. An beiden Enden sind sie immer gerade abgestumpft, und an diesen, wenn sie zufällig hervorragen, erscheinen beide Figuren noch am deutlichsten. Ihre Farbe ist größtentheils weiß, doch trifft man auch meergrüne, bläuliche und strohfarbige an, wenn die Letztern wie breitgedrückte Strohhälme innen liegen. Gegen den Rauch haben sie, nach der Bemerkung des Herrn von Fichtel, eine starke Anziehungskraft; denn er fand seine in einem räucherigen Bauernhause über Nacht abgelegte vollkommen weiße Prismen des Morgens schön rosenfarbig, welche Farbe sich auch nicht wieder verlor, nur ihre Schönheit schwindet nach und nach, sie wird brauner. Der Glanz hat ein atlasweißes Ansehen, und ist sehr stark, hat jedoch auch seine Grade. Uebrigens sollen die Prismen des Säulenspathes mit dem Stangenspathe von Lorenz Gegentrum bei Freiburg dem äußerlichen Ansehen nach vollkommen übereinkommen, nur daß dieser in der Quere nicht gestreift ist, und im Quarze liegt. Im Feuer flossen auch seine Prismen vor dem Löhrohre, und kochten mit Aufwallen, wogegen der Sächsische Stangenspath, als eine zum Gypse gehörige Schwerspathart vor dem Löthrohre nicht floß. Bindheim hat diesen Siebenbürgischen Säulenspath auf folgende Weise zerlegt.

Zwei Drachmen im Glasmörser zu Pulver geriebener Säulenspath wurde mit Wasser ausgekocht und filtrirt. Von dieser Flüssigkeit wurde Lackmus- und Fernambuckpapier nicht verändert. Mit aufgelösetem Weinsteinsalze fiel kein Präcipitat, von der salpetersauren Silberauflösung wurde sie milchicht, und eine essigsaure Schwererdenauflösung trübte sie ein wenig. Dreißig Gran pulverisirten Säulenspath wurde in einer Glasretorte in ein offenes Feuer gesetzt, wobei er nicht

ſchmelzen konnte. Es war ein Gran Feuchtigkeit übergegangen, vom alkaliſch flüchtigen Beſtandtheile wurde nichts bemerkt. Nachdem die Retorte kalt war, wurde das Pulver mit 40 Gran concentrirter Schwefelſäure übergoſſen, es ſchäumte ſtark und erhitzte ſich. Eine Vorlage mit vorgeſchlagenem Waſſer wurde in der Abſicht daran befeſtiget, um zu erfahren, ob vielleicht Flußſpathſäure übergehen möchte. Es wurde aber nichts bei der Deſtillation davon bemerkt. Das in der Retorte Zurückgebliebene wurde mit heißem Waſſer digerirt, wobei ſich ein gelber Ocher am Glaſe abſetzte. Es wurde filtrirt und abgedampft, und darauf Selenit erhalten, welcher durchs Filtrum abgeſondert wurde. Von der Maſſe hatten ſich 10 Gran aufgelöſet. Die Lauge wurde weiter abgedampft und der Figur nach unbeſtimmte Kryſtallen erhalten, welche noch einmal aufgelöſet, filtrirt und kryſtalliſirt wurden, worauf Alaune und Bitterſalz anſchoß. Jedes dieſer Salze wurde mit Alkali präcipitirt, der Präcipitat ausgeſüßt und getrocknet. Erſterer, welcher Alaunerde war, wog 2 Gran, und Letzterer, oder die Bittererde, $1\frac{1}{2}$ Gran. Der Rückſtand, oder die 19 Gran ausgeſüßter Erde, wurde mit reiner Schwefelſäure übergoſſen, durch die Digeſtion löſete ſie $\frac{1}{2}$ Gran auf und wurde goldgelb gefärbt, welches vom Eiſen herrührte, und durch Gallapfelpulver und Berlinerblaulauge bewieſen wurde. Dieſe $18\frac{1}{2}$ Gran ausgeſüßte Erde wurde mit viermal ſo viel reinem Weinſteinſalze geſchmolzen, es war dünne gefloſſen und löſete ſich zur Kieſelfeuchtigkeit auf. Von Schwererde hat Bindheim nach folgenden angeſtellten Verſuchen nichts weiter entdeckt. Eine Drachme gepülverter Säulenſpath wurde mit einer Drachme Kohlenſtaub zu einem Teige gemiſcht, in einem verdeckten Tiegel eine Stunde lang dem Feuer ausgeſetzt, darauf in Salpeterſäure aufgelöſet, digerirt, filtrirt und mit fixem Alkali niedergeſchlagen. Der

licht; sie bestehen aus lauter Lamellen. Westrumb besaß einige Krystalle, an deren Seiten etwas abgestoßen ist. Hier konnte man deutlich die verschiedene Lage erkennen, die das Ganze bildete. Einer unter diesen schadhaften Steinen zeichnet sich vorzüglich aus; er war es, an dem er zuerst die Bemerkung machte, daß das Gefüge der Krystalle lamellös sey. Die äußere Lage dieses Steins stehet an einigen Stellen so sehr von dem inneren Kerne ab, daß man füglich mit einer feinen Nadel zwischen dieser Decke und dem Kerne herumfahren und Alles untersuchen kann. Diese Decke zeigt sich unter der Lupe als Lage an Lage, Blatt an Blatt. Der innere und entblößte Kern dieser Steine hat genau die Figur der äußern Seitenflächen, er ist abgestumpft und vielseitig, wie sie. Westrumb besaß außer diesen Krystallen noch einige andere, die in anderer Hinsicht merkwürdig sind, und welche gleichfalls nicht vollkommen, aber doch nicht schadhaft sind. An den Stellen, wo ihnen etwas fehlt, haben sie trichterförmige Vertiefungen, die aus vier gleichen Seitenflächen bestehen, und eine vollkommene Gleichheit mit den pyramidalen Kochsalzkrystallisationen zeigen. Wahrscheinlich besteht der ganze und vollkommene Kubus aus ineinander geschobenen Pyramiden, und bestätiget so die Meinung Bergmanns, die er von der Entstehungsart der kubischen Krystallisation hegte. Die Krystallen sind beträchtlich hart, ritzen Glas, und schlagen mit dem Stahle lebhaft Funken. Ihre Schwere ist nicht beträchtlich; sie gleichen in diesem Stücke dem Quarz und weißen Feldspathe. Westrumb fand sie bei mehreren Versuchen gegen reines Wasser wie 2,566: 1,000. Kurz sie glichen, ihren Eigenschaften nach, in mancher Hinsicht dem Quarze, in andern dem Feldspathe; am mehrsten kamen sie aber mit dem ganz weißen Diamantspathe überein. Die Versuche, die

ſchmelzen konnte. Es war ein Gran Feuchtigkeit übergegangen, vom alkaliſch flüchtigen Beſtandtheile wurde nichts bemerkt. Nachdem die Retorte kalt war, wurde das Pulver mit 40 Gran concentrirter Schwefelſäure übergoſſen, es ſchäumte ſtark und erhitzte ſich. Eine Vorlage mit vorgeſchlagenem Waſſer wurde in der Abſicht daran befeſtiget, um zu erfahren, ob vielleicht Flußſpathſäure übergehen möchte. Es wurde aber nichts bei der Deſtillation davon bemerkt. Das in der Retorte Zurückgebliebene wurde mit heißem Waſſer digerirt, wobei ſich ein gelber Ocher am Glaſe abſetzte. Es wurde filtrirt und abgedampft, und darauf Selenit erhalten, welcher durchs Filtrum abgeſondert wurde. Von der Maſſe hatten ſich 10 Gran aufgelöſet. Die Lauge wurde weiter abgedampft und der Figur nach unbeſtimmte Kryſtallen erhalten, welche noch einmal aufgelöſet, filtrirt und kryſtalliſirt wurden, worauf Alaune und Bitterſalz anſchoß. Jedes dieſer Salze wurde mit Alkali präcipitirt, der Präcipitat ausgeſüßt und getrocknet. Erſterer, welcher Alaunerde war, wog 2 Gran, und Letzterer, oder die Bittererde, $1\frac{1}{2}$ Gran. Der Rückſtand, oder die 19 Gran ausgeſüßter Erde, wurde mit reiner Schwefelſäure übergoſſen, durch die Digeſtion löſete ſie $\frac{1}{2}$ Gran auf und wurde goldgelb gefärbt, welches vom Eiſen herrührte, und durch Gallapfelpulver und Berlinerblaulauge bewieſen wurde. Dieſe $18\frac{1}{2}$ Gran ausgeſüßte Erde wurde mit viermal ſo viel reinem Weinſteinſalze geſchmolzen, es war dünne gefloſſen und löſete ſich zur Kieſelfeuchtigkeit auf. Von Schwererde hat Bindheim nach folgenden angeſtellten Verſuchen nichts weiter entdeckt. Eine Drachme gepülverter Säulenſpath wurde mit einer Drachme Kohlenſtaub zu einem Teige gemiſcht, in einem verdeckten Tiegel eine Stunde lang dem Feuer ausgeſetzt, darauf in Salpeterſäure aufgelöſet, digerirt, filtrirt und mit fixem Alkali niedergeſchlagen. Der

ausgesüßte und getrocknete Niederschlag wurde in Essig aufgelöset und etwas Schwefelsäure dazu gemischt. Es konnte aber dadurch von der Schwererde nichts entdeckt werden. Das Verhältniß der Bestandtheile des Säulenspaths ist demnach

Alaunerde	$\frac{1}{60}$
Kieselerde	$\frac{37}{60}$
Kalkerde	$\frac{13}{60}$
Bittererde	$\frac{1}{20}$
Wasser	$\frac{1}{30}$
Eisen	$\frac{1}{15}$.

Spath, (Schiefer-), s. Th. 152, S. 491.

— (Schieler-), s. den folgenden Artikel.

— (Schiller-), Schielerspath, Spathum scintillans versicolorum; Fr. Spath des champs changeant, eine Benennung des Labradorsteins und des Mondsteins, Spathum scintillans hyaloides; Fr. Pierre de la Lune, welche zu den Feld-Spatharten gerechnet werden; s. Th. 58, S. 98 u. f., und Th. 93, S. 442 u. f.

— (Schwer-), s. Th. 151, S. 320 u. f.

— (Sedativ-), Boracit, nach neueren Mineralogen ein salzsaurer Kalk, mit Kies oder Talk vermischt; nach älteren ein spathartiger Quarz, dem der Name Sedativspath von Westrumb ist beigelegt worden; im Artikel Quarz, unter Quarz (spathartiger) ist davon keine Erwähnung geschehen, also wird es nöthig seyn, hierüber hier etwas zu sagen, und einige der Untersuchungen anzuführen, die mit ihm, als eine Spathart, gemacht worden. Westrumb nenntden spathartigen Quarz, den er in dem sogenannten Kalkberge, einem eigentlichen Gypsflötz bei Lüneburg, gefunden, Lüneburger Sedativspath. Er findet sich in dem gedachten Berge in einer Kluft, die am obern Theile des Gebirges befindlich ist. Es sind ganz besonders gebildete

Steinkryſtallen, welche in einem lockern, röthlichen Gypſe, der die Wände jener Kluft ausmacht, ſitzt, und herausfällt, wenn man ihn losbricht. Längſt waren dieſe Kryſtalle in Lüneburg unter dem Namen Würfelſtein bekannt, und ehemals ſo häufig, ſo wenig geachtet, daß man ſie zu ganzen Karren voll in den Gypsofen fuhr, brannte, pülverte und als Gyps verkaufte. Sie würden daher nur dort allein geblieben ſeyn, wenn nicht der Lieutenant Laſius das Publikum auf dieſe mineralogiſche Seltenheit aufmerkſam gemacht, und ſie zuerſt unter dem Namen kubiſche Quarzkryſtallen beſchrieben hätte. Was die äußeren Eigenſchaften dieſer Kryſtallen anbetrifft, ſo iſt die Größe derſelben ſehr verſchieden; die kleinſten haben eine Linie und die größten $\frac{1}{2}$ Engliſchen Zoll im Durchmeſſer. Die Figur derſelben iſt eigentlich kubiſch; bei den kleinſten iſt dieſe Figur vollkommen, und man trifft ſelten einen an, deſſen Kanten abgeſtumpft wären. Bei den größeren, vorzüglich bei denen, die ſich völlig erhalten haben, iſt durch die Abſtumpfung ihrer acht Körperwinkel und ihrer zwölf Kanten ein Körper von ſechsundzwanzig Seiten entſtanden. Es findet ſich mehr als eine Verſchiedenheit in der Art, wie dieſe ſechsundzwanzig Seiten gebildet ſind. Ihre Farbe iſt bei den mehrſten weiß, bei einigen aber graulich, bei andern faſt amethyſt- oder aquamarinfarben. Einige Wenige ſind ganz durchſichtig, andere halb durchſichtig, die mehrſten aber undurchſichtig. Bei den mehrſten iſt die äußere Rinde zerfreſſen, und ſelten findet man einen Kryſtall, der ſich ganz erhalten hätte; ja, bei einigen ſcheint der Stoff, der die äußere Rinde zernagte, auch in das Innere eingedrungen zu ſeyn, und dann zerfallen ſie bei einem Hammerſchlage leicht in ein gröbliches Pulver, das unter der Lupe mehr ſtrahlicht, als blättericht ausſieht. Die Kryſtalliſation dieſer Steine iſt indeß nichts weniger als ſtrah-

ausgesüßte und getrocknete Niederschlag
sig aufgelöset und etwas Schwefelsäure d
Es konnte aber dadurch von der Schw
entdeckt werden. Das Verhältniß der
des Säulenspaths ist demnach

Alaunerde	$\frac{1}{60}$
Kieselerde	$\frac{37}{60}$
Kalkerde	$\frac{13}{60}$
Bittererde	$\frac{1}{20}$
Wasser	$\frac{1}{30}$
Eisen	$\frac{1}{15}$.

Spath, (Schiefer-), s. Th. 152, S. 4
— (Schieler-), s. den folgenden Ar
— (Schiller-), Schielerspath, Spa
tillans versicolorum; Fr. Spath d
changeant, eine Benennung des Labr
und des Mondsteins, Spathum scin
aloides; Fr. Pierre de la Lune, w
Feld-Spatharten gerechnet werden;
S. 98 u. f., und Th. 93, S. 442 u. f.
— (Schwer-), s. Th. 151, S. 320 u. f
— (Sedativ-), Boracit, nach neuer
logen ein salzsaurer Kalk, mit Kies od
mischt; nach älteren ein spathartiger
der Name Sedativspath von Westr
gelegt worden; im Artikel Quarz, un
(spathartiger) ist davon keine Erw
schehen, also wird es nöthig seyn, hierübe
zu sagen, und einige der Untersuchungen
die mit ihm, als eine Spathart, gema
Westrumb nenntden spathartigen
er in dem sogenannten Kalkberge, einem
Gypsflötz bei Lüneburg, gefunden, Lü
Sedativspath. Er findet sich in de
Berge in einer Kluft, die am obern Theil
ges befindlich ist. Es sind ganz besond

Steinkryſtallen, welche in einem lockern, röthlichen Gypſe, der die Wände jener Kluft ausmacht, ſitzt, und herausfällt, wenn man ihn losbricht. Längſt waren dieſe Kryſtalle in Lüneburg unter dem Namen Würfelſtein bekannt, und ehemals ſo häufig, ſo wenig geachtet, daß man ſie zu ganzen Karren voll in den Gypsofen fuhr, brannte, pülverte und als Gyps verkaufte. Sie würden daher nur dort allein geblieben ſeyn, wenn nicht der Lieutenant Laſius das Publikum auf dieſe mineralogiſche Seltenheit aufmerkſam gemacht, und ſie zuerſt unter dem Namen kubiſche Quarzkryſtallen beſchrieben hätte. Was die äußeren Eigenſchaften dieſer Kryſtallen anbetrifft, ſo iſt die Größe derſelben ſehr verſchieden; die kleinſten haben eine Linie und die größten ½ Engliſchen Zoll im Durchmeſſer. Die Figur derſelben iſt eigentlich kubiſch; bei den kleinſten iſt dieſe Figur vollkommen, und man trifft ſelten einen an, deſſen Kanten abgeſtumpft wären. Bei den größeren, vorzüglich bei denen, die ſich völlig erhalten haben, iſt durch die Abſtumpfung ihrer acht Körperwinkel und ihrer zwölf Kanten ein Körper von ſechsundzwanzig Seiten entſtanden. Es findet ſich mehr als eine Verſchiedenheit in der Art, wie dieſe ſechsundzwanzig Seiten gebildet ſind. Ihre Farbe iſt bei den mehrſten weiß, bei einigen aber graulich, bei andern faſt amethyſt- oder aquamarinfarben. Einige Wenige ſind ganz durchſichtig, andere halb durchſichtig, die mehrſten aber undurchſichtig. Bei den mehrſten iſt die äußere Rinde zerfreſſen, und ſelten findet man einen Kryſtall, der ſich ganz erhalten hätte; ja, bei einigen ſcheint der Stoff, der die äußere Rinde zernagte, auch in das Innere eingedrungen zu ſeyn, und dann zerfallen ſie bei einem Hammerſchlage leicht in ein gröbliches Pulver, das unter der Lupe mehr ſtrahlicht, als blättericht ausſieht. Die Kryſtalliſation dieſer Steine iſt indeß nichts weniger als ſtrah-

Luftleere Eisenerde	¼ Gran	—	0,75 Gran
„ Kieselerde	2 „	—	2,00 „
	96¼ Gran	—	96,25 Gran
Verlust	3¾ „	—	3,75 „

Jetzt folgten Versuche mit diesem Fossile in der Schwefelsäure oder Vitriolsäure. Es wurden die noch übrigen 200 Gran Boracit genommen und mit 400 Gran rectificirter weißer Schwefelsäure und 1600 Gran Wasser übergossen. Er erhielt den Kolben 48 Stunden in starkem Digerirfeuer und ersetzte das Wasser, so wie es verdünstete. Wie Alles aufgelöset zu seyn schien, so rauchte er die Flüssigkeit ab, und bedeckte den Kolben, wie der Rückstand anfing trocken zu werden, mit einer Papiertute. Der Hals des Kolbens und die Tute wurden durchaus mit glänzenden Krystallen überzogen; er konnte indessen nur 24 Gran sammeln. Er goß nun 64 Unzen höchst rectificirten Weingeist in den Kolben, es gerann Alles zu zarten Selenitkrystallen. Er brachte das Ganze auf ein Filtrum, und süßte es mit Weingeist aus. Der Rest wog nach dem Trocknen 120 Gran. Die Sedativsalzauflösung wurde nach und nach in einer kleinen Retorte abgezogen und vorsichtig eingetrocknet. Es blieben 288 Gran eines schwärzlichen Körpers zurück, der nach phlogistischer Schwefelsäure roch. Er legte die Retorte in die Kapelle zurück, und erhielt sie einige Zeit im Rothglühen oder im Rothglühfeuer. Sie wog nach dem Erkalten 132 Gran mehr, als zuvor. Aus den übergegangenen schwefelsauren Flüssigkeiten sonderte er durch vorsichtiges Abrauchen noch 12 Gran Sedativsalz aus, die trocken 6 Gran betragen konnten. Der im Weingeiste unauflösliche Körper wurde nun in Wasser aufgelöset, und es blieben 4 Gran Kieselerde übrig. Die Auflösung wurde abgeraucht, und während des Abrauchens fiel ein rother Eisenkalk nieder, der nach dem Aussüßen, Trocknen und Glühen 1½ Gran betrug. Die Auflösung wurde nun bis zur Trockne abgeraucht, die trockne Masse mit einer Mischung aus drei Theilen Wasser und einem Theile Weingeist ausgesüßt, und es blieben 69 Gran Selenit zurück. Der Selenit wurde durch Kochen mit alka-

lischer Lauge zerlegt, die luftsaure Kalkerde gesammelt, ausgesüßt und geglühet; sie betrug 22 Gran. Aus der Auflösung wurde die Alaunerde durch Bittererde gefällt; der unauflösliche Alaun durch Mineralalkali zerlegt; die Bittererde gefällt, diese gesammelt und beide Erden, jede für sich, geglühet. Es wurden 2 Gran Alaunerde in 27 Gran Bittererde erhalten. Nach diesen Versuchen enthielten:

	200 Gran		100 Gran	
Sedativsalz	136	=	68,00	=
Luftleere Bittererde	27	=	13,50	=
= Kalkerde	22	=	11,00	=
= Eisenerde	1½	=	0,75	=
= Alaunerde	2	=	1,00	=
= Kieselerde	4	=	2,00	=
	192½ Gran		96,25	Gran
Verlust	7½	=	3,75	Gran.

Westrumb machte nun Versuche mit diesem Spathe aus dem Mineralalkali oder Natrum. Er nahm daher 130 Gran von dem Spathe, und rieb sie in einem Achatmörser zu einem feinen Pulver, nahm dann 25 Gran davon und mischte sie mit 50 Gran zerfallenen Natrum und überließ sie in einem Tiegel dem Schmelzofen. Beide Stoffe schmolzen zu einem festen Glase, welches auf keine Weise aus dem Tiegel gebracht werden konnte. Man fand bei einem zweiten Versuche, wo man zu 28 Gran des gepülverten Fossils 75 Gran Natrum genommen hatte, beim Zerschlagen des Tiegels einen Theil des Pulvers unangegriffen am Boden liegen. Die Menge des Natrums wurde nun noch mehr vermehrt, und 4, 5 bis 6 Theile gegen einen Theil des Fossils genommen; allein er konnte es nie in einen so ebenen Fluß bringen, daß das Fossil in allen seinen Punkten angegriffen und vom Alkali aufgelöset worden wäre.

Um die genaue oder wahre Menge des Sedativsalzes in 100 Theilen des Fossils kennen zu lernen, wurden noch folgende Versuche unternommen. Es wurden 102 Gran Sedativspath in einem Tiegel geglühet, welche 2 Gran verloren. Die Krystalle wurden nun zerstoßen und in einem Achatmörser zum

Luftleere Eisenerde	¼ Gran	—	0,75 Gran
Kieselerde	2 =	—	2,00 =
	96¼ Gran	—	96,25 Gran
Verlust	3¾ =	—	3,75 =

Jetzt folgten Versuche mit diesem Fossile in der Schwefelsäure oder Vitriolsäure. Es wurden die noch übrigen 200 Gran Boracit genommen und mit 400 Gran rectificirter weißer Schwefelsäure und 1600 Gran Wasser übergossen. Er erhielt den Kolben 48 Stunden in starkem Digerirfeuer und ersetzte das Wasser, so wie es verdünstete. Wie Alles aufgelöset zu seyn schien, so rauchte er die Flüssigkeit ab, und bedeckte den Kolben, wie der Rückstand anfing trocken zu werden, mit einer Papiertute. Der Hals des Kolbens und die Tute wurden durchaus mit glänzenden Krystallen überzogen; er konnte indessen nur 24 Gran sammeln. Er goß nun 64 Unzen höchst rectificirten Weingeist in den Kolben, es gerann Alles zu zarten Selenitkrystallen. Er brachte das Ganze auf ein Filtrum, und süßte es mit Weingeist aus. Der Rest wog nach dem Trocknen 120 Gran. Die Sedativsalzauflösung wurde nach und nach in einer kleinen Retorte abgezogen und vorsichtig eingetrocknet. Es blieben 288 Gran eines schwärzlichen Körpers zurück, der nach phlogistischer Schwefelsäure roch. Er legte die Retorte in die Kapelle zurück, und erhielt sie einige Zeit im Rothglühen oder im Rothglühfeuer. Sie wog nach dem Erkalten 132 Gran mehr, als zuvor. Aus den übergegangenen schwefelsauren Flüssigkeiten sonderte er durch vorsichtiges Abrauchen noch 12 Gran Sedativsalz aus, die trocken 6 Gran betragen konnten. Der im Weingeiste unauflösliche Körper wurde nun in Wasser aufgelöset, und es blieben 4 Gran Kieselerde übrig. Die Auflösung wurde abgeraucht, und während des Abrauchens fiel ein rother Eisenkalk nieder, der nach dem Aussüßen, Trocknen und Glühen 1¼ Gran betrug. Die Auflösung wurde nun bis zur Trockne abgeraucht, die trockne Masse mit einer Mischung aus drei Theilen Wasser und einem Theile Weingeist ausgesüßt, und es blieben 69 Gran Selenit zurück. Der Selenit wurde durch Kochen mit alka-

lischer Lauge zerlegt, die luftsaure Kalkerde gesammelt, ausgesüßt und geglühet; sie betrug 22 Gran. Aus der Auflösung wurde die Alaunerde durch Bittererde gefällt; der unauflösliche Alaun durch Mineralalkali zerlegt; die Bittererde gefällt, diese gesammelt und beide Erden, jede für sich, geglühet. Es wurden 2 Gran Alaunerde in 27 Gran Bittererde erhalten. Nach diesen Versuchen enthielten:

	200 Gran	100 Gran
Sedativsalz	136 =	68,00 =
Luftleere Bittererde	27 =	13,50 =
= Kalkerde	22 =	11,00 =
= Eisenerde	1½ =	0,75 =
= Alaunerde	2 =	1,00 =
= Kieselerde	4 =	2,00 =
	192½ Gran	96,25 Gran
Verlust	7½ =	3,75 Gran.

Westrumb machte nun Versuche mit diesem Spathe aus dem Mineralalkali oder Natrum. Er nahm daher 130 Gran von dem Spathe, und rieb sie in einem Achatmörser zu einem feinen Pulver, nahm dann 25 Gran davon und mischte sie mit 50 Gran zerfallenen Natrum und überließ sie in einem Tiegel dem Schmelzofen. Beide Stoffe schmolzen zu einem festen Glase, welches auf keine Weise aus dem Tiegel gebracht werden konnte. Man fand bei einem zweiten Versuche, wo man zu 28 Gran des gepülverten Fossils 75 Gran Natrum genommen hatte, beim Zerschlagen des Tiegels einen Theil des Pulvers unangegriffen am Boden liegen. Die Menge des Natrums wurde nun noch mehr vermehrt, und 4, 5 bis 6 Theile gegen einen Theil des Fossils genommen; allein er konnte es nie in einen so ebenen Fluß bringen, daß das Fossil in allen seinen Punkten angegriffen und vom Alkali aufgelöset worden wäre.

Um die genaue oder wahre Menge des Sedativsalzes in 100 Theilen des Fossils kennen zu lernen, wurden noch folgende Versuche unternommen. Es wurden 102 Gran Sedativspath in einem Tiegel geglühet, welche 2 Gran verloren. Die Krystalle wurden nun zerstoßen und in einem Achatmörser zum

Luftleere Eisenerde	¼ Gran	—	0,75 Gran
" Kieselerde	2 "	—	2,00 "
	96¼ Gran	—	96,25 Gran
Verlust	3¾ "	—	3,75 "

Jetzt folgten Versuche mit diesem Fossile in der Schwefelsäure oder Vitriolsäure. Es wurden die noch übrigen 200 Gran Boracit genommen und mit 400 Gran rectificirter weißer Schwefelsäure und 1600 Gran Wasser übergossen. Er erhielt den Kolben 48 Stunden in starkem Digerirfeuer und ersetzte das Wasser, so wie es verdünstete. Wie Alles aufgelöset zu seyn schien, so rauchte er die Flüssigkeit ab, und bedeckte den Kolben, wie der Rückstand anfing trocken zu werden, mit einer Papiertute. Der Hals des Kolbens und die Tute wurden durchaus mit glänzenden Krystallen überzogen; er konnte indessen nur 24 Gran sammeln. Er goß nun 64 Unzen höchst rectificirten Weingeist in den Kolben, es gerann Alles zu zarten Selenitkrystallen. Er brachte das Ganze auf ein Filtrum, und süßte es mit Weingeist aus. Der Rest wog nach dem Trocknen 120 Gran. Die Sedativsalzauflösung wurde nach und nach in einer kleinen Retorte abgezogen und vorsichtig eingetrocknet. Es blieben 288 Gran eines schwärzlichen Körpers zurück, der nach phlogistischer Schwefelsäure roch. Er legte die Retorte in die Kapelle zurück, und erhielt sie einige Zeit im Rothglühen oder im Rothglühfeuer. Sie wog nach dem Erkalten 132 Gran mehr, als zuvor. Aus den übergegangenen schwefelsauren Flüssigkeiten sonderte er durch vorsichtiges Abrauchen noch 12 Gran Sedativsalz aus, die trocken 6 Gran betragen konnten. Der im Weingeiste unauflösliche Körper wurde nun in Wasser aufgelöset, und es blieben 4 Gran Kieselerde übrig. Die Auflösung wurde abgeraucht, und während des Abrauchens fiel ein rother Eisenkalk nieder, der nach dem Aussüßen, Trocknen und Glühen 1¼ Gran betrug. Die Auflösung wurde nun bis zur Trockne abgeraucht, die trockne Masse mit einer Mischung aus drei Theilen Wasser und einem Theile Weingeist ausgesüßt, und es blieben 69 Gran Selenit zurück. Der Selenit wurde durch Kochen mit alka-

lischer Lauge zerlegt, die luftsaure Kalkerde gesammelt, ausgesüßt und geglühet; sie betrug 22 Gran. Aus der Auflösung wurde die Alaunerde durch Bittererde gefällt; der unauflösliche Alaun durch Mineralalkali zerlegt; die Bittererde gefällt, diese gesammelt und beide Erden, jede für sich, geglühet. Es wurden 2 Gran Alaunerde in 27 Gran Bittererde erhalten. Nach diesen Versuchen enthielten:

	200 Gran		100 Gran	
Sedativsalz	136	=	68,00	=
Luftleere Bittererde	27	=	13,50	=
= Kalkerde	22	=	11,00	=
= Eisenerde	1½	=	0,75	=
= Alaunerde	2	=	1,00	=
= Kieselerde	4	=	2,00	=
	192½ Gran		96,25	Gran
Verlust	7½	=	3,75	Gran.

Westrumb machte nun Versuche mit diesem Spathe aus dem Mineralalkali oder Natrum. Er nahm daher 130 Gran von dem Spathe, und rieb sie in einem Achatmörser zu einem feinen Pulver, nahm dann 25 Gran davon und mischte sie mit 50 Gran zerfallenen Natrum und überließ sie in einem Tiegel dem Schmelzofen. Beide Stoffe schmolzen zu einem festen Glase, welches auf keine Weise aus dem Tiegel gebracht werden konnte. Man fand bei einem zweiten Versuche, wo man zu 28 Gran des gepülverten Fossils 75 Gran Natrum genommen hatte, beim Zerschlagen des Tiegels einen Theil des Pulvers unangegriffen am Boden liegen. Die Menge des Natrums wurde nun noch mehr vermehrt, und 4, 5 bis 6 Theile gegen einen Theil des Fossils genommen; allein er konnte es nie in einen so ebenen Fluß bringen, daß das Fossil in allen seinen Punkten angegriffen und vom Alkali aufgelöset worden wäre.

Um die genaue oder wahre Menge des Sedativsalzes in 100 Theilen des Fossils kennen zu lernen, wurden noch folgende Versuche unternommen. Es wurden 102 Gran Sedativspath in einem Tiegel geglühet, welche 2 Gran verloren. Die Krystalle wurden nun zerstoßen und in einem Achatmörser zum

feinſten Pulver gerieben. Dieſes Pulver, welches einen Gran beim Reiben gewonnen hatte, wurde in Salpeterſäure aufgelöſet und die Auflöſung filtrirt. Es blieben als Rückſtand zwei Gran Kieſelerde. Nimmt man nun an, daß ein Gran Kieſelerde der Ueberſchuß im Reiben geweſen iſt, welcher von dem Achatmörſer herrührt, ſo enthält das Foſſil immer noch in 100 Theilen einen Theil Kieſelerde. Es wurde nun in die Auflöſung reines und völlig luftſaures Weinſteinſalz getröpfelt und ſie damit überſättiget. Die Erden wurden geſammelt, ausgeſüßt, getrocknet und dann mehrere Stunden ſtark geglühet. Man erhielt auf dieſem Wege 34 Gran Erde. Rechnet man hierzu 1 Gran Kieſelerde, ſo erhellt aus dieſen Verſuchen, daß die Menge des Sedativſalzes in 100 Gran, 65 Gran beträgt. Die Auflöſung des ſalpeter- und ſedativſauren Natrons wurde abgeraucht. Der Rückſtand betrug 430 Gran. Er löſete dieſen Rückſtand im Waſſer auf und ſättigte das überflüſſige Alkali mit Schwefelſäure, und überſetzte die ganze Miſchung mit dieſer Säure. Dieſe Miſchung wurde nun wieder abgeraucht, das Sedativſalz aber mit Weingeiſt ausgezogen. Mit dieſer geiſtigen Auflöſung des Sedativſalzes verfuhr Weſtrumb, wie oben mehrere Male angeführt worden. Er erhielt 83 Gran ſchönes, weißes und 29 Gran braunes Sedativſalz. Die Erde wurde in Salpeterſäure aufgelöſet und färbte das Eiſen durch färbendes Alkali, er ſammelte das Berlinerblau ꝛc. Es blieben hier nach Abzug des Eiſenhinterhalts ¼ Gran Eiſen für 100 Gran Sedativſpath übrig. Die Auflöſung wurde nun durch Schwefelſäure verſetzt, die Salpeterſäure durch Wärme vertrieben, und der Rückſtand mit wäſſerigem Weingeiſte ausgeſüßt. Es blieben 22 Gran Selenit übrig, aus dem Weſtrumb durch fernere Zerlegung 7 Gran entſauerſtoffte Kalkerde erhielt. Die Auflöſung der Bitter- und Alaunerde ließ er jetzt beim allergelindeſten Feuergrade abrauchen, und ſtellte ſie dann in die Kälte, worin die ſchönſten Bitterſalzkryſtallen anſetzten. Er zerlegte dieſe Kryſtallen durch die oben ſchon beſchriebene Verfahrungsart in 2½ Gran Alaunerde

und 20½ Gran entſauerſtoffte Bittererde. Nach dieſen Verſuchen enthielten 100 Gran dieſes Spaths:

Trockne Sedativſäure . .	65 Gran	—	65,00 Gran
Luftleere Bittererde . . .	20½ =	—	20,50 =
= Kalkerde . . .	7 =	—	7,00 =
= Eiſenerde . . .	1¼ =	—	1,25 =
= Alaunerde . . .	2¼ =	—	2,25 =
= Kieſelerde . . .	1 =	—	1,00 =
Waſſer	2 =	—	2,00 =
	99 =	—	99,00 =
Verluſt	1 =	—	1,00 =

Nach allen den von Weſtrumb angeſtellten Verſuchen erhellt, daß die Alaun=, Kieſel=, Kalk= und Bittererde, das Eiſen in der Sedativſäure zu den Beſtandtheilen des Foſſils gehören. Vergleicht man nun die verſchiedenen Verhältnißtafeln mit einander, die oben bei jedem Zerlegungverſuche gegeben worden, ſo findet ſich ein merklicher Unterſchied bei den Gewichten der einzelnen Beſtandtheile. So z. B. iſt die größte Menge der Sedativſäure 68, die kleinſte 65 Gran; die größte Menge Bittererde 20½, die kleinſte 13⅔ Gran, die größte Menge Kalkerde 11, die kleinſte nur 7 Gran. Hieraus würde nun zu folgern ſeyn, daß entweder die verſchiedenen Verfahrungsarten, deren ſich Weſtrumb zur Zerlegung des Foſſils bediente, nach Hochheimer, nicht gleich genaue Reſultate gewähren, oder daß die Natur, welches noch wahrſcheinlicher iſt, bei der Bildung ihrer zuſammengeſetzten Produkte es nicht ſo genau nimmt, wie man es ſo gern glauben machen möchte. Was das Sedativſalz anbetrifft, welches nun der Körper des Sedativſpaths iſt, ſo haben auch Klaproth und Heyer durch eigene Verſuche Weſtrumb's Verſuche genau beſtätiget. 1) Das Sedativſalz löſet ſich beinahe gleich gut im Weingeiſte und im Waſſer auf. 2) Die geiſtige Auflöſung brannte mit grüner Flamme, wenn man ſie anzündete. 3) Die wäſſerige Auflöſung fällte das Queckſilber. 4) Das Sedativſalz ſchmolz vor ſich im mäßigen Feuer zu Glaſe, welches Glas im Waſſer auflöslich war, und nach der Auflöſung und dem Abrauchen ſchön kryſtalliſirtes Se=

dativsalz gab. 5) Gleiche Theile Sedativ= und Kochsalz dem heftigsten Destillirfeuer ausgesetzt, ging in Salzsäure über. Der Rückstand wurde im Wasser aufgelöset, und die Auflösung dem freiwilligen Abdunsten überlassen; es entstanden vielfach gestaltete, sechsseitige und vollkommen kubische Krystallen, die sich wie wahrer Borax verhielten, also war dieses Fossil Boracit.

Auch andere Chemiker, wie die oben schon angeführten, haben mit diesem Spathe Versuche angestellt, und ziemlich dieselben Resultate erhalten, die von Westrumb eben angeführt worden. Nach Heyer ist es ein salzsaurer Kalk. Nach dem genannten Chemiker soll die Borax= oder Sedativsalzsäure etwa mit dem vierten Theile Kalkerde im trocknen Zustande, und Krystallisationswasser hingegen mit dem fünften Theile diese so harten Krystallen bilden; auch bestätiget es sich daraus, daß die Zerlegung mit Natrum oder Laugensalz auf dem trocknen Wege viel beschwerlicher ist, als mit Säuren, welches ihn noch ein anderer kleiner Versuch schon vorher gelehrt hatte. Er hatte nämlich einen kleinen zu Pulver geriebenen Krystall in einem Tiegel mit Alkali geschmolzen, und war nicht vermögend die Masse mit Wasser aufzulösen. Er nahm daher Salpetersäure zu Hülfe, und doch dauerte es über acht Tage, ehe sie alle zergangen war.

Spath, (selenitischer), s. Spath, (Gyps=).

— (Selenit=), s. daselbst.

— (Stangen=), eine Art des Schwerspaths, welcher aus einer geschobenen vierseitigen Säule besteht, und in dünnen, bisweilen nadelförmigen Krystallen anschießt, die stangenförmig durch= und übereinander gehäuft sind. Diese Krystallisation ist ein einziges Mal auf dem Lorenz Gegentrom ohnweit Freiberg vorgekommen. Von den reinsten stangeförmigen Krystallen brachte Wiegleb 6 Drachmen zusammen, und pülverte und vermischte sie mit einer Unze Wein-

ſteinſalz. Er bemerkte dabei ganz deutlich den Geruch des flüchtigen Alkali, das in dieſer Schwerſpathſorte vorhanden war. Die Miſchung wurde eine Stunde lang im Glühfeuer erhalten und dann ausgelaugt; es blieben 5 Drachmen weiße Erde übrig, welche ſich in Salzſäure bis auf 4 Skrupel auflöſete, die ſich gänzlich wie der Ueberreſt der Schwerſpatherde bei gleicher Behandlung verhielten. Als aber ſolche noch einmal mit 5 Drachmen Weinſteinſalz calcinirt, wieder ausgelaugt, und mit Salzſäure übergoſſen worden, wurde Alles bis auf etliche Gran aufgelöſet. Die ſämmtlichen Auflöſungen wurden abgedampft, und lieferten ſchöne, feſte, trockenbleibende und bitterſchmeckende Kryſtallen, worin man ſchon ganz allein den Charakter der Schwererde erkennen kann.

Spath, (Tafel-), ſ. dieſen Artikel; auch das Marienglas führt den Namen Tafelſpath.

— (trockner), in der Vieharzneikunſt; ſ. unter Pferd, Th. 110, S. 268.

— (undurchſichtiger), Spathe, welche in eben ſo regelmäßigen Geſtalten kryſtalliſirt ſind, als die durchſichtigen; ſie haben auch ein blättriges Gewebe und verſchiedene Farben.

— (unſichtbarer-), in der Vieharzneikunſt; ſ. unter Pferd, Th. 110, S. 273.

— (Uranit-), ſ. dieſen Artikel.

— (Waſſer-), ſ. Th. 110, S. 275.

— (weicher), ſ. daſ., S. 273.

— (Zinn-), ſ. dieſen Artikel.

— (Zeolith-), ſ. unter Zeolith, in Z.

Die Benennungen der farbigen Spathe, wie rother, grüner, blauer ꝛc. Spath müſſen hier übergangen werden, weil ſie bei den oben angeführten Spatharten ſchon vorkommen.

Spatha, eine Art eines ſehr breiten Schwerdtes, deſſen Griff oder Gefäß auch von Elfenbein gemacht wurde.

Es war ein altdeutsches Schlachtschn
auch die Gallier trugen, und es an eine
rechten Seite hangen hatten.

Spatharius, war ein Kriegsknecht bei den
solches vorher angeführtes Schwerdt tr
Art Leibwache, Trabanten, führte
Hastarii, und ihre Officiere wurden P
genannt.

Spatharten, die verschiedenen Arten d
oben, S. 529, u. f.

Spathasche, im Hüttenbaue, eine
us weißem Spathe gebrannt wird, di
zu verfertigen.

Spathdruse, Fr. Groupe des corps S
Bergwerke, eine Anzahl beisam
Spathkrystallen, von denen die Gewö
schieden sind, als: würflig, knospig, b
pig ꝛc. Man findet sie fast von allen
Spathdrusen sind daher Kalkspathkr

Spathförmiges Blatt, Spathulatum
tanik, dasjenige Blatt einer Pflanze,
lich ist, und eine schmälere, gleichbreite B
haupt spathförmig zugeht.

Spathfelsstein, Spathstein, s. Sp

Spathgang, Spathgänge, in B
diejenigen Gänge, worauf Spath gebro

Spathgut, im Herzogthum Bremen,
haltung der Deiche bestimmte Erde.

Spathgutsdeiche, gemeinschaftliche,
ganzen Deichrichter- oder Geschworensc
terhaltende Deichkabeln.

Spathheringe, eine Benennung der S
ringe, der ersten frischen Heringe, di
aus den Seestädten nach allen Orten
werden.

Spathen, Späthen, in der Landw

Heu, welches ſpät im Sommer gemacht wird, das Grummet, ſ. dieſen Art., unter Heu, Th. 23.

Spathig, Bei- und Nebenwort, welches in der Viehargneikunſt von Pferden geſagt wird, wenn ſie mit dem Spathe behaftet ſind, den Spath haben; daher ein ſpathiges Pferd. — In den Bergwerken iſt dieſes Bei- und Nebenwort gleichfalls üblich; dem Spathe ähnlich, ſpathartig. Gewiſſe Eiſenerze haben ein ſpathartiges Gefüge, wie z. B. der Stahlſtein, ſ. dieſen Artikel.

Spathkapellen, im Hüttenwerke, Kapellen, die aus Spath gemacht werden. Man brennt den Spath dazu in verdeckten Tiegeln und feuchtet ihn nachher mit Salmiakwaſſer an. Da dieſe Kapellen zum Gebrauche länger abathmen müſſen, ſo rauben ſie auch dagegen weniger, und ſind etwas träger den Fluß zu befördern, als die Aſchkapellen.

Spathklöße, Kryſtalläpfel, ſ. unter Kryſtall, Th. 54.

Spathkryſtall, Spathkryſtallen, im Bergwerke, kryſtalliniſch angeſchoſſener Spath, oder Spath in Geſtalt der Kryſtallen.

Spathopfen, Späthopfen, eine Art des Hopfens, welcher ſpät, und erſt um Michaelis reif wird, zum Unterſchiede von dem Frühhopfen, ſ. unter Hopfen, Th. 25, S. 77.

Spathroſen, ſ. Bergzähne, unter Zähne.

Spathſand, Bergzucker, der Sand, der aus wenigen hellen und glänzenden Spaththeilchen beſteht und die Natur des Spathes hat. Der gypsartige Spathſand beſteht aus einem nicht zuſammenhängenden Gemenge von Spath, Quarz und Gyps; ſiehe unter Sand, Th. 136.

Spathſtein, ſ. Spathfelsſtein.

Spatien, beim Buchdrucker und Schriftgießer, die kleinen länglichen Stückchen, die nach einem ge-

wissen Maaße, wie die Lettern, und von derselben Masse, in der Form in einer Matrice gegossen und von den Setzern in den Buchdruckereien gebraucht werden, beim Setzen der Schrift die Wörter von einander abzusondern, dieserhalb werden nach Endigung eines jeden Wortes allemal zwei Spatien gesetzt.

Spatium, der Raum, s. Th. 121, S. 162. Bei dem Musiker, der zwischen den fünf Linien eines musikalischen Systems befindliche Raum.

Spätjahr, Nachjahr, in einigen Gegenden der spätere Theil des Jahres, der Herbst, im Gegensatze des Frühjahres, Vorjahres oder Frühlings; s. unter Jahr, Th. 28.

Spätling, ein Ding, welches später, als gewöhnlich, zum Vorschein kommt, oder etwas später, als gewöhnlich, etwas verrichtet. So werden z. B. Schafe, welche später, als gewöhnlich ist, kommen, in der Landwirthschaft Spätlinge genannt, welchen Namen auch die von ihnen geworfenen Lämmer bekommen, im Gegensatz der Frühlinge, welche früher geworfen werden. Auch bei Früchten ꝛc. gebraucht man das Wort Spätling, wie z. B. bei Aepfeln ꝛc.; s. den folgenden Artikel.

Spätobst, Obst, welches erst spät im Jahre reif wird, zum Unterschiede von dem Frühobste, welches früh reif wird; s. unter Obst, Th. 103. Ein Mittel Spätobst, Spätblumen ꝛc. zu ziehen, hat ein vornehmer Engländer unter der Regierung der Königin Elisabeth versucht, welches auch der glückliche Erfolg gekrönt hat. Dieser Engländer besaß nämlich einen vortrefflichen Garten, welchen er selbst mit den ausgesuchtesten Obstbäumen bepflanzt hatte. Als nun die genannte Königin diesem Engländer einstens einen Besuch auf seinem Landgute ablegte, so führte dieser die Königin, um sie zu überraschen, zu einem schönen Kirschbaume, dessen Früchte eben, da schon

alle Kirſchen ſeit einem Monate in England Abſchied genommen, in der ſchönſten Reife prangte. Die Regentin ward überraſcht von dieſen Früchten in einer ungewöhnlichen Zeit, und fragte den Beſitzer, wie dieſes zugehe? Er erklärte nun die botaniſche Illuſion auf folgende Weiſe: Es wurde um dieſen Kirſchbaum ein Gezelt geſpannt, welches er von Zeit zu Zeit anfeuchten oder näſſen ließ, nachdem es die Sonnenhitze erforderte. Auf dieſe Weiſe wurde die Sonne abgehalten, die Kirſchen wurden groß, vegetirten und reiften ſehr langſam, und färbten ſich viel ſpäter. Da er nun von dem ihm zugedachten Beſuche der Königin Eliſabeth Nachricht von ſeinen Freunden bei Hofe erhalten, wurde das Gezelt abgenommen, und einige ſonnige Tage brachten die Kirſchen zur Reife und Schönheit. Derſelbe Verſuch brachte auch ſpäte Blumen hervor. Es iſt daher nicht nur möglich, ſondern auch gewiß, die Natur durch künſtliche Mittel eben ſo gut in ihrer Produktivität aufzuhalten, als ſie durch dergleichen Mittel, wie die Treibhäuſer, Gewächshäuſer, das Anſtreichen der Fruchtſpaliere mit ſchwarzer Farbe ꝛc., zu befördern, welches die Erfahrung beſtätiget.

Spätregen, in der Deutſchen Bibel, derjenige Regen, welcher in den Morgenländern kurz vor der Erndte im April zu fallen pflegt, im Gegenſatze des Frühregens. Auch bei uns, wenn die Regenzeit im Herbſte ſich ſpät einſtellt, ſagen die Landleute: wir haben Spätregen, ſtellt ſie ſich dagegen früh oder früher ein: Frühregen.

Spatz, der Sperling, eine Benennung, welche dieſer Vogel beſonders im ſüdlichen Deutſchland führt. S. Sperling.

Spazieren, nach einem Franzöſiſchen Ausdrucke, promeniren, von dem Franzöſiſchen Zeitworte promener, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, ein lang-

sames Gehen, welches zur Erholung des Körpers und Erheiterung des Geistes unternommen wird, besonders wenn solches im Freien geschieht, obgleich dieses nicht zu dieser Handlung unmittelbar bedingt wird. Man sagt daher gewöhnlich: Vor das Thor spazieren. In dem Garten auf- und abspazieren. Auf der Wiese, auf dem Felde herum spazieren. Auf den Straßen, den Plätzen auf- und abspazieren. Am häufigsten gebraucht man dieses Zeitworte mit dem Zeitworte gehen, da dann spazieren im Infinitiv zu stehen kommt: spazierengehen. Wir sind spazieren gegangen. Figürlich ist spazieren gehen, müßig gehen. Im weitern Verstande gebraucht man es auch mit dem Zeitworte reiten und fahren; spazierenreiten, spazieren fahren, zum bloßen Vergnügen, zur Erholung ausreiten, ausfahren.

Friedrich der Große sagte: Wenn ich das Physische des Menschen betrachte, so kommt es mir vor, als hätte uns die Natur mehr zu Postillions, als zu sitzenden Gelehrten geschaffen. Hufeland, der diese Aeußerung, diesen aufgestellten Satz des Physischen des Menschen auch in seiner Makrobiotik*) im 7ten Abschnitte des 2ten Theils, mit der Aufschrift: Körperliche Bewegung, anführt, macht dabei die sehr richtige Bemerkung, daß, ungeachtet dieser Satz oder dieser Ausdruck etwas stark sey, er dennoch viel Wahres enthalte. Ich führe hier die Auslegung dieses Satzes von diesem großen Arzte wörtlich an, weil sie zugleich das Wesentliche des Spazierengehens, als Erholung, enthält. Er sagt: „Der Mensch ist und bleibt ein Mittelgeschöpf, das immer zwischen Thier und Engel schwankt, und so sehr er seiner höheren Bestimmung untreu werden würde, wenn er bloß

*) Th. 2. Aufl. 4. Berlin, 1805. S. 163.

Thier bliebe, eben so sehr versündiget er sich an seiner jetzigen, wenn er bloß Geist seyn, bloß denken und empfinden will. Er muß durchaus die thierischen und geistigen Kräfte in gleichem Grade üben, wenn er seine Bestimmung vollkommen erreichen will, und besonders ist dies in Absicht der ganzen Dauer seines Lebens von der äußersten Wichtigkeit. Harmonie der Bewegung ist die Hauptgrundlage, worauf Gesundheit, gleichförmige Restauration und Dauer des Körpers beruht, und diese kann schlechterdings nicht Statt finden, wenn wir bloß denken und sitzen. Der Trieb zur körperlichen Bewegung ist dem Menschen eben so natürlich, wie der Trieb zum Essen und Trinken. Man sehe ein Kind an: Stille sitzen ist ihm die größte Pein, und gewiß die Gabe, Tage lang sitzen und nicht mehr den geringsten Trieb zur Bewegung zu fühlen, ist schon ein wahrhaft unnatürlicher und kranker Zustand. Die Erfahrung lehrt, daß diejenigen Menschen am ältesten werden, welche anhaltende und starke Bewegung, und zwar in freier Luft hatten. — Ich halte es daher für eine unumgänglich nöthige Bedingung zum langen Leben, sich täglich wenigstens eine Stunde Bewegung im Freien zu machen. Die gesundeste Zeit ist vor dem Essen, oder drei bis vier Stunden nachher. Bewegung mit vollem Magen ist schädlich, ja sie kann, wenn sie sehr stark und der Magen angefüllt ist, gefährlich werden. — Eben in dieser Absicht sind mitunter angestellte kleine Reisen und Excursionen, Reiten, mäßiges Tanzen und andere gymnastische Uebungen so sehr nützlich *), und es wäre

*) Es ist hierüber ein klassisches und unserer Nation Ehre machendes Buch nachzulesen: Guthsmuths Gymnastik, auch dessen Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes, für die Jugend.

Hier könnte man noch Vieth's Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen, 2 Theile; Berlin, 1794—95, anführen, so wie überhaupt, was die Leibes-

sehr zu wünschen, daß wir hierin den Alten mehr nachahmten, welche diese so wichtigen Hülfen der Gesundheit kunstmäßig behandelten, und sich durch keine äußere Verhältnisse abhalten ließen, sie zu benutzen. Am nützlichsten sind sie, wenn nicht bloß der Leib, sondern auch die Seele zugleich mit bewegt und erweckt wird, daher muß auch eine Promenade, welche ihrer Absicht ganz entsprechen soll, nicht allein, wo möglich, in einer unterhaltenden schönen Gegend und nach einem gewissen Ziele angestellt werden. Aber die Bewegungen dürfen auch nicht zu heftig seyn, wenn sie der Gesundheit und Lebenslänge wohlthätig seyn sollen. Es frägt sich also: wie bestimmt man die Dauer und Stärke einer heilsamen körperlichen Bewegung? — Die allgemeinste und sicherste Regel ist die: die Bewegungen werden bis zum heftigen Schweiß oder gänzlicher Ermüdung fortgesetzt." —

Das Spazierengehen ist nicht bloß eine körperliche Bewegung, eine Bewegung, um bloß die Maschine, Körper genannt, aufrecht zu erhalten, der bei der Ruhe früher eintretenden Steifigkeit der Glieder vorzubeugen, so wie überhaupt die frische Thätigkeit und Spannkraft der Muskeln und ihrer Fasern zu erhalten, die bei einer langen Ruhe ihre Elasticität verlieren würden; sondern es ist auch eine Erholung des Geistes, eine geistige Stärkung, indem derselbe durch die angenehmen Gegenstände, die ihn beim Spazierengehen in der freien Natur beschäftigen, eine Frische erhält, die energisch auf den Körper wirkt und dessen Thätigkeit verdoppelt, das heißt, die Spannkraft der Mus-

---

übungen anbetrifft, der Artikel Leibes-Uebung, Theil 72, S. 441—994, nachzulesen ist. Als ein neues Werk ist die Deutsche Turnkunst von Friedr. Ludw. Jahn, und Ernst Eiseln, Berlin, 1816, zu empfehlen, in welchem Werke man auch ein Verzeichniß der besten Schriften über die Leibesbewegungen, im 5ten Abschnitte, S. 247—285, antrifft. Kth.

keln, die Cirkulation des Blutes ꝛc. ꝛc. Das Spazierengehen wirkt alſo zwiefach, auf den Körper, und auf den Geiſt. Wenn man bloß ſpazieren geht, um dem Körper nach langem Sitzen Bewegung zu verſchaffen, ſo kann dieſes auch in einem beſchränkten Raume geſchehen, in einem kleinen Garten hinter dem Hauſe, auf dem Hofe, oder auch nur in dem Zimmer, indem man ſolches auf- und abgeht; denn hier iſt nur die Bewegung der Zweck des Gehens, wenn aber dem Geiſte zugleich eine Erholung nach angeſtrengtem Denken gereicht oder verſchafft werden ſoll; dann darf man nicht in einem beſchränkten Raume hin und her oder herum ſpazieren; dann muß man das Freie wählen, große, dazu eingerichtete, und mit Bäumen beſetzte Plätze, Thiergärten, öffentliche Promenaden oder Spaziergänge; man muß kleine Excurſionen oder Ausflüchte auf das Land, nach Dörfern ꝛc. machen, überhaupt auf denjenigen Wegen luſtwandeln, von wo aus das Auge, als das ſichtbare Zeichen des Geiſtes, auf romantiſchen Umgebungen umherſchweifen kann, und ſo auch die Natur dem Geiſte eine Erholung gewährt. Daher ſind diejenigen Promenaden die beſten, wo das Auge eine ſchöne Ausſicht in die Ferne genießt, und der Blick bald auf Wald, bald auf Wieſen, bald auf Kornfeldern ruht. Ein ſolches Luſtwandeln ſtärkt den Körper und erheitert den Geiſt, giebt ihm, wie ſchon erwähnt, eine Friſche, die einen wohlthätigen Einfluß auf die Dauer des Lebens hat.

Wie lange man luſtwandeln, welche Zeit man wählen, und wie man ſeine Schritte einzurichten habe, um nicht zu ermüden, und die Mittelſtraße zwiſchen dem zu Wenig und zu Viel zu treffen, läßt ſich hier nicht mit Beſtimmtheit angeben, ſo viel iſt indeſſen gewiß, daß man bei dem Letztern nur den Gang gebraucht, den man im Geſchäftsleben zu gehen gewohnt iſt, den gewöhnlichen Schritt; denn wer ſchnell zu

gehen gewohnt ist, und wollte auf einem Spaziergange langsam schlentern, seinen gewöhnlichen Gang verändern, bloß weil er glaubt, eine Erholung verlange ein solches Schlentern, der wird gewiß um so eher ermüden, und so umgekehrt derjenige, der langsam zu gehen gewohnt ist, wenn er eilen wollte, als wenn er verfolgt würde. Beide würden also die gewünschte oder gehoffte Erquickung oder Erholung des Körpers und Geistes nicht erhalten. Die beste Zeit zum Lustwandeln ist im Frühjahre und Sommer die Morgenzeit, vor dem Kaffeetrinken, von vier Uhr abwärts, oder der Vormittag von neun bis zwölf Uhr, oder der Nachmittag von fünf bis sieben Uhr. Hierin liegt auch zugleich das: wie lange man lustwandeln soll. Im Herbste und Winter ändern sich nur die Stunden am Morgen und Nachmittage so ab, daß in diesen Jahreszeiten die Morgenstunden wegfallen, und man des Nachmittags im Herbste von 3 Uhr an bis 6, und des Winters von 2 bis 4 Uhr zum Promeniren wählt. Was den Boden anbetrifft, auf dem man spazieren geht, so ist wohl jeder Boden dazu dienlich, nur ist der Sandboden, wo möglich, zu vermeiden, weil dieser beim Gehen viel Staub aufwirft, der sowohl den Augen, wie den Lungen schädlich ist. Auch dunkle Wälder sind zu vermeiden, weil der Boden unter den hohen schattigen Bäumen immer moorig oder sumpfig ist, die Füße dadurch leicht erkälten, und so der Gesundheit geschadet wird; auch ist es schon wegen der plagenden Insekten, wie die Mücken ꝛc., nicht gut, einen solchen Ort zu seinem Spaziergange zu wählen; auch sind alle diejenigen Oerter zu vermeiden, wo mephitische Ausdünstungen ꝛc., wie z. B. in der Nähe von Schindangern u. Anstalten zur Verwandlung d. Menschenkoths in Dünger, von Arsenikhütten ꝛc., sich verbreiten, weil diese nachtheilig auf die Gesundheit wirken, und Erstere auch die Geruchsnerven unangenehm berüh-

ren. Am beſten iſt es, kleine Anhöhen, die nicht ſteil hinaufgehen, zu beſteigen, und ſo auf die oben, S. 583, angeführte Abwechſelung in der Natur zu blicken. Auch genießt man auf einer ſolchen Höhe, ſo wie überhaupt in der freien Natur, reine, geſunde Luft, und die wohlthätigen Strahlen der Sonne, gewiß die köſtlichſte Lebensnahrung, die dem Menſchen zu Theil wird.

Auch die Bekleidung des Körpers muß beim Spazierengehen berückſichtiget werden. Im Frühling und Herbſte muß die Bekleidung vorſichtig und nicht leicht gewählt werden, weil in der Regel dieſe Jahreszeiten wegen der Veränderlichkeit der Witterung, des plötzlichen Wechſels von der Wärme zur Kälte, eine noch warme Kleidung erfordern, und wenn man ſich im Frühling nach und nach in der Bekleidung auf den Sommer vorbereitet, und die wärmere wollene, mit einer leichtern baumwollenen, ja linnenen ſchon vertauſcht, ſo muß man im Herbſte die leichtere linnene und baumwollene ſchon mit einer leichten wollenen Kleidung oder Bekleidung vertauſchen, und ſich ſo auf den Winter vorbereiten. Beſonders gilt dieſes von den Füßen und dem Unterleibe, die man allmählig an den Wechſel der Witterung gewöhnen muß, weil ſie der Barometer des Geſundheitszuſtandes des Körpers ſind. Man darf daher die wollenen Strümpfe, wenn man daran gewöhnt ſeyn ſollte, auf ſeinen Spaziergängen im Frühling, ſelbſt bei ſchönen warmen Tagen, nicht ſo gleich auslaſſen, ſondern man kann ſie noch immer hin bis zum Anfange des Sommers tragen; eben ſo die Leibbinden, wer dergleichen trägt und daran gewöhnt iſt; auch vertauſche man nicht eher einen flanellenen Bruſttuch, eine Unterjacke. Schon zu Anfange des Herbſtes iſt es gerathener, daß diejenigen, die keinen feſten, ſtark nervigten Körper haben, auf ihren Spaziergängen, beſonders des Nachmittags,

sich warm bekleiden, eine wärmere Kleidung anlegen, als sie im Sommer getragen, weil im Herbste der Wechsel von Wärme zur Kälte, besonders gegen Abend, noch auffallender ist, als im Frühjahre, und aus der so häufigen Vernachlässigung dieser Regel auch die meisten Krankheiten in dieser Jahreszeit entstehen. Was nun die Bekleidung im Sommer anbetrifft, so wählt man in dieser Jahreszeit wohl die leichteste auf den Spaziergängen, jedoch muß dieses immer mit Berücksichtigung der körperlichen Anlagen und Neigungen geschehen; denn auch in dieser, als der wärmsten Jahreszeit, muß ein schwacher Körper gut bedeckt seyn, wenn gleich nicht in dem Grade, wie in den übrigen Jahreszeiten. Was hier von der Bekleidung gesagt worden, gilt bei beiden Geschlechtern, Männern und Frauen.

Das Zeitwort spazieren kommt, nach Adelung, von dem Lateinischen spatiari, gehen, herumgehen, lustwandeln; im Italienischen spaziari, und ist im Deutschen schon vor langer Zeit aufgenommen worden. Im Theuerdank, Kap. 34, heißt es:

Darnach begab sich auf ein Zeyt,
Das spaciren ging Unfallo.

Und Hans Sachs singt:

Als ich vor ein Holz spaciret,
Darin gar wunniglich hoffiret
Der vogel schar.

Adelung sagt: Durch den häufigen Gebrauch ist es aber nur noch im gemeinen Leben, und höchstens in der vertraulichen Sprechart üblich. Indessen findet man es doch noch bis auf die neueste Zeit in jeder Schrift, und im Hochdeutschen in der Umgangssprache, in der Unterhaltnng in den gebildeten Zirkeln gebräuchlich; und wenn auch das Französische promeniren auf einige Zeit einen Vorrang genoß, so hat es sich doch nicht so hervordrängen können, um spazieren ganz zu verdrängen. Auch findet man hin und wieder

das gute Deutsche Wort lustwandeln wieder in guten Schriften für spazierengehen angeführt; nur Lustwandelung, für Spaziergang, hat noch nicht recht Eingang finden können, obgleich dieses Wort unserer Sprache mehr analog ist, als das Wort Spaziergang und Promenade. Wenn daher zu den Zeiten Adelungs, oder als Adelung sein großes, kritisches, deutsches Wörterbuch herausgab, das von den Pegnitzschäfern einzuführen versuchte lustwandeln für spazierengehen ganz außer Cours gekommen seyn soll, und gleichsam mit denselben abgestorben ist, so scheint es jetzt wieder wie ein Phönix aus seiner Asche zu entstehen, und wahrlich nicht mit Unrecht, weil es ein Wandeln, ein Gehen zur Lust, zum Vergnügen ist, und sich in so fern von dem Gehen in Geschäften ꝛc. unterscheidet.

Spazierer, Podura ambulans, eine Art der Springschwänze, Podurae, kleine Insekten, welche zu dem Schmarotzergeschlechte gehören.

Spazierfahrt, eine Fahrt, welche sowohl zu Wagen, als auf einem Schiffe zum Vergnügen geschieht. Man macht dergleichen Spazierfahrten in der Regel nach benachbarten Dörfern oder von den Städten etwas entfernt liegenden Belustigungsörtern; auch nach Städten, fürstlichen Ruhesitzen ꝛc., theils nun wohl hauptsächlich um die schöne Natur zu bewundern und zu genießen, theils auch um Merkwürdigkeiten der Künste und Gewerbe ꝛc. zu sehen. Man bedient sich zu diesen Spazierfahrten zu Lande der Chaisen und Kaleschen, Ein- und Zweispänner, und zu Wasser der Kähne und Gondeln.

Spaziergang, Fr. Promenade; 1) ein Gang, den man bloß zu seinem Vergnügen, zu seiner Erholung thut oder verrichtet; s. oben, Spazieren. 2) Ein Gang, ingleichen ein Ort, wo man spazieren geht, worauf man seine Erholung im Gehen sucht. Der-

Laube der Bäume bedeckt oder beschattet würden. b) Wählt man gewöhnlich zu den Alleen Laubhölzer, und unter diesen solche Baumarten, die ein großes Blatt haben und den besten Schatten geben, wie die Kastanien-, Eschen-, Eichen-, Ahorn-, Linden- und Wallnußbäume; man kann aber auch mit Laubholz, welches nur kleine Blätter hat, abwechseln, wie mit Birken, Pappeln, Weiden ꝛc., um die Romantik eines solchen der Erholung gewidmeten Ortes zu erhöhen. In großen Städten kann man auch Plätze anlegen, die einen doppelten Zweck haben, zur Erholung dienen, und auch der Gewerbsamkeit gewidmet sind, indem man ringsherum um einen solchen Platz eine Allee von Bäumen anlegt, die zum Promeniren dient, und auf der Mitte des geebneten Platzes kann der Wochenmarkt abgehalten werden, oder Verkäufe anderer Art Statt finden, wie man solches hin und wieder in großen Städten antrifft. Ein sehr schöner und gewiß einziger Spaziergang ist die Straße unter den Linden in Berlin, auch bloß unter den Linden genannt, welche über 1600 Schritte oder 4000 Rheinländische Fuß lang, und 160 Fuß breit ist. Die eigentliche Promenade in der Mitte, für die Spaziergänger, ist 50 Fuß breit, mit Kies fest gestampft oder Chausseen, und zu beiden Seiten, vom Anfange des Opernhausplatzes an bis zum Ausgange oder dem Ende derselben a. Pariserplatze, mit einem eisernen, von Sandsteinkegeln unterstützten Geländer eingefaßt; so auch zu beiden Seiten von zwei Reihen Bäumen, Linden, Kastanien, Eschen und anderm Laubholze; auch stehen zu beiden Seiten Bänke zum Ausruhen. Zu beiden Seiten der Straße für die Fußgänger kommt der gepflasterte Weg für die Reiter, auch mit einer Reihe Bäumen besetzt, die mit denen der Fußpromenade eine Allee, die gleichsam überwölbt ist, bilden, und zwischen dem Wege für die Reiter und den Häusern, oder der

Häuserreihe, der ganzen 160 Fuß breiten Straße, ist der gleichfalls gepflasterte Fahrweg zu beiden Seiten. Des Abends wird diese Promenade mit Gas erleuchtet. Man kann nun noch, als Fortsetzung dieser Promenade für Fußgänger, Reiter und Equipagen, die breite Straße bis zum Lustgarten und Königlichen Schlosse hin betrachten, von beiden Seiten mit den schönsten Prachtgebäuden, dem Universitäts-Gebäude, dem Opernhause, der neuen Wache, dem Königlichen Pallaste, dem Zeughause ꝛc. besetzt, die, mit dem Königlichen Schlosse im Hintergrunde, einen imposanten Anblick gewähren, und den Spaziergänger fesseln, ja zu so manchen wohlthuenden Betrachtungen stimmen. In entgesetzter Richtung, am Ausgange des Pariserplatzes, das schöne, nach dem Propyläum zu Athen, nur viel größer, erbaute Brandenburgerthor, mit der Quadriga auf dem Plateau, den Triumph des Friedens vorstellend, und durch dieses prachtvolle Thor, wohl das einzige dieser Art in Europa, den Eingang in den Thiergarten, den National- oder Volksgarten Berlins, mit den schönen Promenaden in allen Richtungen, den schattigsten Hainen von Ulmen-, Linden-, Eichen-, Kastanien-, Buchen-, Akazien-Bäumen und anderm Laubholze; Salons von Birken und Weißeichen; Alleen von Pappeln, Birken, Fichten, Erlen und andern Bäumen; Bassins; kleinen Inseln; geschmackvollen Landhäusern und Ruhesitzen; Bildsäulen, Ruhebänken ꝛc. Zu mehreren Seiten dieses Parks liegen verschiedene Kaffeehäuser, Restaurationen, wo man Erfrischungen aller Art erhalten und auch zugleich speisen kann. Der ganze Thiergarten enthält etwas mehr als 819 Morgen, die Länge ist 716 Rheinländische Ruthen, und die ganze Breite ungefähr 280 Rheinländische Ruthen. Durch die Länge geht eine ungefähr 60 Fuß breite, des Abends erleuchtete, Landstraße, Chaussee, nach

Charlottenburg. — In Wien sind die schönsten Spaziergänge im Prater, im Augarten, der Brigittenau, und dann auf den Wällen oder Basteien, wo die Löwel- und Rosenthurmbastei am meisten besucht werden; dann ist die Glacis, ein freier, mit Bäumen bepflanzter, 600 Schritte breiter Rasenplatz zwischen der Stadt und den Vorstädten, besonders in der Nähe des Caroliner Thores sehr beliebt, wo Kaffeehäuser, Mineralwasser ꝛc. vorhanden sind. Man genießt hier einer schönen Aussicht. Der Erstere, der Prater, ein Thiergarten, auf einer großen Insel der Donau, in dem viele zahme, jagdbare Hirsche und anderes Wild gehegt wird, welches beim Lustwandeln angenehm überrascht. Zu beiden Seiten des Praters sind breite, mit doppelten Kastanienbäumen besetzte Gänge oder Promenaden, die Schatten und Kühlung, nicht allein durch das überhängende Laub, sondern auch durch die in der Nähe fließende Donau gewähren. Am Ende des Praters steht die Gloriette, ein sehr angenehm liegendes Sommerhaus. Ueberhaupt genießt der Spaziergänger von mehreren Promenaden des Praters aus der schönsten Aussicht. Unter der Regierung Leopolds des Zweiten überreichte der geschickte Gartenkünstler Herr Petri*) dem genannten Monarchen einen Plan zu einem Nationalgarten in einem dazu schicklichen Bezirke bei Wien anzulegen, der Alles vereinigen sollte, was die Spaziergänger nicht nur für die schöne Natur empfänglich machen, sondern auch den Patriotismus beleben sollte. Der Monarch nahm den Entwurf mit Zufriedenheit auf und übergab ihn der Behörde zur Prüfung. Allein der Plan kam nicht zur Ausführung, weil der Krieg mit den Franzosen diesem Unternehmen nicht günstig

*) Taschenbuch für Gartenfreunde, von W. G. Becker. Leipzig, 1798, S. 183 u. f.

war, indem das Geld zu den Kriegsausgaben nöthig war. Das Schreiben an den Kaiſer, worin der Künſtler ſeinen Plan zu einem Nationalgarten theilweiſe entwickelt, lautet:

„Es iſt aus der Geſchichte bekannt, daß öffentliche Denkmäler des Verdienſtes bei den Griechen und Römern üblich waren, und daß dadurch das Beſtreben, dem Vaterlande erſprießliche Dienſte zu erweiſen, nicht nur aufgemuntert, ſondern auch Liebe und Anhänglichkeit zu demſelben wirklich erzielt wurden. Da nun dem Staate an jedem Mittel gelegen ſeyn muß, daß eine richtige Meinung der Menſchen von ihren Pflichten gegen denſelben befördern und die Vaterlandsliebe in ihren Gemüthern nähren und ſtärken hilft; und da ihm auch eine bisher unbetretene Bahn, auf welcher ein wahrer und rühmlicher Nationalgeiſt geweckt und ausgebildet werden könnte, nicht gleichgültig ſeyn darf; ſo ſchien mir ein Volksgarten, durch ſchickliche und dieſem Zwecke entſprechende Anlagen in einen Nationalgarten verwandelt, ein nicht unverwerfliches Hülfsmittel zur Erreichung dieſer Abſicht zu ſeyn. Weil ich nun hoffen durfte, daß es Ew. Kaiſerl. Königl. Apoſtol. Majeſtät nicht mißfällig ſeyn würde, wenn ich mich allerunterthänigſt unterfinge, einen Entwurf zu einem ſolchen Nationalgarten Allerhöchſtdenenſelben vorzulegen; ſo wage ich es hiermit, einen Plan dazu mit der erforderlichen Erläuterung ehrfurchtsvoll einzureichen; denn ich bin ſehr überzeugt, daß auch ein öffentlicher Garten, der bloß zum geſellſchaftlichen Vergnügen beſtimmt iſt, Liebe und Treue gegen den Monarchen und den Staat, vermittelſt des bildlichen Eindrucks, den die darin befindlichen Gegenſtände, bei kluger Wahl und Ausführung, hervorzubringen im Stande wären, befördern und befeſtigen helfen könne. Gute Lehren, auf den Weg des Vergnügens geſtreut, werden oft williger aufgenommen, als ſolche, die mit der Miene des Unterrichts dargeboten werden, und wurzeln oft tiefer, als wenn ſie mit ernſthafter Vorbereitung gepflanzt und gepflegt werden. — Wie ſchicklich ſcheint dazu nicht ein Garten zu ſeyn, der an ſich ſelbſt ſchon ſo viel Anziehendes für die Empfin-

dungen der Menschen hat, und dabei die Kraft besitzt, durch gut gewählte Hülfsmittel Gedanken und Neigungen zu guten Zwecken zu stimmen. Wie schön wäre es zum Beispiel (um hier nur einige Gedanken zu äußern), wenn es in einem solchen, dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten, Garten bestimmte Plätze gäbe, wo, selbst von Seiten eines dankbaren Publikums, nach erhaltener Erlaubniß auf dessen geziemendes Ansuchen, sowohl einigen unserer geliebtesten Monarchen Tempel und Bildsäulen oder Statuen, als auch andern um den Staat verdienten großen Männern Denk- und Ehrenmäler errichtet würden, und wo überhaupt ausgezeichnete Verdienste um das Vaterland, sie mögen durch Heldenmuth oder durch Beförderung des allgemeinen Wohls erworben worden seyn, eine öffentliche Belohnung finden könnten, um Andere zur Nachahmung zu ermuntern. — Aus gleichen Gründen könnte in diesem Garten ein Gebäude aufgeführt werden, in welchem Gemälde aufgehangen würden, die wichtige Scenen aus der Geschichte des Vaterlandes, interessante Züge von Patriotismus, Denkmäler der merkwürdigsten Begebenheiten enthielten. Gleichen Endzweck könnten hier und da lehrreiche Inschriften befördern. Aber zum warnenden Beispiele Anderer könnte auch in einer durch die Kunst hervorgebrachten, Furcht und Abscheu erregenden Parthie eine Schandsäule stehen, an welcher die Namen derer stehen müßten, die sich der Staatsverrätherei schuldig gemacht hätten. Aus einem öfters wiederholten Genuß des Vergnügens am Schönen und Guten erwächst nach und nach das Verlangen nach demselben; und aus dem widrigen Eindrucke, den das Häßliche und Böse auf den Menschen macht, entsteht Widerwillen und Abscheu vor Allem, was der sittlichen Ordnung und folglich der Absicht dieses ganzen Plans entgegen ist. Durch dieses Verlangen und diese Abneigung wird der Mensch zu der edlen Wirksamkeit geneigt, die unablässig für die Beförderung des Guten und Hemmung des Bösen arbeitet.

Sollten nicht von einem Nationalgarten dieser Art, wenn er Alles das vereinigte, was Geschmack und Absicht erfordern, heilsame und wichtige Wirkungen

erzielt werden? — Nichts öffnet vielleicht die Gemüther mehr, nichts macht vielleicht jeden Eindruck wirksamer, als Veranstaltungen, wo sich alle Klassen von Menschen versammeln. Die Kunst, die dann absichtlich auf sie wirkt, hat gewiß einen großen Einfluß auf die Gemüther. Was würden nicht hier patriotische Feste und Feierlichkeiten, die das ganze Volk interessirten, für Wirkung thun. Schon die Ruhe, mit der man überhaupt an einem solchen Orte seinen Betrachtungen nachhängen kann; die Bereitwilligkeit, in Stunden der Erholung jeden Eindruck anzunehmen; die Wirkungskraft, die in der Schönheit der Natur und in dem Wirken der Kunst liegt; Alles vereiniget sich, um einen solchen, der ja überdieß nur die Stelle eines andern schönen öffentlichen Gartens einnimmt, empfehlungswürdig zu machen. Junge Leute, die in der Hauptstadt den Studien obliegen, und sich dann wieder in die Provinzen vertheilen; junge Militairpersonen, die sich dem Staate auf eine andere Weise widmen, und so die ganze hinanwachsende Jugend würden hier lehrreichen Stoff zum Nachdenken finden, und vielleicht zu guten Entschlüssen erwärmt werden, die einen durch das Beispiel eines edlen Patrioten, eines großen Staatsmannes, die andern durch das Muster eines wahren Heldenmuths, einer edelmüthigen Aufopferung aus Vaterlandsliebe, und alle durch schöne Züge großer Handlungen und ächter Treue gegen den Monarchen und das Land. — Gehört nicht ein solcher Garten mit manchen heilsamen Anstalten, zur Erreichung eines solchen Zweckes, in einerlei Rang? — Ich darf mir nicht schmeicheln, einen vollkommnen Plan zu einem solchen Nationalgarten allein entwerfen zu können; aber ich habe doch versucht einen Entwurf aufzusetzen, der auf die Brigittenau angewendet werden könnte, und ich unterstehe mich, ihn nebst beigefügtem Grundriß Ew. Kaiserl. Königl. Apost. Majestät zu Füßen zu legen. Ich würde mich für den glücklichsten Menschen halten und den Gipfel meiner Wünsche erreicht haben, wenn er sich Allerhöchstdero gnädigen Beifalls zu erfreuen hätte. Ich u. s. w.“

Wien, den 21. Septemb. 1794 *).

*) Wahrscheinlich ist die Jahreszahl ein Druckfehler, indem

Einige Hauptſcenen in dem beigefügten Grundriſſe des Nationalgartens wurden auf folgende Weiſe beſchrieben. Der Eingang zu dieſem Garten geht durch ein geſchmackvolles Thor, an welchem eine kurze und paſſende Inſchrift ſtehen kann. Man kommt gleich durch ein großes und ziemlich weit ſich erſtreckendes Schattengehölz. Man überſieht dann mit einem Male eine offene, majeſtätiſche und reizende Gegend. Zur Linken ſieht man die Donau, einen großen Theil der mit ihren Thürmen und Palläſten prangenden Stadt Wien, und die mit ſchönen Landhäuſern und Gärten bedeckten fruchtbaren Anhöhen von Töbling, Heiligſtadt und Nußdorf; im Hintergrunde die majeſtätiſchen Gebirge Joſephsberg und Leopoldsberg. Auf der rechten Seite erblickt man, in Verbindung mit dieſer herrlichen Gegend, einen ſehr ausgebreiteten Raſenteppich, auf welchem ſich hie und da mit Wahl angeordnete Gruppen von ſolchen Blumen befinden, die durch ihren vortrefflichen Wuchs dieſer Scene angemeſſen ſind. Zwiſchen dieſen Gruppen entdeckt das Auge zwei ausgedehnte Proſpecte über die Donau gegen die Auen und den Tabor. Uebrigens könnte dieſe herrliche Scene auf dem vorerwähnten Raſenteppiche mit einem Denkmale des ſich um ſeine Länder und um die Menſchheit ſo verdient gemachten, und deswegen ſo verehrten Kaiſers Joſephs des Zweiten verherrlicht und daſſelbe mit einer zweckmäßigen Inſchrift geziert werden. Von da führt der Weg zu einem einladenden Schattengehölze, in welchem ſich drei verſchiedene Wege vereinigen. Verfolgt man den mittleren, ſo kommt man durch eine heitere und lachende Parthie, von welcher man zur Linken die ſchöne Ausſicht gegen die Donau und die ſchönen Hügel von Töbling, Nußdorf ꝛc., ſo wie auch die größeren Ge-

der Kaiſer Leopold der Zweite ſchon im Jahre 1792 am 1. März geſtorben iſt. Kth.

Gebirge hat, zur Rechten aber groſser und mannigfaltiger Parthieen des Gartens genieſst, wo die vielfältigen und mannigfaltigen Proſpecte faſt bei jedem Schritte eine neue maleriſche Form erhalten. Auf dieſem Wege gelangt man hierauf durch einige Luſtgebüſche, welche durch die Zuſammenſtellung ihres verſchiedenen Laubwerkes und ihrer mannigfaltigen Blüthen das Auge vergnügen, zum Tempel des Vaterlandes, der für Gemälde beſtimmt iſt, die intereſſante Begebenheiten des Staates ꝛc. vorſtellen und zur Belehrung des Staatsbürgers dienen. Darin kann man auch einige Statuen der Kaiſer aufſtellen. Edle patriotiſche Handlungen und ächte Beweiſe von wahrer Bürgertugend ſollten in der Halle deſſelben auf metallenen Platten durch Inſchriften eine ehrenvolle Erwähnung erhalten, wie z. B. das rühmliche Verfahren der Bürger von Wieneriſch-Neuſtadt, welche durch eigenen Antrieb die erſte freiwillige Beiſteuer zu dem ſo koſtſpieligen Kriege mit den Franzoſen, als Republikaner, darbrachten. Die Lage dieſes Tempels iſt offen, frei und majeſtätiſch, wodurch das Gemüth ſchon durch das Aeuſsere zu dem feierlichen groſsen Auftritte geſtimmt wird, dem man ſich nähert. Eine edle Architektur muſs dieſe Erwartungen und Empfindungen möglichſt verſtärken. Der Standort des Tempels iſt auch der vortheilhafteſte Punk für die ſchon bezeichneten Ausſichten. Bei der hintern Fronte befindet ſich ein ſehr geräumiger Raſenplatz, von Gehölzen in natürlichem Style umgeben, die nach den Begriffen von ſchönen Formen und Farbenmiſchungen geordnet ſind, und über welche ſich wieder ſtarke Maſſen und Gruppen von ſolchen Arten von Bäumen erheben, die über das Ganze den Charakter von Ernſt und Würde verſtärken helfen. Auf den groſsen und freien Raſenplätzen ſey ein Denkmal für eine groſse wichtige und feierliche Begebenheit des Staats be-

Einige Hauptscenen in dem beigefügten Grundrisse des Nationalgartens wurden auf folgende Weise beschrieben. Der Eingang zu diesem Garten geht durch ein geschmackvolles Thor, an welchem eine kurze und passende Inschrift stehen kann. Man kommt gleich durch ein großes und ziemlich weit sich erstreckendes Schattengehölz. Man übersieht dann mit einem Male eine offene, majestätische und reizende Gegend. Zur Linken sieht man die Donau, einen großen Theil der mit ihren Thürmen und Palläſten prangenden Stadt Wien, und die mit schönen Landhäusern und Gärten bedeckten fruchtbaren Anhöhen von Töbling, Heiligstadt und Nußdorf; im Hintergrunde die majestätischen Gebirge Josephsberg und Leopoldsberg. Auf der rechten Seite erblickt man, in Verbindung mit dieser herrlichen Gegend, einen sehr ausgebreiteten Rasenteppich, auf welchem sich hie und da mit Wahl angeordnete Gruppen von solchen Blumen befinden, die durch ihren vortrefflichen Wuchs dieser Scene angemessen sind. Zwischen diesen Gruppen entdeckt das Auge zwei ausgedehnte Prospecte über die Donau gegen die Auen und den Tabor. Uebrigens könnte diese herrliche Scene auf dem vorerwähnten Rasenteppiche mit einem Denkmale des sich um seine Länder und um die Menschheit so verdient gemachten, und deswegen so verehrten Kaisers Josephs des Zweiten verherrlicht und dasselbe mit einer zweckmäßigen Inschrift geziert werden. Von da führt der Weg zu einem einladenden Schattengehölze, in welchem sich drei verschiedene Wege vereinigen. Verfolgt man den mittleren, so kommt man durch eine heitere und lachende Parthie, von welcher man zur Linken die schöne Aussicht gegen die Donau und die schönen Hügel von Töbling, Nußdorf ꝛc., so wie auch die größeren Ge-

der Kaiser Leopold der Zweite schon im Jahre 1792 am 1. März gestorben ist. Krb.

Gebirge hat, zur Rechten aber groſser und mannigfaltiger Parthieen des Gartens genieſst, wo die vielfältigen und mannigfaltigen Proſpecte faſt bei jedem Schritte eine neue maleriſche Form erhalten. Auf dieſem Wege gelangt man hierauf durch einige Luſtgebüſche, welche durch die Zuſammenſtellung ihres verſchiedenen Laubwerkes und ihrer mannigfaltigen Blüthen das Auge vergnügen, zum Tempel des Vaterlandes, der für Gemälde beſtimmt iſt, die intereſſante Begebenheiten des Staates ꝛc. vorſtellen und zur Belehrung des Staatsbürgers dienen. Darin kann man auch einige Statuen der Kaiſer aufſtellen. Edle patriotiſche Handlungen und ächte Beweiſe von wahrer Bürgertugend ſollten in der Halle deſſelben auf metallenen Platten durch Inſchriften eine ehrenvolle Erwähnung erhalten, wie z. B. das rühmliche Verfahren der Bürger von Wieneriſch-Neuſtadt, welche durch eigenen Antrieb die erſte freiwillige Beiſteuer zu dem ſo koſtſpieligen Kriege mit den Franzoſen, als Republikaner, darbrachten. Die Lage dieſes Tempels iſt offen, frei und majeſtätiſch, wodurch das Gemüth ſchon durch das Aeuſsere zu dem feierlichen groſsen Auftritte geſtimmt wird, dem man ſich nähert. Eine edle Architektur muſs dieſe Erwartungen und Empfindungen möglichſt verſtärken. Der Standort des Tempels iſt auch der vortheilhafteſte Punk für die ſchon bezeichneten Ausſichten. Bei der hintern Fronte befindet ſich ein ſehr geräumiger Raſenplatz, von Gehölzen in natürlichem Style umgeben, die nach den Begriffen von ſchönen Formen und Farbenmiſchungen geordnet ſind, und über welche ſich wieder ſtarke Maſſen und Gruppen von ſolchen Arten von Bäumen erheben, die über das Ganze den Charakter von Ernſt und Würde verſtärken helfen. Auf den groſsen und freien Raſenplätzen ſey ein Denkmal für eine groſse wichtige und feierliche Begebenheit des Staats be-

Einige Hauptſcenen in dem beigefügten Grundriſſe des Nationalgartens wurden auf folgende Weiſe beſchrieben. Der Eingang zu dieſem Garten geht durch ein geſchmackvolles Thor, an welchem eine kurze und paſſende Inſchrift ſtehen kann. Man kommt gleich durch ein großes und ziemlich weit ſich erſtreckendes Schattengehölz. Man überſieht dann mit einem Male eine offene, majeſtätiſche und reizende Gegend. Zur Linken ſieht man die Donau, einen großen Theil der mit ihren Thürmen und Palläſten prangenden Stadt Wien, und die mit ſchönen Landhäuſern und Gärten bedeckten fruchtbaren Anhöhen von Töbling, Heiligſtadt und Nußdorf; im Hintergrunde die majeſtätiſchen Gebirge Joſephsberg und Leopoldsberg. Auf der rechten Seite erblickt man, in Verbindung mit dieſer herrlichen Gegend, einen ſehr ausgebreiteten Raſenteppich, auf welchem ſich hie und da mit Wahl angeordnete Gruppen von ſolchen Blumen befinden, die durch ihren vortrefflichen Wuchs dieſer Scene angemeſſen ſind. Zwiſchen dieſen Gruppen entdeckt das Auge zwei ausgedehnte Proſpecte über die Donau gegen die Auen und den Tabor. Uebrigens könnte dieſe herrliche Scene auf dem vorerwähnten Raſenteppiche mit einem Denkmale des ſich um ſeine Länder und um die Menſchheit ſo verdient gemachten, und deswegen ſo verehrten Kaiſers Joſephs des Zweiten verherrlicht und daſſelbe mit einer zweckmäßigen Inſchrift geziert werden. Von da führt der Weg zu einem einladenden Schattengehölze, in welchem ſich drei verſchiedene Wege vereinigen. Verfolgt man den mittleren, ſo kommt man durch eine heitere und lachende Parthie, von welcher man zur Linken die ſchöne Ausſicht gegen die Donau und die ſchönen Hügel von Töbling, Nußdorf ꝛc., ſo wie auch die größeren Ge-

der Kaiſer Leopold der Zweite ſchon im Jahre 1792 am 1. März geſtorben iſt. Ktb.

Gebirge hat, zur Rechten aber groſser und mannigfaltiger Parthieen des Gartens genieſst, wo die vielfältigen und mannigfaltigen Prospecte faſt bei jedem Schritte eine neue maleriſche Form erhalten. Auf dieſem Wege gelangt man hierauf durch einige Luſtgebüſche, welche durch die Zuſammenſtellung ihres verſchiedenen Laubwerkes und ihrer mannigfaltigen Blüthen das Auge vergnügen, zum Tempel des Vaterlandes, der für Gemälde beſtimmt iſt, die intereſſante Begebenheiten des Staates ꝛc. vorſtellen und zur Belehrung des Staatsbürgers dienen. Darin kann man auch einige Statuen der Kaiſer aufſtellen. Edle patriotiſche Handlungen und ächte Beweiſe von wahrer Bürgertugend ſollten in der Halle deſſelben auf metallenen Platten durch Inſchriften eine ehrenvolle Erwähnung erhalten, wie z. B. das rühmliche Verfahren der Bürger von Wieneriſch-Neuſtadt, welche durch eigenen Antrieb die erſte freiwillige Beiſteuer zu dem ſo koſtſpieligen Kriege mit den Franzoſen, als Republikaner, darbrachten. Die Lage dieſes Tempels iſt offen, frei und majeſtätiſch, wodurch das Gemüth ſchon durch das Aeuſsere zu dem feierlichen groſsen Auftritte geſtimmt wird, dem man ſich nähert. Eine edle Architektur muſs dieſe Erwartungen und Empfindungen möglichſt verſtärken. Der Standort des Tempels iſt auch der vortheilhafteſte Punk für die ſchon bezeichneten Ausſichten. Bei der hintern Fronte befindet ſich ein ſehr geräumiger Raſenplatz, von Gehölzen in natürlichem Style umgeben, die nach den Begriffen von ſchönen Formen und Farbenmiſchungen geordnet ſind, und über welche ſich wieder ſtarke Maſſen und Gruppen von ſolchen Arten von Bäumen erheben, die über das Ganze den Charakter von Ernſt und Würde verſtärken helfen. Auf den groſsen und freien Raſenplätzen ſey ein Denkmal für eine groſse wichtige und feierliche Begebenheit des Staats be-

stimmt, die von allgemeinem Einfluß auf das Wohl desselben gewesen ist. Verläßt man diesen Tempel des Vaterlandes und verfolgt den Weg, welcher sich linker Hand durch das Gebüsch schlängelt, so erscheint dann wieder auf einmal eine große und herrliche Aussicht nach der Donau und der daran grenzenden Gegend zu, als auch selbst in diesem auf eine harmonische Weise damit in Verbindung gesetzten harmonischen Theil des Gartens. Und nachdem man durch ein kleines frisches Gehölz gekommen, wird man wieder durch ein Gebäude von hohem Style überrascht. Kühn und edel erhebt sich auf einer sanften Anhöhe der Tempel des Sieges, von Griechischer Architektur, welcher einem wichtigen Siege gewidmet, und von dem Orte, wo er erfochten worden, den Namen führen kann. Hinter demselben entdeckt das Auge eine unermeßliche Landschaft nach Oberösterreich und der Donau hin, die sich hier in ihrer ganzen Größe zeigt, und deren schöner Spiegel sich nach und nach in die Ferne verliert. Zur Linken erscheinen wieder die sanften Anhöhen von Töbling, Heiligstadt und Nußdorf, und hinter denselben die auf den Spitzen der majestätischen Berge erbauten Klöster Josephsberg und Leopoldsberg — eine Aussicht, die man zu sehen gewiß nie ermüdet und die dem Gegenstande der Sache nicht angemessener seyn kann. Schlägt man nun den mittlern Weg durch das angrenzende große und schattige Gebüsch ein, so entdeckt man am Ende desselben, in einem großen und offenen, Ernst und Würde ankündigenden Waldbezirke, wo man sehr ausgedehnte Aussichten in verschiedene Theile des Gartens und rechts über die Donau hat, zwischen hohen und kühnen Bäumen die kolossalische Statue oder Bildsäule eines berühmten Helden, in völliger Kriegsrüstung, auf einer Säule ruhend. Von diesem Standpunkte leitet der Weg, der nun mit jedem Schritte eine ernsthaftere Gestalt und dabei den

Charakter des Traurigen annimmt, in eine einsame und melancholische Parthie, bis man endlich zu einem Denkmal des Schmerzes kommt, das eine unglückliche Begebenheit solcher Personen vereiniget, die aus reiner Liebe und Anhänglichkeit zu ihrem Vaterlande sich zum Besten und Wohl desselben aufopferten. Auch könnte hier dem Andenken eines großen Ministers, Staatsmannes ein Denkmal errichtet werden, der das Wohl des Vaterlandes in der Zeit seines Wirkens nie aus den Augen verloren. Weiterhin gelangt man aber nach und nach zu einer Furcht und Grausen erregenden, dunkeln und rauhen Gegend, wo sich eine Schandsäule befindet, welche die Namen Derer tragen soll, die sich des Verbrechens der Staatsverrätherei ꝛc. schuldig gemacht haben. Noch eine Weile behält dieser Weg den Charakter des Wilden, und geht dann wieder in den Charakter des Ernstes über. Nach und nach wird die Gegend wieder angenehm und reizend, und nun gelangt man zu dem Tempel des Friedens. Dieser hat eine sehr angenehme, Fröhlichkeit und Heiterkeit verkündigende Lage. Zur Rechten hat man durch die geschmackvollsten Parthien des Gartens den herrlichen Anblick der Stadt Wien, und zur Linken ein anmuthiges Lustgehölze. Gerade vor sich erblickt man einen sehr geräumigen Teich, und in der Mitte erblickt man das Elysium. Fährt man auf einem Schiffchen zu dieser angenehmen Insel hinüber, so wird man auf verschiedenen Pfaden, die mit schönen Bäumen und Gesträuchen umgeben sind, zu einem runden Tempel geführt, in welchem die Büsten großer, um das Vaterland verdienter Männer mit zweckmäßigen Aufschriften in besonderen Nischen aufgestellt werden. Entfernt man sich wieder von diesem anmuthigen und freundlichen Ort, der, weil er durch stilles Gewässer von allen Parthien des Gartens getrennt ist, sich zu der erwähnten Absicht schickt, und von der

hintern Seite der Insel zu dem gegenüber liegenden Ufer führt, so gelangt man rechts nach einem angenehmen Spaziergange an den schönen Ufern dieses Gewässers wieder zu dem großen freien Rasenplatze, auf welchem sich das Denkmal des Kaisers Josephs des Zweiten befindet, und hat im Hintergrunde dieser interessanten Scene die Stadt Wien. Von hier führt nun der Weg unter beständiger Abwechselung der vortrefflichen Aussichten gegen die Stadt, die Gegend von Töbling, Heiligstadt, Nußdorf und das Gebirge, als auch nach mehreren großen Parthien des Gartens, zu dem Eingange desselben. Wendet man sich aber beim Teiche links, so kann man ebenfalls an den Ufern desselben eine Weile hinspazieren, bis man endlich rechts durch die plötzliche Erscheinung des Josephplatzes, der schönen Kaiserstadt und der ganzen vorher beschriebenen Gegend, zur Linken aber durch den Anblick der Donau und die schönen Auinseln auf das angenehmste überrascht wird. Von hier führt der Weg wieder in ein anmuthiges Schattengehölz, und am Ende desselben sieht man zur Rechten noch einmal diese schöne Gegend, gerade vor sich den Augarten und zur Linken die Donau und die Taborbrücke. Hierauf kommt man abermals durch ein Gehölz und dann in den Augarten, oder rechts durch das Gehölz, nach vielen und mannigfaltigen Aussichten, über den Josephplatz und in die verschiedenen Parthien des Gartens zum Eingange.

Einen solchen National-Garten, mit Ausnahme der Denkmäler berühmter Regenten, Helden und Staatsmänner, Ehren- und Schandsäulen, können wir Berliner uns rühmen an unserem, schon oben erwähnten, Thiergarten zu besitzen, und wenn uns auch der Anblick auf die majestätische Donau und auf Anhöhen und Gebirge abgeht, so gewährt uns die Spree zur rechten Seite des Thiergartens von der Stadt Ber-

lin aus, mit dem jenseits liegenden Moabit ꝛc. eine sehr interessante Aussicht, und um so mehr, da sie von keinen Höhen begrenzt wird. — Dergleichen öffentliche Spaziergänge findet man nun bei jeder großen Stadt zur Erholung und zum Vergnügen der Einwohner. So hat Paris seine Boulevards, wozu noch drei und zwanzig neue gekommen, die von der rue concorde bis zur rue des filles du calvaire gehen, mit schönen Promenaden und mit unzähligen Café's und Restaurateurs besetzt; den Garten der Tuillerien mit schönen Spaziergängen, die von hohen, majestätischen Bäumen beschattet werden, und wo von allen Seiten zahlreiche Blumen prangen, ihren Balsamduft aushauchen, und die Nachbildungen der herrlichsten Werke des Alterthums in dunkeln Bosquets vertheilt stehen, die den Spaziergänger angenehm überraschen. Links in diesem Garten führt ein breiter Weg an den belebten Ufern der Seine hin, und gewährt den Lustwandelnden auch hier eine mannigfaltige Abwechselung. Den Garten Tivoli, mit den lieblichsten, dunklen Irrgängen, kleinen Thälern, Englischen Parthien und freien Plätzen, kunstlich geschlungenen oder verschlungenen Weinlauben, und einer freien Aussicht auf Paris; die Champs Elisées oder Elisеischen Felder, und eine große Anzahl anderer Gärten, Plätze ꝛc. zum Promeniren bestimmt, oder doch benutzt. — London hat seinen St. Jamespark zum Spaziergange der Einwohner. Dieser sogenannte Park ist kein mit Englischen Parthien angelegter Garten, sondern nur eine grüne Ebene, auf der zu beiden Seiten doppelte Alleen von Ulmen, Linden und Roß-Kastanien von Osten gegen Westen gehen. Die Promenaden sind Kiesgänge oder mit Kies festgestampfte Gänge, wovon die nördliche die Mall heißt, die beste und schattigste und 1000 Schritte lang ist. In der Mall stehen hin und wieder Bänke zum

Ausruhen. Dieser Garten wird des Abends erleuchtet. Kein Spaziergang in London wird häufiger besucht, als dieser Park; man findet hier unzählige Menschen aus allen Ständen, die bis zur Dämmerung, ja viele auch bei der Erleuchtung bis in die Nacht spazieren gehen. Ferner dient den Londonern zum Spaziergange der Greenpark, der Hydepark, welcher sechs Meilen (Englische) im Umfange hat, mit einer Mauer eingeschlossen ist, und viel Wild enthält. In demselben ist ein großes Bassin und ein kleiner sich schlängelnder Fluß. Man kommt zu diesem Garten vom St. Jamespark über Greenpark, alle drei Gärten hängen also zusammen, oder stoßen wenigstens aneinander. Der Greenpark ist ein grüner, weicher Rasenplatz, um den ein breiter Spaziergang geführt ist. An der Westseite befindet sich eine Anhöhe, Constitution hill genannt, und ein daneben liegender Platz, der mit verschiedenen Bäumen besetzt ist, heißt the Wilderness. Alle diese Gärten sind von schönen Palläſten und Häusern umgeben. Dann dienen zur Erholung die sogenannten Theegärten mit schönen Alleen und wilden, romantischen Parthien für das Auge und zur Erhebung des Gemüths, und viele der öffentlichen Plätze, die groß und zum Theil mit sehr schattigen Bäumen besetzt sind. — In Madrid ist der Prado der besuchteste Spaziergang der Einwohner. Er liegt im östlichen Theile dieser Residenzstadt, und durchschneidet dieselbe vom Thore de Recoletos bis zu dem von Atocha, und ist ungefähr ¾ Stunden lang. Die Alleen desselben, welche größtentheils aus Ulmen bestehen, werden wieder von den Straßen de Alcala, de San Geronimo, del Jardin Botanico und de Atocha durchschnitten. Dieser Spaziergang ist mit Alleen, Bänken, Springbrunnen ꝛc. besetzt. Fischer entwirft in seinem Gemälde von Madrid, S. 72, einen schönen Umriß dieses Spazierganges. Der

Anfang deſſelben bei dem Thore de Recoletos beſteht nur aus einer Allee und wird wenig beſucht, iſt aber am Ende gegen das Thor von Alcala durch einen groſſen, prächtigen Springbrunnen verziert. Der zweite Theil von der Straße de Alcala bis zu der de San Geronimo, hat eine breite Mittelallee, neben der ein Fahrweg hinläuft, zwei Seitenalleen, die mit Bänken beſetzt ſind, und einen ſchönen, antiken Springbrunnen. Der dritte Theil, von der Straße de San Geronimo bis zum Jardin botanico oder botaniſchen Garten, hat nur zwei Seiten-Alleen, die den Fahrweg einfaſſen, und iſt am obern und untern Ende mit zwei Springbrunnen verziert. Der vierte Theil von dem eben genannten Garten bis zur Straße de Atocha läuft längs des Gartens bis zum Thore hin, wo auch ein groſſer Springbrunnen ſteht. Zu beiden Seiten dieſes Spazierganges zieht ſich eine Reihe von Häuſern und Gärten hin. Der erſte Anblick des Prado von der Straße de Alcala hinein, ſoll wirklich etwas Imponirendes haben, welche Gröſſe des Eindruckes durch die breite Straße, die benachbarten Palläſte, die ſchön gebauten Klöſter mit ihren Terraſſen, das prächtige Thor, die ſchönen Alleen und die vortrefflichen marmornen Springbrunnen hervorgebracht wird. Daſſelbe iſt auch der Fall beim Eintritt von der Straße de San Geronimo, wo an den Ecken Palläſte und Klöſter ſtehen, und der höher liegende Retiro mit ſeinen buſchichten Alleen die Ausſicht ſchließt. Die Bewäſſerung der Bäume geſchieht durch kleine Kanäle, und wird im Sommer zweimal vorgenommen. Es werden hier zur Bequemlichkeit der Spaziergänger auch Stühle ausgeſetzt, und zur Erfriſchung und Erquickung bieten hier Zuckerbäcker und Orangen-Verkäufer ihre Waaren aus. Ferner hat Madrid noch die ſogenannten neuen Spaziergänge, welche unter der Regierung Karls des Dritten, theils im öſt-

lichen, theils im westlichen Theile von Madrid angelegt worden sind. In jenem ist es die schöne Allee am Thore de Atocha, die links vom Prado nach einem Dominikaner-Kloster führt, gewöhnlich aber einsam ist, und daher nur von solchen Spaziergängern besucht wird, die sich stillen, religiösen Betrachtungen weihen. Besuchter sind die Alleen am Thore de Atocha, die zwischen schönen Gemüse- und Waizenfeldern bis an den Manzanares führen. Sehr angenehm und schattig ist die Allee, die längs der Mauer des Retiro an gut bebauten Feldern hinführt. Im westlichen Theile der Stadt findet man vor dem Thore de Segovia die schönen Alleen nach dem Prado, von wo aus der Spaziergänger rechts auf der Anhöhe den neuen Königl. Pallast, links in der Tiefe die buschichten Pflanzungen am Manzanares vor sich hat, je weiter man nun kommt, je ländlicher werden die Aussichten, indem man die Quadarramagipfel im Gesichte hat. Dann der Gang am Manzanares, wo es Alleen und Bosquets giebt, die wegen der benachbarten Waschplätze und Badehäuser sehr lebhaft sind ꝛc. ꝛc. — St. Petersburg hat mehrere schöne Spaziergänge, außer den Promenaden in den dem Publikum geöffneten Kaiserl. Gärten und den Gärten vieler Großen. Zu den Ersteren gehören: die Promenade vor der neuen unter Alexander dem Ersten erbauten Börse oder das Börsengebäude. Diese Promenade bildet einen etwas ins Oval gezogenen Halbzirkel, und der breite erhöhete Fußweg ist von Granit; die Promenaden auf dem großen Quai oder Kai der Newa, und dem Kai zu beiden Seiten der Fontanka, deren Boden gleichfalls mit Granitwerkstücken belegt worden, sind wegen der herrlichen Aussicht auf die Flüsse und das Gewühl oder Gewimmel auf denselben; dann wegen der herrlichen Prachtgebäude längs den Ufern, und der Kühlung, die man im Sommer dort genießt,

ſehr intereſſant, und werden auch häufig von Spaziergängern beſucht. Die Allee in der ſchönen Newskiſchen Perſpective, 558 Faden lang. Unter den anmuthigen Spaziergängen der Gärten gehören diejenigen in dem erſten Kaiſerlichen Sommerpallaſte an der Newa und Fontanka; in dem Kaiſerlichen Italieniſchen Garten auf dem Stückhofe, und in vielen andern Gärten der Großen, die den anſtändig gekleideten Spaziergängern gleichfalls geöffnet ſind; dann die Promenaden nach Katharinenhof; auf der Inſel Kreſtowskoi, auch Chriſtowsky genannt, der Prater der Petersburger, wo der berühmte Rutſchberg iſt ꝛc.

Auch kleinere Reſidenz- und Hauptſtädte haben ſehr gut angelegte Spaziergänge, beſonders wenn die Natur noch der Kunſt zu Hülfe gekommen. So hat Dresden die ſchöne Promenade auf der 570 Schritte langen mit der Bildſäule Auguſt's des Zweiten geſchmückten Elbbrücke, die des Abends durch 34 Laternen erleuchtet wird. Der 13½ Ellen breite Fahrweg iſt gepflaſtert und die 2¼ Ellen breite Fuß- oder Seitenwege ſind mit großen Sandſteinen belegt, und zur Bequemlichkeit der Fußgänger eingerichtet. Die Brücke iſt, der ganzen Länge nach, zu beiden Seiten mit eiſernem Gitterwerke verziert, und die Pfeiler ſind mit Ruhebänken verſehen. Man genießt von dieſer Brücke zu beiden Seiten die ſchönſte Ausſicht auf den breiten Elbſtrom und auf die nahen und fernen Umgebungen deſſelben. Die 370 Schritte lange ſchöne Lindenallee in der Neuſtadt, von der man eine ſchöne Ausſicht auf die Elbbrücke genießt; die ſchöne Allee hinter dem Pallaſte des Gouverneurs im Zeughofe; die ſchattige Kaſtanienallee in der Wilsdruffer Vorſtadt; der Zwinger; die Oſtrawieſe ꝛc. Spaziergänge oder Promenaden in den Gärten findet man in dem ſogenannten großen Garten, der 2500 Schritte

lang ist, eine Restauration und auch Trinkstuben bei den Thorwärtern hat; in den Gärten der Prinzen Anton und Maximilian, die schöne Parthien enthalten, und der eine die Aussicht auf üppige, daran grenzende Felder, und der andere über die Elbe und nach dem gegenüber liegenden Garten des Japanischen Pallastes hat; in den Gärten vieler Großen, wie in dem ehemaligen Graf Brühlschen, dem Marcolinischen, Orlowschen ꝛc. Garten. In den Umgebungen Dresdens enthält der Plauensche Grund die angenehmsten Spaziergänge. Der Wanderer wird hier immer mit neuen Naturgegenständen überrascht. Wasserfälle, Höhen mit Kornfeldern bekränzt, einzelne Bauernhäuser, mit Gärten umgeben, Mühlen, hinter Gebüsch hervorragende Dörfer wechseln unaufhörlich ab; dann sind die Spaziergänge im Zschoner Grunde sehr angenehm, wenn sie gleich keine so überraschende Naturscenen darbieten, als im Plauenschen Grunde. — München hat schöne Promenaden in dem sogenannten Hofgarten, in welchem die Gänge mit feinem Kies bestreuet und mit schattigen Bäumen fast überwölbt sind; im Winter und bei nasser Witterung gewähren die bedeckten 2300 Fuß langen Arkaden an den Seiten einen angenehmen, trockenen, auch sehr besuchten Spaziergang; dann in dem nach Rumford's Angabe oder Plan angelegten Englischen Garten mit Wasserfällen, Denkmälern, Tempeln ꝛc. geschmückt ꝛc. Dann sind auch die beiden Baumgänge zunächst der Residenz, und der Promenadenplatz, auch Paradeplatz genannt, und die Promenade an der Isar ꝛc. sehr angenehme Spaziergänge. — Hamburg hat seine Spaziergänge an der Alster, auf den Wällen, dem Jungfernstieg, und in vielen sehr reizend gelegenen Gärten; nach Altona ꝛc. — Frankfurt am Main hat angenehme Spaziergänge, sowohl einzelne Promenaden, als auch dergleichen in den

Gärten, in welche die abgetragenen Feſtungswerke verwandelt worden; dann auch in der Umgegend. — Potsdam hat ſehr anmuthige Spaziergänge, ſowohl in der Stadt, als auch vorzüglich in der Umgebung. Hier haben ſich Natur und Kunſt vereiniget, um den Luſtwandler zu überraſchen, und ihm auf ſeinen Promenaden Vergnügen zu gewähren. Die Promenaden in dem Luſtgarten, mit dem Baſſin; in demſelben gewahrt man Neptun und Amphitrite auf einem mit Seepferden beſpannten Wagen aus Stein gehauen in koloſſaler Größe. Die ſchöne Lindenallee am Waſſerthore, die Garniſonplantage, ein mit doppelten Reihen Platanen, Ahorn und Pappeln bepflanzter Platz. Die Promenaden auf dem Wilhelmsplatze. Der Platz bildet ein längliches Viereck, mit Pyramiden, Platanen, Pappeln, Linden und andern Bäumen in verſchiedenen Gängen eingefaßt. Die ſchönen Promenaden in dem weitläuftigen, geſchmackvoll mit Bäumen aller Art, Orangerie, Tempeln, Bildſäulen ꝛc. geſchmückten Garten des Königl. Luſtſchloſſes Sansſouci, dem Lieblingsaufenthalte Friedrichs des Großen; die Spaziergänge in dem Garten des Königl. Marmorhauſes am heiligen See; die Spaziergänge auf dem Brauhausberge ꝛc. ꝛc. Hier mehrere Spaziergänge anderer Städte anzuführen, von denen die kleinern oft durch die Natur weit reichhaltiger damit bedacht worden, als weit größere Städte durch Anlagen der Kunſt, würde zwecklos ſeyn und von dem eigentlichen Zwecke dieſes Artikels zu weit entfernen. Die oben angeführten Beiſpiele von Spaziergängen in großen Städten ſollen nur beweiſen, daß eine jede Regierung ſo viel, als möglich, dafür ſorgt, Spaziergänge um die und in den Städten anzulegen, damit die Einwohner ſie zur Erholung und zum Vergnügen benutzen oder beſuchen können; ja man geht jetzt noch weiter, indem man auch die Wege

nach den, den großen Städten nahe liegenden Dörfern, die deren Umgebung bilden, zu Promenaden umwandelt, das heißt, zu beiden Seiten des in eine Chaussee verwandelten Fahrweges Bäume setzt, und die Seitenwege für die Fußgänger mit feinem Kies bestreut, so daß sie unter den schattigen Bäumen den angenehmsten Spaziergang bilden; und da gewöhnlich zu beiden Seiten hin und wieder Häuser in einem guten Style, ja oft die schönsten, geschmackvollsten Landhäuser ꝛc. ꝛc. gebaut worden, so wandelt man in angenehmer Umgebung $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ ꝛc. Meilen, so entfernt ein solches Dorf von einer Residenz- oder Hauptstadt ꝛc. liegt, bis zu demselben fort, und hat zu beiden Seiten freie Aussichten auf schöne Getreidefelder, Gärten, Anhöhen, kleine Flüsse und Teiche, Mühlen, Dörfer ꝛc., gewiß die schönste Erholung, noch besser, wegen der Abwechselung und reinen freien Luft, die oft in dickbelaubten und beschatteten Gärten und auf den Promenaden in den Städten fehlt. Dergleichen schöne Promenaden hat Berlin nach den Dörfern Schöneberg, Weißensee, Pankow, Schönhausen ꝛc. ꝛc. Zu beiden Seiten des Weges nach dem ersteren Dorfe, besonders zur rechten Seite von dem Potsdamer oder Leipziger Thore aus, liegen die schönsten Landhäuser und andere große städtische Gebäude, und so findet man die Wege auch bei vielen andern großen Städten, die zu den Dörfern führen, wo sich die Städter zu belustigen pflegen. — Auch die Kirch- oder Friedhöfe, Gottesäcker, fängt man in neuester Zeit an so einzurichten, daß sie Blumengärten mit Promenaden gleichen. Man sucht jetzt die ehemals etwas abschreckenden kahlen Grabeshügel, die sich auf dem weiten Raume der öden, nur hin und wieder mit Gras bewachsenen, Kirchhöfe, die gleich Sandhügeln in der Wüste dastanden, mit Rasen und Blumen zu schmücken, legt mit Bäumen bepflanzte und mit Bänken besetzte Spaziergänge darauf

an, ſo, daß die Kirchhöfe jetzt als wirkliche Gottesäcker prangen, und das Düſtere, Grauenvolle verlieren, was ſie ehemals hatten, und dadurch die Menſchen aus ihrer Nähe entfernten; ſie werden jetzt von Vornehmen und Geringen, Reichen und Armen, deren Angehörigen dort ſchlafen, beſucht; nicht allein um den Hingeſchiedenen die Stunden der Erholung, ſondern auch um ſich religiöſen Betrachtungen auf den mit ſinnig gewählten Blumen und Inſchriften geſchmückten Gräbern zu weihen, wie jenem Wandrer auf dem Petersberge bei Halle an der Saale, die Inſchrift eines Grabmals auf einem Gottesacker: „Fremdling! der du herauf gekommen biſt, die ſchöne Natur zu ſchauen, erwache über den Gräbern aus deinem Schlummer, und erhebe dich zu dem Gedanken der Unſterblichkeit,“ eine neue Stärkung gab, ſeine Fußwanderung durch Thüringen bis zum Rheine unter den Betrachtungen der Allmacht des Schöpfers in den Werken der Natur angenehm zu enden. Auch die Griechen hatten ihre Friedhöfe, wenn man ſie bei ihnen ſo nennen darf, an den Landſtraßen und Spaziergängen, auf Höhen ꝛc. Ueberall begegneten dem Wandrer die Male derer, die ſich ehedem an dieſen Stellen auch des Lebens freueten. Die ganze Flur umher war ein den Elyſiumsbewohnern geweihter Tempel, zu deſſen Altären andächtige Wandrer wallten und die Mahnen ihrer Lieben opfernd anflehten. In Berlin ſind der Halliſche Kirchhof, vor dem Thore gleiches Namens, und dann der Georgen-Kirchhof, zwei Gottesäcker, welche die herrlichſten Spaziergänge enthalten, und mit den ſchönſten Bäumen, Geſträuchen, Blumen, Denkmälern ꝛc. ꝛc. geſchmückt ſind; ſie werden auch ſehr häufig von den Einwohnern beſucht. In Paris iſt der Gottesacker des Pater la Chaise für viele Einwohner ein Erholungsort, und in Piſa zieht

das Campo santo wegen seiner Pracht, wenn nicht so die Einwohner, doch die Fremden an. Ich könnte hier noch eine große Anzahl Fried- oder Kirchhöfe in Deutschland und in einigen andern Reichen anführen, die wegen ihrer schönen Anlagen, geschmackvollen Denkmäler ꝛc. Erholungsörter geworden sind, wenn solches nicht diesen Artikel ohne Nutzen zu sehr ausdehnte; nur dieses sollte hierdurch bewiesen werden, daß geschmackvoll eingerichtete Kirchhöfe sich auch, wegen der schon oben angeführten Gründe, sehr gut zu Erholungsörtern und Spaziergängen eignen.

Außer den schon oben angeführten Regeln bei der Anlegung von Promenaden, muß man bei der Anlage von Spaziergängen, sei es in Gärten oder auf öffentlichen Plätzen, an Chausseen ꝛc., auch auf die Symmetrie oder Eurythmie Rücksicht nehmen; denn alle Spaziergänge müssen so viel, als möglich, symmetrisch angelegt werden; denn da der Mensch im Gehen gewöhnlich einer geraden Richtung folgt, so müssen auch die Alleen nach der Schnur angelegt werden, und wo sie einbiegen sollen, muß solches jedesmal so viel, als möglich, bogenförmig geschehen, es muß eine sanfte Wendung seyn, weil der Körper bei der Erholung, die er genießen will, sich nicht gern zwingt und Schwenkungen, wie auf dem Exercierplatze, macht. Also würde sich ein Garten, in welchem die verschiedenen durchkreuzenden Alleen-Biegungen wie um Straßenecken machen, nicht gut für Spaziergänger eignen, weil der Körper hier immer einen gewissen Zwang erlitte; daher ist die Schlangenlinie und dann die unmerkliche Biegung besonders zu empfehlen; dann müssen die Spaziergänger zu beiden Seiten, wenigstens doch zu einer, eine freie Aussicht zwischen den Bäumen haben, und wo sie von beiden Seiten durch Buschwerk ꝛc. bedeckt ist, da muß sie sich wenigstens vorne öffnen; denn nicht allein der Körper, sondern auch der Geist

will genießen, will ſich erholen. Am beſten iſt es, die Spaziergänge an oder in ſolchen Theilen der Stadt anzulegen, wo ein Fluß vorbei fließt, weil ſolches den Spaziergang noch intereſſanter macht, da auf einem Fluſſe, ohne ſeine eigene Lebendigkeit, das Dahinrauſchen, und die in ihm lebenden Fiſche und andern Waſſerbewohner, auch das Leben auf demſelben in Kähnen oder andern Fahrzeugen ꝛc. viel Unterhaltung gewährt. Zur Beſetzung der Spaziergänge wählt man gewöhnlich Laubholz, wie auch ſchon oben, S. 590, angeführt worden. Zu den dunklen, ſchattigen Gängen Kaſtanien, Eichen, Buchen, Ulmen oder Rüſtern, Linden ꝛc.; zu den mehr lichtern Pappeln, Birken, Erlen, Weiden, Acazien, Ahorn ꝛc. ꝛc.; auch wählt man mitunter Nadelholz, wie Fichten, Lerchenbäume ꝛc. In neueſter Zeit hat man der Pappel bei den Alleen oder einzelnen Promenaden auf großen Plätzen in den Städten, oder vor den Thoren zu den Seiten der Chauſſeen ꝛc. ꝛc. den Vorzug gegeben, weil ſie ſehr ſchnell wächſt und in jedem Boden, ſelbſt in bloßem Sande, ſehr gut fortkommt; auch ihre pyramidenartige Geſtalt oder Wuchs derſelben ein ſchönes Anſehen giebt. Man gebraucht hierzu von den Pappelarten die Silberpappel, Populus alba, Linn.; die weiße oder graue Pappel, Populus canescens, Linn.; und hin und wieder auch die Zitterpappel oder Eſpe, Populus tremula, Linn.; jedoch ſind die beiden zuerſt erwähnten Arten die gewöhnlichſten, die man am häufigſten findet, nur ſoll dieſer Baum ſehr dem Raupenfraße ausgeſetzt oder unterworfen ſeyn. Die Bäume zu den Promenaden ꝛc. werden aus den Pflanzſchulen genommen und dann gleich an Ort und Stelle geſetzt, mit Pfählen geſtützt, und fleißig begoſſen, damit ſie gehörig anwurzeln; ſobald ſie feſtgewurzelt ſind und kräftig zu wachſen beginnen, auch ſchon eine gewiſſe Höhe erreicht haben, werden die Stützen wegge-

nommen. — Der Rasen wird zu beiden Seiten des Spazierganges aus-, ab-, oder weggestochen, so daß nichts den Spaziergänger auf seinem Wege hindert. — Ferner müssen Spaziergänge auch gewisse Ruhepunkte haben, sobald sie von großer Ausdehnung sind, Bänke und Zelte oder Häuser, in denen man Erfrischungen haben kann. Erstere kann man auch auf kleinen Spaziergängen anlegen. Bänke ganz von Stein sind nicht zu empfehlen, weil sie leicht zu Erkältung Veranlassung geben; denn der Stein, besonders wenn es des Nachts geregnet haben und er sehr naß geworden seyn sollte, behält eine solche Kälte, wenn er nicht durch die Sonnenstrahlen wieder erwärmt worden, die man durch den Rock und doppelten Beinkleider fühlt, wogegen er wieder durch die Sonnenhitze so erwärmt wird, daß man des Mittags auf ihn nicht sitzen kann. Daher ist das Sitzbrett am besten von Holz, welches man im Spät-Herbste in der Regenzeit, und im Winter aufklappen und anschließen, oder es ganz fortnehmen kann. Die Blöcke oder Füße, worauf das Brett ruhet, können von Stein seyn. Der Anstrich des Sitzbrettes und der Lehne mit Oelfarbe, ist am besten grün oder grau, und wird eben so gemacht, wie es oben, unter Spallier, S. 142, ist beschrieben worden. Die Büsten, Bildsäulen, sind eine Zierde, die Promenaden nicht gut entbehren können, wenn sie auf Schönheit Anspruch machen sollen. Nur muß die Wahl auch dem Vergnügungs- oder Erholungsorte entsprechen. Gewöhnlich verziert man die öffentlichen Spaziergänge mit Bildsäulen aus der Göttergeschichte oder Götterlehre, Mythologie, und dieses ist auch, wenn es eine Flora, Diana, Ceres, Venus, Hygea, die Horen, Grazien, ein Apollo, Amor, Endymion, Satyr ꝛc. ist, sehr passend, wenn sie in Lauben zur Seite der Spaziergänge, oder auf freien Plätzen in der Mitte auf dem

Sterne derſelben angebracht werden; überhaupt immer ſo, daß ſie den Luſtwandler überraſchen. Es würde aber beſſer ſeyn, wenn man hin und wieder dieſe Bildſäulen mit der eines Helden, eines um das öffentliche Wohl verdienten Staatsmannes, eines Gelehrten, Dichters, oder eines ſonſt um das öffentliche Wohl verdienten Privatmannes ꝛc. ꝛc. vertauſchte, um ſo auch die Verdienſte um das Vaterland zu kräftigen, zu ſtärken, und zur Nachahmung ſolcher Muſter anzufeuern; und hierin iſt das, was die Bildſäulen in dem oben, S. 594, angeführten Plan eines National-Gartens anbetrifft, nachahmungswerth, nur die Schandſäule paßt wohl nicht in einem ſolchen Garten, indem ſie nicht nur das Vergnügen des Spaziergängers ſtört, ſondern auch der Wirkung, die ſie hervorbringen ſoll, nachtheilig iſt; denn ſie würde hier eher als eine Ehren-, denn eine Schandſäule ſtehen, und könnte gerade die Handlungen, die man dadurch verhütet wiſſen will, hervorbringen, um ſich unſterblich zu machen; wie Heroſtrat den Tempel der Diana zu Epheſus verbrannte, um dadurch die Unſterblichkeit zu erringen. Ein Ort, welcher der Erholung gewidmet worden, muß nur angenehme Eindrücke in der Seele des Luſtwandlers oder Spaziergängers hervorbringen, aber keine unangenehme, und dies könnte doch nur in einem Garten geſchehen, wo man z. B. beim Promeniren plötzlich auf ein Hochgericht ſtieße; es würde die Betrachtungen über Gottes Allmacht ꝛc. in der ſchönen Natur ſehr herabſtimmen, wenn man ſtatt der göttlichen Hallen der Natur das menſchliche Strafgericht erblickte; jedes an ſeinem Orte; denn wo das Hochgericht ſteht, wird man nicht zur Erholung wallfahrten. Eben ſo oft wird auch mit den Warnungstafeln auf öffentlichen Spaziergängen gefehlt; man findet ſie zu oft und ganz an unrechten Stellen auf Promenaden ꝛc. aufgepflanzt, und dann haben ſie hin und wieder noch

zu abschreckende Warnungszeichen in Bildern. Dergleichen Warnungstafeln, worauf ein Verbrecher an eine Schubkarre geschmiedet, und hinter ihm ein Büttel ihm den Staubbesen giebt, wobei das Blut den zerfleischten Rücken herabrieselt, mit der Unterschrift: zur Warnung, fand man noch in dem ersten Lüstre dieses Jahrhunderts hin und wieder an den Promenaden des Thiergartens in Berlin aufgepflanzt. Der damalige Präsident, Justus Gruner, welcher späterhin in den Adelstand erhoben wurde, vertauschte diese, dem Zeitgeiste nicht mehr gemäße, Warnungstafeln mit andern, welche die poetische Inschrift trugen: Wandrer, schone diesen Ort, er ist zu deiner Erholung bestimmt; allein auch diese Tafeln, so schön die Inschrift auch den Gebildeten ansprach, waren wohl nicht passend, obgleich man damals den Präsidenten und mit ihm die Aufklärung pries, und die alten, dem Feuer übergebenen Tafeln als widrig, grausam und abgeschmackt verwünschte, ja sie mit Freuden dem Feuer übergeben sah, wie in den finstern Jahrhunderten in Spanien die Ketzer. Man kann hier billig fragen: Für wen sind Warnungstafeln? Für Gebildete oder Gesittete doch wohl nicht; denn diesen sagt, außer den Gesetzen und wiederholten Warnungen in öffentlichen Blättern, wohl ihr Gefühl, daß sie keine Vogelnester ausnehmen, keine Bäume und Sträucher beschädigen, keine Bildsäulen zerstören und andere Frevel an den ihnen hier zur Erholung gewidmeten Orten begehen sollen; sie sind daher für Ungebildete, für den rohen Haufen, und bei dem wirken nur Inschriften, die gleich die Bestrafung der That durch abschreckende Bilder versinnlichen. Die alten Tafeln waren daher zu einer Zeit, wo noch die Roheit eine größere Herrschaft, als die Bildung ausübte, gewiß nicht zu verwerfen, und haben auch genützt, so wie jetzt die in Berlin sehr zweckmäßigen, am Eingange

der Promenaden aufgeſtellten Tafeln mit den polizeilichen Verfügungen in Hinſicht der Frevler ihre Wirkung thun. Auf den Spaziergängen ſelbſt, ſo wie überhaupt im Innern der öffentlichen Gärten ꝛc. ſtöre keine Warnungstafel den Spaziergänger, ſie gehören nur an den Eintritt in den Garten, oder auf die Promenade; denn wer hier luſtwandeln will, kann ſich zuerſt mit den Geſetzen, wenn er ſie noch nicht weiß, bekannt machen, ehe er ſeinen Spaziergang antritt. Ueberhaupt muß an ſolchen Orten Alles, was das Vergnügen ſtören könnte, entfernt, dagegen Alles, was daſſelbe befördern und zur Erheiterung des Wallers beitragen kann, angebracht werden. — Von nicht reißenden oder ſchadenbringenden Thieren werden die Umgebungen der Spaziergänge in Thier- und andern öffentlichen Gärten ſchon bevölkert; am liebſten oder am intereſſanteſten ſind wohl dem Wandrer die Vögel, welche ſein Ohr ergötzen; daher muß man Alles nur mögliche thun, um Geſangvögel anzulocken und feſtzuhalten, indem man dunkle Parthien von Geſträuchen anlegt, worin die Vögel niſten können. Unter den Geſangvögeln ſind beſonders die Nachtigallen, verſchiedene Arten von Grasmücken, wie die Baſtardnachtigall, Motacilla hippolaïs; der Mönch, Motacilla atricapilla; die Braunelle, Motacilla modularis ꝛc.; verſchiedene Finkenarten, worunter auch der Diſtelfink oder Stieglitz, der Hänfling, das Rothkehlchen und viele andere, beſonders wegen ihres ſchönen Geſanges beliebt, wenn ſie ſich daher nicht in einem, dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Garten von ſelbſt einfinden ſollten, da muß man ſie dadurch darin heimiſch zu machen ſuchen, daß man ſie ankauft, das heißt, von jeder Art mehrere Männchen und Weibchen, und ſie in dem Garten zur Zeit der Paarung im Frühlinge fliegen läßt, und ſolches mehrere Male wiederholt, ſo wird man ſeine Abſicht zuletzt gewiß errei-

chen; denn wenn mehrere Paare davon nur erst ein Jahr daselbst genistet haben, so kehren diejenigen, welche im Herbste wegziehen, also Zugvögel sind, gewiß alle Jahre, und auch die aufgezogenen Jungen, dahin zurück. Man wird sich auf diese Weise in einigen Jahren eines Vögelchors zu erfreuen haben. Auch suche man diejenigen Thiere, welche den Eyern der Vögel, ja den jungen nnd alten Vögeln selbst nachstellen, wie die Marder, Iltisse ꝛc. aus dem Garten zu vertilgen; so wie auch dafür gesorgt werden muß, daß sich die den Spaziergängern unangenehmen Plageinsekten, wie die Mücken, Stechfliegen ꝛc. nicht zu sehr vermehren, in welcher Hinsicht man keine Pfützen, so wie überhaupt stehendes Gewässer, Moräste, Düngerhaufen, an welchen sich dergleichen Insekten gern aufzuhalten pflegen, dulden muß. Dieserhalb ist auch anzurathen, einen Park oder Thiergarten, so wie überhanpt jeden Lustgarten zum Vergnügen der Einwohner einer Stadt, wo möglich hoch, das heißt, auf einem erhabenen Platze anzulegen, weil hier nicht nur reine gesunde Luft herrscht, sondern auch alle Pfützen und andere Feuchtigkeiten schneller aus- und abtrocknen, wodurch dem genannten Ungeziefer keine Gelegenheit sich zu vermehren gegeben, und auch die Luft mit üblen Ausdünstungen nicht geschwängert wird. — Im Sommer, so wie überhaupt bei trocknem Wetter in warmen Tagen, müssen die öffentlichen Spaziergänge des Morgens fleißig begossen oder besprengt werden, welches am besten mit einer Maschine erreicht wird, welche die Gestalt eines Fasses hat, auf einem Wagen liegt oder ruht, und hinten unterhalb eine von Eisenblech daran befestigte, lange Röhre, mit kleinen Löchern versehen, hat, wovon eine Seitenröhre in die Maschiene oder in das Faß geht, die oben mit einem messingenen Hahn versehen ist. Die Maschine wird nun mit Wasser angefüllt, zwei Pferde vor den Wagen gespannt, und so

die Promenaden herauf und herunter gefahren, indem der Hahn geöffnet wird. Das Waſſer ſpritzt nun aus den kleinen Löchern der quer liegenden, langen Röhre, gleich einem Regen, auf den Spaziergang, und benetzt oder bewäſſert ihn. Wenn das Faß leer iſt, ſo wird es an dem dazu beſtimmten Brunnen oder Fluſſe, im, oder in der Nähe des Gartens oder der Promenaden wieder gefüllt, und ſo mit dem Beſprengen fortgefahren, bis die ganzen Wege benetzt ſind. An ſehr heißen Tagen wird dieſes Beſprengen mehrere Male des Tages vorgenommen, um dadurch den Staub zu bannen. — Daß man Kaffeehäuſer, Reſtaurationen ꝛc. an dazu beſtimmten freien Plätzen oder großen, breiten Wegen, von wo aus man eine ſchöne Ausſicht genießt, anlegen, und auch Sommerhäuſer an dazu paſſenden Oertern erbauen laſſen muß, iſt ſchon oben erwähnt worden. Was die Anlegung von öffentlichen Gärten, Parks ꝛc. im ausgedehnteren Verſtande anbetrifft, ſo gehört dieſes nicht hierher, davon handeln die Artikel Garten, Th. 16, S. 147 — 390, und Park, Th. 107, S. 588 — 627. Bei beiden Artikeln findet man auch die darüber handelnden Schriften, Gartenſchriften, erwähnt oder angeführt.

Man hat nun noch Spaziergänge in Privat-Gärten und ſogenannten öffentlichen Gärten, in welchen der Eintritt aber nur durch ein gewiſſes Eintrittsgeld geſtattet, oder wo man doch gewiſſermaßen gezwungen iſt, wenn kein Eintrittsgeld genommen wird, Etwas zu verzehren. Dergleichen Gärten ſind oft mit vielem Geſchmacke angelegt, wie z. B. das Tivoli in Berlin, Wien, Paris ꝛc.; dann das Elyſium in Berlin, und eine große Anzahl Kaffee- und Blumengärten mit Treibhäuſern und andern angenehmen Parthien zur Erholung; allein alle die genannten Gärten, ſo ſchöne Spaziergänge ſie auch enthalten, legen immer

dem Spaziergänger eine gewisse Verbindlichkeit auf, beschränken seine Freiheit, weil sie entweder erst erkauft oder doch erbeten werden muß, wie bei den Privatgärten, und also können sie in sofern nicht mit den öffentlichen, sogenannten nationalen verglichen werden, die ein jeder ohne Unterschied nach seiner Bequemlichkeit besuchen kann, ohne daß sein Geldbeutel in Anspruch, noch sein Wille beschränkt oder behindert wird. Indessen sind die Spaziergänge in den zuletzt genannten Gärten, für diejenigen, welche sich gern in ausgesuchter, wenn gleich auch gemischter, Gesellschaft befinden und das Geräusch lieben, gewiß sehr willkommen; denn da in vielen dieser Gärten auch andere Vergnügungen, wie Rutschbahnen, Kreisfahrbahnen, Schaukeln, Feuerwerke, equilibrische, magische und andere Vorstellungen, Konzerte ꝛc. ꝛc. dargeboten werden, so fehlt es dem Spaziergänger auch nicht an Unterhaltung. Ein Mehreres von diesen Gärten wird unter Tivoli in T., und Volksbelustigung in V. vorkommen. — Spaziergänge in den Gallerien und Vorsälen, s. Spaziersaal. — Auch die Spaziergänge, die man in einigen Städten unter den Häusern, gewöhnlich an öffentlichen Plätzen, Märkten ꝛc., auch an und auf Brücken findet, die sogenannten Arkaden oder Bogenlauben dürfen hier nicht anzuführen vergessen werden. S. den Art. Laube, Theil 65, S. 636, und Arkade, im Supplement; auch Gallerie, Th. 15, S. 775. — Von den Spaziergängen bei den Römern, s. Porticus, Th. 115, S. 187. Die Römer hatten zu Rom eine große Anzahl solcher Säulenhallen, welche schöne ausgelegte Fußböden und Decken hatten. Man nannte diese Colonnaden oder Säulenhallen, nachdem die Säulen entweder enge oder weit von einander standen, opera pycnostyla, systyla, eustyla, dyastyla, araeostyla, dicksäulig, nahsäulig, schön-

säulig, weitsäulig oder rarsäulig. Zwischen den Säulen standen Bildsäulen, und an den Wänden befanden sich die kostbarsten Gemälde, so daß ein solcher Spaziergang zugleich dem Auge eine sehr angenehme Weide war. Diese Säulenhallen dienten nicht allein zu Spaziergängen, sondern es wurde auch darin Rath gehalten, Recht gesprochen, fremden Gesandten Audienz ertheilt, Schriften vorgelesen, kostbare Sachen verkauft ꝛc. Vornehme ließen sich von ihren Sklaven darin herum tragen; auch wurden Triumphmahle darin gehalten ꝛc. Viele dieser Hallen waren prachtvoll mit Säulen des schönsten Marmors, mit Gold, Silber und andern Kostbarkeiten geschmückt. Die vorzüglichsten Säulenhallen in Rom waren: der Portikus des Apollo Palatinus, welcher sich am Pallaste des Augustus befand, und dessen Säulen von Numidischem Marmor waren. Auf der einen Seite standen zwischen denselben die funfzig Töchter des Danaus, auf der andern die funfzig Söhne des Aegyptus. Er war reich mit Gemälden, Gold und anderen kostbaren Sachen geschmückt. — Der Portikus der Argonauten auf dem Marsfelde, welcher besonders den Müßiggängern zum Spazierengehen diente, und an den Saturnalien zum Verkauf der schönsten Sachen; den Namen hatte er von den Argonauten, welche darin abgebildet waren. — Der Portikus der Europa, an dem Marsfelde, worin die Geschichte oder Fabel der Europa abgemalt war. Dieser Spaziergang war sehr besucht, weil er nur die Abendsonne hatte. — Der Portikus der Isis, von den Gemälden, welche die Isis mit ihren Priestern vorstellten, worunter auch der Kaiser Commodus als Oberpriester vorgestellt worden, so genannt; er hieß auch von seiner Gestalt Porticus curva, und war besonders wegen seiner musivischen Arbeit berühmt. — Der Portikus des Nero, welcher bei

deſſen goldenem Hauſe ſtand, war dreifach, und nach Einigen 1000 Fuß, nach Andern 1000 Schritte lang; indeſſen wird beides bezweifelt, weil der Pallaſt nicht ſo lang geweſen ſeyn ſoll, es alſo auch nicht der Portikus ſeyn konnte; denn tauſend Schritte würden zu groß und tauſend Fuß zu klein für den Pallaſt geweſen ſeyn, alſo ſoll hier tauſend nur ſo viel bedeuten, als groß oder viel. — Der Portikus der Octavia, welcher zu Ehren der Schweſter des Auguſtus erbaut worden, war einer der ſchönſten zu Rom, nicht nur wegen der ſchönen Marmorſäulen Joniſcher Ordnung, als auch wegen der Bildſäulen und Gemälde. — Der Portikus des Cajus Octavius, auch Portikus des Perſeus genannt, weil dieſer König mit ſeinen Thaten darin abgebildet worden, auch Corinthiſcher Portikus, wegen der Corinthiſchen Bauart, wurde von dem oben erwähnten Octavius von der Macedoniſchen Beute erbaut. Es war eine mit der ſchönſten und angenehmſten Säulenhallen, welche Auguſtus, nachdem ſie in Verfall gerathen, wieder herſtellen ließ. — Der Portikus des Philippus, welcher bloß zur Bequemlichkeit und Erholung der Bürger und zur Zierde der Stadt erbauet worden. — Der Portikus des Pompejus, welcher ſich beim Theater des Pompejus befand, diente dem Volke zum Schutze vor dem Regen, wenn ſolcher während der Spiele einfiel. Er war ſehr angenehm, und beſonders mit Platanen umgeben, hatte hundert Säulen, ſeine Springbrunnen, und in dem daran liegenden Dickicht die Bildſäulen vieler wilden Thiere. Die Wände der Halle waren nicht nur ſchön gemalt, ſondern auch mit durchwirkten Tapeten verziert. Es waren überhaupt in Rom über vierzig dergleichen Säulenhallen zur Erholung der Einwohner. — Auch die Feldwege zwiſchen dem Acker ꝛc. auf dem Lande, in der Nähe von großen Städten werden jetzt, ſo viel,

als möglich, geebnet und gangbar gemacht, ſo daß der Freund der ländlichen Natur auch hier ſeine Erholung zwiſchen Getreidefeldern beim Geſange der Lerchen ꝛc. erhalten kann. Von den Feldſpaziergängen und Wegen auf Landgütern, ſ. Th. 60, S. 41 u. f. — Von dem Gebrauche des Kieſes zu Spaziergängen, ſ. unter Kies, Th. 37.

Wie man Jemanden auf dem Spaziergange magiſch verwirren kann. Man bedient ſich hierzu des ſogenannten elektriſchen Spaniſchen Rohrs. Dieſes iſt eine hohle Glasröhre von der gewöhnlichen Länge mit dem Beſchlage des Spazierſtocks oder des Spaniſchen Rohrs, und auch eben ſo gelb oder braun lackirt. Wenn man nun dieſen Stock elektriſch haben will, ſo kehrt man ihn um, damit der bewegliche Draht, der ſich innerhalb der Röhre befindet, auf den metallenen Knopf herabſinke, und ſo ſetzt man dieſen Stockknopf auf den erſten Leiter der Elektriſirmaſchine, und ladet ihn, ehe man von Hauſe weggeht. Sobald er geladen worden, bedient man ſich deſſelben im Spazierengehen, wie eines andern Spaniſchen Rohrs, und trägt ihn an dem ſeidenen Stockbande an der Hand, man muß aber nicht vergeſſen, daß er ein Glas iſt, ohne daß die Kraft deſſelben in einem Tage ſehr geſchwächt wird. Begegnet man nun Jemanden, welchen man durch ſein magiſches Anſehen überraſchen will, ſo ergreift man ihn vertraulich bei der Hand, und hält den Stock dergeſtalt, daß der bewegliche Draht gegen den metallenen Stockknopf zurückfällt, zugleich berührt man damit den Fuß der Perſon, ſo wird dieſelbe, beſonders bei einer ernſthaften magiſchen Verbeugung, ſchnell durch den elektriſchen Schlag erſchreckt. Wenn der Stock die Elektricität nicht lange genug erhalten kann, ſo nehme man den Knopf ab, laſſe den Kupferdraht herausfallen, und reinige die kleine Glasröhre auf die Art, daß man et-

dessen goldenem Hause stand, war dreifach, und nach Einigen 1000 Fuß, nach Andern 1000 Schritte lang; indessen wird beides bezweifelt, weil der Pallast nicht so lang gewesen seyn soll, es also auch nicht der Portikus seyn konnte; denn tausend Schritte würden zu groß und tausend Fuß zu klein für den Pallast gewesen seyn, also soll hier tausend nur so viel bedeuten, als groß oder viel. — Der Portikus der Octavia, welcher zu Ehren der Schwester des Augustus erbaut worden, war einer der schönsten zu Rom, nicht nur wegen der schönen Marmorsäulen Jonischer Ordnung, als auch wegen der Bildsäulen und Gemälde. — Der Portikus des Cajus Octavius, auch Portikus des Perseus genannt, weil dieser König mit seinen Thaten darin abgebildet worden, auch Corinthischer Portikus, wegen der Corinthischen Bauart, wurde von dem oben erwähnten Octavius von der Macedonischen Beute erbaut. Es war eine mit der schönsten und angenehmsten Säulenhallen, welche Augustus, nachdem sie in Verfall gerathen, wieder herstellen ließ. — Der Portikus des Philippus, welcher bloß zur Bequemlichkeit und Erholung der Bürger und zur Zierde der Stadt erbauet worden. — Der Portikus des Pompejus, welcher sich beim Theater des Pompejus befand, diente dem Volke zum Schutze vor dem Regen, wenn solcher während der Spiele einfiel. Er war sehr angenehm, und besonders mit Platanen umgeben, hatte hundert Säulen, seine Springbrunnen, und in dem daran liegenden Dickicht die Bildsäulen vieler wilden Thiere. Die Wände der Halle waren nicht nur schön gemalt, sondern auch mit durchwirkten Tapeten verziert. Es waren überhaupt in Rom über vierzig dergleichen Säulenhallen zur Erholung der Einwohner. — Auch die Feldwege zwischen dem Acker ꝛc. auf dem Lande, in der Nähe von großen Städten werden jetzt, so viel,

als möglich, geebnet und gangbar gemacht, so daß der Freund der ländlichen Natur auch hier seine Erholung zwischen Getreidefeldern beim Gesange der Lerchen ꝛc. erhalten kann. Von den Feldspaziergängen und Wegen auf Landgütern, s. Th. 60, S. 41 u. f. — Von dem Gebrauche des Kieses zu Spaziergängen, s. unter Kies, Th. 37.

Wie man Jemanden auf dem Spaziergange magisch verwirren kann. Man bedient sich hierzu des sogenannten elektrischen Spanischen Rohrs. Dieses ist eine hohle Glasröhre von der gewöhnlichen Länge mit dem Beschlage des Spazierstocks oder des Spanischen Rohrs, und auch eben so gelb oder braun lackirt. Wenn man nun diesen Stock elektrisch haben will, so kehrt man ihn um, damit der bewegliche Draht, der sich innerhalb der Röhre befindet, auf den metallenen Knopf herabsinke, und so setzt man diesen Stockknopf auf den ersten Leiter der Elektrisirmaschine, und ladet ihn, ehe man von Hause weggeht. Sobald er geladen worden, bedient man sich desselben im Spazierengehen, wie eines andern Spanischen Rohrs, und trägt ihn an dem seidenen Stockbande an der Hand, man muß aber nicht vergessen, daß er ein Glas ist, ohne daß die Kraft desselben in einem Tage sehr geschwächt wird. Begegnet man nun Jemanden, welchen man durch sein magisches Ansehen überraschen will, so ergreift man ihn vertraulich bei der Hand, und hält den Stock dergestalt, daß der bewegliche Draht gegen den metallenen Stockknopf zurückfällt, zugleich berührt man damit den Fuß der Person, so wird dieselbe, besonders bei einer ernsthaften magischen Verbeugung, schnell durch den elektrischen Schlag erschreckt. Wenn der Stock die Elektricität nicht lange genug erhalten kann, so nehme man den Knopf ab, lasse den Kupferdraht herausfallen, und reinige die kleine Glasröhre auf die Art, daß man et-

was Baumwolle oder Leder um den Draht windet, und denselben in der engen Röhre vor- und rückwärts schiebt. Wiederholt man dieses Verfahren von Zeit zu Zeit, so wird sich die elektrische Ladung länger im Stocke erhalten. Man kann auch in die große Glasröhre noch eine kleine stecken, in der sich der Draht verschieben läßt, indessen die äußere Röhrenhälfte mit Silberplättchen belegt wird, oder wie an den Modestöcken mit Metallschnüren bewickelt ist, auf welche Weise die Sache besser von Statten geht. —

Spaziergänger, derjenige, der zu seinem Vergnügen oder zur Erholung seines Körpers und Geistes die öffentlichen Oerter, die der Erholung gewidmet sind, besucht, sich mit Umhergehen daselbst belustiget, oder überhaupt nur um die Zeit hinzubringen, zu tödten, in der Stadt, in den Straßen, auf öffentlichen Plätzen, Promenaden, Gärten ꝛc. umherwandelt.

Spazierort, Spazierplatz, ein Ort, der zum Spazierengehen bestimmt und eingerichtet ist, auf welchem man sich im Gehen erholen kann. Hierzu werden nicht nur die öffentlichen, mit Bäumen besetzten Plätze, sondern auch die einzelnen Promenaden gerechnet, die hin und wieder in den Städten und außerhalb den Thoren derselben angebracht worden. Auch jeder freie Platz, in sofern das Erdreich darauf nur festgemacht, überhaupt der Platz nur geebnet, wenn gleich nicht mit Kies beschüttet und überfahren worden, führt den Namen Spazierort, weil er zu diesem Zwecke benutzt werden kann; s. oben, den Art. Spaziergang.

Spazierplatz, s. den vorhergehenden Artikel.

Spazierreise, eine Reise zum Vergnügen, zur Erholung, jedoch nur auf einen oder einige Tage, in der Umgegend seines Wohnortes; denn jede weitere Reise, wenn sie gleich auch zur Erholung geschieht, hat nicht allein immer noch andere Zwecke, wie z. B. Länder

und Völker, Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, Kunstschätze, Schätze der Wissenschaften zu sehen, oder ins Bad zu gehen ꝛc., sondern sie verliert denn auch diejenige Eigenschaft, welche mit dem Begriffe spazieren verbunden ist; denn eine Spazierreise ist vom Spazierengehen in sofern verschieden, daß diese auf eine kürzere Tageszeit, jene auf eine längere, ja auf einige Tage geschieht, und der Zweck einer solchen Reise nur immer ist, sich im Freien zu erholen, die schöne Natur, reine Luft zu genießen. Was man bei einer solchen kleinen Reise für Vorkehrungen trifft oder treffen muß, um sie zweckmäßig, das heißt, wie es die Erholung verlangt, zu machen, wird jeder nach seiner Lage ermessen, und nachdem diese Reise zu Fuß oder zu Wagen gemacht werden soll. Bei einer Fußreise ist es nöthig, sich so zu bekleiden, daß man auch im Nothfall bei jeder plötzlich eintretenden schlechten Witterung vor derselben geschützt seyn kann; dann versehe man sich mit einem guten Stocke, Taschenmesser, Feuerzeug, wenn man Tabak raucht, einer Schreibtafel, und vor Allem mit dem nöthigen Gelde. Reiset man zu Wagen, so hat man die Bequemlichkeit, mehr Wäsche und Kleidungsstücke mitnehmen zu können. Auch vergesse man nicht, statt des Branntweins, ein Fläschchen mit Hoffmanns Tropfen (Liquor anodynus mineralis Hoffmanni) beizustecken, wovon man, nach Zurücklegung einer gewissen Strecke, einige Tropfen auf Zucker nehmen kann, den man gleichfalls bei sich führen muß. Ueberhaupt sorge man für Alles, was zu einer solchen kleinen Erholungsreise nöthig ist; denn nur dadurch, daß man auf Alles gedacht, Alles, was nöthig ist, mitgenommen hat, gereicht eine solche Reise doppelt zur Erholung; denn schon der Gedanke: du hast dieses und jenes vergessen, liegen lassen, was du jetzt gebrauchen könntest, ist quälend und vergällt zum Theil das Vergnügen. Man

ches, was noch hieher gehört, ist auch im Art. Reise, Th. 121, abgehandelt worden.

Spazierritt, ein Ritt zu Pferde, bloß zum Vergnügen, zur Erholung; außerhalb der Stadt, im Freien, nach einem nahegelegenen Dorfe. Ein solcher Spazierritt wird entweder mit einem eigenen Pferde oder mit einem geliehenen unternommen. Letztere erhält man in den Städten zu diesem Zwecke bei den Pferdeverleihern, wofür man ein Gewisses zahlt; an manchen Orten haben sie eine bestimmte Taxe, welche sie nicht überschreiten dürfen, nämlich in den Landen, wo die Gewerbefreiheit nicht eingeführt worden. An den Sonntagen werden gewöhnlich die meisten Pferde, besonders von jungen Handlungsbedienten, Künstlern ꝛc., gemiethet; solche Spazierreiter pflegt man scherzweise wohl Sonntagsritter zu nennen.

Spaziersaal, ein Corridor, langer, schmaler Gang in einem großen Gebäude, als in einem Schlosse, Pallaste, einem Kloster, Universitätsgebäude, einer Kaserne, welcher sein Licht oder die Erleuchtung an beiden Enden durch Fenster erhält, und der, außer zum Eingange zu den Zimmern, auch zum Spazierengehen dient. Eigentlich versteht man aber darunter eine eigends zu diesem Zwecke gebaute Gallerie in einem Pallaste, die von beiden Seiten Fenster hat, oder von der einen Seite blinde und von der andern Glasfenster hat. Zur Seite der blinden Fenster werden dann große Spiegel, Gemälde ꝛc. gehangen. Auch werden d. Wände mit Bildhauer-Arbeiten, Stuck ꝛc. verziert. Eine solche Gallerie ist ein eigentlicher Spaziersaal, der zur Erholung dient.

Spazierstock, ein Stock von Holz, Rohr, Stahl, Fischbein ꝛc., den man auf seinen Spaziergängen, als Zeitvertreib, oft auch als Stütze mit sich führt. Die Stöcke zum Zeitvertreibe sind nur dünn und gewöhnlich biegsam, von Rohr, Stahl, Fischbein, diejenigen zur Stütze

ſind ſtark und unbiegſam. Ein Mehreres über dieſe Stöcke, und den Handel damit, ſ. unter Stock. Hier will ich nur noch des Spazierſtabes oder Stokkes mit einem Schrittzähler Erwähnung thun, welches ein Stock zum daran Gehen iſt, nur daß man vermittelſt einer daran angebrachten Maſchine, die Schritte, die man macht, zählen kann. Der Stock iſt hohl, und der unten angebrachte Beſchlag iſt gleichfalls hohl; in demſelben iſt eine Scheibe mit einem Sperrrade in einem beſonders angeſchraubten Lager beweglich angebracht; oder man hat das Lager mit ſolcher Scheibe an den Beſchlag angeſchraubt. Der gewöhnliche Stachel des Stabes oder Stockes dient zu einem Drücker, der auf ſolche Weiſe angebracht iſt, daß, wenn man ſich auf den Stock ſtützt oder ſtemmt, ſolcher in die Höhe geht; ſobald man aber den Stock wieder in die Höhe hebt, durch eine unter der Scheibe angebrachte Feder wieder nieder- oder zurückgedrückt wird. Der Drücker, welcher gekröpft iſt, hat unterwärts an ſeiner Kröpfung eine Feder, welche bei jedem Aufſetzen und Drücken des Stabes das Sperrrad, welches an der Scheibe befeſtiget iſt, allezeit um einen Zahn fortſchiebt, und folglich eine Schnur, welche unten um die Scheibe unter dem Stockknopfe um eine andere angebrachte Scheibe ſtark angeſpannt iſt, herum drehet. Gegen das Sperrrad zu iſt eine Art von Feder oder Sperrkegel angebracht, welche durch Einfallen in das Sperrrad verhindert, daß das Rad nicht wieder zurückgeht. Ueber der oberſten Scheibe iſt eine Schraube angebracht, durch welche die Scheibe mit der Schnur ausgeſpannt werden kann. Dieſe obere Scheibe iſt die gekröpfte Stange, woran die obere Scheibe befeſtiget iſt, wird mit dem untern Theile im Stocke eingelaſſen, daß ſolche ſich völlig auf- und abſchieben läßt, und damit man zu der Schraube, wodurch die Schnur angeſpannt werden kann, kommen

kann, so ist der Stockknopf zum Abschrauben eingerichtet. Auf beiden Seiten ist der Stab in gleiche Theile getheilt, deren einer so groß ist, als bei jedem Niedersetzen des Stockes die Schnur fortgerückt wird, welches eine Perle, die oberhalb der Schnur befestiget ist, anzeigt und zu erkennen giebt, wie viele Schritte man gethan hat. Wenn die Perle auf der Schnur einmal die Abtheilung des Stockes durchlaufen, so muß man fleißig darauf Acht haben, wenn solcher Umlauf vollendet ist, um dieses sogleich aufzuschreiben, welches aber mühsam ist. Um nun dieser Mühe überhoben zu seyn, so hat man einen neuen Mechanismus angebracht, um solches von selbst anzuzeigen. Die untere Scheibe steht, wie gewöhnlich, zwischen der gekröpften Stange. Die Verkröpfung geht aber weiter hinauf, und über der Verkröpfung steht zu beiden Seiten ein Arm, dazwischen ein Sternrad um seine Achse beweglich angebracht ist. Dieses Rad ist so groß, daß es mit seinen Zähnen die Peripherie der untern Scheibe berührt, und zugleich in die befindliche Oeffnung des Stabes reicht. Wenn dann die Perle an der Schnur zwischen diesem Stirnrade über die Scheibe gehen will, so rückt das Rad mit einem Zahne fort, und zählt die sämmtlichen an der Stabeshöhe befindlichen Schritte mit 1, 2, 3 u. s. w., daß man in der Oeffnung des Stabes die Zahl stehen sieht, welche ansagt, wie oft die Schritte in der ganzen Stabeshöhe zu zählen sind. Will man damit noch nicht zufrieden seyn, so kann auf der andern Seite neben dem erst gedachten Stirnrade noch ein solches Rad angebracht werden, welches um einen Zahn durch einen Zapfen, am ersten Rade befindlich, nur dann fortgetrieben wird, wenn das erste Stirnrad einmal herumgekommen ist. Angenommen, die ganze Länge der Schnur zu beiden Seiten des Stabes, so über die obere und untere Scheibe geht, enthält 300 Schritte, so zählt das

erſte Stirnrad, wenn es durch die Perle um einen Zahn fortgerückt wird, immer bei jedem Zahn 300. Giebt man nun dieſem Rade 10 Zähne, ſo zählt es die Schritte von 300 bis 3000, und bekommt das letzte Rad auch 10 Zähne, ſo zählt endlich dieſes Rad von 3000 bis $\frac{30}{m}$. Bei dem Antritte einer Reiſe müſſen erſtens die Räder und die Schnur im gehörigen Anfangspunkte ſtehen, als: das zweite Stirnrad auf $\frac{30}{m}$, das erſte Steinrad auf $\frac{3}{m}$, und die Perle auf 300. Findet ſich nun nach vollbrachter Reiſe, daß das zweite Rad noch auf $\frac{30}{m}$ ſtehe, dagegen das erſte Sternrad auf 4500 zeiget, und die Perle ſteht in der 296ſten Theilung, ſo erhellt daraus, daß man 4796 gemeine, oder 3836$\frac{4}{5}$ geometriſche Schritte gethan. Man erwählt hierauf eine Art Meilen, z. B. die mittle Deutſche Meile à 4500 Schritt, und dividirt damit in die gethane 3836, ſo findet ſich, daß man eine $\frac{4}{5}$ Meile und 461 Schritte gegangen ſey. Weil nun zu beſorgen iſt, daß, wenn auch die Schnur durch die gleich Anfangs gedachte Schraube recht angeſpannt worden, dennoch die untere Scheibe mit dem Sperrrade unter ihr fortrutſchen könne, ſonderlich wenn die Perle darüber gehen ſoll, weil die Schnur von derſelben mit weniger als dem halben Theile berührt wird, ſo kann man dieſerhalb oberhalb der einen Scheibe zu beiden Seiten noch zwei kleine Scheiben anbringen, damit wenn die Schnur übers Kreuz gezogen, die eine Seitenſcheibe vorbei und zur Oeffnung hinaus gehe, dieſelbe auf der untern großen Scheibe faſt ganz und gar anliege und folglich jederzeit mit ſolcher fortgehe. Man kann aber in dieſem Falle keine Perle gebrauchen, weil die Schnur, wo ſie kreuzweiſe geht, leicht daran hangen bleiben kann; man muß daher ein anderes Merkmal an die Schnur, entweder mit einem bunten, fein durchgezogenen Faden, oder mit einem auf die Schnur gemalten

Zeichen ꝛc. machen. Weil nun die Schnur überhaupt, auch ein lederner Riemen, veränderlich ist, und sich zuweilen dehnen kann, mehr als Raum zum Ausspannen übrig bleibt, so ist es gut, wenn statt desselben eine feine Kette gebraucht wird. Die Glieder könnten die Abtheilung ausmachen, und auf solchen wären auch Zahlen anzubringen, so daß nur an einem Orte des Stockes, wo diese Kette vorbei streifen müßte, ein Zeiger befestiget würde, der die Zahl der Schritte bemerkte, bei der man stehen bleibt.

Spe, der Abl. von Spes, die Hoffnung. Man gebraucht ihn sehr oft im Deutschen in der Umgangssprache; z. B. in spe leben, in der Hoffnung leben ꝛc.

Specerei, Spezerei, Aroma; Fr. Epice, Epicerie; im Handel oder in der Handlung, ein Wort von einem ausgedehnten Umfange, von weitläuftiger Bedeutung, indem man darunter alle Gewürze und Apotheker- oder Droguereiwaaren rechnet, womit die Droguisten, Materialisten und Apotheker handeln; s. Specereiwaaren.

Specereihandel, Aromataria; Fr. Commerce en Drogue, en Epicerie, der Handel mit Specereiwaaren, mit Gewürzen und Droguen oder Droguereien. Im Artikel Handel, Th. 21, im Register vom Handel, S. 688, ist dieser Artikel hierher verwiesen worden, was sich nun über diesen Handel sagen läßt, soll hier angeführt werden. Der Handel mit Droguerei-Waaren, Specereien, ist schon von jeher sehr stark betrieben worden; schon in der Bibel findet man denselben erwähnt, wo dieser Handel, Carawanen-Handel, von Asien nach Afrika und von dort zurück sehr lebhaft ist betrieben worden, weil die meisten Produkte, welche zu den Specereien gehören, sich in Asien und Afrika vorfinden, wie z. B. die Balsame, Gummatas, feinen wohlriechenden Hölzer, Gewürze ꝛc. Die Phönizier, wie bekannt die ál-

teſte Handelsnation in Aſien, hatte auch dieſen Handel in Händen; ſie brachten Specereien nach Afrika und nahmen dagegen diejenigen dieſes Welttheils mit nach Aſien. Auch ward der Handel mit Specereiwaaren beſonders ſtark in Aegypten unter den Ptolomäern betrieben, zu welcher Zeit der Haupthandelsplatz in dieſem Reiche Alexandrien war, auf welchem Platze man alle Waaren feil hatte. Unter der Regierung der Kleopatra kam der Specereihandel noch mehr empor, weil ſie ſehr luxuriös war, und der Duft von Specereien unter ihrer Regierung zur Mode gehörte; ſie erhob den Handel mit Luxuswaaren, den Handel der Verſchwendung, wie ſich ein alter Schriftſteller nicht unpaſſend ausdrückt. Hier nur ein Beiſpiel von ihrer Verſchwendung. Als ſich Antonius in Cilicien befand, befahl er ihr zu ihm zu kommen, um Rechenſchaft von dem abzulegen, worüber ſie beſchuldiget worden, nämlich über die Hülfe, die ſie ſeinen Feinden geleiſtet haben ſollte. Kleopatra, welche ſchon den Charakter des Triumvirs hatte kennen lernen, wollte ihn durch das Auge feſſeln. Sie ſchiffte ſich daher auf dem Fluſſe Cydnus ein, um ſich nach Tirſus zu begeben, wo Antonius ſie erwartete. Das Schiff, worauf ſie ſich befand, war von außerordentlicher Pracht, die nicht ihres gleichen hatte. Die Segel waren von Purpur; das Vordertheil funkelte von dem Glanze des Goldes, womit es ganz bedeckt war, und ſeine Ruder, die nach dem Takte bei dem Schalle muſikaliſcher Inſtrumente bewegt wurden, waren mit Silber belegt. Kleopatra ſelbſt lag unter einem von Golde gewebten Zelte, wie die Venus gekleidet; ihr zur Seite junge Kinder, die kleine Amors vorſtellten, welche die Luft herum mit Fächern kühlten. Ihr weibliches Gefolge erſchien als Nymphen und Nereiden, und aus dem Schiffe ſtieg ein ſo angenehmer Duft der köſtlichſten Specereien in

die Luft, daß man ihn an beiden Ufern des Flusses empfand. Der unermeßliche Handel, der unter der Regierung dieser Fürstin zu Alexandrien getrieben wurde, zog Fremde aus allen Theilen der Welt dahin. Man gewahrte daselbst Aethiopier, Araber, Troglodyten, Juden, Syrer, Meder und Parther. Die zur Morgenländischen Handlung bestimmten Schiffe fuhren, wenn die Hundstagswinde weheten, innerhalb zwölf Tagen den Nil von Alexandrien bis nach Coptos, einer Stadt hinauf, die in einiger Entfernung von dem östlichen Ufer des Nils lag, mit welchem sie durch einen Kanal verbunden war. Hier wurden die Waaren auf Kameele geladen, welche sie nach Berenice trugen, einem Hafen, den Ptolomäus Philadelphus an dem westlichen Ufer des Arabischen Meerbusens hatte anlegen lassen, um zum allgemeinen Versammlungsorte aller Kauffahrer zu dienen, welche in dem Morgenländischen Meere Handlung trieben, sowhl beim Abgehen, als beim Zurückkommen. Mit den Schiffen, welche die Kaufleute zu Berenice fanden, schifften sie mit ihren Waaren nach dem glücklichen Arabien, nach den östlichen Küsten von Afrika und dann nach Persien und Indien. Die nach dem glücklichen Arabien bestimmten Schiffe landeten zu Muza, welches in diesem Lande auf dem westlichen Ufer des Arabischen Meerbusens, diesseits der Meerenge, lag. In diesem Hafen nahmen sie Rauchwerke aus Arabien mit. Einige gingen über die Meerenge hinaus nach Cane. Man brachte aus Aegypten in diesen Hafen Korallen, Storax und andere Specereiwaaren; von da zurück brachte man Gewürze, Aloe und Weihrauch (Gummi olibanum). Dieses köstliche Rauchwerk, wovon die Alten theils zum Dienste der Altäre, theils zu andern Arten von Gebräuchen, welche der Luxus erfunden hatte, so viel anwendeten, wurde zu Alexandrien verhandelt. Ueberhaupt machten die Specereiwaaren bei den Aegyptiern einen Haupthandelsartikel aus, der bei

ihnen sowohl verhandelt, als eingehandelt wurde. Aus Indien und Aethiopien tauschten die Aegyptier gegen geringe Waaren von wenigem Werthe Gold, Rauchwerk, Ebenholz, Elfenbein, Zimmet, Perlen, Diamanten ꝛc., lauter Droguereiwaaren; so brachten sie aus Indien eine große Menge Gewürze und Specereien zur Malerei und Arzneikunst. Mendes war wegen seiner vortrefflichen Specereien und wohlriechenden Salben berühmt. Von dieser Stadt aus wurden bedeutende Zufuhren von diesen Gegenständen des Luxus nach Griechenland, Italien und anderen fremden Ländern gebracht.

In Asien hatten die Phönicier, wie schon oben angeführt worden, den ganzen Handel, und so auch den Specereihandel in den ältesten Zeiten in Händen, besonders wurde er in den Städten Tyrus, Sidon, Aradus, Tripoli, Byblus und Berytus betrieben, worunter die beiden ersten, als die reichsten und mächtigsten hervorragen, besonders Tyrus, die sich eine Königin des Meeres nannte, welches ihr gleichsam von allen Völkern der Erde einen Tribut zuführte, wozu die glückliche Lage dieser Stadt, die Bequemlichkeit und Größe ihrer Häfen, die Gemüthsart ihrer Einwohner, welche fleißig, arbeitsam und gegen Fremde sehr gefällig waren, sehr viel beitrug, und die Kaufleute aus allen Theilen der Welt an sich zog, so daß man sie nicht als die Stadt eines Volkes, sondern aller Völker, und als den Mittelpunkt der Handlung betrachten konnte. Alle Nationen von den äußersten Grenzen Arabiens, Persiens und Indiens bis an die entlegensten abendländischen Küsten; von den mitternächtlichen Gegenden bis an Aegypten, Aethiopien und die mittäglichen Länder trugen zur Vermehrung ihrer Reichthümer, ihres Ansehens und ihrer Macht etwas bei. Alles ward auf ihre Märkte gebracht, welches dem Luxus angehörte, besonders viele Specereiwaaren. Im Ezechiel, Kap. 27, v. 12 — 25, steht ein Verzeichniß der Tyrischen

Kaufmannsgüter, worunter viele Specereiwaaren vorkommen: Porphyr, Balsam, Oel, Mastix, Kassia, Kalmus, Weihrauch, Myrrhen und andere köstliche Specereien. Die alten Perser haben gleichfalls einen nicht unbeträchtlichen Handel mit allen Specereiwaaren getrieben, besonders mit vielen Apothekerwaaren, als der Kassia, Brechnuß, dem Gummi Ammoniak, der Rhabarber, dem Opium, dem Safran ꝛc.; dann mit Datteln, Honig ꝛc. ꝛc., welches alles Landesprodukte sind. Auch die Araber trieben einen nicht unbeträchtlichen Handel mit Droguerei-Waaren, die ihr Land im Ueberfluß erzeugt, als mit Myrrhen, Aloe, Ambra, Balsam, Drachenblut, Gummi, Zimmet, Narden, Kardamom, Pfeffer, Storax, Safran, Weihrauch, Manna, Indigo, Benzoe, Datteln, Harze, Honig, Wachs, Feigen und andere Apothekerwaaren; dieser Handel war zu allen Zeiten sehr ansehnlich, und auf der See wurde derselbe nach Aegypten, Aethiopien, Persien und Indien getrieben, wozu ihnen das Arabische und Rothe Meer vorzüglich gelegen war, auch der Persische Meerbusen, an welchem sie verschiedene gute und sichere Häfen besaßen. Während geraumer Zeit wurde dieser Handel nur durch Tausch getrieben, und die Araber hielten zu Hause einen Markt oder eine Messe, auf welche die benachbarte Völker ihre Waaren brachten und sie gegen die ihrigen vertauschten. — Sehr wichtig war von jeher der Handel Indiens mit Specereiwaaren; allein derselbe damit war bei ihnen nur passiv, nicht activ, weil die Indier nicht gern fremde Länder besuchen, und wenn man auch angeführt findet, daß sie einige kleine Seereisen nach dem Arabischen und Persischen Meerbusen unternommen haben, so spricht dieses doch nicht für ihren aktiven Handel, so wie, wenn einzelne Indier ihre Waaren den Auswärtigen zum Verkauf zugeführt haben, wie Plinius berichtet, oder auch nach China

mit denſelben, nach einem andern Schriftſteller, gezogen ſeyn ſollen. Der vornehmſte Handel zwiſchen Indien und Perſien mit Specereiwaaren iſt über Candahar, welche Stadt lange Zeit der Stapelplatz der Indiſchen Waaren geweſen, und dadurch den Handel der ganzen benachbarten Gegend an ſich gezogen hat, getrieben worden; eben ſo trieb auch Kabul, welches auf einige Zeit die Reſidenz der Indiſchen Könige geweſen, einen großen Specereihandel. Auch die Römer ſuchten bald auf ihren Zügen nach Aſien, und nachdem ſie den Luxus der Aſiaten hatten kennen lernen, den Indiſchen Handel ſich anzueignen; beſonders ſtark trieben ſie ihn unter der Regierung der Kaiſer bis zum Kaiſer Probus. Er wurde zu dieſer Zeit durch Aegypten nach Indien getrieben; denn als Firmus, unter dem Kaiſer Aurelian, ſich Alexandria's bemeiſtert hatte, ſo bediente er ſich dieſer Gelegenheit, Kauffahrer nach Indien zu ſchicken, und dieſe Handlung hat nicht wenig dazu beigetragen, dem Firmus die großen Schätze zu verſchaffen, von denen der Geſchichtsſchreiber Vopiscus redet; ſeit dieſer Zeit ward die Handlung, durch die häufigen Kriege der Römer mit den Deutſchen, ganz vernachläſſiget, bis ſie endlich mit Aegypten, im Jahre Chriſti 640, an die Sarazenen gekommen. Dann iſt der Indiſche Handel, und insbeſondere der Specereihandel, zwiſchen den mitternächtigen Theilen von Aſien und Europa, ſowohl zu Lande vermittelſt der Karavanen, als über das mittelländiſche, ſchwarze und kaſpiſche Meer, vermittelſt vieler dazwiſchen liegenden Ströme in alten Zeiten getrieben worden. — Der Handel der Carthaginenſer mit Specereiwaaren, ſo wie mit Edelſteinen, Gold, Perlen ꝛc. war ſehr wichtig, und wurde ſtark betrieben. Der Handel ſowohl damit, als mit den Importen, wurde nach den Spaniſchen, Mauritaniſchen und Galliſchen Küſten, bis über die Meerenge und die Säulen des Herkules

betrieben. Sie waren gleichsam die Factoren aller Völker, und Carthago die gemeinschaftliche Niederlage der morgenländischen, abendländischen und mittäglichen Welt. Ihr Handel wurde nach dem Zeugnisse des Herodots und Thucydides selbst über den Tyrischen erhoben. — Der Handel der Griechen war nicht unwichtig, weil er, nach dem Hesiodus, bei ihnen sehr in Ehren gehalten wurde, man betrachtete ihn als eine Sache, welche die Gemächlichkeit von außen in ein Land bringt, welcher Vereinigung mit den Königen stiftet, und in vielen Dingen eine Kenntniß giebt. Von einigen Kaufleuten wurden sogar große Städte gestiftet. Auch große Gelehrten trieben bei ihnen Handel, wie Thales, Hippocrates, der Mathematiker, und Plato, welcher auf seiner Reise nach Aegypten sein Oel verhandelte. Der Specereihandel war eben so wichtig bei ihnen, wie der andere Handel, und da sie eben sowohl den Land- als den Seehandel betrieben, so konnten sie die Waaren auch überall hinbefördern. Die Indischen Specereiwaaren erhielten sie durch Karavanen aus Syrien, wie es noch jetzt zu Smyrna geschieht, von hieraus wurden sie vortheilhaft durch Europa vertheilt. Als die Athenienser sich an den Jonischen Küsten gesetzt, so wollten sie allen Handel allein an sich ziehen, und hatten daher die Insel Argien zu Grunde gerichtet, deren Einwohner diesen Handel vorher am stärksten getrieben, und sich dadurch ungemein bereichert hatten. Mit den Deltern verfuhren sie auf gleiche Weise, nur den Korinthern konnten sie die Handlung niemals ganz entziehen. Viele Specereiwaaren brachte die Insel Naxos, jetzt Naxia, hervor, oder man fand sie auf derselben, wie Oele, Limonien, Zedern, Citronen, Granatäpfel, Feigen, Schmergel; Lesbos brachte Pech; Chios Feigen, Mastix; Leros Aloe; Lemnos die bekannte Siegelerde, terra Lemnia oder sigillata;

Euböa oder Negroponte Oele, Amianth oder Asbest; Delos war die berühmteste Handelsstadt der Welt, welche am meisten besucht worden. Nach dem Plinius sollen daselbst alle Waaren von Europa und Asien verkauft, eingekauft und umgetauscht worden seyn ꝛc. ꝛc. Von Sicilien kamen eine Menge Specereiwaaren zur Zeit der Griechen in den Handel, wie es noch jetzt der Fall ist, und unter Sicilien, Theil 153, S. 587, gezeigt worden. Auch die übrigen Griechischen Landschaften trieben einen nicht unbedeutenden Specereihandel. — Ueber den Specereihandel der Römer findet man wenig angeführt, weil die Römer zur Zeit der Republik nur auf die Vermehrung ihrer Länder, Vergrößerung ihres Staates, und Ausbreitung ihrer Herrschaft und ihres Kriegsruhms bedacht waren, die Handlung aber wenig achteten, wenigstens geschah dieses zu Anfange der Republik; späterhin, als sie ihre Eroberungen auch bis zu denjenigen Ländern in Asien und Afrika ausgedehnt hatten, in welchen der Handel ganz vorzüglich blühete, fingen sie auch den Handel zu schätzen an, obgleich er immer noch in gewisser Hinsicht nicht als ein so ehrenvolles Gewerbe, als das Kriegshandwerk, die Kriegskunst und der verwaltende Staatsdienst betrachtet wurde; indessen findet man doch schon in den frühesten Zeiten der Republik die Errichtung eines Handels-Collegii zu Rom, welches das Collegium der Kaufleute, auch das Merkurische genannt wurde, weil es sich nicht nur nahe bei dem Tempel des Merkurs versammelte, sondern weil auch der Merkur, als der Gott der Kaufleute bei ihnen verehrt wurde. Dieses Collegium wurde im Jahre 399 nach der Erbauung der Stadt, unter den Bürgermeistern Claudius und Servilius errichtet; auch die Einrichtung der Märkte und Messen, welche nach Einigen Romulus, nach Andern Servius Tullius in Rom eingeführt oder errichtet h

ben soll, giebt das Alterthum der Handlung zu ei
nen. In den folgenden Zeiten war der Handel
der vornehmsten Quellen der Römischen Reichthü
indem die Bürger entweder selbst Handel trieben, o
ihr Geld, wie Cato, auf Schiffe legten. Es
in seinem Leben einer Gesellschaft von funfzig K
leuten erwähnt, die funfzig Schiffe in die See sch
ten. Je mehr die Römer ihre Eroberungen ausdeh
ten, je mehr sie den Luxus anderer Nationen, beson
der Asiaten, kennen lernten, um so mehr wuchs
ihre Begierde, diesen Luxus bei sich einzuführen,
damit kamen denn auch alle Specereien Indiens
ihren Handel, so wie überhaupt alle Produkte d
Luxus aus dem Morgenlande. — Ueber den Sp
cereihandel der alten Deutschen läßt sich hi
nichts sagen; denn da sie lange ihren rauhen Sitt
getreu blieben und der Mode nicht huldigten, so kam
ten sie auch die Produkte des Ueberflusses nicht. —
Der Specereihandel der übrigen alten Nationen m
hier übergangen werden.

In der mittleren Zeit aber blühete bes
ders der Specereihandel in dem Griechischen K
serthume, woselbst der Luxus im höchsten Gra
herrschte. Ueberhaupt war zu dieser Zeit der Ha
del noch sehr in Asien und Afrika im Flor, üb
haupt im Morgenlande, den man jederzeit als d
großen Hauptstamm betrachten konnte, von dem al
andrer Handel als so viele Zweige anzusehen sind. D
große Marktplatz dieses reichen Handels war noch
Alexandrien in Aegypten, und erhielt sich auch n
daselbst nach der Theilung des Römischen Reich
nur mit der einzigen Veränderung, daß, da in Euro
ehemals das größte Ablager der Morgenländisch
Waaren Rom gewesen, solches nach der Gründung v
Konstantinopel diese Stadt geworden. Das Morge
ländische Kaiserthum war nur in dem Besitz des A
gyptisch-Indischen Handels, und alle Specereiwaar

kamen auf den Markt von Konſtantinopel und der ihm zugehörigen Handelsplätze, wie Smyrna, Aleppo, Antiochia, Damascus, Suez, Baſora oder Baſſora ꝛc. ꝛc. in Aſien, und Alexandrien ꝛc. in Afrika. In Europa waren die Handelsſtädte an dem Mittelländiſchen und ſchwarzen Meere, auf den Inſeln, welche den Specereihandel betrieben. Der Aegyptiſche und Indiſche Specereihandel iſt zwar zwiſchen Alexandrien und Konſtantinopel bis auf den Einfall der Araber in Aegypten ohne Unterbrechung fortgeſetzt worden; allein er war nicht mehr von der Wichtigkeit, als er es unter den erſten Römiſchen Kaiſern und unter den Aegyptiſchen Königen geweſen. Nach der Behauptung einiger Schriftſteller, ſollen die Aegyptiſchen Schiffer nicht mehr, wie zu den Zeiten der erſten Römiſchen Kaiſer, dieſe Waaren unmittelbar aus Indien erhalten haben, ſondern ein Theil derſelben ſoll durch die Hände der Perſer, und ein anderer durch die Hände der Araber gegangen ſeyn, ehe er nach Aegypten gebracht worden. Von Alexandrien gingen nach Konſtantinopel die köſtlichſten Specereien, als alle Apothekerkräuter, Zimmet, Nägelchen, Zibet, Moſchus oder Biſam, Sennesblätter, Datteln, Arabiſches Gummi, Salpeter, Perlen, Diamanten, Smaragden, Corallen, Straußfedern, Mumien, Wallroßzähne, Aegyptiſches Papier ꝛc. Der Orientaliſche Handel wurde vermittelſt des rothen und Mittelländiſchen Meeres, und derjenige des Nordens oder vom ganzen Norden vermittelſt des ſchwarzen Meeres nach Konſtantinopel betrieben. Es war hier der Stapel von allen Specerei- und Medicinalwaaren, und von allen Mineralien, ſo wie von allen übrigen Waaren in Seide, Kattun, Leinwand, gold- und ſilbernen Stoffen, Edelſteinen, Perlen, Wolle, Leder, Wachs, Holz, Eiſen, Kamel- und Ziegenhaaren, Corduan, Chagrin, Tapeten, Gold und Silber, Meſſing- und Stahlarbeiten und andern künſtlichen Fabrik- und Manufak-

Suez war der Hafen für die Indischen und Aethiopischen Waaren, die hier ihren Stapel hatten. Cairo hatte seinen Flor besonders dem Specereihandel zu verdanken, der damals aus dem rothen Meere nach dem Nil vor Cairo und von hier nach Alexandrien und andern Plätzen am Mittelländischen Meere ging. Dann war es auch der Sammelplatz der großen Caravane, die jährlich nach Mekka geht, und gewöhnlich aus 40,000 Menschen und 60,000 Kameelen besteht. Die Sultane hatten jährlich von diesem Handel ein Einkommen von 600,000 Dukaten, welches nach der Angabe von Einigen den vierten Theil der Einkünfte von Aegypten beträgt. Unter der Regierung der Mamelucken war der Indische Handel in Aegypten weniger eingeschränkt; denn jetzt konnten auch die Europäer daran Antheil nehmen, jedoch nur in so weit, daß sie mit ihren Schiffen in die Aegyptischen und Syrischen Häfen frei einlaufen, aber nicht unmittelbar über das rothe Meer nach Indien segeln durften. Die Kreuzzüge, welche alle Gemeinschaft des Handels zwischen dem Oriente und dem Occidente aufgehoben hatten, waren geendiget, und hatten, selbst bei alle dem Schädlichen, welches sie bewirket, doch das Gute gestiftet, daß die Europäer, und unter ihnen die Venetianer und Genueser, die Einträglichkeit dieses Handels kennen lernten, und solchen zu ihrem guten Nutzen in Europa wieder herstellten. Die beiden oben angeführten Staaten oder Republiken hatten anfangs die Indianischen Waaren durch den Weg, der von Indien durch den Norden nach Europa gegangen, überkommen. Sie kamen über das Kaspische Meer zu Astrakan und über das schwarze Meer zu Caffa an, wo sie solche unter Begünstigung der Kaiser von Konstantinopel mit ihren Schiffen abholten. Denn nachdem sie während der Kreuzzüge in Palästina und Syrien einige Handelslogen errichteten, so nahmen sie in diesem Gewässer die Indianischen

macht, war, daß ſie auch hier den Gebrauch der Seekarten und des Kompaſſes antrafen. Das Arabiſche Reich hat große Bequemlichkeiten, die Orientaliſchen Waaren zu Lande durch die Caravanen zu bekommen; denn da es an Indien gegen Morgen grenzt, ſo giebt es keine Waare dieſes Landes, die es nicht über Kabul und andere Grenzſtädte erhalten könnte. Auch der innere Handel in den weitläuftigen Provinzen des Caliphats war von großer Wichtigkeit, und wurde ſowohl durch die Flüſſe Euphrat und Tiger, und verſchiedene Kanäle zu Waſſer, ſo wie zu Lande durch die wohleingerichteten Karavanen befördert. Nach der Theilung des Arabiſchen Reiches in zwei Caliphate, nämlich in das Occidentaliſche und Orientaliſche, wirkte dieſe Trennung auch auf den Specereihandel, ſo wie auf den Handel überhaupt; indeſſen erhielt ſich derſelbe doch noch in den neuen Perſiſchen, Türkiſchen und Tartariſchen Staaten, die nach und nach aus dem Bagdadſchen oder Orientaliſchen Caliphate entſtanden; das Occidentaliſche oder Aegyptiſche Caliphat war noch mehreren Staatsveränderungen unterworfen, als das Bagdadſche, indem es Anfangs ſeine eignen Caliphen hatte, die jedoch die Oberherrſchaft des Bagdadſchen Caliphats anerkannten; dann traten unumſchränkte Sultane aus dem Geſchlechte Saladins an die Stelle, u. zuletzt ward es von den Mamelucken beherrſcht, deren Herrſchaft der Türkiſche Kaiſer, Selim der Erſte, im Jahre 1517 ein Ende machte. Der ganze Handel Aegyptens, und ſo auch der Specereihandel, war ſchon durch die Bedrückung der Griechiſchen Kaiſer geſchwächt, erlitt aber einen großen Stoß, als Omar, der zweite Caliph, im Jahre 640 durch ſeinen General Amrou Alexandrien, und durch die Eroberung dieſer Hauptſtadt auch ganz Aegypten bekam. Der Handel von Alexandrien zog ſich nun nach und nach nach dem neu erbaueten Cairo, und

Waaren, besondees aber Gold- und Silbermünzen. — Kehren wir nun zu dem Specereihandel der Venetianer und Genueser zurück, so kann man ihre Macht und Größe nur diesem, so wie überhaupt dem Handel zuschreiben; denn nur dadurch gelangten diese Staaten zu der Herrschaft des Mittelländischen Meeres und der reichen Besitzungen an dem gedachten Meere. Ihre Marine diente sehr oft in den Kriegen, welche die Christenheit mit den Sarazenen führte, und gab nicht selten den Ausschlag bei Gewinnung eines Seetreffens; allein dieser Verfall lag theils in dem Stolze dieser Republiken, sich auf dem festen Lande weiter auszubreiten, als es ihre Kräfte und die natürliche Beschaffenheit ihrer Lage erlaubten, die sich mehr zur Beherrschung des Meeres, wie des Landes schickte; und dann auch in der Uneinigkeit ihrer eignen Mitglieder bei Berathschlagungen, ein Fehler, der allen Republiken und auch constitutionellen Staaten gemein ist, indem oft über wichtige Gegenstände kurze Debatten und über unerhebliche ein Langes und Breites gesalbadert wird und damit Zeit und Zweck der Versammlung verloren geht; dann in einer zu großen Menge Rathgeber, die in dem Senate Sitz und Stimme hatten, und wo diejenige Stimme dann immer den Ausschlag giebt, die den andern zu gebiethen weiß, wie bei der rohen Kraft der Stärkere siegt; und dann wollte man sie auch von einer allzugenauen Sparsamkeit hernehmen, wodurch Manches verloren gegangen, was nachher durch großen Aufwand nicht wieder gewonnen werden konnte. Die Haupturſache lag aber wohl in dem veränderten Gange der Handlung selbst, dem diese Republiken nur ihre Größe verdankten, und dessen Verfall auch den des Staates nach sich zog; denn nur die Entdeckung von Amerika und die Wiederentdeckung des Weges nach Ostindien um Afrika herum durch Vasco de Gama, hat diesen Republiken

den gröſsten Schaden gethan; denn nun bekam der Handel dadurch eine andere Wendung und auch in ganz andere Hände; denn Liſſabon und Cadix wurden jetzt die Stapelörter der Specereiwaaren Indiens und Amerika's, wie es früher von Indiſchen Waaren Venedig und Genua, Lübek und Antwerpen geweſen. Was nun den Specereihandel der Deutſchen in der mittlern Zeit anbetrifft, denn in der ältern kommen ſie in dieſer Hinſicht gar nicht vor, ſo hatte dieſen Handel in dieſer Zeit gröſstentheils die Hanſa inne, ein Verein von Städten, welche ſich zur Betreibung der Handlung gemeinſchaftlich verbunden, ſ. d. Art. Hanſa, Th. 22, S. 9 u. f. Der früheſte Handel wurde von Konſtantinopel über Kiew aus mit Deutſchland betrieben; denn die Waaren wurden von den Ruſſen in Byzanz abgeholt und waren meiſt Specereien aus der Levante. Die Schifffahrt mit den Waaren ging auf der Oſtſee theils nach Preuſsen und Kiew, und theils nach den weſtlichen Staaten Europas. Der Haupthafen war Schleswig, von wo aus die Schifffahrt der Deutſchen und anderer weſtlichen Kaufleute nach der Küſte der Oſtſee geſchah. Kiew, die alte Reſidenz der Ruſſiſchen Groſsfürſten, war die letzte Stapelſtadt der kaufmänniſchen Reiſen. Hier war die Hauptniederlage der nordiſchen Produkte und der Levantiſchen Waaren; ſie hielt des Jahres acht groſse Meſſen. Man betrachtete den Handel in der Oſtſee als einen Theil des allgemeinen Welthandels, weil nicht nur alle Specereien, Seidenwaaren, Baumwolle, Edelſteine ꝛc. aus Kleinaſien, Perſien, Oſtindien, China, Arabien und Afrika, ſondern auch alle Produkte aus dem nördlichen, öſtlichen und weſtlichen Europa, wie Pelzwerke, Holz, Thaue, Bernſtein, Wallroſszähne, Heringe ꝛc. hier zuſammen kamen. Alle Waaren, die nun in den Häfen der Oſtſee ankamen, wurden durch die Hanſa oder den Handelsbund der Städte durch ganz Deutſchland be-

fördert. Ueberhaupt hatten die Hanseestädte, besonders Lübeck, sich des ganzen nordischen Handels angemaßt; denn Dänemark, Norwegen und Schweden trieben nur wenig Handlung, weil ihnen durch diese Städte die Hände gebunden waren. König Christian der Dritte machte den Anfang, ihnen die Vorrechte, die sie zum Schaden und Nachtheile seiner Unterthanen so lange genossen hatten, zu beschränken, und die Dänen und Norweger fingen unter seiner Regierung selbst an ihre Handlung zu betreiben, und Christian der Vierte verschaffte seinen Unterthanen eine ganz freie Elbfahrt, die bis dahin beschränkt war, indem die Hamburger ein gewisses Recht auf der Elbe zu behaupten suchten, welches sie Jus restringendi, das Recht der Einschränkung, nannten. Auch Schweden fing erst unter Gustav dem Ersten an, die Vortheile zu genießen, die bis dahin die Hanseestädte allein aus dem Schwedischen Reiche gezogen hatten. Uebrigens ist es bekannt, daß die Schweden, Dänen und Norweger schon in den ältesten Zeiten die erfahrensten und verwegensten Seefahrer gewesen sind. Ein Näheres über den Specereihandel der damaligen Zeit findet man nicht. Ohne mich nun weiter bei den verschiedenen einzelnen Reichen aufzuhalten, komme ich jetzt auf die Hauptepochen des Specereihandels in der neuern Zeit, von der Entdeckung Amerikas ꝛc. an.

Die ganze Handlung von Europa in den mittleren Zeiten, von Kaiser Karl dem Großen an gerechnet, bis auf die neuen Entdeckungen der Portugiesen und Spanier, während fast 700 Jahren, war lediglich bei den Deutschen Städten und Italienischen Republiken; jene versorgten die östlichen, westlichen und nördlichen Länder Europas, diese aber die südlichen mit allen Waaren, worunter hauptsächlich die Specerei- und Droguereiwaaren begriffen waren; auch zogen sie durch ihre Schifffahrt nach dem schwarzen

Meere, und den Syrischen und Aegyptischen Häfen alle Schätze des ganzen Orients an sich, die sie dann wieder an die Europäischen Staaten vertheilten. Die größten und mächtigsten Europäischen Staaten, wie Rußland, Frankreich, England, Spanien und Portugall hatten noch wenig oder gar keinen auswärtigen Handel, und überließen den Deutschen und Italienern, denen sie sich auf gewisse Art zinsbar machten, die Bemühung, sich auf Kosten ihrer Unterthanen zu bereichern, indem sie ihnen nicht nur erlaubten, sondern sie auch durch gewisse Freiheiten anlockten, die rohen Güter ihrer Länder abzuholen, um sie ihnen verarbeitet wieder zuzubringen. Die Portugiesen waren es, welche zu Ende des 15ten Jahrhunderts, im Jahre 1498, einen neuen Weg nach Ostindien entdeckten, oder vielmehr den Weg wiederfanden, den die Alten schon einmal befahren hatten, und der Hauptstapelplatz der Orientalischen Waaren ward nun Lissabon. Hier wurden alle Specereiwaaren abgelagert oder gelagert; denn da sich die Portugiesen im Oriente, in Indien Meister gemacht hatten, und den Arabischen und Persischen Meerbusen und die Malabarische Küste beherrschten, so flossen auch alle Gewürze und Droguereiwaaren nach Lissabon, und wurden von diesem Platze von den übrigen Europäischen Kaufleuten abgeholt. Der eigentliche Marktplatz Indiens, auf den alle Waaren zusammenflossen, war Malakka, dessen Hafen immer mit Schiffen besetzt war, welche von Japan, China, von den Philippinischen und Molukkischen Inseln und den minder entfernten östlichen Küsten kamen; andere begaben sich dahin von Bengalen, Coromandel, Malabar, Persien, Arabien und Afrika; auch mit Japan trieben die Portugiesen einen bedeutenden Droguereihandel, indem sie alle Droguen und Specereien Indiens, die sie von Goa aus bekamen, dahin brachten, und Makao diente ihnen zur Niederlage für die

Waaren, die sie aus Europa erhielten, welche nur in Kleinigkeiten bestanden, die dann an die Japaner theuer genug verhandelt wurden. So lange sich die Portugiesen in Indien zu erhalten suchten, und Männer, wie Albuquerque, Lope de Soarez, Don Juan de Castro, Atayde, an ihrer Spitze standen und die Angelegenheiten leiteten, so lange ging auch der Draguereihandel über Lissabon ungestört fort, als aber die Holländer ihnen die Besitzungen in Indien streitig machten, theilte sich auch der Handel; eben so suchten die Holländer auch in Westindien und Brasilien sich festzusetzen, und den Handel den Portugiesen zu entreißen; es glückte aber den Portugiesen, sie wieder daraus zu vertreiben. Der Besitz von Brasilien war den Portugiesen nicht weniger wichtig, wie derjenige von Ostindien, indem sie hier Farbehölzer vorfanden, mit denen sie einen ansehnlichen Handel nach Europa trieben, und dadurch den Stapel der Droguereiwaaren in Lissabon ansehnlich vermehrten; allein nach der Unterjochung der Portugiesen von den Spaniern, im Jahre 1581, verlor sich auch der Handel Lissabons und zog sich nach Cadix; indem die Spanier jetzt Alles thaten, um die Portugiesen durch Abschneidung ihrer Hülfsquellen ganz zu demüthigen und unter dem Joche zu erhalten, und als sie sich im Jahre 1640 wieder frei machten, hatte der Handel mit ihren Kolonien, so wie überhaupt mit Ost- und mit Westindien ꝛc. schon eine andere Wendung genommen; denn die Holländer, die früher nicht aus den Europäischen Gewässern herausgekommen waren, und die Specereien aus den mittäglichen Gegenden in die nordischen, und aus den nordischen in die mittäglichen führten, gingen nun auch in Indien auf Eroberungen aus, um ihren Handel mehr auszudehnen, und die Specereien und Droguen aus der ersten Hand ihrer Hauptstadt Amsterdam zuzuführen, und die Admirale Tromp und Ruiter

verſchafften den Holländern die Oberhand zur See. Durch die errichtete Oſtindiſche Geſellſchaft breiteten ſich in dem Staate unermeßliche Reichthümer aus; ſie hatte ihn ſchon reich gemacht, als England und Frankreich erſt ihre Kräfte anwandten, es ihr nachzuthun. Durch den Beiſtand dieſer Handelsgeſellſchaft gelangten die Holländer dahin, den Feind ihrer Freiheit in Oſtindien und in Amerika, mit Hülfe der Reichthümer der Spanier, ſelbſt zu bekriegen, auch den Krieg fortzuſetzen, der von nun an für ſie nichts anderes, als ein glückliches und rechtmäßiges Mittel war, die größten Eroberungen zu machen und ihre Handlung mit mehrerem Fortgange und größerer Behendigkeit in den vier Theilen der bekannten Welt auszubreiten, wodurch endlich der Staat eine ſolche Macht gewann, daß er im Jahre 1647 zu Münſter mit Spanien einen vortheilhaften Frieden ſchließen konnte. Dieſe Handelsgeſellſchaften erwarben den Holländern noch einen andern überaus ſchätzbaren Vortheil, der darin beſtand, daß ſie ihre Handlung in ganz Europa herum ausbreiten, und über die mächtigen Hanſeeſtädte die Oberhand gewinnen konnten, welche noch allein diejenigen waren, mit denen ſie in der Handlung dieſes Welttheils um den Vorzug ſtreiten mußten. Die Venetianer, für welche es eben ſo ſehr, als für Aegypten, eine wichtige Sache war, dem Fortgange der Portugieſiſchen Handlung in Oſtindien Hinderniſſe in den Weg zu legen, hatten dem Sultan den Vorſchlag gethan, die Landenge von Suez auf ihre Koſten durchzugraben, und einen Kanal zu machen, der den Nilſtrom mit dem rothen Meere vereinigen ſollte. Allein dieſe Unternehmung ging nicht von Statten, wäre dieſes geſchehen, ſo hätten ſie dadurch die Handlung nach Oſtindien in ihre Hände erhalten. Venedig trieb nun auch den Handel nach der Levante, der aber in ſehr enge Grenzen eingeſchloſſen wurde. Der ganze Han-

del, sowohl mit Specereien, als auch mit allen übrigen Indischen Produkten, zog sich daher nach Amsterdam, Rotterdam, kurz nach den Städten Hollands. Dagegen wurde Antwerpen, eine sonst so reiche und blühende Stadt, beinahe verlassen, in welchem Zustande sie noch lange verblieben ist. Die übrigen Hanseestädte, besonders Hamburg, Lübeck, Bremen und Danzig, empfanden den Stoß nicht so heftig, welchen das durch die Holländer neu aufgerichtete Reich dieser sonderbaren Gattung von Macht versetzt hat, welche bloß und allein die Handlung in Europa gestiftet, und die es so weit gebracht hatte, daß sie mit großen Regenten Vergleiche machte, ihnen Hülfsvölker gab, und sogar zu manchen Zeiten es unternahm, ihnen Gesetze vorzuschreiben. Diese Städte, mit Ausnahme von Danzig, treiben auch noch jetzt einen nicht unbedeutenden Handel mit Specereiwaaren, besonders Hamburg, weil sie sich ihre Freiheit erhalten haben. Vor dem Auftreten des Holländischen Staates trieben die Hanseestädte den Oekonomie-Handel von Europa ganz allein; denn die Italiener, Venetianer und Genueser, ließen sich beinahe gar nicht außerhalb dem Mittelländischen Meere sehen, den Portugiesen und Spaniern, wie auch schon oben angeführt worden, genügte es, die Natur- und Fabrikwaaren aus beiden Indien in ihre Länder einzuführen. England war noch nicht geweckt, um den Handel der übrigen Nationen an sich zu ziehen, es trieb nicht einmal mit seinen eigenen Produkten Handel, und so konnte es denn nicht fehlen, daß Holland alle Specereien von Indien an sich zu ziehen suchte und sie auch verhandelte. — Unter den Königinnen Maria und Elisabeth fingen die Engländer zuerst an, auf den Specerei- und Droguerei-Handel in Indien Bedacht zu nehmen, auch waren sie es, die den Hanseestädten in ihrem Handel am ersten Eintrag thaten. Diese Städte hatten es

wirklich so weit gebracht, daß das Deutsche Reich an ihren Streitigkeiten mit den Engländern Antheil nahm, und diese auf dem Reichstage vermöge eines Reichsschlusses wegen des Handels verbannt und aus dem Deutschen Reiche vertrieben werden sollten; allein dieser beschränkte sich doch nur auf die Städte Embden und Stade, welche nicht mächtig genug waren, sie gegen die Kaiserliche Acht zu schützen; allein die Stadt Hamburg wurde vergebens bedrohet, daß man sie aus dem Hanseatischen Bunde und aus dem Deutschen Reichsbunde stoßen wollte, die Engländer blieben darin. Die Königin Elisabeth that nun den Hanseestädten den Vorschlag, mit ihren Kaufleuten, unter der Bedingung einer gleichen Begegnung, wie mit ihren eigenen Unterthanen umzugehen; allein diese schlugen es thörigterweise aus. Da nun die Flotte Elisabeths über die unüberwindliche Flotte Philipps des Zweiten von Spanien, die zur Eroberung Englands bestimmt war, gesiegt hatte, und die Engländer dadurch ihre Macht zur See bewiesen, so untersagte die Königin den Hanseestädten alle Handlung mit Spanien und Portugal, und ließ sechzig von ihren Schiffen anhalten und für verfallen erklären. Von dieser Zeit fing England an, den oben angeführten Handel Indiens auch nach seinem Staate zu ziehen und London zum Stapelplatze zu machen, obgleich man die Specereiwaaren immer noch größtentheils von den Holländern bezog, die immer noch das Uebergewicht bis zu den Zeiten Cromwells hatten; denn unter diesem Regenten Englands sank der Specereihandel der Holländer, weil sie nicht mehr mit gleichem Glücke, wie früher, zur See gegen jene auftraten, welche immer mehr diesen Handel an sich zu ziehen suchten. Schon unter der Elisabeth hob sich der Handel durch den Schutz, den sie allen Kaufleuten ertheilte, und so kam derselbe in Rußland, in der Türkei, auf

del, sowohl mit Specereien, als auch mit allen übrig
Indischen Produkten, zog sich daher nach Amsterda
Rotterdam, kurz nach den Städten Hollands. Du
gen wurde Antwerpen, eine sonst so reiche
blühende Stadt, beinahe verlassen, in welchem Zust
sie noch lange verblieben ist. Die übrigen Hanseest
besonders Hamburg, Lübeck, Bremen und Dan
empfanden den Stoß nicht so heftig, welc
das durch die Holländer neu aufgerichtete Reich di
sonderbaren Gattung von Macht versetzt hat, wo
bloß und allein die Handlung in Europa gestiftet,
die es so weit gebracht hatte, daß sie mit großen
genten Vergleiche machte, ihnen Hülfsvölker g
und sogar zu manchen Zeiten es unternahm, ih
Gesetze vorzuschreiben. Diese Städte, mit Ausna
von Danzig, treiben auch noch jetzt einen nicht u
deutenden Handel mit Specereiwaaren, beson
Hamburg, weil sie sich ihre Freiheit erhalten ha
Vor dem Auftreten des Holländischen Staates tri
die Hanseestädte den Oekonomie-Handel von Eu
ganz allein; denn die Italiener, Venetianer und
nueser, ließen sich beinahe gar nicht außerhalb
Mittelländischen Meere sehen, den Portugiesen
Spaniern, wie auch schon oben angeführt worden
nügte es, die Natur- und Fabrikwaaren aus b
Indien in ihre Länder einzuführen. England war
nicht geweckt, um den Handel der übrigen Nat
an sich zu ziehen, es trieb nicht einmal mit s
eigenen Produkten Handel, und so konnte es
nicht fehlen, daß Holland alle Specereien von I
an sich zu ziehen suchte und sie auch verhandelt
Unter den Königinnen Maria und Elisabet
gen die Engländer zuerst an, auf den Specerei-
Droguerei-Handel in Indien Bedacht zu nehmen,
waren sie es, die den Hanseestädten in ihrem H
am ersten Eintrag thaten. Diese Städte hatt

ſchließende Privilegien gegeben hatte, keine Schiffe nach Indien ſchickten, und ihre Privilegien um das Jahr 1627 zu Ende gingen, ſo hatten es von der Zeit an bis zum Jahre 1635 einige Kaufleute von Dieppe übernommen, Reiſen nach Indien thun zu laſſen. Die dazu ausgerüſteten Schiffe befehligte Regimont. Dieſe Unternehmung ſoll auch nicht unglücklich abgelaufen ſeyn, da dieſe Geſellſchaft im Jahre 1642 ein ausſchließendes Privilegium erhielt; ſie ſchickte auch ſogleich Schiffe nach Indien ab, allein ihre Unternehmungen liefen unglücklich ab, weil ſie Eroberungen machen wollte. Nur die großen Entwürfe Colberts, unter Ludwig dem Vierzehnten, zu einem directen Handel mit Indien durch Niederlaſſungen auf dieſen Eilanden, um dadurch auch die Franzoſen, als eine, vermöge ihrer Lage an dem Meere, handeltreibende Nation, an den Schätzen Indiens Antheil nehmen zu laſſen, verſchafften den Franzoſen die Mittel, ſich mit den andern Nationen ein gleiches Recht auf Indien zu erwerben. Dieſer große Mann legte dem oben genannten Monarchen einen Plan zu einer Oſtindiſchen Geſellſchaft vor, der auch von demſelben genehmiget wurde. Dieſe Geſellſchaft erhielt ein ausſchließendes Privilegium auf funfzig Jahre, auch noch andere bedeutende Vortheile waren für die Intereſſenten oder Theilnehmer damit verknüpft; auch verſprach die Regierung die Beſitzungen der Geſellſchaft mit den Waffen zu beſchützen, und ihre hin- und zurückreiſende Schiffe durch ſo zahlreiche Geſchwader zu decken, als es die Umſtände erfordern würden. Die Schiffe der Geſellſchaft gingen gerades Weges nach Indien und legten verſchiedene Faktoreien an den Küſten dieſes Landes an, wozu ſie die Erlaubniß erhalten hatten. Sie erwählten hierauf Surate zum Mittelpunkte ihres ganzen Handels, der in Indien getrieben werden ſollte. Es floſſen auf den Markt von Surate alle

den Küsten von Afrika, in Ostindien und in Amerika in Aufnahme, welcher Flor sich unter dem Protektor Cromwell und späterhin unter den Königen aus dem Braunschweig-Lüneburgschen Hause zu der höchsten Stufe heranbildete. — Die Franzosen, welche unter Heinrich dem Vierten anfingen den Handel mit dem Morgenlande zu betreiben, hatten früher auf diese Vortheile ganz verzichtet, die der Handel nach Indien verschafft, obgleich sie weit mehr Droguereiwaaren gebrauchten, als alle andere Nationen, weil schon früher bei ihnen der Luxus herrschte, und sich von ihnen aus auf andere Nationen verbreitete. Einige Kaufleute aus Rouen machten zwar im Jahre 1535 einen Versuch, und rüsteten ein Schiff zu einer Fahrt nach Indien aus; allein Genonville, der Anführer desselben war, ward beim Vorgebirge der guten Hoffnung durch heftige Stürme auf unbekannte Küsten verschlagen, von wo aus er Mühe hatte, wieder nach Europa zu gelangen. Mehr denn sechzig Jahre später, im Jahre 1601, schickte eine in Bretagne entstandene Gesellschaft zwei Schiffe, um wo möglich an den Schätzen des Orients Theil zu bekommen, um die sich die Portugiesen, Holländer und Engländer stritten; allein der Führer dieser Schiffe, Pyrard, kam auf die Maldiven, und bekam sein Vaterland erst nach einer zehnjährigen unglücklichen Schiffahrt wieder zu sehen. Eine andere Gesellschaft schickte von der Normandie im Jahre 1616 einige Schiffe nach Java. An der Spitze dieser Gesellschaft stand ein Flamländer Girard. Die kleine Handelsflotte kam glücklich an dem Orte ihrer Bestimmung an, und auch mit einer reichen Ladung Droguen ꝛc. zurück, die hinreichend war, die Interessenten schadlos zu halten; allein sie waren zu schwach, um zu neuen Unternehmungen aufzumuntern. Da die verschiedenen Gesellschaften in Frankreich, welchen man vom Jahre 1604 an aus-

ſchließende Privilegien gegeben hatte, keine Schiffe nach Indien ſchickten, und ihre Privilegien um das Jahr 1627 zu Ende gingen, ſo hatten es von der Zeit an bis zum Jahre 1635 einige Kaufleute von Dieppe übernommen, Reiſen nach Indien thun zu laſſen. Die dazu ausgerüſteten Schiffe befehligte Regimont. Dieſe Unternehmung ſoll auch nicht unglücklich abgelaufen ſeyn, da dieſe Geſellſchaft im Jahre 1642 ein ausſchließendes Privilegium erhielt; ſie ſchickte auch ſogleich Schiffe nach Indien ab, allein ihre Unternehmungen liefen unglücklich ab, weil ſie Eroberungen machen wollte. Nur die großen Entwürfe Colberts, unter Ludwig dem Vierzehnten, zu einem directen Handel mit Indien durch Niederlaſſungen auf dieſen Eilanden, um dadurch auch die Franzoſen, als eine, vermöge ihrer Lage an dem Meere, handeltreibende Nation, an den Schätzen Indiens Antheil nehmen zu laſſen, verſchafften den Franzoſen die Mittel, ſich mit den andern Nationen ein gleiches Recht auf Indien zu erwerben. Dieſer große Mann legte dem oben genannten Monarchen einen Plan zu einer Oſtindiſchen Geſellſchaft vor, der auch von demſelben genehmiget wurde. Dieſe Geſellſchaft erhielt ein ausſchließendes Privilegium auf funfzig Jahre, auch noch andere bedeutende Vortheile waren für die Intereſſenten oder Theilnehmer damit verknüpft; auch verſprach die Regierung die Beſitzungen der Geſellſchaft mit den Waffen zu beſchützen, und ihre hin- und zurückreiſende Schiffe durch ſo zahlreiche Geſchwader zu decken, als es die Umſtände erfordern würden. Die Schiffe der Geſellſchaft gingen gerades Weges nach Indien und legten verſchiedene Faktoreien an den Küſten dieſes Landes an, wozu ſie die Erlaubniß erhalten hatten. Sie erwählten hierauf Surate zum Mittelpunkte ihres ganzen Handels, der in Indien getrieben werden ſollte. Es floſſen auf den Markt von Surate alle

Waaren aus China, Bengalen und Persien, Arabien ꝛc. zusammen; Specereien ꝛc., Pfeffer, Gummi, Datteln, Koschenille, Perlen ꝛc., die Gewürze der Gewürzinseln, die Specereien aus Arabien ꝛc. Die Bilanz dieser Stadt von Umtausch und Absatz der Waaren war so bedeutend, daß sie wenigstens alle Jahre an die zwölf Millionen Rupien baar Geld herausbekam, und dieser Gewinn würde noch bedeutender gewesen seyn, wenn die Quelle der Reichthümer am Delhischen Hofe nicht verstopft gewesen wäre. Die weiteren Unternehmungen der Franzosen auf die Inseln Ceylon und St. Tomä; ihre Niederlassung zu Pondichery, in Siam ꝛc., um ihrem Handel eine noch größere Ausdehnung zu geben, gehört nicht hierher, sondern zu dem Handel im Allgemeinen; denn alle Specereien ꝛc., welche sie aus diesen Ländern erhandelten, flossen nach Surate und von da weiter nach dem Oriente und nach Europa, und so gelangte die Handlung der Franzosen mit den Indischen Specereien zu einem Flor, der bis auf die neueste Zeit, bis zur Revolution, jedoch mit einiger Abwechselung, gedauert hat. Nur England nahm seit der Revolution in Frankreich diesem Staate den Handel nach den Kolonien in Indien, und zog ihn größtentheils auf seine Märkte, so wie überhaupt England in neuester Zeit in Indien sowohl, als in Europa ein gewisses Uebergewicht im Handel der Specereien und Droguen vor allen handeltreibenden Völkern erhalten hat, weil es durch vortheilhaften Austausch seiner Fabrik- und Manufaktur-Artikel die Specereien und Droguen sehr wohlfeil liefern kann. — Auch Dänemarks Handel nach Indien hat die Indischen Specereien und Droguen auf seinen Markt in Kopenhagen gebracht. Die ersten Versuche, die Dänemark zu Anfange des 17ten Jahrhunderts dazu machte, um sich in Indien festzusetzen, wurden von allen handelnden Nationen mit Verdruß

angeſehen, aber keine legte ihm etwas in den Weg; denn die durch ein fremdes Joch unterdrückten Portugieſen kämpften nur ſchwach, um ihre Beſitzungen zu erhalten. Die Spanier ſchickten nur nach den Molukken und Philippinen ihre Schiffe; die Holländer arbeiteten daran, ſich der Gewürze zu bemächtigen; die Engländer empfanden die Unruhen ihres Vaterlandes ſelbſt in Indien, daher war gerade dieſer Zeitpunkt den Dänen günſtig, ſich in Indien feſtzuſetzen; zu einem bedeutenden Flor haben die Däniſchen Handelsgeſellſchaften den Indiſchen Waarenhandel für ihre Rechnung nicht bringen können; auch wechſelte die nach Indien handelnde Geſellſchaft mehrere Male, weil ſie immer nicht mit ihrer Factorei zu Tranquebar beſtehen konnte. Die letztere Geſellſchaft bekam ausgedehnte Privilegien mit vielen Begünſtigungen von Seiten der Regierung, und der Fortgang entſprach der Thätigkeit der Kompagnie. Sie beſchäftigte ſich hauptſächlich mit dem Chineſiſchen Handel, und ſchickte alle Jahre zwei große Schiffe dahin, die als Rückfracht Thee, Chineſiſche Tuſche und andere Waaren, welche zu den Droguen gehören, mitnahmen. Den Thee nahmen größtentheils die Engländer, und die übrigen Waaren kamen und kommen noch zur Verſteigerung auf den Markt in Kopenhagen. Die jährliche Auktion der Geſellſchaft belief ſich noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts auf 6,750,000 Livres, welche Summe 1,500,000 Rthlr. Däniſche Münze ausmacht. Der Abſatz der Droguen und Specereien, welche auf dem Markte in Kopenhagen vorkommen, geſchieht im ganzen Norden nnd in einem Theile von Deutſchland, wozu Altona die Hand bietet, welches auf der Elbe alle Waaren in das nördliche Deutſchland bringt. — Schweden fing erſt ſehr ſpät an, ſich auf den Handel nach Indien zu legen, um die Specereien aus der erſten Hand zu ziehen. Eine Oſt-

war anſehnlich, und ungeachtet die
erfahren, ſo hat ſich die Dividend
dere auf 32 Prozent belaufen, wel
Auctionen gemacht worden. Eilf Z
ren, welche verauctionirt worden,
gegangen, und das Wenige, was S
eigenen Conſumtion behalten, hat
nen Produkten bezahlt. — In R u
Hanſeeſtädte in der früheren Zeit
aus ihrer Niederlage zu Naugardt,
dieſes große Reich wegen ſeiner Lag
wärtigen Handel mit der Tartarei,
hatte, auch an dem, welchen die alten
getrieben, einigen Antheil genommen
eigentliche Stifter des Handels er
Große, der eine Marine ſchuf, u
Handel einen neuen Aufſchwung ga
tig wurde aber der auswärtige Han
ſerin Catharina der Zweiten
dem weißen, ſchwarzen, Azowſche
Meere betrieben; es handelte und h
wärtig mit Schweden, Oeſterreich,

Handel ein neues Feld bekommen; beſonders wichtig in Hinſicht des Handels ſind Oeſterreich und Preußen geworden, und unter den Deutſchen Freireichsſtädten, die bis auf vier in neueſter Zeit beſchränkt worden, hat Hamburg, was den auswärtigen Handel anbetrifft, die Oberhand behalten. Alle Specereiwaaren kommen größtentheils über dieſe Stadt nach Deutſchland.

Was in der neuern Zeit den Specereihandel in der Levante anbetrifft, den die verſchiedenen Europäiſchen Handelsſtaaten treiben, ſo iſt darüber ſchon unter Levante, Th. 77, geſprochen worden. In Aegypten hebt ſich der Specereihandel wieder unter dem Vicekönig Mehmet Ali, und viele Europäiſche Völker nehmen an dieſem Handel Antheil, der von Kairo, Alexandrien, Damiette und Suez aus betrieben wird, und dieſer Handel würde nach dem Innern von Afrika und nach Arabien noch weit beträchtlicher ſeyn, wenn nicht die Monopole des Vicekönigs den Handel ſehr erſchwerten, indem alles Erzeugte in ſeine Magazine geht, und aus dieſen erhalten es die Verkäufer erſt zu den von ihm angeſetzten Preiſen. — Der Specereihandel der Türken, ſowohl in Europa, als in Aſien, in Arabien, iſt immer noch ſehr wichtig, beſonders in der Europäiſchen Türkei und in Griechenland; er wird mit den Türkiſchen Beſitzungen in Aſien und Afrika, und dann in Europa mit England, Italien, Rußland und Frankreich von Konſtantinopel, Adrianopel, Saloniki, Gallipoli, Varna ꝛc. betrieben, und von Aſien aus über Smyrna, Aleppo, Damask, Basra, Moſſul ꝛc. Er liefert Südfrüchte, Manna, Oliven, Safran, Mohn (Opium), Indigo, Seſam, Soda, Gummi und Harze, Balſame, Krapp, Galläpfel, Knoppern, Alaun, Salpeter, Asbeſt, Bolus, Naphtha, Kaffee, Weihrauch, Sennesblätter, Aloe, Gold und Silber, Bley, Kupfer ꝛc. ꝛc. — Perſien treibt gegenwärtig ſeinen Specereihandel nur durch Karavanen

Karavanen über Erzerum nach T
China und Japan beschränken s
Passivhandel mit den andern Natio
in den frühesten Zeiten bei ihnen
gleich ihr innerer Handel sehr lebha
welchen die vielen Kanäle und La
günstigen. Von den Europäischen
die Russen durch Karavanen, verm
lei, Handel mit den Chinesen, bringen
Produkte, und nehmen dagegen di
Fabrikwaaren ihres Landes mit. Z
Engländer, Holländer, Franzosen,
Dänen Handel, indem Kanton der
nigen Waaren ist, welche die Europä
und dagegen die ihrigen abholen oder
Ladungen bestehen hauptsächlich in
andern Specereien, und besonders
Manufakturwaaren; auch Nord-A
dem Chinesischen Handel einen bede
Nach dem Japanischen Hafen Na
bloß die Holländer und Chinesen, w
zeugnisse der Natur und des Fleiße

dern daß er jetzt fast in den Händen aller handeltreibenden Nationen ist.

Unter allen handeltreibenden Nationen in Europa treiben die Engländer wohl jetzt den stärksten Specereihandel, indem sie ihre Kolonien überall im Oriente ausgedehnt haben, und vermöge ihrer ausgebreiteten Schifffahrt alle Gewässer befahren, also alle Specereien aus der ersten Hand beziehen; denn vermöge ihrer ausgedehnten Besitzungen in Ostindien, der Besitzungen in Afrika, Amerika und in Australien, von welchen sie die Waaren mit eigenen Schiffen abholen, und sie nicht nur auf ihren Stapel in London, sondern sie auch andern Nationen zuführen, gewinnen sie bei diesem Handel unendlich durch den glücklichen Austausch mit ihren Fabrikaten und Manufakten. Der Handel der andern Nationen, mit dem ihrigen verglichen, erscheint nur passiv. Ihnen folgen im Specereihandel die Niederlande, Holland, welches auch bedeutende Besitzungen in Indien hat; dann auch in Afrika und Amerika. Der Gewinn, den es früher beim Handel seiner Kolonien in Asien hatte, ist jetzt sehr gesunken, indem die Einnahme von der Ausgabe übersteigen wird. — Der stärkste Handel, den die Holländer mit ihren Specerein aus Indien in Europa treiben, ist mit den Italienischen Ländern; sie besuchen die Häfen von Genua, Venedig, Livorno, Neapel und Messina, welche fünf Plätze beinahe allein die Niederlagen aller der Waaren sind, welche der übrige Theil von Italien den Ausländern liefert und diese wieder den Italienern zuführen. Die Holländer führen in diese Städte an Specereien und Droguen: Pfeffer, Gewürznägelein, Muskatennüsse, Zimmet, Zucker, Kaffee, Cacao, Indigo, Farbehölzer und dergleichen Wurzeln, Juften, Porzellan, Eisen, Kupfer, Zinn, Bley aus England, Theer, Moschus, Zibeth, Caviar, Heringe, Stockfisch, Lachs; dann liefern sie,

auf dieſe Vortheile ganz verzichtet, d
Indien verſchafft, obgleich ſie weit
waaren gebrauchten, als alle ande
ſchon früher bei ihnen der Luxus h
von ihnen aus auf andere Nationen
Kaufleute aus Rouen machten zwa
einen Verſuch, und rüſteten ein Sc
nach Indien aus; allein Genonvi
deſſelben war, ward beim Vorgebirg
nung durch heftige Stürme auf u
verſchlagen, von wo aus er Mühe h
Europa zu gelangen. Mehr denn
ter, im Jahre 1601, ſchickte eine in
dene Geſellſchaft zwei Schiffe, um n
Schätzen des Orients Theil zu beko
die Portugieſen, Holländer und E
allein der Führer dieſer Schiffe, P
die Maldiven, und bekam ſein Vate
ner zehnjährigen unglücklichen Sch
ſehen. Eine andere Geſellſchaft ſchi
mandie im Jahre 1616 einige Sc
An der Spitze dieſer Geſellſchaft ſt

schließende Privilegien gegeben hatte, keine Schiffe nach Indien schickten, und ihre Privilegien um das Jahr 1627 zu Ende gingen, so hatten es von der Zeit an bis zum Jahre 1635 einige Kaufleute von Dieppe übernommen, Reisen nach Indien thun zu lassen. Die dazu ausgerüsteten Schiffe befehligte Regimont. Diese Unternehmung soll auch nicht unglücklich abgelaufen seyn, da diese Gesellschaft im Jahre 1642 ein ausschließendes Privilegium erhielt; sie schickte auch sogleich Schiffe nach Indien ab, allein ihre Unternehmungen liefen unglücklich ab, weil sie Eroberungen machen wollte. Nur die großen Entwürfe Colberts, unter Ludwig dem Vierzehnten, zu einem directen Handel mit Indien durch Niederlassungen auf diesen Eilanden, um dadurch auch die Franzosen, als eine, vermöge ihrer Lage an dem Meere, handeltreibende Nation, an den Schätzen Indiens Antheil nehmen zu lassen, verschafften den Franzosen die Mittel, sich mit den andern Nationen ein gleiches Recht auf Indien zu erwerben. Dieser große Mann legte dem oben genannten Monarchen einen Plan zu einer Ostindischen Gesellschaft vor, der auch von demselben genehmiget wurde. Diese Gesellschaft erhielt ein ausschließendes Privilegium auf funfzig Jahre, auch noch andere bedeutende Vortheile waren für die Interessenten oder Theilnehmer damit verknüpft; auch versprach die Regierung die Besitzungen der Gesellschaft mit den Waffen zu beschützen, und ihre hin- und zurückreisende Schiffe durch so zahlreiche Geschwader zu decken, als es die Umstände erfordern würden. Die Schiffe der Gesellschaft gingen gerades Weges nach Indien und legten verschiedene Faktoreien an den Küsten dieses Landes an, wozu sie die Erlaubniß erhalten hatten. Sie erwählten hierauf Surate zum Mittelpunkte ihres ganzen Handels, der in Indien getrieben werden sollte. Es flossen auf den Markt von Surate alle

Potasche, Schwefel, Salpeter,
Fischleim, Oel, Wallfischbärte, Juft
Kupfer, Zinn, Bley, Leinsamen, Flac
und alle Materialien zum Schiffbau
geschah wieder mit Holländischen
nun auch auf der einen Seite der
lung in Ansehung des Einkaufs u
Waaren noch so ungewiß ist, so i
für die Ausfuhr aus Frankreich un
Ausfuhr aus Holland, der Eingangs
gegeld, der Lohn für die Ausladung
in den Holländischen Häfen, das Ni
und Kommissionsgeld für eine übera
zur Vermehrung des Reichthums in
nen. In neuester Zeit hat sowohl
überhaupt der Handel in Frankreich
Kriege, die Unruhen im Innern, d
von St. Domingo ꝛc., manches von
Größe verloren, obgleich nicht gelteug
daß auf der andern Seite die Kunst-
genommen hat, und der Handel mi
Modewaaren sehr ausgedehnt ist. D

hatte es in dieſer Hinſicht mit den Niederlanden, weil dieſe Staaten an Frankreich grenzten, und den Transport, ſowohl zu Lande, als auch zu Waſſer, erleichterten. Der frühere Handel, den Frankreich mit Holland betrieb, war außerordentlich vortheilhaft für den erſteren Staat; denn nicht allein daß Holland für eine Summe von 31,100,000 Guld. Fabrik- u. Manufaktur-Waaren und Naturprodukte nahm, ſondern ſpäterhin auch noch für 20 Millionen Gulden Waaren aus Amerika. Alle diejenigen Specereien und Droguen, welche die Levante über Marſeille lieferte, gingen zum Theil auch nach Holland. An Specereien ꝛc. lieferte Frankreich beſonders viel Safran, Honig, Mandeln, Oliven, Kapern, Pflaumen (Prunellen), Seifen, Farbewaaren, Maronen oder ächte Kaſtanien, Papiere, eingemachte Früchte, Weineſſig, Branntweine, Weine, wohlriechende Waſſer und Oele; dann lieferte es eine große Anzahl Galanteriewaaren, Tapeten, Teppiche, Hüte, ſeidene Strümpfe, Nadler- und andere kurze Waaren, Juwelen, Uhren, Handſchuhe, goldne, ſilberne und ſeidene Treſſen, Kattune ꝛc. ꝛc. Von allen den Droguen, Specereien und andern Waaren, welche von Frankreich nach Holland gingen und gehen, blieb nur ein Theil zum eigenen Gebrauche in Holland, der andere anſehnlichere Theil wurde mit großem Vortheile wieder in andere Länder von den Holländern geführt. Vor der Revolution zog Frankreich aus ſeinen Kolonien in Amerika allein, was Zucker, Kaffee, Indigo und Baumwolle anbetraf, jährlich 140 bis 145 Millionen an Werth (welches ſich aber jetzt durch den Verluſt von St. Domingo ſehr vermindert hat), und von dieſen Waaren ging ziemlich die Hälfte aus Frankreich nach Amſterdam und Rotterdam, entweder für Rechnung der Holländer, oder um daſelbſt für Rechnung der Franzoſen verkauft zu werden. Denn da Holland aus ſeinen eigenen Kolonien mehr erhält, als es ſelbſt ge-

braucht, so gehen alle andere Waaren wieder in andere Länder, sie waren damals gleichsam die Kommissionaire der Franzosen. Die Holländer lieferten oder führten ihnen auf eigenen Schiffen zu: alle Materialwaaren, Specereien und Droguen, die sie nicht in Ueberfluß oder gar nicht aus ihren Kolonien zogen, besonders Gewürze, Stärke, Reis, Harz, Pech, Theer, Tabak, Potasche, Schwefel, Salpeter, Spießglas, Zink, Fischleim, Oel, Wallfischbärte, Juften, Eisen, Stahl, Kupfer, Zinn, Bley, Leinsamen, Flachs, Hanf, Getreide und alle Materialien zum Schiffbaue, die Rückfracht geschah wieder mit Holländischen Schiffen. Wenn nun auch auf der einen Seite der Gewinn der Handlung in Ansehung des Einkaufs und Verkaufs der Waaren noch so ungewiß ist, so ist doch die Fracht für die Ausfuhr aus Frankreich und für die weitere Ausfuhr aus Holland, der Eingangszoll und das Wagegeld, der Lohn für die Ausladung und Einschiffung in den Holländischen Häfen, das Niederlage-, Mäkel- und Kommissionsgeld für eine überaus große Summe zur Vermehrung des Reichthums im Staate zu rechnen. In neuester Zeit hat sowohl der Specerei- wie überhaupt der Handel in Frankreich durch die vielen Kriege, die Unruhen im Innern, durch den Verlust von St. Domingo ꝛc., manches von seiner ehemaligen Größe verloren, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß auf der andern Seite die Kunst-Industrie sehr zugenommen hat, und der Handel mit Galanterie- und Modewaaren sehr ausgedehnt ist. Der Seehandel der Franzosen erstreckt sich durch ganz Europa nach der Levante, der Nordküste von Afrika, Ostindien, China, den vereinigten Nordamerikanischen Staaten, und nach seinen Westindischen Kolonien, von woher es eine Menge Specereien und Droguen in den Handel bringt.

— Was den Specereihandel Spaniens anbetrifft, so ist davon schon unter Spanien, oben,

S. 197 u. f., die Rede gewesen. — Portugals Handel mit Specereien, Droguen ꝛc. befindet sich seit dem Anfange des verwichenen Jahrhunderts größtentheils in den Händen der Engländer, die es dahin gebracht hatten, daß sie den Handel von Brasilien beinahe ganz in ihre Gewalt bekamen, und seit dem Vergleiche, den der Herr von Methuen im Jahre 1703 mit der Krone Portugall gemacht, nach welchem alle ausländische Fabrikwaaren, bis auf die Engländischen, völlig verboten wurden, haben sie dahin beständig einen so vortheilhaften Handel getrieben, daß sie fast alle Jahre an 150,000 Pfo. Sterl. Portugiesisches Geld daher gezogen; hieraus gewahrt man, daß wenn eine einzige Nation mit Portugal einen so starken Handel treibt, so kann für die übrigen in diesem Reiche wohl wenig übrigbleiben. Die Ausfuhr aus Portugal an Droguerei- und Specerei-ꝛc. Waaren besteht in Ambra, Zucker, Tabak, Campesche- und Fernambukholz, Cacao, Indig, Baumwolle, Sumach, Anis, Oliven, Baumöl, eingemachten u. trocknen Früchten, Mandeln, Citronen, Pomeranzen, Branntweinen, Madeira- u. Portwein, Gold, rohen Demanten, Salz ꝛc. An diesem Handel nehmen nun noch die Franzosen, Holländer und Deutschen Antheil. Erstere tauschen dagegen Galanterie- und Modewaaren ꝛc. aus; die Holländer Leinwand, Hüte, seidne Strümpfe, Handschuhe, Nadlerwaaren, Hanf, Juchten, Pulver, Kanonenkugeln, Gewehre, Papiere, Getreide; die Deutschen über Hamburg, Schlesische und Westphälische Leinwande ꝛc. ꝛc.; jedoch hat sich dieses in neuester Zeit geändert, wo Nord-Amerika ein so bedeutendes Gewicht im Handel erhalten hat, und an Portugal mehrere Produkte liefert, die sonst von den Europäern geliefert wurden. Auch die Trennung Brasiliens vom Mutterlande, die bürgerlichen Unruhen in beiden Ländern, dieses Alles hat auf den Handel einen unvor-

burg, Lübek, Bremen, welche, w
Oekonomie-Handlung zu thun ha
oben, S. 648, angeführt worden,
in die Europäischen Mittagsländ
wieder nach Norden treiben, haben
ßen Abbruch gethan. Sie wissen
burg, so einzurichten, daß sie ihre
Gattungen von Specereien, Drogu
Waaren und Früchten, sowohl a
Europa, als aus beiden Indien,
nach dem Norden und in einem Theil
sind, hinlänglich versorgen, ohne d
davon, wie ehemals, durch die H
geht, die dazu nichts weiter, als d
Die vornehmsten Specereien und
Rußland gehen, sind: Gewürze,
Gattungen Farbehölzer, Juwelen,
Zinn, Bley, dann Nadlerwaaren,
teriewaaren, Weine, Branntweine
fert Rußland, Wachs, Hanf, Pe
Pelzwerk, Juchten, eingesalzene u
Unschlitt, Caviar, Fischbein ꝛc. —

die eingeführten Waaren überschritten demnach die Ausfuhr um 131,699 Rubel. Seit der Vergrößerung der Engländischen Marine brauchen die Engländer von den Materialien zum Schiffbaue und zur Ausrüstung der Schiffe zehnmal mehr, als vor Zeiten, und diese Materialien liefert größtentheils Rußland, ehemals durch die Hände der Holländer, und jetzt holen es sich die Engländer selbst, oder die Russen führen es ihnen zu. Holland hat also diesen mächtigen Handel zum Theil verloren, wodurch es viele seiner Specereien, besonders Gewürze, anbringen konnte. Durch das Einschreiten der Engländer hat dieses ganz aufgehört. Diese Letztern haben im Norden, besonders in Petersburg, Faktoreien angelegt, welche bald die Holländischen an Zahl übertrafen. Nach einem sehr ausführlichen Verzeichnisse der Schiffe, welche in den Hafen von St. Petersburg zu Ende des verwichenen Jahrhunderts einliefen, waren beinahe die Hälfte davon Engländische Schiffe, die andern waren Französische, Holländische, Schwedische, Russische und Deutsche. In der neuesten Zeit hat dieses aufgehört, da Rußland hat einsehen lernen, daß es seinem eigenen Handel, und seinen Fabriken und Manufakturen schadet, wenn eine Nation vor der andern mehr Freiheit genießt, ihren Handel gleichsam allein auf fremdem Boden zu treiben, sondern daß alle Nationen gleiche Freiheiten haben müssen, dieses zu thun; denn nur dadurch kann Vortheil für den eigenen Handel entstehen. Rußlands Schifffahrt steht jetzt auf dem Gipfel, daß es anderer Hülfe nicht mehr bedarf, sondern seinen Handel ganz allein betreiben kann, wenn es solches vortheilhaft findet. Auch Rußland bringt jetzt viele Specereiwaaren direct in den Handel, besonders chinesische Waaren, wie auch schon oben, S. 654, angeführt worden. Man sehe über den Russischen Handel, auch den Art. Rußland, Theil 129,

oder Talg, Leder, Pech, Theer, S
ter, Flaumfedern, Kümmel, Anis,
glas ꝛc. ꝛc. Auch Stettin, Kolberg
Pommern treiben einen nicht unw
handel, besonders letztere Stadt v
an der Ostsee. Die Specereien und
Berlin versorgt wird, kommen größt
burg. Preußen tauscht zum Theil
reiwaaren, die es empfängt, seine F
nufakten, und seine Naturprodukte, w
bauholz ꝛc. aus. Auch macht die s
Rheinisch-Westindische Handelsges
feld ansehnliche Geschäfte mit der
Manufakten des Landes. Die Fre
Hamburg macht immer noch die
schäfte in diesen Zweigen des Hande
die stärkste Nebenbuhlerin von Amst
seiner Blüthe, und um es derselben
gleich zu thun, fehlte ihr weiter nicht
den drei übrigen Welttheilen. Sie
Stapelort von Norddeutschland gew
pel oder ihre Niederlage, ihr Ablage
wie das Waarenlager in Amsterdam,
Fabrikwaaren aller Länder, wo Ha

reien und Droguen, Weineſſig, Salz, Zucker, Pflaumen, Tabak, Roſinen, Mandeln, Käſe, Tücher von allen Gattungen, und ſeidene und wollene leichte Zeuge; dagegen gehen zurück: Theer, Unſchlitt, Bocksfelle, Stabholz, getrocknete Fiſche, Kupfer, Potaſche. Auch Schweden war früher größtentheils in den Händen der Holländer, welche jenem Vorſchüſſe machten, um daſſelbe feſter an ſich zu knüpfen. Sie führten dahin Gewürze, Weine, Branntweine, Salz, Zucker, alle Gattungen Specereien und Speciesthaler; dagegen führten ſie aus: Kupfer, rohes und verarbeitetes, wie Keſſel und Becken, Draht, Eiſen, eiſerne Gefäße und Bleche, metallene und eiſerne Kanonen, Kanonenkugeln, Stahl, alle Gattungen von Feuergewehr, Bley, grünen Vitriol oder ſchwefelſaures Eiſen, Pech, Theer, Schiffbauholz und andere Materialien zum Schiffbaue. In neueſter Zeit hat ſich Schweden losgeriſſen von dieſen Feſſeln, und treibt ſeinen Handel größtentheils allein, oder hat die Freiheit gewonnen, mit jeder Nation nach Gefallen zu handeln; ſiehe auch unter Schweden, Th. 150, S. 416. — Preußen hat ſeine Häfen und Stapelörter an der Oſtſee, wie Königsberg, Memel, Pillau, an der Weichſel Danzig, dann Elbing ꝛc. Der Handel mit Specereien über Königsberg war immer ſehr anſehnlich. Man führt ein: Gewürze, trockne Früchte und alle Droguen, die in den Apotheken und Gewerben gebraucht werden, Weine, Branntweine, Tabak, Zucker, Weineſſig, Glas, Butter, Käſe, Eiſen, Bley, Zinn ꝛc., und führt dagegen aus: Bauholz, Hanf, Flachs, Weinſteinaſche, Potaſche, Wachs, Honig, Unſchlitt, allerlei Gattungen von Getreide, Leder, Pelzwerk ꝛc. ꝛc. Danzig war ehemals der Mittelpunkt des ganzen Polniſchen Handels, der aber jetzt durch die Theilung Polens eine ganz andere Wendung genommen hat. Man führte dahin alle Specereien und Gewürze, Zucker, Kaffee, Thee,

Baumöl, Weine, Branntweine, Heringe und andere gesalzene Fische, Papier, Wallfischbärte, Obst und alle Gattungen von Südfrüchten, wollene und seidene Waaren ꝛc. Dagegen nahm man mit eine große Menge Getreide, Kornbranntwein, Rüböl, Schafwolle, Wachs, Bauholz, Hanf, Flachs, Leinwand, Asche, Unschlitt oder Talg, Leder, Pech, Theer, Stahl, Bley, Salpeter, Flaumfedern, Kümmel, Anis, Hopfen, Spießglas ꝛc. ꝛc. Auch Stettin, Kolberg und Stralsund in Pommern treiben einen nicht unwichtigen Specereihandel, besonders letztere Stadt vermöge ihrer Lage an der Ostsee. Die Specereien und Droguen, womit Berlin versorgt wird, kommen größtentheils über Hamburg. Preußen tauscht zum Theil gegen die Specereiwaaren, die es empfängt, seine Fabrikate und Manufakten, und seine Naturprodukte, wie Getreide, Schiffbauholz ꝛc. aus. Auch macht die seit 1821 gestiftete Rheinisch-Westindische Handelsgesellschaft zu Elberfeld ansehnliche Geschäfte mit den Fabrikaten und Manufakten des Landes. Die Freistadt, Hansestadt Hamburg macht immer noch die bedeutendsten Geschäfte in diesen Zweigen des Handels; sie war immer die stärkste Nebenbuhlerin von Amsterdam in der Zeit seiner Blüthe, und um es derselben in allen Stücken gleich zu thun, fehlte ihr weiter nichts als Kolonien in den drei übrigen Welttheilen. Sie ist übrigens der Stapelort von Norddeutschland geworden. Ihr Stapel oder ihre Niederlage, ihr Ablager besteht eben so, wie das Waarenlager in Amsterdam, aus Natur- und Fabrikwaaren aller Länder, wo Handlung getrieben wird. Aus Holland nimmt sie Gewürze, dann einen Theil der Waaren aus Ostindien und der Levante; England liefert aber die meisten Specereien und Droguen; auch Amerika hat daran Theil. Ihre Schiffe besuchen alle Häfen in Europa, und bringen aus denselben alle diejenigen Produkte mit, welche auf ihrem

Markte fehlen. — Bremen ist nicht minder wichtig in Hinsicht des Specereihandels, als Hamburg; es hat die Handels-Niederlage von demjenigen Theile von Deutschland, der an der Weser herumliegt, und der sehr einträglich ist. Die Holländer versorgten ehemals auch diese Handelsstadt mit Gewürzen und Specereien, Thee, Kaffee, Zucker, Oele ꝛc., und tauschten dagegen mit Zimmerholz, Potasche, Honig, Wachs, Wolle, Schreibfedern, Westphälischer Leinwand, Zwirn und allen Gattungen von Feldfrüchten, Blechen, eisernen Oefen ꝛc.; allein jetzt haben die Engländer, Franzosen und andere Nationen Theil genommen. — Lübek treibt auch einen nicht unwichtigen Specereihandel, jedoch ist ihr Haupthandel der Speditionshandel zwischen Deutschland und den Ostseeländern. Der eigene Handel beschränkt sich hauptsächlich auf Weine, Leder, Flachs und Getreide, welche Produkte sie ausführt. Von dem Handel an dem Flusse Ems, welcher Westphalen durchströmt, ist Emden der Mittelpunkt, wohin die Holländer Gewürze und Droguen ꝛc. bringen, und dagegen Leinen, Zimmerholz ꝛc. ausführen. — Was den Handel mit Specereien und Droguen in den Rheinlanden anbetrifft, so hat Holland den größten Antheil daran; die Schifffahrt auf dem Rheine erstreckt sich bis nach Basel. Alle Länder am Rhein, an der Mosel, am Neckarflusse und am Main versorgt Holland mit Gewürzen, Specereien und Droguen, mit Reiß, Seifen, Wallfischbärten, Zinn, Kupfer, Draht, Zucker, Thee, Kaffee, Cacao, Spanischen und Französischen Weinen, Branntweinen, trocknen Früchten, trocknen und gesalzenen Fischen ꝛc. Ehemals, bei der älteren Verfassung von Deutschland, geschah die übrige Handlung auf dem Rheine, sowohl in Ansehung der ausgehenden, als der eingehenden Waaren durch Kommission. Mehrere Holländer kauften dergleichen Waaren auf Vorrath,

und gaben Leuten auf den Plätzen selbst, wo die Waaren sind, Auftrag, den Einkauf zu besorgen. Alle Kaufleute, sowohl zu Frankfurt, als auch in den übrigen Städten, welche durch die Schifffahrt auf dem Rheine versorgt werden, lassen ihre Waaren zu Amsterdam oder Rotterdam durch ihre dortigen Freunde einkaufen; die Fahrzeuge, welche die Schifffahrt von Holland nach Cöln verrichten, treiben nur Frachthandlung zum Besten ihrer Eigenthümer. Diese haben an dem Einkaufe und Verkaufe der Waaren, womit ihre Fahrzeuge beladen sind, nicht den mindesten Antheil, und diese Frachthandlung erstreckte sich nicht weiter, als bis Cöln, wo die Sache so eingerichtet ist, daß die Waaren ausgeschifft und wieder auf die Fahrzeuge des Landes gebracht werden müssen. Die Handlung auf dem Rheine betrug noch vor der Revolution der Franzosen alle Jahre mehr als hundert Millionen, und außer dem Gewinne, den die Holländer in den Niederlagen an dem Verkaufe und Einkaufe der ein- und ausgehenden Waaren zu genießen hatten, verschaffte ihnen diese Handlung noch drei schätzbare Gattungen, woran der sicherste Gewinn gemacht ward, nämlich, die Fracht in der Schifffahrt aus Holland nach Cöln, und aus Cöln nach Holland, die Kommission und der Umlauf der vorgeschossenen Gelder, welche diejenigen, die den Auftrag annehmen, denen geben, die ihnen ihre Geschäfte auftragen, welches allemal mit einer Vergeltung für die Besorgung, ohne das Geringste dabei zu wagen, verbunden ist. Wenn man diese drei Gattungen, die mit Waaren für mehr als hundert Millionen am Werthe zu thun haben, in Betrachtung zieht, so ist es etwas Leichtes, sich von den gründlichen Vortheilen, welche Holland von der Schifffahrt auf dem Rheine zu gewarten hatte, einen Begriff zu machen. Dieses Alles hat sich aber bei der gegenwärtigen Gestaltung von Deutschland auch anders ge-

ſtaltet, und Holland iſt nicht mehr in dem ausſchließlichen Beſitze dieſes Handels, da ſich durch die Theilung der Rheinländer auch zum Theil andere Kanäle eröffnet haben, die dem Intereſſe desjenigen Staates, mit dem ſie verbunden worden, anpaſſender ſind; ſo wie überhaupt der Handel durch den Zollverband der Deutſchen Fürſten und der freien Schifffahrt auf den Gewäſſern Deutſchlands, eine andere Richtung bekommen. — Das jetzt von Holland wieder getrennte Belgien hatte früher unter der Oeſterreichiſchen Herrſchaft einen bedeutenden Handel mit ſeinem Nachbarlande Holland, welches ihm alle Gewürze und Specereien, Thee, Kaffee, Zucker, Cacao, Tabak, Oele, Rhein-, Moſel- und Spaniſche Weine, Branntweine, Salz, Wachs, Früchte aus der Provence und Italien, getrocknete und geſalzene Fiſche, Seefiſche, rohe Häute oder unbearbeitetes Leder, Wallfiſchbärte, weiße Seife, Potaſche, Aſche, Kupfer, Zinn, Bley, Oſtindiſche Zeuge und Kattune, Seide, geſponnenes baumwollenes Garn, Leinſamen, Schiffbauholz und alle Droguen aus der Levante lieferte; dagegen nahmen ſie Feldfrüchte, beſonders Waizen und Rübſamen oder Rübſen, Leinwande, Spitzen, Ziegelſteine ꝛc. Antwerpen war der Stapelort aller dieſer Waaren, und war daher, wie auch ſchon oben, S. 648, angeführt worden, ein ſehr wichtige und reiche Handelsſtadt. Einen beſonders ſtarken Handel trieb ſie auch mit Diamanten, welche ſie den Holländern roh lieferte, und die dann zu Amſterdam geſchnitten wurden, und dann wieder zurück nach Antwerpen gingen; denn obgleich Antwerpen auch Diamantſchneider beſaß, ſo war der Schnitt dieſer letzten von dem der Amſterdamer in ſo fern verſchieden, daß die Ränder der Diamanten nicht polirt ſind, welches in dem Glanze des Diamants einen merklichen Unterſchied macht; aus dieſem Grunde unterſchied man den Diamant, der in Amſterdam oder

in Holland geschnitten worden, von dem in Antwerpen geschnittenen. Der ganze Handel der Holländer mit den Belgiern war sehr einträglich, verlor aber nach und nach seine Bedeutnng, da die Franzosen, Spanier ꝛc. ihn schmälerten; auch die Niederländer selbst alle Anstalten machten, es dahin zu bringen, sich von den Holländern frei zu machen, welches ihnen auch in der letzten Zeit, besonders seit der Revolution in Frankreich, gelungen ist, wo man ihnen aus Frankreich viele Droguen, Specereien und Galanteriewaaren lieferte und noch liefert. In neuester Zeit, durch die Vereinigung der Niederlande mit den Holländer, fing der durch die Französischen Invasionen ꝛc. gesunkene Handel beider Staaten sich wieder zu beleben an; allein die neuesten Vorfälle in Belgien, das sich Losreißen von Holland ꝛc. haben dem Handel wieder eine empfindliche Wunde beigebracht, die sobald nicht wieder wird geheilt werden können. — Der Specerei- und Drogueреihandel Oesterreichs, wie auch schon oben, S. 655, angeführt worden, war immer nicht unwichtig, da es, vermöge der Lage seiner Staaten, diese Waaren, wenn nicht immer aus der ersten, doch aus einer ihm sehr vortheilhaften Hand zog, wobei es, bei dem Umtausche seiner Naturprodukte und Fabrikate, nur gewinnen konnte. Durch die von den Franzosen veranlaßte Krisis in Deutschland, die auch die Oesterreichischen Staaten traf, ist der Handel daselbst sehr herabgedrückt worden; allein die Wiedergeburt Deutschlands hat auch diesem mächtigen Staate seine Kraft wiedergegeben, so daß der Handel mit erneuerter Thätigkeit, besonders am Adriatischen Meere, betrieben wird. In Hinsicht des Oesterreichischen Landhandels ist Wien der Mittelpunkt und der Stapelort aller Waaren, die den Provinzen dieses ausgedehnten Kaiserreiches auf der Donau und den gut angelegten Handelsstraßen zugeführt werden; dann folgen für den Landhandel Prag, Bro-

dy, Lemberg, Pesth, Ofen und Grätz. Für den Seehandel sind die mächtigsten Stapelörter der Specerei- und Droguereiwaaren Venedig, Triest und Fiume. Die Specereien und Droguen, welche diesen Stapelörtern zugeführt werden, werden mit Oesterreichischen Landesprodukten größtentheils ausgetauscht. Besonders wichtig ist der Speditions- und Transitohandel, wodurch Oesterreich den Verlust der größern Einfuhr als Ausfuhr wieder deckt. — Was die Schweiz an Specereien und Droguen gebraucht, liefert Deutschland, Italien und Frankreich, wogegen sie größtentheils ihre Produkte der Natur und Kunst austauscht, welche in Käse, Butter, Papier, Spitzen, Uhren, Gold- und Silberwaaren ꝛc. ꝛc. bestehen.

Aus diesem kurzen Abrisse der Geschichte des Specerei- und Droguenhandels wird man die Wichtigkeit desselben zu allen Zeiten ersehen; denn die Specereien und Droguen sind zu allen Zeiten ein Hauptzweig des großen Handels gewesen, weil sie alle Gewerbe umfassen, oder doch nur wenige Gewerbe gedacht werden können, wozu man nicht Specereien gebrauchte. In den frühesten Zeiten gebrauchte man sie größtentheils zum Einbalsamiren der Leichen in dem Morgenlande, dann zu Rauchwerken bei den Hebräern, Juden ꝛc. zum Dienste des wahren Gottes, und bei den übrigen Völkern zu Opferungen bei ihrem Gottesdienste, und zu Firnissen, zur Färbekunst- und Malerei ꝛc. Als nun späterhin die Künste und Handwerke sich vervielfältigten, besonders aber die Arzneikunst eine höhere Stufe erstieg, wurden auch die Specereien und Droguen immer mehr gesucht, ja sie drängten sich auch zum Theil in die Kochkunst, besonders bei dem Luxus der Perser und Römer. Von dieser Zeit ab wurden die Specereien und Droguen ein sehr gesuchter Handelsartikel, nach dem alle civilisirten Völker der alten Welt Verlangen trugen. Ueberall im Morgenlande suchte man

ſie auf, beſonders wurde Indien dieſerhalb in Anſpruch genommen und reichlich geplündert, weil es mit dieſen Schätzen am reichhaltigſten ausgeſtattet worden, und ſo iſt es bis auf die neueſte Zeit geblieben, wo dieſer Handel durch die Ausbreitung der Naturkunde eine noch größere Ausdehnung erhalten hat, und immer noch durch neue Schätze die Waarenkunde in dieſem Zweige bereichert wird. — Wie ſich die Preiſe dieſer Waaren ſtellen, erſieht man aus den Preiscouranten der mit dieſen Waaren handelnden Nationen, woraus man zugleich erſieht, von woher man ſie am wohlfeilſten und beſten, mit Berückſichtigung der Fracht, Spedition ꝛc., bezieht; denn dieſes iſt beim Handel am wichtigſten und nicht zu überſehen. Die Nationen, welche die Specereien und Droguen aus der erſten Hand beziehen ſind die Engländer, Portugieſen, Holländer, Franzoſen, Ruſſen u. Dänen, und von dieſen beziehen ſie die übrigen Nationen, die keinen unmittelbaren Handel nach oder mit den Kolonien treiben. Was die Waaren ſelbſt anbetrifft, ſo findet man ſolche unter ihrem Namen in der Encyklopädie abgehandelt.

Specereihändler, Droguiſt, Gewürzhändler, Apothekerwaarenhändler, Speciarius, Aromatarius; Fr. Droguiste, Marchand en Drogues, Marchand en Epiceries, ein Kaufmann, der mit Specereiwaaren handelt, der ſich dieſem Handelszweige ausſchließlich gewidmet. Den Namen **Droguiſt, Specereihändler** führt eigentlich nur derjenige Kaufmann, der mit dieſen Waaren im Großen handelt, der Detailliſt, der ſie im Kleinen verkauft, vereinzelt, wird **Gewürzkrämer**, Fr. Epicier, genannt, obgleich dieſer Unterſchied nicht überall, beſonders in jetziger Zeit, ſo ſtreng genommen wird, und man auch die Detailliſten dieſer Waaren mit dem Namen **Droguiſten, Specereihändler**, beehrt, oder überhaupt der Name **Krämer** zu veralten an-

fängt. Vom Materialisten unterscheiden sich die Droguisten in so fern, daß Ersterer sich nur auf den Handel von allen denjenigen Produkten beschränkt, welche in der Haushaltung zur Speise zubereitet oder zu den Speisen benutzt werden; oder auch zum Nachtische aufgesetzt werden ꝛc.; Letztere handeln dagegen mit allen den Waaren, welche in den Küchen, als Gewürz; in den Apotheken zu den Arzneien, in den Gewerben zum Malen, Färben, Beitzen ꝛc. gebraucht werden. Es herrscht noch in vielen, selbst sehr schätzbaren, Schriften hierin mancher Irrthum, indem man den Materialisten mit dem Specereihändler oder Droguisten verwechselt oder für gleichbedeutend hält. Im Art. Materialist, Th. 85, S. 439, ist dieser Unterschied zwar auch berührt, indessen nicht gehörig auseinandergesetzt worden, wie es bei der Handlung geschieht. Nach der Benennung Materialist, oder nach der Zergliederung des Wortes oder der Ableitung desselben, würde man unter Materie und Material, Stoff, rohem Stoffe, Alles verstehen, was sich auf Naturprodukte bezieht, und ein Materialienhändler, Materialist wäre demnach ein Kaufmann, der mit allen unverarbeiteten Waaren handelt, allen rohen Naturprodukten, wozu man auch noch diejenigen rechnen kann, die durch die Kunst, als Chemie ꝛc., hervorgebracht werden, aber keine Produkte der Manufakturen und Fabriken sind, nicht mit dem Weberstuhle oder mit dem Hammer hervorgebracht werden; dagegen würde man nach dem Worte Specerei, von Species abstammend, alle Arten der Gewürze, Balsame, feiner wohlriechender Hölzer, ätherischer und fetter Oele und andrer Morgenländischer Produkte verstehen, und ein mit diesen Produkten handelnder Kaufmann wäre demnach ein Specereihändler, Droguist. Im Handel macht man aber unter gewissen Waaren einen Unterschied, und es würden nach diesem Unter-

schiede, streng genommen, auch mehrere Handelszweige geben, die wohl unterschieden und nach dem Handel damit, auch ihre Besitzer genannt werden müßten. So macht eigentlich der Handel mit allen den Waaren, welche man im Haushalte und in der Küche ꝛc. gebraucht, wie Kaffee, Zucker, Syrub, Cichorien, Gewürze, Thee, Reiß, Graupen, Nudeln, Gries, Kraftmehl, Stärke, Sago, Salz, Rosinen, Mandeln, Feigen, Honig, Wachs, Senf, Oele, Cacao, Chocolade, Siegellack, Federposen oder Spulen, Papiere, Tinte, Bleistifte, Tafelsteine, Tabak, Leim, Schwamm (Feuer- und Waschschwamm) Schwefel, ganzen und gezogenen, Pech, weiße und schwarze Seife; von Farben: Neublau, Lackmus, Schmalte, Bolus oder Braunroth, Englisches Roth, gelben Ocher, Kreide ꝛc.; einige Harze, wie Colophonium, Burgunderharz ꝛc.; destillirte Branntweine, Korn, Weingeist; Weine, die gebräuchlichsten Sorten ꝛc.; man zieht auch Heringe, Butter und mehrere andere Victualien jetzt mit in diesen Handel, die sonst davon getrennt waren, und einen eigenen Zweig ausmachten; der mit obigen Waaren Handelnde wird Materialist genannt, sowohl der Großhändler, Grossirer, als der Kleinhändler oder Detailliſt. — Der Gewürzhandel kann auch einen eigenen Zweig ausmachen, und der damit Handelnde wird dann Gewürzhändler genannt; allein dieser Zweig gehört zur Hälfte eigentlich zu dem Materialwaarenhandel, nicht aber, wie man in so vielen Werken findet, zu dem Specereihandel; denn obgleich die Specereihändler auch damit, besonders en gros, handeln, so werden die meisten Waaren dieses Zweiges doch nur bei dem Materialisten gesucht, und gehören ihm auch zu, weil sie in der Kochkunst am meisten verbraucht werden. Zu den Gewürzen gehören: Zimmet, Nelken oder Nägelein, Muskatnüsse und Blumen, Kardamom, Vanille, Englisches Gewürz

oder Piment, Pfeffer, Kümmel, Anis, Ingber, Wachholderbeeren, Koriander, Safran ꝛc. ꝛc. — Der sogenannte Italiener-Waarenhandel ist wieder ein besonderer Handelszweig, der damit Handelnde wird entweder im gemeinen Leben schlechtweg Italiener, oder Italiener-Waarenhändler genannt. Zu diesem Zweige gehören folgende Waaren: Citronen, Apfelsinen oder süße Pomeranzen, bittere Pomeranzen, Limonien, Oliven, Kapern, Pfeffergurken, Feigen, Datteln, Gewürze, Lambertsnüsse, Krachmandeln, Traubenrosinen, Spanische Weintrauben, Citronat, überzogene Pomeranzenschalen, Thee von allen Arten, Maronen, Olivenöl (Provenceröl), Achiar, Sago, Trüffeln, Mousserons, Champignons, Morcheln, Macaroni, Vermicelles (Arten Nudeln), Parmesankäse, grüner und weißer Schweizerkäse, Holländischer Käse, Limburger Käse ꝛc.; Braunschweiger Würste aller Art, Cervelat- oder Salami- und andre Italienische Würste, wie die Mortadelli, Caudichini ꝛc; Schalthiere, wie Austern, Muscheln ꝛc.; große Seekrebse oder Hummer; Lachs, geräucherter, frischer und marinirter, Klippfisch, Schollen, Dorsch, Schnepel, Sardellen, Sprotten, Neunaugen, Speckbücklinge, Caviar, Hamburger Rindfleisch, Indianische Vogelnester; feine Weine, von allen Sorten, Rhein-, Franken-, Spanische, Ungarische ꝛc. Weine; von Branntweinen: Breslauer und Danziger Liqueure, Rum, Arac, Franzbranntweine; Essig von verschiedener Art, Senf oder Mostrich von allen Sorten, Englische Biere: Ale, Porter ꝛc. — Der Farbenhandel ist eigentlich auch ein für sich besonderer Handelszweig, der aber theilweise mit dem Material-Waaren- und auch mit dem Droguen-Geschäfte verbunden wird; derjenige, der diesen Handel betreibt, wird Farbenhändler genannt. Zu dem Farbenhandel gehören alle von der Natur erzeugten Farben, wie die Oxide

oder Kalke, die Farbenerden, der Zinnober ꝛc.; dann die durch Kunst oder auf chemischem Wege zubereiteten Farben. Zu den Oxiden gehören die verschiedenen Ocher, das Bleyweiß, die Mennige, der Grünspan ꝛc.; zu den Erden die Köllnische, Kassler, und grüne und rothe Erde, der Umbra, die Terra de Sienna ꝛc. Zu den auf chemischem Wege zubereiteten Farben gehören eine große Anzahl Farben aus dem Pflanzen- und Mineralreiche, wie der Karmin, der Krapplack, das Berliner-, Wiener- und Florentiner-Roth, das Kaiserroth ꝛc., der Indigo, das Berliner-, Mineral-, Berg-, Pariser- und Bremerblau ꝛc., das Pariser-, Neapel-, Kassler- und Chromgelb, (größtentheils Oxide, welche durch chemische Operationen diese Veränderung erlitten), das Schüttgelb, der gelbe Lack ꝛc.; das Mineral-, Berg-, Neuwieder-, Pariser-, Saft-, Buch- und chemische Grün, der grüne Lack ꝛc.; das Kesselbraun, Engl. Braun; das Frankfurter-, Bein- und Rebenschwarz, der Ruß; d. Cremnitzer-, Schiefer- u. Bleyweiß, d. Kreide ꝛc.; Oelfarben in Blasen und in Töpfen, Pastellfarben, Miniaturfarben in Kästchen, flüssige Farben ꝛc., Pinsel, Paletten, Malerstöcke, Staffeleien, Reißbretter, Zeichenpapiere, Estompes, geschnittene, weiße, schwarze und braune Zeichenkreiden, Gummi Arabicum und Elasticum, Mundleim, Mappen, Lineale, Oele, rohe und gekochte, Bronzen, Reibesteine nebst Läufer, Oelleinwand, Spatel; Geräthschaften zum Kupferstechen, als Grabstichel, Schaber, Polirstahl, kalte Nadel ꝛc.; zum Formschneiden, als Hohlmeißel, Messer, Meißel, Stemmeisen ꝛc.; Geräthschaften zum Xilographiren und Lithographiren; Gliedermänner, Anatomien, Lack-Firnisse ꝛc. ꝛc. — Der vorzüglichste und Hauptzweig ist der Droguereihandel, Specereihandel, wo der damit Handelnde die oben am Eingange dieses Artikels angeführten Namen erhält, und dem derselbe gewidmet ist. Zu den Specereiwaaren zählt

man alle diejenigen Waaren, welche in den Apotheken und in den Gewerben gebraucht werden; dahin gehören alle Harze, wie das Colophonium oder das Geigenharz, das elastische Harz, das Benzöe-, Animä-, Weihrauch-, Myrrhen-, Asphaltum-, Elemi-, Kopal-, Assa foetida-, Sandarach-, Mastix- ꝛc. Harz, Drachenblut, Opium, Storax, Ammoniak, das Gummi-Arabicum, Tragant und Guttae; der Schellack; alle schon oben, S. 674, angeführte Gewürze; alle fremde, färbende und nicht färbende Hölzer, wie das Fernambuk-, Gelb-, Quercitronen-, Blau- oder Campeche-, Roth- und Sandelholz, das schwarz Eben-, Zuckerkisten-, Cedern-, Grenadillen-, Rosen-, Buchsbaum- und Mahagonyholz; verschiedene Farbekräuter, Beeren und Wurzeln, als Wau, Scharte, Waid, Krapp oder Röthe, Safran, Carcumey, Kreuzbeeren, Avignonsbeeren, Galläpfel, Knoppern, Sumach ꝛc.; mehrere Farben, wie Indigo, Lackmus, Caput mortuum, Kobald, Schmalte, Scharlachbeeren, Cochenille, Tournesol oder Schminkläppchen, weißer, grüner und blauer Vitriol oder schwefelsaurer Zink, schwefelsaures Eisen und Kupfer; Scheidewasser und Vitriolöl, oder Schwefelsäure und Salpeterfäure, Muschelsilber, Salmiak, Salpeter, Borax, Kampher, Queckſilber, Hausenblase, Weinstein, Schmirgel, Tripel, Potasche, Soda, Bimstein, Schachtelhalm, Fischhaut, Spike, Isländisches Moos, Sennesblätter, Rhabarber, Laquitzensaft, Süßholz; Balsame, wie der Peruvianische, Orientalische oder Meccabalsam, der Copaivbalsam ꝛc. ꝛc.; ätherische und fette oder dicke Oele, Mumien, Korallen, Muscheln, Aloe, Ambra, Bisam; Antimonium, Zink, Bley, Zinn, Kupfer, Gallmay, Wismuth ꝛc.; Braunstein, Blutstein, Flöhsamen, Parfümerien ꝛc. ꝛc. Man hat nun noch besondere Handelszweige, die für sich betrieben werden können, und auch betrieben werden, wie z. B. der Tabaks-, Thee-, Papier-, Ci-

chorien-, Parfüm- und Weinhandel, und deren Betreiber dann Tabaks-, Thee-, Papier-, Cichorien-, Parfümerie- und Weinhändler genannt werden, und wovon der Tabaks-, Papier- und Weinhandel sehr im Großen betrieben wird; von den beiden Ersteren giebt es bedeutende Fabriken. Alle diese besonderen Zweige kommen aber hier nicht in Betracht, wo nur von dem Specereihändler die Rede ist. Dem Specereihändler würden demnach von allen den oben angeführten Zweigen, nach dem Materialienhandel, die meisten zukommen. Im en gros Handel theilen sich alle Waaren der oben genannten Handelszweige zwischen dem Materialisten und Specereihändler. Im Detailhandel handelt der Materialist auch mit Farbe- und Italienerwaaren, so wie der Italienerwaaren-Händler Kaffee, Zucker und viele andere Waaren des Materialisten führt. Der Droguist führt Farben, Italienerwaaren, Materialwaaren, kurz, alle Waaren, die in den genannten Zweigen vorkommen. Auch ist in der jetzigen Zeit, besonders in den Staaten, wo die Gewerbefreiheit herrscht, zwischen allen diesen Zweigen kein Unterschied mehr, und Jeder handelt womit er will, wenn er nur Bürger geworden und der Regierung den schuldigen Tribut für Lösung des Gewerbescheins zahlt, und daher handelt jetzt der Viktualienhändler eben so gut mit Zucker und Kaffee, wie der Kaufmann en detail, und dieser wieder mit Vorkost, wie es auch bei einer Freiheit des Handels seyn muß. Der Specereihändler, oder Droguist im Großen, handelt daher gegenwärtig mit allen Waaren, die aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche, oder durch Kunst, nur nicht mit Hammer und Weberstuhl, gewonnen werden, mit allen im Handel vorkommenden Gewürz-, Material-, Droguerei-, Farben- und Italiener-Waaren; jedoch bleiben von den beiden letztern Handelszweigen viele Waaren ausgeschlossen, die theils en de-

tail bald verkauft werden müſſen, weil ſie ſich nicht halten, theils auch bei ihm nicht geſucht werden, und eben ſo geht es auch bei dem Specereihändler oder Droguiſten en detail, bei dem viele Farbe- und Italienerwaaren nicht, oder doch nur ſehr ſelten, geſucht werden, weil man entweder glaubt, daß man ſie bei ihm nicht ſo wohlfeil, oder nicht ſo gut erhält, als bei den eigends damit handelnden Kaufleuten. Der Specereihändler iſt demnach ein Kaufmann, der eine umfaſſendere Waarenkunde beſitzen muß, als der Materialiſt, wenn er auch die übrigen Kenntniſſe im Handelsfache mit ihm gemein hat; auch hat derſelbe mehr chemiſche Kenntniſſe nöthig, weil er viele Produkte aus chemiſchen Laboratorien oder Werkſtätten erhält, deren Zuſammenſetzungen er, um ſie gehörig aufzubewahren, ſie zu gebrauchen, wegen ihrer Echtheit ꝛc. zu prüfen, nothwendig wiſſen muß. Was ein Kaufmann überhaupt zu wiſſen nöthig hat, iſt ſchon unter Kaufmann, Th. 36, abgehandelt worden, daher ich auf dieſen Artikel verweiſe.

Specereiwaaren, Specereien, ſ. dieſes, alle Waaren, mit denen ein Droguiſt handelt; beſonders werden aber darunter diejenigen Waaren verſtanden, welche aus dem Morgenlande zu uns kommen, und die in Kaffee, Zucker, Thee, Gummata, Balſamen, feinen wohlriechenden und dann auch färbenden Hölzern, Gewürzen ꝛc. beſtehen; ſ. auch dieſe Waaren, oben, unter Specereihändler, und den Art. Waare und Waarenkunde, unter W, wo ein Verzeichniß derjenigen Waaren vorkommen wird, die der Droguiſt führt.

Specht, Picus, Fr. Pic, eine Art Klettervögel, Scansores, Fr. Grimpeurs, welche Cuvier in die zweite Klaſſe der Klettervögel mit dünnem Schnabel ſetzt. Man findet dieſe Vögel beſtändig und in allen möglichen Stellungen an der Rinde der Bäume han-

gen. Zu diesem Klettern sind sie, außer der Bildung ihrer Füße, von denen zwei Zehen nach vorne und zwei nach hinten gehen, wie bei allen Klettervögeln, auch noch durch den Schwanz geschickt, welcher aus sehr dünnen Federn besteht, und ihnen gleichsam als Strebepfeiler dient. Die Behauptung von vielen Naturforschern, daß der Schwanz nur zehn Steuerfedern habe, widerlegt Cüvier, er hat zwölf, nur sind die beiden äußersten sehr klein, daher sind sie immer übersehen worden. Der Schnabel der Spechte ist sehr lang, gerade, spitz, an der Spitze zusammengedrückt, und an der Wurzel eckig. Die Zunge ist sehr lang, rund, dünn, und am Ende mit kleinen rückwärts gebogenen Spitzen bewaffnet. Sie können solche mehrere Zoll lang ausstrecken und wieder zurückziehen; sie dient ihnen, die Würmer aufzuspießen und sie so aus den Spalten der Baumrinde hervorzuziehen. Büffon sagt, daß kein Vogel seine Nahrung mühsamer suchen müsse, als der Specht; die Natur habe ihn gleichsam zum Galeerensklaven bestimmt; denn indem die übrigen Vögel alle freien Uebungen machen könnten, wo Muth und Geschicklichkeit den Vorzug hätten, sei der Specht zu einem mühsamen Geschäft verurtheilt, um seine Nahrung zu finden, indem er die Rinden und harten Fasern durchbohrt, unter denen sie verborgen ist. Er kennt weder Ruhe, noch Erholung, und schläft oft sogar darüber ein, und bringt dann die Nacht in dieser Stellung zu, wozu ihm das Bedürfniß des Tages nöthiget. Er ist von allen andern Vögeln abgesondert, und erhebt nur ein wildes Geschrei, dessen klagender Ton die Stille des Waldes unterbricht, und seine Bemühungen und Beschwerden ausdrückt. Die Unruhe, die ihm beiwohnt, drückt sich auch in seiner Physiognomie ab. Er flieht jede Gesellschaft und sogar die seines Gleichen; nur das physische Bedürfniß der Liebe zwingt ihn, sich eine Gefährtin zu su-

chen; allein auch dieſes geſchieht bei ihm nur mechaniſch, ohne eine beſondere Annehmlichkeit zu empfinden. Er niſtet in den Höhlungen, die er ſich zum Theil ſelbſt ausgegraben hat, und die Bäume, in denen er ſo mühſam ſeine Nahrung ſuchen muß, ſind zugleich ſeine Wiege und ſein Grab. Bei der Zergliederung der Spechte hat man gefunden, daß ſie einen häutigen Magen, aber keinen Blinddarm haben.

Die Spechtgattungen ſind ſehr zahlreich; ſie unterſcheiden ſich durch die Größe und durch die Farbe. Die größten haben den Wuchs der Krähe, und die kleinſten den der Meiſe; jede Art beſonders ſoll aber an einzelnen Vögeln nicht zahlreich ſeyn. Man findet ſie in allen Gegenden der Welt, wo ſich Bäume befinden; am häufigſten jedoch in den heißen Himmelsſtrichen. Gegen zwölf Arten, die man in Europa und in den nördlichen Gegenden der alten und neuen Welt kennt, zählt man in den heißen Gegenden von Aſien, Afrika und Amerika ſieben und zwanzig, nach Büffon; es giebt aber deren noch mehrere. Man kennt in Europa drei Hauptſpechtarten, nämlich den Grünſpecht, den Schwarzſpecht und den Bunt- oder Rothſpecht, von welcher letzteren Art man noch einige Abarten hat, wie z. B. den kleinen Buntſpecht.

Der Grünſpecht, Picus viridis; Griech. Κολιας; Fr. Pic-vert; Ital. Pico verde; Engl. Green Wood-Pecker; Schwed. Groen-Spick; Dän. Gronspaet; Poln. Dzicciol zielony; Picus viridis, vertice coccineo. Linn. Syst. nat. ed. X, Gen. 54, Sp. 7, ed. XII, p. 175, n. 12. Dieſer Specht iſt unter den Spechten in den flachen Ländern des weſtlichen und ſüdlichen Europa's der bekannteſte, dagegen in den mehr nördlichen der Buntſpecht gemeiner iſt. Man findet ihn in beiden Welttheilen; er iſt oben grau, und unten gelblich oder weißlich; der Steiß iſt goldgelb, und der Obertheil des Kopfes ſchön roth. Nach Friſch

ſollten die Männchen nur allein etwas Rothes auf dem Kopfe haben, welches auch Klein behauptet; allein nach Salerne ſollen ſich dieſe Naturforſcher irren; die Jungen ſollen alle einen rothen Kopf, ſogar im Neſte haben. Nach Linnés Beobachtungen ſoll ſich dieſes Roth abändern, und bald mit grauen, bald mit ſchwarzen Flecken vermiſcht ſeyn, und zuweilen ſollen einzelne Exemplare gar keine Flecken haben. Einige, wahrſcheinlich die alten Männchen, bekommen an den beiden ſchwarzen Barthaaren, die aus den Winkeln des Schnabels gehen, etwas Rothes, und haben auch im Ganzen lebhaftere Farben. Nach dem Zorn, dem auch Bechſtein beipflichtet, ſoll das Weibchen nicht ſo viel Roth auf dem Kopfe haben, als das Männchen, auch weniger Schwarz um die Augen; auch weit bläſſer an Farbe über den ganzen Körper ſeyn; auch ſollen die weiblichen Jungen das erſte Jahr ohne Roth auf dem Kopfe bleiben. Bei der Zergliederung des Vogels gewahrt man, daß der Specht, wie auch ſchon oben erwähnt worden, keinen Blinddarm hat; allein an der Stelle deſſelben iſt er in dem Eingeweide aufgeſchwollen; die Gallblaſe iſt groß; die Darmröhre 2 Fuß lang; der rechte Teſtikel iſt rund, der linke länglich und in einen Bogen gekrümmt, welches natürlich und nicht zufällig iſt, wie es ſich an vielen Exemplaren beſtätiget hat. Der Mechanismus der Zunge des Spechts iſt beſonders merkwürdig; die eigentliche Zunge des Grünſpechts iſt nur die knöcherne Spitze, die nur das äußere Ende derſelben zu ſeyn ſcheint, und das, was man für die Zunge hält, iſt das Zungenband ſelbſt, welches in einer häutigen Scheide liegt, und nach hinten zu in zwei lange Aeſte verlängert iſt, die anfangs knochicht und dann knorplicht ſind, welche, nachdem ſie ſich um die Luftröhre geſchlungen, beugen, ſich über den Kopf krümmen, und ihre Lage in einer über der Hirnſchale gezogenen Fuge haben, und in

der Stirn an der Wurzel des Schnabels feſt ſitzen. Die knöcherne Spitze, welche die Stelle der wirklichen Zunge vertritt, ſitzt unmittelbar an dem äußeren Ende dieſes Knochenbeines feſt, und iſt mit einem ſchuppichten Haken bedeckt, der ganz ſtachlicht, von kleinen, nach hinten zu gehenden Haken iſt; und damit dieſer Art von Stachel nichts fehle, die Beute feſt zu halten und zu durchbohren, ſo iſt er von Natur mit einem Leim überzogen, der hinten im Schnabel aus zwei ausleerenden Kanälen quillt, und aus einer doppelten Drüſe kommt. Der Grünſpecht hat übrigens einen ſehr dikken Kopf, und kann ſeine kleinen rothen Federn in die Höhe heben, die ſeinen Wirbel bedecken, und daher giebt ihm Plinius eine Kappe. Er kommt im Frühling angezogen, und läßt dann in den Wäldern ſein ſcharfes und rauhes Geſchrei, Gäck, Gäck, ertönen, welches man in der Ferne hört, und welches er beſonders ausſtößt, wenn er im Springen und Hüpfen fliegt. Im Fliegen ſenkt und hebt er ſich, und zeichnet wellenförmige Bogen in der Luft. Er fliegt über große Strecken ebener und von Holz entblößter Gegenden, um von einem Walde zum andern zu kommen. Zur Zeit der Rebhühner-Paarung ſoll er, nach Büffon, noch eine andere Stimme, als ſeine gewöhnliche, hören laſſen, gleichſam eine Stimme der Liebe, die eine Fröhlichkeit andeutet, und tio, tio, tio, tio, tio lautet, welches er wohl dreißig- bis vierzigmal hintereinander wiederholen ſoll. Nach Aldrovand ſoll er im Sommer ſchweigen, und erſt im Herbſte ſich wieder hören laſſen. Nach Willughby hält ſich der Grünſpecht häufiger, als andere Spechte, auf der Erde auf, beſonders in der Nähe von Ameiſenhaufen, woſelbſt man ihn, nach Zorn, ſicher finden und in Schlingen fangen kann. Er lauert hier den Ameiſen auf, indem er ſeine lange Zunge auf den Weg, den ſie zu paſſiren pflegen, hinlegt, und ſobald er dieſelbe

mit dieſen Inſekten bedeckt fühlt, ſo zieht er ſie ein, und ſchluckt ſie hinunter. Wenn aber die Ameiſen noch nicht in gehöriger Bewegung ſind, und ſie die Kälte in ihren Wohnungen hält, ſo geht er auf den Ameiſenhaufen, öffnet denſelben mit den Füßen und dem Schnabel, und läßt ſich mitten in der durchbrochenen Oeffnung nieder; er haſcht ſie nun nach Gefallen und verſchlingt ſogar ihre Puppen. Zu jeder andern Zeit klettert er gegen die Bäume an, woran er mit verdoppelten Stößen des Schnabels ſchlägt. Seine Schläge hört man in der Ferne und kann ſie zählen, da es nach kleinen Zwiſchenräumen geſchieht. Er zieht oft den trocknen Bäumen alle ihre Rinde ab, ſo groß iſt ſeine Thätigkeit im Suchen ſeiner Nahrung. Da er zu jeder andern Bewegung träge iſt, ſo läßt er ſich leicht nahe kommen, und weiß dem Jäger nicht anders zu entkommen, als daß er ſich um den Zweig dreht, und an der entgegengeſetzten Seite hält. Daß er nach einigen Schlägen nach der entgegengeſetzten Seite des Baumſtammes laufen ſoll, um zu ſehen, ob er ihn durchſtoßen habe, iſt nur inſofern als richtig anzunehmen, daß er die Inſekten, die durch ſeine Schläge aufgeweckt und in Bewegung gebracht worden, von der Rinde abſucht. Nach Büffon ſoll auch der von dem geſchlagenen Theile des Holzes zurückſchallende Ton ihm die hohlen Oerter anzeigen, wo die Würmer, die er ſucht, ſtecken, oder auch eine Höhle, wo er ſelbſt ſeine Wohnung nehmen und ſich ſein Neſt bauen kann. Dieſes Neſt bringt er mitten in einem vom Wurme zerfreſſenen Baume, funfzehn bis zwanzig Fuß über der Erde, an, und öfterer in Bäumen von zartem Holze, z. B. in Eſpen und Sahlweiden, als in Eichen. Das Männchen und Weibchen arbeiten unaufhörlich und wechſelsweiſe daran, den lebendigen Theil des Baumes durchzuarbeiten, bis ſie den wurmmehlichten Mittelpunkt finden, welchen ſie

leer machen und aushöhlen, indem sie mit den Füßen die Späne und das Holzmehl herauswerfen. Zuweilen machen sie ihr Loch so schräge und tief, daß das Tageslicht nicht hineindringen kann. Ihre Jungen, die, bis sie sich mausern, oben graugrün, mit lichten, verloschenen, weißlichen Flecken, und unten weißlichgrau, grünlich überlaufen und mit schwarzen Punkten bedeckt, und deren aschgrauer Kopf mit karmoisinrothen Punkten und einem schwärzlich-grünen Schwanz mit dunklen Querstreifen besetzt sind, füttern sie im Dunkeln. Gewöhnlich legen sie fünf Eier, die grünlich und mit kleinen schwarzen Flecken bedeckt sind. Die jungen Spechte fangen an zu klettern, wenn sie noch ganz klein sind, und ehe sie fliegen können. Das Männchen und Weibchen verlassen sie nicht, begeben sich früher, als die übrigen Vögel zur Ruhe und bleiben bis an den Tag in ihren Löchern.

Nach Einigen soll der Grünspecht der Regenvogel, pluviae avis, der Alten seyn, weil man gewöhnlich glaubt, daß er den Regen durch ein Geschrei, welches von seiner gewöhnlichen Stimme sehr verschieden ist, ankündige, welches Geschrei klagend und ziehend ist, und sich sehr weit hören läßt; daher nennen ihn auch die Engländer Rain-fowl (Regenvogel) und in einigen Provinzen Frankreichs, wie z. B. in Burgund, nennt man ihn Procureur du meunier, weil er den Regen und das Anschwellen des Wassers ankündiget, das die Wassermühlen im Gange bringt und welches in einer gewissen Vorherempfindung, welche in der Beschaffenheit der Luft liegt, die diesem Vogel eigen ist. Bei den Römern wurde dieser Vogel besonders in Ehren gehalten, er hatte bei den Auspicien und Auguren den ersten Platz; seine Erscheinung und Bewegungen waren in Bestimmung des Schicksals sehr wichtig. Nach dem Plinius (Lib. X, cap. 18) setzte sich auf den Kopf des Prätors Aelius Tubero,

während er auf seinem Richterstuhle auf dem öffentlichen Platze saß, ein Specht, und ließ sich mit der Hand greifen. Man fragte die Wahrsager wegen dieses Wunders um Rath, und sie thaten den Ausspruch, daß das Reich mit einer Verwüstung bedrohet würde, wenn man den Vogel fliegen ließe, und der Prätor mit dem Tode, wenn man ihn behielte; Tubero zerriß ihn sogleich mit seinen Händen; und, nach dem Zusatze des Plinius, brachte er das Orakel in Erfüllung. — Nach Albert und Scaliger soll der Grünspecht reden lernen; allein Willughby ist nicht dieser Meinung; denn der Bau der Zunge, welche beim Spechte so lang wie ein Wurm ist, scheint dem Mechanismus, der zur Artikulation der Töne nöthig ist, entgegen zu seyn; auch soll ihr störrischer, wilder und ungelehriger Charakter sie auch noch der Erziehung unfähig machen; denn Vögel, die nur von Insekten leben, welche unter der Rinde verborgen sind, kann man nicht aufziehen. Nach Bechstein soll der Graf von Querhöent den Versuch gemacht haben, jedoch nicht ganz damit zu Stande gekommen seyn. Die Jungen sollen im Neste, nach dem oben genannten Grafen, mit außerordentlicher Hitze kämpfen; wurde ein Baum, worin sich ein Nest befand, geöffnet, so verließen die Alten sie immer und die Jungen mußten Hungers sterben. Daß der Specht bösartig ist, beweist er dadurch, daß er diejenigen Vögel, die schwächer sind, als er, tödtet, indem er ihnen den Kopf mit dem Schnabel zerstößt. Ein Specht, der sich mit mehreren Rebhühnern in einer Kammer befand, tödtete sie alle nach einander; sie sollen zwar umgänglich seyn, jedoch keine Anhänglichkeit besitzen. Man fängt den Grünspecht zuweilen auf der Locke, welches aber durch eine Art von Zufall geschehen soll; denn er soll eigentlich nicht der Locke folgen, sondern nur dem Lermen, den der Vogelfänger macht, indem er gegen den Baum

ſchlägt, worauf er ſeinen Aufenthalt hat, welches ziemlich dem Lermen gleicht, den ein Specht mit ſeinem Schnabel macht. Zuweilen fängt er ſich mit dem Halſe in den Sprenkeln, indem er längs der Stange hinaufklettert; allein es iſt kein vorzügliches Fleiſch, weil dieſe Art Vögel nach Einigen ein ſehr hartes, trocknes Fleiſch haben. Sie werden in Deutſchland, auch in Italien, gegeſſen, beſonders im letztern Lande, in welchem ſie ziemlich fett angetroffen werden. Der Grünſpecht iſt kein ſchädlicher Vogel, wie angegeben wird, denn was man ihn allenfalls beſchuldigen könnte, ſagt Bechſtein*), iſt, daß er zuweilen im Winter die Bienenſtöcke beſchädiget, um zu den Bienen zu gelangen, welches man ihm durch vielerlei Mittel leicht verwehren kann. Die geſunden Bäume werden aber von ihm nicht berührt. Denn nach den genaueſten Beobachtungen geht er nur an die wurmfaulen Bäume und pocht, um die Maden und Inſekten, die in den Ritzen unter der Rinde ꝛc. ſitzen, herauszuſtöbern, welche ſein Pochen eben ſo fürchten ſollen, als die Regenwürmer das Graben des Maulwurfs, und ſich durch die Flucht zu retten ſuchen. Er zerſtört auch viele Raupenneſter und ſucht im Winter in Städten und Dörfern, an den Thüren und Häuſern unter dem Gebälke, in den Lehmwänden und Strohdächern die Inſektenpuppen auf.

2) Der grauköpfige Grünſpecht, Picus canus cinereus, fronte obsoleta rubro maculata, dorso humeris et tectricibus alarum et caude viridibus, uropygio flavo, remigibus caudaque fuscis, gula albida. Linn. Syst. nat. c. Gmel. Tom. I, p. 434, n. 45. Dieſer Vogel hat die Größe unſeres Grünſpechtes, ſein Schnabel iſt matt aſchfar-

*) In ſeiner kurzen, aber gründlichen Muſterung aller bisher mit Recht oder Unrecht von dem Jäger als ſchädlich geachteten und getödteten Thiere ꝛc. ꝛc. Gotha, 1792. S. 111.

big und an der Wurzel gelblich; der Kopf und Hintertheil des Halses sind schön aschfarbig, die Stirn ist mit vier oder fünf undeutlichen kleinen, rothen Flecken bezeichnet, die Nasenlöcher sind mit schwarzen, vorwärts gebogenen Borsten bedeckt; von den Mundwinkeln geht nach hinten zu ein schwarzer Streifen, gleich einem Knebelbarte; die Rücken- und Schulterfedern sind blaugrün; der Steiß gelb; die Deckfedern der Flügel gelblich-grün; die Schwungfedern dunkelbraun mit lichtgelben Flecken; die obern und untern Deckfedern des Schwanzes unten grün; der Schwanz selbst ist braun mit dunkeln Linien durchzogen; unter der Kehle ist die Farbe weißlich, von da an bis zum After aschgrau, mit einer grünen Mischung; die Füße und Klauen sind schwarz. Man findet diesen Specht in Norwegen, auf den Schweizeralpen, besonders aber im nördlichen Rußland und Sibirien. Die Tunguſen rösten das Fleisch, zerstoßen es, und machen daraus eine Salbe, mit welcher sie ihre Pfeile beschmieren. Die damit geschossenen Thiere sollen, nach ihrer Behauptung, sogleich fallen. Nach Pallas soll es eine Abart unsers oben beschriebenen Grünspechtes seyn; Otto behauptet jedoch, daß es eine eigene Art sey, weil er viel kleiner, als die ihm bekannten Spechtarten des gemeinen Grünspechts ist. — Der gelbe Persische Specht ist auch als eine Abart des Grünspechts von Büffon angegeben worden. Er soll, nach Willughby wenig in der Größe vom Grünspechte unterschieden seyn; er hat aber einen dicken Kopf und Hals, auch einen langen Schnabel. Die Federn von der Mitte des Scheitels bis zu dem Ende des Schwanzes sind etwas rostroth; der Schnabel aber ist ganz rostroth; die Füße sind hellblau, die Klauen schwarz; das Uebrige des Körpers gelb, außer, daß die Spitzen aller Flugfedern etwas ins Rostrothe spielen, und ein Fleck von dieser Farbe die Augen

rings umgiebt. Nach Aldrovand ſoll er in Perſien brüten. — Zu den Vögeln der alten Welt, welche mit dem Grünſpechte Aehnlichkeit haben, gehören:

a) Der Palalaka oder große Philippiniſche Grünſpecht, Picus Bengalensis; Fr. le Palalaca, ou Pic vert tacheté des Philippines. Dieſe Art von Grünſpecht ſoll die Größe einer Henne haben, wahrſcheinlich, nach Büffon, nur in der Länge, nicht aber im Umfange des Körpers. Nach Camel, in ſeiner Nachricht von den Vögeln auf den Philippiniſchen Inſeln *), iſt ſeine Stimme ſtark und rauh, ſein Kopf roth und gekappt, das Grüne iſt die Grundfarbe ſeiner Federn, und ſein Schnabel, der eine völlige Feſtigkeit hat, dient ihm zum Aushöhlen der härteſten Bäume, um ſein Neſt darin zu bauen. Die Spanier nennen ihn Herrero, oder der Schmid, wegen des ſtarken Lermens, das er macht, wenn er mit verdoppelten Schlägen an die Bäume klopft. — Eine zweite Art Palalaka, welche der genannte Schriftſteller angiebt, ſoll nicht zu den Spechten gehören, ſondern zu den körnerfreſſenden Geſangvögeln.

b) Der gefleckte Philippiniſche Grünſpecht, Picus Bengalensis; Fr. le Pic verd des Philippines, welcher ſich von der erſten Art durch ſeine Größe und Farbe unterſcheidet, hat das Mittel zwiſchen dem Buntſpecht und Grünſpecht, und nähert ſich mehr dem Wuchſe des Letztern; auf jeder Feder, auf dem ganzen Vorderleibe gewahrt man einen mattweißen Fleck, mit einer ſchwärzlich-braunen Einfaſſung. Die obere Bedeckung der Flügel beſteht aus einer rothen Farbe mit einer aurora-gelben Schattirung, welche auf dem Rücken zu einer glänzenden Aurorafarbe wird, die ins Rothe fällt; der Burzel iſt karminroth, der

*) In den Transactions philosophiques, Nr. 285.

Schwanz gelbröthlich-grau, und der Kopf mit einer wellenförmigen Kappe bedeckt, die gelblich-roth auf einem braunen Grunde iſt.

c) Der Grünſpecht von Goa, Picus Goensis; Fr. Le Pic vert de Goa; Engl. Goa Woodpecker. Er iſt kleiner, als der Europäiſche, und hat ein ſehr ſchönes Gefieder. Die rothe Haube auf dem Kopfe hebt ſich wie ein Zopf und liegt nach hinten, auf der Schläfe iſt ſie mit einem ſchmalen Streife, der oben am Halſe immer breiter wird, eingefaßt; ein ſchwarzer zickzackiger Zirkel geht vom Auge bis auf die Flügel, deren kleine Deckfedern gleichfalls ſchwarz ſind. Ein ſchöner goldgelber Flecken deckt den Flügel bis an die kleinen Schwanzfedern; die großen haben gräuliche Flecken auf ſchwarzem Grunde. Der Schwanz iſt ſchwarz; der Bauch, die Bruſt und der Vorderhals, bis unter den Schnabel, ſind weiß und ſchwarz gemiſcht oder geſprenkelt. — Eine Abart dieſes Vogels ſoll der Manilliſche Specht, Picus Manillensis; Fr. le Pic verd de l'isle de Luçon; Engl. Manilla green Woodpecker, ſeyn, der auf der Inſel Luçon zu Hauſe gehört. Er weicht etwas in der Farbe ab, und hat ſtatt eines gelben, einen großen karmoiſinrothen Flecken auf den Flügeln.

d) Der Bengaliſche Specht, Picus Bengalensis; Fr. le Pic verd de Bengale; Engl. the spotted indian Woodpecker. Dieſer Vogel gleicht dem Grünſpecht von Goa an Wuchs und Farbe, nur iſt der Schnabel um ein Drittheil kürzer, als der von Goa. Es kommen nun noch einige Abarten dieſes Spechtes vor, wie der Zeyloniſche Specht, Picus Kerella, der pomeranzenfarbige Specht, Picus aurantius ꝛc. ꝛc., welche hier übergangen werden müſſen.

e) Der Goertan oder Senegaliſche Grünſpecht, Picus Goertan; Fr. Le Goertan du Se-

negal; Engl. Crimson-rumped Woodpecker. Dieſer Specht iſt nicht ſo groß, als der Grünſpecht. Die Farbe des Oberleibes iſt graubraun, mit einer dunkelgrünen Schattirung. Die Flügel haben weiße Wellen, und auf dem Kopfe und dem Burzel ſind zwei ſchöne rothe Flecken. Der Unterleib iſt grau.

f) Der kleine geſtreifte Senegaliſche Specht, Picus Senegalensis; Fr. le petit Pic rayé du Senegal; Engl. Gold backed Woodpecker. Dieſer Specht iſt nur ſo groß als ein Sperling; der Kopf iſt roth; der Vorderleib graubraun mit weiß wechſelnd; der Rücken iſt goldgelb; die Flügeldeckfedern, ſo wie der Burzel, ſind grünlicht.

g) Der grauköpfigte Specht vom Kap, Picus capensis; Fr. le Pic à tête grise du Cap de bonne Esperance; Engl. Cape Woodpecker, mit dunkelolivenbraunen Federn auf dem Rücken, an dem Halſe und an der Bruſt. Die übrigen Federn ſind dunkelgrau, hin und wieder etwas licht, und am Anfange dts Schwanzes eine rothe Schattirung. An Größe noch nicht wie eine Lerche.

Von den Vögeln der neuen Welt, die mit dem Grünſpecht Aehnlichkeit haben, ſind folgende zu bemerken: a) Der geſtreifte Specht von St. Domingo, Picus striatus; Fr. le Pic rayé de St. Domingue; Engl. Rayed Woodpecker, von der Größe unſers Buntſpechts. Das ganze Gefieder dieſes Buntſpechts iſt in der Quere mit ſchwarzen und olivenfarbigen Streifen durchſchnitten, nur auf der grauen Farbe des Bauches zeichnet ſich eine grüne Schattirung aus, und noch lebhafter auf dem Burzel, deſſen Spitze roth iſt. Der Schwanz iſt ſchwarz.

b) Der olivenfarbige Specht von St. Domingo, der Sperlingsſpecht, Picus passerinus; Fr. le petit Pic olive de St. Domingue; Engl. Passerine Woodpecker. Ein kleiner, ſechs

Zoll langer Vogel, mit rothem Wirbel und olivenfarbigem Mantel. Der Unterleib ist weißlich mit braunen Querstreifen. Die Schwanzfedern sind grau mit braun gemischt. Er soll, ungeachtet seiner kleinen Gestalt, ungemein stark seyn, und mit seinem Schnabel durch die härtesten Palmbäume bis auf's Mark dringen, wo selbst die besten eisernen Werkzeuge sich daran umbiegen.

c) Der große gestreifte Specht von Cayenne, Picus melanochloros, Fr. le grand Pic rayé de Cayenne; Engl. Gold crested Woodpecker, mit goldgelbem ins aurorarothe fallendem Zopfe; an dem Winkel des Schnabels ist ein purpurfarbener Fleck. Der ganze Körper hat untermischte gelbröthliche, schwarze Federn. Die Größe wie der Grünspecht.

d) Der kleine gestreifte Specht von Cayenne, Picus Cayennensis; Fr. le petit Pic rayé de Cayenne; Engl. Cayenne Woodpecker, von 7 Zoll und 5 Linien Länge. In der Farbe hat er Aehnlichkeit mit dem gestreiften Specht von St. Domingo, ist aber nicht so groß; die schwarzen wellenförmigen Binden laufen auf dem graubraunen, olivenfarbigen Grunde seiner Federn fort. Der Hintertheil des Kopfes ist roth; die Stirn und die Kehle sind schwarz. Es giebt nun außer den hier angeführten Spechtarten der neuen Welt noch mehrere andere, wie der gelbe Cayennische Specht, der modorefarbige Specht, der schwarzbrüstige Specht, der rothgelbe Specht, der goldflüglichte Specht, der kleine gelbkehlichte Specht ꝛc. ꝛc., die aber hier übergangen werden müssen.

2) Der Schwarzspecht, die Deutsche Holzkrähe, der Krähenspecht, der große Specht, das Holzhuhn, die Luderkrähe; Picus martius s. maximus, capite superiore et

occipitio rubris; rectricibus nigris (mas.). Picus nigricans; occipitio rubro; rectricibus nigricantibus (foem.). Picus niger Briss. Ornithol. Tom. IV, p. 21; Fr. le Grimpereau noir; Engl. Greatest black Woodpecker; Ital. Picchio; Schwed. Soil-Kraoka, Tillkräka. Dieſer Specht iſt in Europa heimiſch, und hat beſonders Deutſchland zu ſeinem Aufenthaltsorte gewählt. Er iſt der größte unter allen Spechtarten der alten Welt. Er iſt von der Spitze des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes 16 Zoll lang; der Schnabel iſt 2½ Zoll lang und hornartig; die Kappe auf dem Wirbel hat ein lebhaftes Roth und die Federn des ganzen Körpers ein mattes Schwarz, weshalb er auch den Namen Holzkrähe erhalten hat, ſo wie auch wegen ſeines Naturels, welches dem der Krähe gleicht. Das Weibchen unterſcheidet ſich von dem Männchen in der Farbe, es hat nicht ein ſo dunkles Schwarz, und das Roth auf dem Hinterhaupte fällt mehr ins Gelbe, oft findet man dieſe Farbe bei ihnen, den Weibchen, gar nicht. Wenn das Roth bei den Schwarzſpechten tiefer auf das Genick hinabgeht, ſo ſollen es alte Männchen ſeyn. Die Jungen ſind anfangs auf dem Kopfe nur roth und ſchwarz geſprengt; übrigens aber ſchwarzbraun. — Man findet dieſen Specht in hohen Waldungen auf den Gebirgen in Deutſchland, in der Schweiz und auf den Vogeſiſchen Gebirgen; dagegen iſt er, nach Büffon, in vielen Provinzen Frankreichs gar nicht bekannt, welches auch Salerne dadurch beſtätiget, indem er ſagt, daß man ihn in der Normandie gar nicht, und eben ſo wenig in den Gegenden von Paris und von Orleans antreffe; auch in England, Holland und in Italien ſoll man ihn nicht geſehen haben, wenigſtens behauptet dieſes Willughby von dem erſteren, und Aldrovand von dem letzteren Lande; indeſſen ſind *andere Naturforſcher* doch der Meinung, daß er

sich auch in diesen Ländern aufhalten müsse, nur treffe man ihn überall sehr sparsam, und da er sehr scheu ist, so bekommt man ihn auch selten. Uebrigens findet man ihn in allen nördlichen Gegenden, sogar in Schweden. So giebt es auch Gegenden, die der Schwarzspecht vorzugsweise liebt, welches die einsamen und wilden Oerter sind; so soll der Spessart im südlichen Deutschland wegen der sehr vielen darin hausenden Schwarzspechte berühmt seyn; in dem übrigen Deutschland findet man sie dagegen eben nicht häufig. Dieses Alles scheint zu beweisen, daß diese Spechtart überhaupt nicht zahlreich angetroffen wird; man findet auch selten in dem Umfange von einer halben Meile mehr als ein Paar von diesen Vögeln an. Sie sollen sich in einem gewissen Bezirke in der Runde aufhalten, den sie nicht verlassen, und wo man sie beinahe immer wieder findet. Dieser Specht höhlt, wie die andern Arten, die Bäume mit seinem Schnabel aus; er klopft mit so starken Schlägen daran, daß man es so weit, als die Schläge mit einer Axt daran, hört; er soll aber, nach genauen Beobachtungen, nicht die gesunden Bäume wählen, sondern nur die inwendig kernfaulen und wurmfrässigen, daher auch wohl der weit sich verbreitende Schall seiner Schnabelschläge. Aus diesen Bäumen holt er die denselben schädlichen Insekten zu seiner Nahrung, auch wählt er die gemachte Aushöhlung zu seiner Wohnung. Das Weibchen legt zwei oder drei weiße Eyer; die ausgebrüteten Jungen werden in den hohlen Bäumen aufgezogen, in denen sie aus dem Eye kommen. Sie lassen sich zähmen und leben kurze Zeit von Wallnüssen.

Wenn dieser Specht sein angefangenes Loch durchbohrt und sich den Eingang zum hohlen Baume geöffnet hat, so macht er ein großes Geschrei, oder er läßt ein scharfes und langgedehntes Pfeifen von sich hören, welches weit gehört wird; auch läßt derselbe

zu gewiſſen Zeiten ein Klappern oder Knarren hören, welches er mit ſeinem Schnabel macht. Dieſer Specht kommt unter allen Spechtarten am ſeltenſten an die Erde; er klettert nur immer an den alten Baumſtämmen, Baumſtrünken umher, und zerſtört die Horniſſen- und Weſpenneſter, auch ſtellt er den Borkenkäfern und ſchwarzen Roßameiſen nach. Er iſt daher kein ſchädlicher, ſondern ein ſehr nützlicher Vogel, dem gar nicht nachgeſtellt werden ſollte, es müßte denn um ſein Fleiſch zu genießen geſchehen, welches einen ſehr guten Geſchmack haben ſoll. — Nach einigen Schriftſtellern ſoll dieſer Specht im Winter fortziehen, nicht wegen der Witterung, ſondern weil es ihm in dieſer Jahreszeit in den nördlichen Ländern an Nahrung fehlt, weil die Holzwürmer ſich dann tiefer in das Holz arbeiten, und die Ameiſenhaufen unter dem Eiſe oder Schnee vergraben ſind; allein andere Schriftſteller behaupten das Gegentheil, und wollen ſie auch im Winter in den Kieferwäldern Deutſchlands, und, nach Bock, auch in Preußen angetroffen haben. Es ſcheint auch wohl, da es ein harter Vogel iſt, daß er den Winter über in Deutſchland und in den nördlich daran gränzenden Ländern bleibt, weil ſich auch für ihn in dichten Fichten- und Tannenwäldern Nahrung findet. — Woher eigentlich dieſer Specht gekommen, oder aus welchem Welttheile dieſe Art ihren Urſprung genommen, iſt zweifelhaft; denn man kennt in der alten Welt, weder in Aſien, noch in Afrika, einen Vogel, deſſen Art mit dieſer Europäiſchen Spechtart Aehnlichkeit hätte. Nach Büffon's Vermuthung ſoll er vielleicht aus der neuen Welt zu uns herübergekommen ſeyn, indem man in Amerika verſchiedene Spechtarten findet, die man unmittelbar zu der Art rechnen müßte, wozu dieſer Schwarzſpecht gehört; auch ſcheint ſeine nicht große Verbreitung durch alle Länder Europa's, und dann ſeine nicht zu große Anzahl in den Ländern, wo

er heimiſch iſt, wie in Deutſchland, dieſe Vermuthung Büffons zu beſtätigen. Es kann aber auch ein nur im nördlichen Europa bloß heimiſcher Vogel ſeyn, der hier urſprünglich zu Hauſe gehört, und da er ſich größtentheils nur in den dicken Waldungen der Gebirge aufhält, in ausgehöhlten Bäumen niſtet, und dabei ſehr ſcheu iſt, ſo bleibt ſeine Vermehrung mehr dem Späher verborgen. — Zu den Vögeln der neuen Welt, welche Aehnlichkeit mit dem Schwarzſpecht haben, gehören:

a) Der große weißſchnäblichte ſchwarze Specht, auch der große Specht mit dem weißen Schnabel, der größte ſchwarze Amerikaniſche Baumhacker, der Haubenſpecht, Weißſchnabel und der Grenadier genannt; Picus principalis Linn., Picus cristatus niger; Fr. le grand Pic noir à bec blanc, le Pic noir hiepe de la Caroline; Engl. White billad Woodpecker. Ein ſich in Karolina aufhaltender Specht, welcher größer, als der Europäiſche iſt, und größer, als alle Vögel dieſes Geſchlechtes; er kommt der Krähe gleich und übertrifft ſie noch; ſein Schnabel, der dem Elfenbein an Weiße gleicht, iſt 3 Zoll lang, und der ganzen Länge nach gefurcht, welcher Schnabel ſo ſchneidend und ſtark ſeyn ſoll, daß der Vogel in einer oder zwei Stunden oft einen Scheffel voll Späne macht; daher haben ihm auch die Spanier den Namen des Zimmermannes gegeben. Der Kopf trägt hinten eine große in zwei Büſchel getheilte Scharlachkappe, wovon der eine Büſchel auf den Hals fällt, und der andere erhaben iſt, der letzte iſt mit langen, ſchwarzen Faden bedeckt, die von dem Wirbel, welchen ſie ganz bedecken, herkommen; denn die Scharlachfedern decken ihn nur hinten; über die Seite des Halſes geht ein weißer Streif, der ſich mit dem Weißen, das den Untertheil des Rückens, ſo wie die mittleren Schwung-

federn deckt; das ganze übrige Gefieder hat ein reines und dunkles Schwarz. Er baut in den dickſten Bäumen und niſtet in der Regenzeit. Man findet dieſen Specht auch in noch wärmeren Himmmelsſtrichen, als den Karoliniſchen. Die wilden Nordamerikaner machen aus den Schnäbeln dieſer Spechte Kronen für ihre Krieger, und kaufen ſich daher die Vögel zu dieſem Behufe von den ſüdlichen Bewohnern dieſes Erdtheils. Der Handel geſchieht im Tauſch, indem ſie drei Rehhäute für einen Spechtſchnabel geben.

b) Der rothzöpfige ſchwarze Specht, Picus pileatus; Fr. le Pic noir à huppe rouge; Engl. Larger red-crestad Woodpecker, welcher ſich größtentheils in Louſiana aufhält, oder auch in Karolina und Virginien gefunden wird, hat viel Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden, nur iſt der Schnabel nicht weiß, auch iſt der Vogel kleiner, obgleich größer, als der Europäiſche Schwarzſpecht. Der Wirbel iſt mit einer großen Scharlachkappe geſchmückt, die in einem Büſchel zuſammen liegt, und ſich wie eine Flamme nach hinten hin wirft; unten iſt eine ſchwarze Binde, in welcher das Auge liegt; ein rother Bart kommt aus der Wurzel des Schnabels, und macht gegen die ſchwarzen Seiten des Kopfes einen Abſtich; die Kehle iſt weiß; ein kleiner Streif von gleicher Farbe geht bei dem Auge und dem Barte vorbei und über den Hals fort, bis über die Schulter; alles Uebrige am Leibe iſt ſchwarz, mit einigen weißen Flecken auf dem Flügel und auf dem Rücken. Das Schwarze unter dem Leibe iſt nicht ſo dunkel und mit grauen Wellen gemiſcht; bei dem Weibchen iſt der Kopf vorne braun, und nur auf dem Hintertheile des Kopfes ſind rothe Federn.

c) Der Quantou oder gezopfte Cajenniſche ſchwarze Specht, Picus lineatus; Fr. le Quantou ou Pic noir huppe de Cayenne;

Engl. Lineated Woodpecker. Dieſer Specht iſt ſo groß, als der Grünſpecht, nur iſt er nicht ſo ſtark oder dick im Leibe; oben iſt er ſchwarz, eine weiße Linie ausgenommen, die bis über den Hals wie ein Gürtel hinabgeht. Der Bauch und Unterleib hat graue und ſchwarze Binden, und die Kehle iſt auf eine gleiche Art geſprenkelt. Aus der untern Kinnlade des Schnabels geht ein rother Bart, ſo wie auch der Kopf durch einen ſchönen Zopf von gleicher Farbe bedeckt iſt, der nach hinten zurück fällt.

d) Der kleine ſchwarze Specht, Picus hirundinaceus; Fr. le petit Pic noir, der kleinſte unter den Schwarzſpechten, hat nur die Größe des Wendehalſes, der Kopf, die Bruſt, der Rücken und die Kehle ſind ſchwarz, mit bläulichen Strahlen, ein rother Fleck ausgenommen, der ſich auf dem Kopfe des Männchens befindet, und etwas Weiß über dem Auge, und einige gelbe Federn am Hinterkopfe; unter dem Leibe geht ein ſchöner dunkelrother Streif, und der Schwanz iſt ſchwarz. Dem Weibchen fehlt ſowohl der rothe Fleck, als auch der gelbe Zirkel auf dem Kopfe. Eine Art dieſes Spechtes, der anſtatt des rothen Fleckes auf dem Wirbel rund herum eine gelbe Krone hat, die aus den kleinen gelben Federn entſteht, iſt wahrſcheinlich nur eine Abart, welche das Alter hervorgebracht. Man hat nun außer den hier angeführten Arten des Schwarzſpechtes der neuen Welt noch einige, wie der ſchwarze Specht mit rothem Domino, Picus erythrocephalus; der rothhalſige Specht, Picus rubricollis ꝛc. ꝛc., die hier aber übergangen werden müſſen.

3) Der große Buntſpecht, der große ſchwarz- und weißbunte Specht, der größere Roth- und Buntſpecht, der Elſterſpecht, Weißſpecht, Picus major, superne nigro, inferne griseo rufescens. Picus vari-

us major. Brisson Ornithol. Tom IV, pag. 34. Griech. πικος; Fr. l'Epeiche ou le Pic varié, le Pic rouge; Engl. great spotted Woodpecker; Ital. Culrosso. Dieſer Buntſpecht iſt die dritte Art der Europäiſchen Spechte. Den Namen Buntſpecht hat er wegen der Abwechſelung des Weißen und Schwarzen auf ſeinem Gefieder erhalten, welches noch durch das Roth auf dem Kopfe und dem Bauche gehoben wird. Der Wirbel iſt ſchwarz, mit einer rothen Binde auf dem Hinterhaupte, und die Kappe endiget ſich auf dem Halſe in einer ſchwarzen Spitze, von wo zwei ſchwarze Aeſte, wovon an jeder Seite ein Aſt nach der Wurzel des Schnabels hinunter geht, daſelbſt einen Bart macht, und der andre unten am Halſe hinuntergeht und ihn gleichſam wie mit einem Halsbande einfaßt, welcher ſchwarze Strich ſich nach der Schulter in das ſchwarze Stück hinzieht, welches die Mitte des Rückens einnimmt. Die Schultern decken zwei große weiße Flecken. Die Schwungfedern der Flügel ſind braun, die andern ſchwarz, mit weiß gemiſcht. Das Roth auf dem Kopfe iſt lebhafter, als dasjenige auf dem Bauche, welches ſchön dunkelroth, karmoiſinroth iſt. Wegen dieſer Mannigfaltigkeit der Farben kann man dem Buntſpecht in der Schönheit den Vorzug vor allen andern Spechten geben. Dem Weibchen fehlt das Rothe auf dem Hinterkopfe. Dieſer Specht hat die Größe einer Amſel. Ein Weibchen, welches Otto ſchoß, wog 6 Loth und die Länge deſſelben bis zu dem Schwanze betrug 9½ Zoll Rheinländiſch; die Flügelausbreitung 14¼ Zoll, Bechſtein ſetzt das Maaß 9 Zoll Länge und 16 Zoll Breite. Man findet dieſen Specht den Sommer über in Wäldern, im Winter aber in den Gärten, wo er ſich von allerhand Inſekten nährt, als von Heuſchrecken, Miſtkäfer, Maikäfer, Ameiſen, Bienen ꝛc.; er frißt aber auch Fichten- und Kieferſamen, Buchekern, Eicheln, und

holt die Kerne aus den Haſelnüſſen, welche er, um dieſes zu können, in Baumſpalten ſteckt. Er iſt daher ſowohl den Wäldern, als auch den Gärten nützlich, indem er die Holzwürmer und die Puppen und Maden der Inſekten vertilgt. Durch dieſes Abſuchen der Inſekten ꝛc. ſoll er den Obſtbäumen die alte Schale und das verderbliche Moos ablöſen und dadurch zu ihrem Gedeihen ſehr viel beitragen. Dieſer Specht ſoll eine außerordentliche Gewandtheit haben, und mit vieler Leichtigkeit in die Höhe, hinunter, nach der Seite ꝛc. klettern; die ſteifen Schwanzfedern dienen ihm, wie allen andern Spechten, dabei zur Unterſtützung. Seine Schläge an die Bäume ſollen weit lebhafter, als diejenigen des Grünſpechtes ſeyn; auch niſtet er in einem ſich ſelbſt gemachten Loche in einem übrigens hohlen Baume, immer einige 20 Fuß hoch, ſo fand Büffon ein Neſt in einer alten hohlen Eſpe 30 Fuß von der Erde. Er iſt ſehr mißtrauiſch; denn ſobald er Jemanden gewahr wird, ſo bleibt er unbeweglich hinter einem Zweige verborgen; auch wenn er in den Wäldern zu den Moräſten fliegt, um zu trinken, geſchieht ſolches immer in der Stille, ohne das geringſte Geräuſch zu machen und niemals im Fluge; denn er kommt gewöhnlich ſo, daß er von einem Baume zum andern fliegt, und jedesmal, wenn er ſich ſetzt, ſcheint er zu erforſchen, ob er in der Gegend herum auch nichts für ſich zu befürchten hat; ſeine Miene iſt ruhig, er dreht den Kopf nach allen Seiten, hält ihn auch nieder, um durch die Blätter der Bäume auf die Erde zu ſehen, und das geringſte Geräuſch, das er hört, iſt hinreichend, ihn wieder zurück zu treiben. Wenn er bis zu dem Baume gekommen iſt, der dem Sumpfe am nächſten ſteht, ſo ſteigt er von Zweig zu Zweig, bis zu dem niedrigſten, und von dieſem letzten geht er an das Ufer des Waſſers. So oft er hier ſeinen Schnabel hineinhält, horcht er auf und ſieht ſich um,

und ſobald er getrunken hat, entfernt er ſich ſogleich, ohne ſich erſt aufzuhalten, wie wenn er gekommen iſt. Wenn man ihn auf dem Baume ſchießt, ſo fällt er ſelten bis auf die Erde, wenn noch etwas Leben in ihm iſt; denn er hält ſich mit ſeinen Nägeln in den Zweigen feſt, und man muß ihn oft noch einmal ſchießen, wenn er herunter fallen ſoll.

Beſondere Arten dieſes Buntſpechtes ſind: a) der mittlere Buntſpecht, der kleine ſchwarz- und weißbunte Baumhacker, der Elſterſpecht, Picus medius albo nigroque varius, cristo pileoque rubris. Linn. Fauna Suec. n. 101; Fr. le Pic varié à tête rouge. Dieſer Buntſpecht hat beinahe die Größe des vorher beſchriebenen, nach Bechſtein die Größe einer Droſſel, $8\frac{1}{2}$ Zoll Länge und $13\frac{1}{2}$ Zoll Breite; auch hat er mit demſelben einerlei Aufenthalt und Nahrung, Art der Fortpflanzung, ja ſogar ähnliche Farben, nur ſoll ihn ſein hochkarmoiſinrother Scheitel, ſein roſenrother After und ſein dünnerer ſpitzigerer Schnabel hinlänglich unterſcheiden. Nach Otto ſoll bei dieſer Art das Männchen und Weibchen nicht ſo verſchieden ſeyn, als bei der größeren Art; es hat nämlich auch einen rothen Scheitel. Er hält ſich im Sommer mehr in Feldhölzern und Gärten, als in großen Waldungen auf, und ſeine Nahrung iſt dieſelbe aller Spechte, nämlich Inſekten und Gewürm. b) Der kleine Buntſpecht, der Grasſpecht, die kleinſte Art von dem ſchwarz- und weißbunten Specht, Picus minor, albo nigroque varius, vertice rubro crisso testaceo. Müller zool. dan. n. 101. Picus varius minor. Briss. Ornith. Tom. IV, p. 41. Fr. le petit Epeiche, le petit Grimpereau ou Pic verd bigarré; Engl. Lesser spotted wood spite or Woodpecker; Ital. Pipra, Pipo. Dieſer kleine Specht hat kaum die Größe eines Sperlings

und wiegt nur eine Unze. Er unterscheidet sich am Gefieder von dem großen Buntspechte nur durch den Unterleib, welcher schmutzigweiß oder grau ist, und durch das fehlende Roth unter dem Schwanze und das Weiße auf den Schultern; alle andere Kennzeichen sind dem großen gemein; auch das Rothe auf dem Kopfe zeigt sich nur bei dem Männchen. Man gewahrt ihn den Winter über nahe an die Häuser und in die Baumgärten kommen, um seine Nahrung zu suchen. Bechstein nennt ihn ein sehr nützliches Gartenvögelchen, dessen Magen er immer mit weißen Maden, Insekten ꝛc. angefüllt gefunden hat. Er klettert nicht sehr hoch auf die größten Bäume, und scheint rund um an den Stamm gefesselt zu sein. An den Obstbäumen sucht er nicht allein die Schalen ab, sondern stellt auch im Grase und Moose unter den Bäumen den für die Obstbäume so schädlichen Schmetterlingspuppen nach. Er nistet, wie die übrigen Spechte, in einem Baumloche, welches er oft der Kohlmeise streitig machen soll, der er an Kräften überlegen ist, und die gezwungen wird, ihm ihre Wohnung einzuräumen; das Weibchen legt grünlichweiße Eier. Man findet diesen Buntspecht in England, Deutschland, Schweden, ja er soll bis nach Nordamerika verbreitet seyn; denn man gewahrt in Lousiana einen kleinen Buntspecht, der ihm fast in Allem gleicht, ausgenommen, daß der Kopf oben, wie bei dem Kanadischen Buntspecht, mit einer schwarzen Kappe bedeckt ist, die einen weißen Rand hat. Nach Salerne soll dieser Vogel in Frankreich nicht anzutreffen seyn; allein man findet ihn, nach Büffon, doch daselbst. Auch zu Antigua will Sonnerat einen kleinen Buntspecht gesehen haben. An dem Weibchen dieses kleinen Vogels ist gar nichts Rothes; aber auch Männchen will Bechstein gesehen haben, die keinen rothen Scheitel hatten, welches aber nach dem genannten Schriftsteller bei allen

Männchen der Fall seyn soll, bei welchen sich die rothen Federn verlieren.

Hierher gehört auch noch der dreizähige Buntspecht, Picus tridactylus Linn., von der Größe des mittleren Buntspechtes, mit weiß und schwarz geflecktem Körper, mit goldfarbigem Scheitel am Männchen und silberfarbigem am Weibchen, und nur drei Zehen. Man trifft diesen Specht nur im nördlichen Deutschland und auf den südlichen Alpen an. Er nährt sich von Insekten, wie sein Vorgänger, und ist daher eben so unschädlich. — Unter den Vögeln der alten Welt, welche Aehnlichkeit mit dem Buntspecht haben, gehören:

1) Der gewässerte und gefleckte Buntspecht aus Nubien, Picus nubicus, ex albo, rufo et fusco varius. Linn. Syst. nat. c. Gmel. Tom. I, pag 439. n. 52; Fr. l'Epeiche de Nubie ondé et tacheté; le Pic tacheté de Nubie. Dieser Specht ist um ein Drittheil kleiner, als der Europäische Buntspecht, sein ganzes Gefieder hat ein angenehmes aus Tropfen und Wellen bestehendes Bunt, welche gebrochen und gleichsam weiß und gelbröthlich geschlängelt und gefleckt sind, auf einem Grunde, der gelbbraun und auf dem Rücken schwärzlich ist, und etwas tropfenförmiges Schwärzliches auf dem Weißlichten der Brust und des Bauches hat. Ein schön rother Halbzopf deckt wie eine Kappe den Hinterkopf. Auf dem Wirbel und dem Vorderkopfe ist von den feinen und schwarzen Federn jede auf der Spitze mit einem kleinen weißen Tropfen gefleckt. Der Schwanz ist in der Quere durch braun- und rothgelbe Wellen abgetheilt.

2) Der große Buntspecht von Lúcon, der Kardinalsspecht, Picus cardinalis; Fr. le Grand pic varié de l'isle de Lucon; Engl. Cardinal Woodpecker. Der Wirbel und Hinterkopf

dieſes Vogels haben ein lebhaftes Roth; an den Seiten des Halſes gewahrt man eine weiße Binde, die bis unter das Auge geht. Die Bruſt und der Bauch ſind bunt durch länglichte ſchwarze Flecken auf einem weißen Grunde. Der Rücken, ſo wie die Flügeldeckfedern ſind ſchwarz, die kleinen Flügeldeckfedern haben weiße Querſtreifen.

3) Der kleine braune Buntſpecht von den Molucken, Picus moluccensis; Fr. le petit Epaiche brune des Moluques; Engl. Brown Woodpecker, mit ſchwärzlichbraunen Federn, welche oben wellenförmig weiß ſind, unten aber weißlich mit braunen Pinſelſtrichen gefleckt; der Kopf und der Schwanz ſind, wie alle Schwanzfedern, braun. Er iſt kaum ſo groß, als unſer kleiner Buntſpecht. Es giebt nun noch einige andere, die aber hier übergangen werden müſſen.

Unter den Vögeln der neuen Welt, die mit dem Buntſpechte Aehnlichkeit haben, gehören:

1) Der Kanadiſche Buntſpecht, Picus Canadensis, Fr. l'Epeiche du Canada; Engl. Canada spotted Woodpecker, welcher dem Europäiſchen ſehr ähnlich ſieht, nur ſind die Farben anders vertheilt. Er hat gar kein Roth; auf der Seite des Halſes iſt mehr weiß; auch der Hinterkopf iſt weiß oder ſchwachgelb.

2) Der Jamaikaſche Buntſpecht, Picus Carolinus; Fr. l'Epaiche ou Pic varié de la Jamaique; Engl. Carolina Woodpecker, welcher an Größe zwiſchen dem Europäiſchen Grünſpecht und Buntſpecht ſteht. Die Haube iſt roth und fällt wie eine Kappe hinten auf den Hals. Kehle und Bruſt ſind grauroth gelblich, welches ſtufenweiſe in ein mattes Roth auf dem Bauche übergeht; der Rücken iſt ſchwarz und mit grauen Wellen Feſtonartig in der

Quere gestreift, welche auf dem Flügel heller und auf dem Burzel breiter und ganz weiß sind.

3) Der gestreifte Louisianische Buntspecht, Picus Carolinus; Fr. l'Epeiche ou Pic rayé de la Louisiane. Er ist etwas größer, als der Buntspecht, und durch weiße und schwarze Querbindchen angenehm gestreift und mit Binden geziert. Der Kopf ist ganz roth, mit einigen Pinselstrichen von dieser Farbe auf der Kehle bis unter die Augen.

4) Der Buntspecht von Virginien mit dem Haarschweife, der rauhe Specht, der zottige Specht; Picus villosus; Fr. l'Epeiche ou Pic chevelu de Virginie; Engl. Hairy Woodpecker. Der Rücken und die Flügel dieses Spechtes sind schwarz, längs dem Rücken läuft ein weißer Streifen dünner Federn. Die Flügel haben auch weiße Flecken. Ein schwarzer Flecken deckt den Wirbel und ein rother den Hintertheil des Kopfes; von da bis zum Auge geht eine weiße Linie, und eine andere zieht sich nach der Seite des Halses hinunter. Der Schwanz ist schwarz und der ganze Unterleib weiß. Er ist kleiner, als der Buntspecht.

5) Der kleine Buntspecht von Virginien, der Daunenspecht, der haarige Baumhacker, Picus pubescens; Fr. l'Epeiche ou petit Pic varié de Virginie; Engl. Downy Woodpecker, little Woodpecker. Dieser Specht gleicht dem haarigen Spechte in seinen Flecken und seinen Farben so sehr, daß man, ohne den Unterschied der Größe, glauben möchte, daß es die nämliche Art ist; die Brust und der Bauch dieses Spechtes sind hellgrau, die vier mittleren Rückenfedern sind schwarz und die andern haben schwarze und weiße Querstreifen; dieses sind die einzigen Verschiedenheiten dieses kleinen Spechtes. Das Weibchen unterscheidet sich vom

Männchen, wie bei allen andern Spechtarten, dadurch, daß es nichts Rothes auf dem Kopfe hat.

6) Der gewäſſerte Buntſpecht, der Jujuganiſche Specht, der gelbbauchige Baumhacker, der Specht mit dem gelben Leibe, der ſchäckige Specht, Picus tridactylus; Fr. l'Epeiche ou Pic varié ondé, le Pic varié de Cayenne; Engl. Woodpecker with tree toes. Das Gefieder dieſes Spechtes kommt dem des Buntſpechts ſehr nahe; er iſt auf dem Rücken ſchwarz, mit wellenförmigem oder vielmehr ſchuppenförmigem Weiß auf den großen Schwungfedern ſtark bemalt, welche beide Farben, wenn er liegt, einen Streifen wie im Brettſpiele bilden. Der Unterleib iſt weiß und macht mit den ſchwarzen Schuppen auf d. Seiten eine bunte Farbe; zwei weiße Striche gehen nach hinten, der eine vom Auge, der andere vom Schnabel, und der Wirbel iſt roth. Dieſer Specht hat nur drei Zehen; man findet ihn auch in der Schweiz; er bewohnt daher den nördlichen Theil der beiden Welten. — Außer dieſem angeführten Spechte giebt es nun noch mehrere Arten, die aber hier übergangen werden müſſen.

Büffons Naturgeſchichte der Vögel. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen, Zuſätzen und vielen Kupfern vermehrt von Bernh. Chriſt. Otto. 23r Band. Berlin, 1796, S. 7 u. f.

Bechſteins Naturgeſchichte. S. 349. — Deſſen Naturgeſchichte Deutſchlands, 2r Bd., S. 505, u. 2, S. 510. — Deſſen Muſterung aller bisher mit Recht oder Unrecht von dem Jäger als ſchädlich geachteten Thiere. Gotha, 1792, S. 108 u. f.

Kleins Vorbereitung zu einer vollſtändigen Vögelhiſtorie ꝛc. Leipzig und Lübeck, 1760, S. 49.

Specht (Bengaliſcher), ſ. oben, unter Specht, S. 680.

— (Blau-), ſ. daſelbſt, S. 709.

— (Bunt-), ſ. daſ., S. 698.

Specht (Bunt-), der Kanadiſche, ſiehe ob., unter Specht, S. 704.
— —, der dreizehige, ſ. daſelbſt, S. 703.
— —, der große, ſ. daſ., S. 698.
— —, der geſtreifte Louiſianiſche, ſ. daſ., S. 705.
— —, der gewäſſerte oder gefleckte, ſ. daſ., S. 703.
— —, der Jamaikaiſche, ſ. daſ., S. 704.
— —, der kleine, ſ. daſ., S. 701.
— —, der kleine braune von den Molucken, ſ. daſ., S. 704.
— —, der kleine von Virginien, ſ. daſ., S. 705.
— —, der mittlere, ſ. daſ., S. 701.
— (Daunen-), ſ. oben, S. 705.
— (Elſter-), ſ. daſ., S. 698, 701.
— (goldflügelichter), ſ. daſ., S. 692.
— (Gras-), ſ. daſ., S. 701.
— (Grün-), ſ. daſ., S. 681.
— —, der Bengaliſche, ſ. daſ., S. 690.
— —, der gefleckte Philippiniſche, ſ. daſ., S. 689.
— —, der gelbe Cayenniſche, ſ. daſ., S. 692.
— —, der geſtreifte von St. Domingo, ſ. daſ., S. 691.
— —, von Goa, ſ. daſ., S. 690.
— —, der große geſtreifte von Cayenne, ſ. daſ., S. 692.
— —, der große Philippiniſche, ſ. daſ., S. 689.
— —, der grauköpfige, ſ. daſ., S. 687.
— —, der grauköpfige vom Kap, ſ. daſ., S. 691.
— —, der kleine geſtreifte von Cayenne, ſ. daſ., S. 692.
— —, der Maniliſche, ſ. daſ., S. 690.
— —, der olivenfarbige von St. Domingo, ſ. daſ., S. 691.
— —, der pomeranzenfarbige, ſ. daſ., S. 690.

Specht (Grün-), der rothgelbe, siehe oben, unter Specht, S. 692.
— —, der Senegalische, s. das., S. 690.
— —, der Senegalische gestreifte, s. das., S. 691.
— —, der Zaylonische, s. das., S. 690.
— (Hauben-), s. das., S. 696.
— (Kardinals-), s. das., S. 703.
— (Krähen-), s. das., S. 692.
— (Maurer-), s. unten, S. 709.
— (May-), s. das., S. 709.
— (Roth-), s. oben, S. 698.
— (Schwarz-), s. das., S. 692.
— —, der gezopfte Cayennische, s. das., S. 697.
— —, der kleine, s. das., S. 698.
— —, der rothhalsige, s. das., S. 698.
— —, der rothzöpfige, s. das., S. 697.
— —, mit rothem Domino, s. das., S. 698.
— (Sperlings-), s. das., S. 691.
— (Weiß-), s. das., S. 698.
— (zottiger), s. das., S. 705.

Spechtarten, die verschiedenen Arten der Spechte, s. oben, unter Specht.

Spechtartige Vögel, alle Arten Klettervögel, welche an den Bäumen umherklettern, und mit dem Schnabel die Insekten daraus hervortreiben, welche zu ihrer Nahrung dienen. Sie unterscheiden sich besonders durch ihre Füße, von denen zwei Zehen nach vorne und zwei nach hinten stehen, als die Spechte, Jakamars (Galbulae), Wendehälse (Jynces), Guckgucks (Cuculi) ꝛc. Auch einige kleinere Arten, die nicht die Zehen wie die Spechte haben, können hierher gerechnet werden, wie die Spechtmeisen (Sittae), Baumläufer (Certhiae) ꝛc. Man sehe diese Vögel unter ihrem Namen nach.

Spechter, ein nur in einigen Gegenden übliches Wort, eine Art hoher und enger Trinkgläser zu bezeichnen, welches eine Art der sogenannten Paßgläser seyn

ſoll. Nach dem Friſch ſoll dieſe Benennung von dem Walde Speſſart herrühren, der wegen der vielen darin befindlichen Spechte, ehemals Piceavia sylva, Spechteshard genannt wurde; indeſſen iſt dieſes zu weit hergeholt, und Adelung's Ableitung von ſpechtig, welches Ausdruckes man ſich in einigen gemeinen Mundarten bedient, und welches ſchmächtig, lang, dünn bezeichnet, wohl die richtigſte, alſo ein langes, ſich gleichſam ſchmächtig hinaufziehendes Glas.

Spechtgeſchlecht, das ganze Geſchlecht der Spechte, alle dazu gehörige Arten, wie der Grün-, Schwarz- und Buntſpecht ꝛc.

Spechtkrähe, eine Benennung des Schwarzſpechts.

Spechtmeiſe, Spechtmeiſen, Sittae; Fr. Sittelles, Vögel mit geradem, langem, dünnem und ſpitzem Schnabel, kurzen, ſtarken Füßen, und ſteifem Schwanze, welche gleich den Spechten an den Bäumen hinaufklettern, und an die Rinde derſelben anſchlagen, um die daruntee verborgenen Würmer zu entdecken. Sie niſten, wie die Spechte, in Baumlöchern, deren Oeffnung ſie durch Erde kleiner machen.

1) Der Blauſpecht, die Spechtmeiſe, der Nußhacker, Nußhaer, Nußpicker, Nußbickel, Baumhacker, Mayſpecht, Grauſpecht, Klaber, Maurerſpecht, Holzhacker, Blawſpechtie, Kleiber; in der Schweiz der Chlaen, Blindſchlaen, Baumkletterlein, Baumkriecher, Quickſterz, Tottler, Kottler, Picus subcaeruleus; Picus parvus caeruleus; Sitta Europaea; Sitta rectricibus nigris lateralibus quatuor infra apicem albis. Linn. Syst. nat. ed. XII, p. 177, n. 60; Σιττη; Fr. la Sittelle, le Torche-pot, le Casse noix ou noisette, le grand Grimpereau; Engl. the Nuthatch, the Nutjobber, the Woodcracker; Ital. Pico, Picchio; in der Türkei Agascakan. Die verſchiedenen Namen, die dieſer Vogel führt, zeigen ver-

schiedene Eigenschaften an, die dieser Art zukommen; allein sie kommen derselben nur zum Theil, aber nicht ausschließungsweise zu. Dieser Vogel hackt mit seinem Schnabel die Baumrinde mit mehr Gewalt, als die Spechte und Meisen, welche Gewohnheit er auch im Bauer beibehalten soll, wodurch er oft eine Oeffnung, um durch solche zu entwischen, macht. Er stößt alle Augenblicke gegen die Wände mit zwei-, drei- bis acht- und neunmal wiederholten Schlägen, auf welche Weise er im Zimmer die Fensterscheiben und das Glas der Spiegel zerbricht. Er hat noch überdies viel von dem Ansehen und dem Wesen der Meisen an sich; nur in Ansehung des Schnabels ist er davon verschieden, so wie er sich von den Spechten durch die Gestalt des Schwanzes, der Füße und der Zunge unterscheidet. Der ganze Obertheil des Kopfes und des Leibes ist bei dem Männchen bläulich-aschgrau; die Kehle und Backen sind weißlich, Brust und Bauch pomeranzenfarbig; die Seiten, die Beine und die Gegend des Afters sind etwas dunkler, und fallen in das Kastanienbraune; die Deckfedern unter dem Schwanze sind weißlich, mit rothgelben Säumen, und erstrecken sich bis fünf Linien von dem Ende des Schwanzes. Ein schwarzer Streifen entsteht bei den Naselöchern, geht über die Augen und erstreckt sich hinter den Ohren; die großen Flügeldecken und die Schwungfedern sind braun mit mehr oder weniger grauen Säumen; die Seitenwendefedern sind schwarz und am Ende aschgrau; die äußersten über die Hälfte der Länge weiß gesäumt, und nach dem Ende zu durch einen Flecken von gleicher Farbe durchschnitten; die drei folgenden sind an dem innern Rande mit einem weißen Flecken bezeichnet. Der Schnabel, welcher schwarz, ganz gerade, ziemlich lang und spitzig ist, ist oben aschgrau, unten aber heller; die Füße sind grau, und die Federn am Grunde schwärzlich aschgrau. Die Zunge ist nicht

lang, rund, fleischigt, und mit einer Spitze und Angeln versehen, wie beim Spechte, sondern gestaltet wie die Zunge der Meisen und anderer kleiner Vögel. An beiden Flügeln am vordersten Gelenke hat dieser Vogel einen kohlschwarzen Flecken, welches sehr schön aussieht. Das Weibchen besitzt schwächere Farben. Eine andere Beschreibung eines solchen Vogels lautet: Die Farbe des Vogels auf dem Kopfe, Rücken, den Flügeln und den beiden mittelsten Ruderfedern ist lavendelblau. Ein schwarzer Streif geht von dem Schnabel bis zum Nacken quer über das Auge. An den Ohren, am Halse und am Bauche ist er weißlich rothgelb; am Burzel unten hellbraunroth, mit einem ovalen, weißen Flecken an den Enden der Federn, und am Ende der Federn auf dem Burzel lavendelgrün mit etwas Braun am Ende. Die Ruderfedern sind abwechselnd grau, schwarz und weiß. Die Länge des Vogels beträgt 5 Zoll 10 Linien. Das Männchen wiegt an eine Unze und das Weibchen nur 5 bis 6 Quentchen.

Dieser Vogel klettert an den Baumstämmen und Aesten, wie die gewöhnlichen Baumläufer, von welchen er sich jedoch durch seinen Schnabel und durch die Gewohnheit Nüsse aufzuknacken unterscheidet; und von den Nußbrechern geschieht dieses durch die Gewohnheit an den Bäumen zu klettern; dann soll er noch mit dem Schwanze eine abwechselnde Bewegung nach oben und unten machen, wie die blauen Bachstelzen; allein Otto will dieses nie bemerkt haben, wenigstens keine solche Bewegung, die man mit derjenigen an der Bachstelze vergleichen könnte. Diese Spechtmeise ist kein Zugvogel, sie bleibt an dem Orte, wo sie geboren und erzogen worden, Winter und Sommer; nur sucht sie sich im Winter bessere Stellen aus, nähert sich den bewohnten Oertern und kommt zuweilen in die Gärten. Auch in Hinterpommern, so wie

in Vorpommern, bleibt sie den ganzen Winter über. In Norwegen will man die Bemerkung gemacht haben, daß sie stürmisches, unangenehmes und regnichtes Wetter vorher anzeige, sobald sie nämlich von den Felsen zu den Häusern herabkommt und an die Fenster fliegt. Sie versteckt sich gern in den Löchern, in welchen sie brütet und sich ihren kleinen Vorrath sammeln soll, um den Winter über darin zu hausen; selbst in der Gefangenschaft behält sie diese Gewohnheit bei; denn wenn sie sich gleich auf die Sprossen im Bauer setzt, so sucht sie sich doch Winkel auf, um darin zu schlafen, ja in Ermangelung derselben macht sie sich ein Lager in ihrem Futtertroge. Auch in ihrem Bauer klemmt sie sich selten in ihrer natürlichen Stellung an, das heißt, mit dem Kopfe nach oben gerichtet, sondern fast immer in der Quere, oder mit dem Kopfe nach unten gekehrt; auf welche Weise sie die Haselnüsse durchbohrt, nachdem sie solche vorher fest in eine Spalte geklemmt hat. Im Frühling läßt das Männchen ein Geschrei der Liebe hören, wie Guiric, Guiric, welches es oft wiederholt, und auf diese Weise sein Weibchen ruft, welches sich aber lange rufen lassen soll, ehe es erscheint, und daher soll dieses Rufen, wenn sich viele Vögel dieser Art hören lassen, um so angenehmer seyn, und es auch den kommenden Frühling anzeigen, weil die Bäume noch nicht grün sind, und die mehrsten übrigen Vögel noch nicht singen. Wenn sich Männchen und Weibchen gepaart haben, so sollen auch beide an der Einrichtung des Nestes arbeiten, welches sie in dem Loche eines Baumes bauen, und wenn sie darin kein schickliches finden, so hauen sie eins mit dem Schnabel, wenn das Holz nur wurmstichig ist; ist die äußere Oeffnung zu groß, so machen sie es mit fetter Erde enger, bisweilen auch mit Koth, welchen sie wie die Töpfer kneten und zubereiten, und die ganze Arbeit mit kleinen Steinen be-

festigen. Sie haben daher im Französischen den Namen Maurerspecht (Pic-maçon) erhalten. Nach Zorn soll er in kleinen Löchern der Eiche und anderer Bäume sehr hoch brüten, und diese Löcher so mit Lehm verkleben, daß er knapp ein noch aus kriechen kann, daher er auch den Namen Kleiber erhalten. Das Weibchen legt darin fünf, sechs bis sieben Eyer von gewöhnlicher Gestalt, schmutzig-weiß mit rothbraunen Punkten. Es legt sie auf Holzmehl, Moos ꝛc. Es brütet sehr anhaltend, und bindet sich so sehr daran, daß es sich eher die Federn ausrupfen läßt, als sie verläßt. Es verläßt nicht einmal seine Eyer, um Nahrung zu suchen, sondern wartet, bis das Männchen dieselbe bringt. Die Jungen kommen im Mai, nach Otto am 10ten, nach Andern am 15ten aus; sobald ihre Auferziehung geendiget ist, fangen die Alten selten eine zweite Brut an, sondern trennen sich nur den Winter, weil sie ihre Nahrung suchen müssen. Die Spechtmeise schweigt die mehrste Zeit des Jahres. Ihr gewöhnliches Geschrei ist Ti, ti, ti, ti, ti, ti, ti, welches sie beim Klettern an den Bäumen hören läßt, und zwar in zunehmender Geschwindigkeit. Außer dem Geschrei und Lärmen, welches sie mit Schlagen an die Baumrinde macht, läßt sie noch einen andern Ton von sich hören, indem sie den Schnabel in eine Spalte steckt. Dieser Ton ist so stark, daß man ihn über hundert Ruthen weit hören kann. Ein alter Förster hatte dem Herrn v. Büffon versichert, daß diese Vögel, außer ihr: Toque, toque, toque, gegen das Holz, auch noch ihren Schnabel an trocknen und hohlen Aesten reiben, und einen Lerm Grrrrrro machen, den man sehr weit hört, und davon man glauben sollte, er käme von einem zwanzigmal so großen Vogel her. Die Nahrung dieser Vögel sind Ameisen, Raupen, Käfer, Hirschkäfer und alle Arten von Insekten, auch von Sämereien, von Hanf ꝛc. nähren sie

ſich; denn im September ſollen ſie auf die Hanffelder fallen. Der Gang der Spechtmeiſe iſt hüpfend; ſie ſtecken im Schlafe den Kopf unter die Flügel, und bringen des Nachts auf dem Boden des Bauers zu, obgleich derſelbe Sproſſen hat. Der Charakter dieſes Vogelgeſchlechts ſoll ſehr beſtändig und nur ſchwach durch den Einfluß der verſchiedenen Klimate umgebildet ſeyn. Sie haben überall gleiche natürliche Gewohnheiten und ein gleiches Benehmen. Der Obertheil iſt immer aſchgrau und rothgelb, welches bald mehr, bald weniger hell iſt, und bisweilen in das Weißliche auf dem untern Theile fällt. Der hauptſächlichſte Unterſchied beſteht in der Größe und in dem Verhältniſſe der Theile, welche Verſchiedenheit aber nicht allemal von dem Klima abhängt. Sie iſt jedoch nicht hinreichend, um verſchiedene Arten daraus zu machen. Büffon ſagt: nachdem ich ſorgfältig unſere Europäiſchen Spechtmeiſen mit den ausländiſchen verglichen habe, ſo kann ich nicht umhin, dieſe zu jenen als Abarten zu rechnen, die zu einerlei Art gehören. Unter den Abarten ſind folgende zu bemerken:

1) Die kleine Spechtmeiſe, Sitta minor; Fr. Petite Sittelle; petit Torche-pot. Dieſe Meiſe iſt viel kleiner, als die gewöhnliche Spechtmeiſe, hat aber übrigens ein gleiches Gefieder, einen gleichen Schnabel, gleiche Füße ꝛc. Sie hält ſich, ſo wie die große, auf den Bäumen auf und lebt eben ſo einſam; ſie ſchreit aber mehr, iſt lebhafter und hurtiger. Man gewahrt das Männchen niemals in anderer Geſellſchaft, als in der ſeines Liebchens, und wenn er einen andern Vogel von ſeiner Art, ein Männchen, antrifft, ſo hört er nicht auf daſſelbe anzugreifen, zu verfolgen und hartnäckig zu bekriegen, bis ihm ſein Nebenbuhler den Platz einräumt, und dann fängt er aus vollen Kräften an zu ſchreien, als wenn er ſein Weibchen herbeirufen und von ihr den Preis ſeines Sieges fordern wollte.

2) Die Kanadiſche Spechtmeiſe, der Kanadiſche Blauſpecht, Sitta Canadensis; Fr. la Sittelle de Canada, le Torche-pot du Canada. Dieſe Spechtmeiſe klettert und läuft an den Bäumen, wie unſere Spechtmeiſe, und iſt von derſelben nur durch die Farbe der Binde verſchieden, welche bei ihr weißlich iſt, nähert ſich derſelben aber wieder durch einen ſchwärzlichen Flecken hinter dem Auge. Ihre ganze Länge beträgt 4 Zoll und 10 Linien; der Schnabel 7½ Linien; die Ferſe 7 Linien; der mittlere Zehe 6½ Linien; der hintere Nagel iſt der ſtärkſte von allen. Die Flügelausbreitung beträgt 7¼ Zoll; der Schwanz 18 Linien; er beſteht aus zwölf gleich langen Ruderfedern, und iſt 8 Linien länger, als die Flügel reichen.

3) Die Spechtmeiſe mit ſchwarzer Haube, der Jamaikaiſche Blauſpecht, Merops major capite nigro. Merops Americanus, Sitta Jamaicensis; Fr. Sittelle à huppe noire. Der Unterſchied zwiſchen dieſer und unſerer Spechtmeiſe iſt die ſchwarze Haube und eine Art von ſchwarzem und weißem Streifen gegen das Ende der Schwanzfedern. Ihr Valerland iſt Jamaika; ihre Nahrung ſind Inſekten. Sie hält ſich in dem Gebüſche der Savanen auf; ſie iſt ſo wenig wild, und läßt ſich ſo nahe kommen, daß man ſie zuweilen mit einem Stocke tödten kann, weshalb man ſie auch mit dem Namen: Narrenvogel belegt hat. Sie iſt ungefähr von dem Wuchſe unſerer gewöhnlichen Spechtmeiſen. Ihre ganze Länge beträgt 5 Zoll und 5 Linien. Der Schnabel iſt 11 Linien, er iſt dreieckig zuſammengedrückt, und an ſeiner Wurzel mit kleinen ſchwarzen Borſten umgeben: die Naſenlöcher ſind rund; die Ferſe und der mittlere Zehe ſind 17 Linien lang; der hintere Nagel iſt der ſtärkſte von allen; die Flügelausbreitung beträgt 2⅔ Zoll.

4) Die kleine Spechtmeiſe mit ſchwarzer

Haube, Sitta Jamaicensis minor; Fr. le petit Torche-pot de la Jamaique, la petite Sittelle à huppe noice; Engl. least logger head. Diese Spechtmeise hat mit den vorigen gleiche Lebensart, gleiches Gefieder und gleiches Vaterland, nur ist sie viel kleiner, und daher ist bei einigen Naturforschern die Vermuthung entstanden, daß es wohl ein noch nicht völlig ausgewachsenes Junges der vorigen Art gewesen seyn könnte, welches Browne gesehen und beschrieben.

5) Die schwarzköpfige Spechtmeise, Sitta Carolinensis; Fr. le Torche-pot de la Caroline; Engl. Smaller logger head. Diese Spechtmeise hat einerlei Sitte mit der unsrigen, einerlei Gewohnheit, an den Bäumen auf- und abwärts zu klettern, sie bleibt auch das ganze Jahr über in ihrem Lande, in Carolina. Sie ist oben auf dem Kopfe und dem Halse mit einer Art von schwarzen Kappe bedeckt. Die Seitenfedern am Schwanze sind schwarz- und weißbunt. Die übrige Farbe ist gleich mit derjenigen wie die Europäische Spechtmeise, nur ist sie lichter unter dem Leibe. Ihre ganze Länge beträgt $5\frac{1}{4}$ Zoll, der Schenkel 9 Linien, die Ferse $8\frac{1}{2}$, der mittle Zehe 9 Linien; der hintere Theil ist der stärkste von allen; der Schwanz ist 19 Linien lang, und steht nicht vor den Flügeln heraus.

6) Die kleine braunköpfige Spechtmeise, Sitta altera capite fusco; Fr. la petite Sittelle à tête brune; Engl. Small nut-hatch. Das Unterscheidungszeichen ist der braune Kopf und ein weißer Flecken hinten am Kopfe, und dann die braune Farbe der obern Flügeldecken und die schwarzen einfarbigen Seitenfedern im Schwanze. Dann ist sie auch viel kleiner, als die vorigen; sie wiegt nur 2 Drachmen, bleibt das ganze Jahr in Carolina, woselbst sie von Insekten lebt, wie die Spechtmeise mit schwarzem Kopfe. Ihre ganze Länge beträgt $4\frac{1}{3}$ Zoll, der Schna-

bei 7 Linien; der Schwanz 14 Linien. Er beſteht aus zwölf gleichen Federn und ragt faſt gar nicht vor den Flügeln hervor. — Es giebt nun noch mehrere Spechtmeiſen, wie die Chineſiſche, die Surinamſche ꝛc. Spechtmeiſe, die aber hier übergangen werden müſſen.

Büffons Naturgeſchichte der Vögel, 17r Bd., S. 192 u. f.
Blumenbachs Naturgeſchichte, 3, p. 182.
Gatterer, vom Nutzen und Schaden der Thiere, II, p. 64.
Cuviers, elementariſcher Entwurf der Naturgeſchichte der Thiere, 1r Bd., S. 353.

Spechtwurz, Spechtwurzel, ein Name des Diptams, ſ. unter Diptam, Th. 9, S. 324, Nr. 2.

Specia, in der Handlung, nach einigen Schriftſtellern ein Wort, deſſen ſich einige Kauf- und Handelsleute, wie auch Wechsler öfters in ihren Schriften bedienen ſollen, um dasjenige anzuzeigen, was man Saldo einer Rechnung nennt; mir iſt dieſes Wort in dieſer Beziehung nie vorgekommen; denn unter Saldo einer Rechnung verſteht man den Abſchluß derſelben, um das Guthaben des einen oder des andern Theils zu erſehen; wie dieſe Bedeutung auch in Specia gefunden werden kann, iſt nicht recht klar, dieſem Worte iſt ſie wenigſtens nicht eigen.

Special, Spezial, beſonders, was ins Beſondre geht, daher Spezialkarten. Es wird dieſes dem General entgegengeſetzt, welches allgemein, ins Allgemeine gehend bedeutet.

Specialkarten, Spezialkarten, Speciallandkarten, beim Kupferſtecher, diejenigen Landkarten, welche nur ein einziges Land ins Beſondre vorſtellen, ſo daß man auf dergleichen Karten nicht nur alle Städte, ſondern alle großen und kleinen Flecken, Kaſtelle, Schlöſſer, Flüſſe, Dörfer, Berge und Hügel, Schanzen und Päſſe, Wälder, Haiden, kurz alles

Merkwürdige eines Landes und der Situation nach ziemlich richtig dargestellt findet. So hat man Specialkarten von Deutschland und von den einzelnen Staaten darin, dann von Frankreich, Spanien, Italien, Großbritannien, Rußland, Dänemark, Schweden und andern Reichen oder Staaten; auch von einzelnen Provinzen ꝛc. Den Specialkarten werden die Generalkarten entgegengesetzt.

Specialstollen, im Bergwerke, diejenigen Stollen, die den Grubengebäuden Wasser- und Wetterlosung verschaffen, und nur eine Zeche, die sie treibt, die Wasser abnimmt.

Species, ein aus dem Lateinischen Species entlehntes Wort, welches in verschiedenen Fällen des bürgerlichen Lebens üblich ist. In der Rechenkunst sind die vier, nach Andern fünf Species, wenn man nämlich das Numeriren hinzufügt, die Arten, worein die Regeln der ganzen Rechenkunst eingetheilt sind, nämlich das Numeriren, Addiren, Subtrahiren, Multipliciren und Dividiren; s. unter Rechenkunst, Th. 121, S. 326. — In den Apotheken versteht man unter Species eine Vermischung von vielen Produkten, die gröblich zerschnitten oder zerstoßen sind, wie z. B. Wurzeln, Hölzer, Rinden, Stengel, Blätter, Blumen, Samen, Früchte ꝛc. Seltener kommen in dieser Mischung Gummata, Harze, Gummiharze und Thierische Theile, als Hirschhorn, Biebergeil ꝛc. Die Aerzte und Dispensatorien verordnen sie, um sie entweder dem Kranken, wie sie sind, zu reichen, damit er sich ihrer als Thee bedienen könne, oder in Kräuterkissen zu Umschlägen bei leidenden, aufgeschwollenen Theilen, wie bei Zahnschmerzen ꝛc.; dann um daraus, durch schickliche Flüssigkeiten, Dekokte, Infusionen ꝛc. zu bereiten. Man muß mit diesen Species aber keine Art zusammengesetzter Pulver verwechseln, die auch Species, obgleich mit Unrecht, genannt

werden. Man muß bei der Bereitung dieſer ſo einfachen Arzeneien folgendes bemerken: 1) Alles, was von den Ingredienzen geſchnitten werden kann, werde geſchnitten, nicht aber geſtoßen; denn durch das Stoßen erhält man zu viel Pulvrichtes. Man nimmt daher auch nur ſeine Zuflucht alsdann dazu, wenn es Sachen ſind, als Gummatas, Gummiharze, Samen ꝛc., die ſich nicht ſchneiden laſſen. 2) Jede Subſtanz muß beſonders geſchnitten werden; denn da ſie ſich auch durch ihre größere und geringere Güte, ſtärkeren und leichteren Zuſammenhang unterſcheiden, ſo würden, wenn Alles durch einander mit einem krummen Meſſer geſchnitten werden ſollte, einige von den Ingredienzen ungleich feiner, andere gröber werden. — Da ſich die groben Theile immer nach der Oberfläche erheben, die kleinen aber niederſinken, ſo laſſen ſich ſolche von ungleicher Größe verfertigten Species nicht ganz gleich vermiſchen, daß nicht der Kranke bei dem Gebrauche einmal mehr von einer, das andere Mal mehr von der andern Subſtanz bekomme. Aus dieſer Urſache müſſen 3) die Species nie pulvericht, ſondern jederzeit gröblich, und ſo viel, als möglich, von einerlei Größe ſeyn. Man ſchlägt daher eine jede Subſtanz, nachdem ſie zerſchnitten worden, durch einen und denſelben Durchſchlag, ſiebet von dem Durchgeſchlagenen das feine Pulverhafte durch ein grobes Haarſieb ab, und wiegt jetzt erſt von dem im Siebe Zurückgebliebenen die Species zuſammen und vermiſcht ſie. 4) Die Samen, welche ſchon an ſich klein genug ſind, als Kümmel, Fenchel müſſen dennoch vorher leicht zerquetſcht werden, weil ſie ſonſt nicht ſo gut von der nachher überzugießenden Feuchtigkeit durchdrungen werden. — In der Handlung ſind die Species alle grobe Münzſorten, von was für Schrot und Korn ſie auch ſeyn mögen, beſonders die Sächſiſchen und Lüneburgiſchen nach dem alten Reichsfuße geprägten

Spezies-thaler, Spezies-gulden ꝛc. — In der Naturgeschichte zeigt Species die Art, die Gattung an.

Species facti, bei den Juristen, die Erzählung des Verlaufs einer Sache, wie eine Sache sich zugetragen; eine solche Species facti wird erfordert, wenn ein Parere gegeben werden soll. S. auch den Art. Parere, Th. 107, S. 481 u. f.

Speciesthaler, Spezies, eine Münzsorte, die 2 Gulden oder 32 gute Groschen gilt. Wenn Jemand mit Speciesthalern bezahlt, so sagt man, er hat in Species bezahlt. Man muß den Reichsthaler, der nur 24 gute Groschen gilt, nicht mit diesem Thaler verwechseln. Von den alten Species-Reichsthalern, nach der Constitution von 1566, wiegt ein Stück 608 Holländ. As, und der Gehalt ist 14 Loth 4 Gran. Der Inhalt feines Silber 540$\frac{4}{9}$ Holl. As, u. der Werth nach dem 20 Fl. Fuße 1 Rthlr. 11 Gr. 6 Pf. — Die neuen Species-Reichsthaler, nach der Convention von 1753, haben an Gewicht 583,68 Holl. As, der Gehalt ist 13 Loth 6 Gran, der Inhalt des feinen Silbers 486,4, der Werth 1$\frac{1}{3}$ Rth. — Species-Reichsthlr. vom Kaiser Karl dem Sechsten nach der Regensburger Probe, welche an Gewicht 598,6 Holl. As, und an Gehalt 14 Loth 1 Gran enthalten. Der Inhalt feines Silber ist 525,9 Holl. As; der Werth nach dem 20fl. Fuße 1 Rthlr. 10 Gr. 7 Pf. — Species-Reichsthaler vom Kaiser Leopold dem Ersten, enthalten an Gewicht 593 Holl. As, an Gehalt 14 Loth. Der Inhalt ist 519 Holl. As feines Silber, und der Werth nach dem 20 Fl. Fuß 1 Rthlr. 10 Sgr. 1 Pf. — Speciesreichsthaler vom Kaiser Joseph dem Ersten nach der Regensburger Probe, an Gewicht 593 Holl. As, an Gehalt 14 Loth 1 Gran; der In-

halt feines Silber iſt 521 Holl. As, der Werth nach dem 20 Fl. Fuß 1 Rthlr. 10 Gr. 3 Pf.

Von Speciesthalern kamen und kommen vor: a) Im Köllniſchen, Thaler zu 80 Albus; b) in Geldern zu 8 Fl. Species, zu $1\frac{4}{15}$ Thaler. Nach dem Preußiſchen Courantfuß; Piſtolen zu $5\frac{1}{4}$ Reichsthaler gehen auf die Köllniſche Mark fein Gold $163\frac{67}{152}$, Silber $11\frac{1}{19}$. Ihr Werth in Piſtolen zu 5 Rthlr. iſt 1 Rthlr. 4 Gr. $11\frac{4}{15}$ Pf. c) In ganz Deutſchland zu $1\frac{1}{3}$ Rthlr. Nach dem Leipziger oder Reichsfuße von 1736. Dukaten zu 2 Species-Reichsthaler oder $2\frac{2}{3}$ Rthlr. gehen auf die Köllniſche Mark fein, Gold $136\frac{40}{48}$, Silber 9. Ihr Werth in Piſtolen zu 5 Rthlr. iſt 1 Rthlr. 10 Gr. 7 Pf. Piſtolen zu $3\frac{1}{2}$ Speciesthaler oder $4\frac{2}{3}$ Reichsthaler gehen auf die Köllniſche Mark fein Gold $138\frac{1}{60}$, Silber 9. Ihr Werth in Piſtolen zu 5 Rthlr. iſt 1 Rthlr. 10 Gr. $3\frac{3}{7}$ Pf. Nach dem Courant- oder 20 Fl. Fuße. Dukaten zu $2\frac{5}{6}$ Rthlr. oder $2\frac{1}{8}$ Speciesthaler gehen auf die Köllniſche Mark fein Gold $145\frac{9}{47}$, Silber 10. Ihr Werth in Piſtolen zu 5 Rthlr. iſt 1 Rthlr. 8 Gr. Nach dem Conventions-Münz- oder 24 Fl. Fuß. Dukaten zu $3\frac{1}{3}$ Rthlr. oder $2\frac{1}{2}$ Speciesthaler gehen auf die Köllniſche Mark fein, Gold $171\frac{3}{47}$, Silber 12. Ihr Werth in Piſtolen zu 5 Rthlr. iſt 1 Rthlr. 3 Gr. 7 Pf. Piſtolen zu 6 Rthlr. oder $4\frac{1}{2}$ Speciesthaler gehen auf die Kölln. Mark fein, Gold $177\frac{9}{20}$, Silber 12. Ihr Werth in Piſtolen zu 5 Rthl. iſt 1 Rthlr. 2 Gr. 8 Pf. — Speciesthaler, nach dem Conventionsfuße zu $1\frac{1}{3}$ Rthlr. oder 2 Fl. Eine Silbermünze von 13 Loth 6 Gr. Gehalt. Ein Stück wiegt 7864 Richtpf. und $8\frac{1}{3}$ Stück eine Kölln. Mark. Ein Stück enthält 6553 Richtpf. und 10 Stück eine Mark fein Silber. Ihr Werth iſt in demſelben Fuße 1 Rthlr. 8 Gr. — Speciesthaler nach dem Hamburger Bankofuße giebt es zweierlei: 1) Schwere und beſte Sorte,

welche im Gehalte 14 Lth. 4 Gr. haben. Ein Stück wiegt 8192 Richtpf. oder 8 St. eine Cr. Mark. Ein St. enthält fein Silber 7281 und 9 Stück eine Mark. Der Werth nach dem 20 Fl. Fuße ist 1 Rthlr. 11 Gr. $6\frac{2}{3}$ Pf. 2) Leichte und geringste Sorte, welche im Gehalte 14 Loth haben. Ein Stück wiegt 7949 Richtpf., und $8\frac{1}{4}$ Stück eine Mark. Ein Stück enthält fein Silber 6951 Richtpf., und $9\frac{3}{4}$ Stück eine Mark. Der Werth nach dem 20 Fl. Fuß ist 1 Rthlr. 9 Gr. $11\frac{3}{11}$ Pf. Im Durchschnitte rechnet man solche auf 14 Loth 2 Gran fein, und am Werthe 1 Rthlr. 10 Gr. 9 Pf. — Speciesthaler nach dem Leipziger oder Reichsfuße von 1736 und 38. Die Kölln. Mark zu 12 Rthlr., zu 2 Fl., 32 Ggr. oder 48 Mrg. haben im Gehalte 14 Lth. 4 Gr. Ein Stück wiegt 8192 Richtpf., und 8 St. eine Mark. Ein Stück enthält fein Silber 7281 Richtpf., und 9 Stück eine Mark. Ihr Werth nach dem 20 Fl. Fuß ist 1 Rthlr. 11 Gr. $6\frac{2}{3}$ Pf. — Speciesthaler, eine Polnische Silbermünze, welche 583,68 Holl. As wiegt, Werth 1 Rthlr. 8 Gr. Conventionsgeld; gilt 8 Fl. Polnisch. — Speciesthaler, Schwedische, an Gewicht 608,89 Holl. As, Gehalt 14 Loth 1 Gr., enthält feines Silber 534 Holl. As, ist nach dem 20 Fl. Fuß 1 Rthlr. 11 Gr. 2 Pf. werth.

Speciosi, ein Titel der Rathsherren bei den Römern, die man aber auch, und noch gewöhnlicher, Spectabiles nannte.

Speck, ein Wort, welches in doppelter Bedeutung üblich ist. 1. In engerer, das Fett, welches die Schweine sowohl auf dem Rücken, als an den Rippen zwischen dem Vorderbuge und den Schinken haben. Daher sagt man: ein Schwein hat viel Speck. Frischer Speck, gesalzener Speck. Eine Seite Speck, oder die Speckseite: Speckschinken, Speckbraten. — 2. In weiterer Bedeutung, alles Fett in beträchtlicher Masse, welches die Thiere unter

der Haut, beſonders auf den Rippen haben, ſo lange es noch nicht ausgelaſſen iſt, belegt man es im gewöhnlichen Leben mit dem Namen Speck, ſo führt das Fett der Wallfiſche, Seehunde ꝛc., ſo lange es noch nicht zum Thran geſotten iſt, den Namen des Speckes; auch von andern Thieren, ſelbſt von Menſchen gebraucht man es in dieſer Bedeutung; denn man ſagt: dieſer Mann oder dieſes Frauenzimmer hat einen rechten Speckhals, Speckrücken, Speckbuckel ꝛc. Viel Speck auf dem Leibe haben, viel Fett, jedoch nur im gewöhnlichen Leben. — Der Speck, Lardum; Fr. Lard, iſt ein nicht unwichtiger Handelsartikel. Die vornehmſten Sorten dieſer Waare ſind der Speck von Schweinen und der von Wallfiſchen und Robben. Mit Schinken wird, wenn er geräuchert worden, beſonders in den Seeſtädten ſtark gehandelt, weil er die gemeinſte, oder eigentlich wohl die vorzüglichſte Schiffskoſt der Seeleute iſt. Derjenige, welcher von Schweinen kommt, die in der Eichelmaſt geweſen ſind, iſt der vorzüglichſte und ſchmackhafteſte; der von der Buchenmaſt iſt im Ausſchneiden nicht ſo feſt, als jener. Die ſchweren, dicken, recht friſchen und reinen Speckſeiten, welche nicht riechen, auch innerhalb weder gelb, noch ſchweißig oder ranzig ſind, muß man beim Einkaufe vor andern wählen. Der Wallfiſch- und Robbenſpeck wird in den Thranbrennereien, Seifenſiedereien ꝛc. verbraucht. Den weißen Schweinſpeck liefern, nach den verſchiedenen Seeſtädten, Dänemark, Holſtein, Pommern und noch einige andere Länder. Nordamerika, Penſylvanien, Südkarolina, Newyork, Virginien und Maryland ſchicken viel von dieſem Artikel nach den Engliſchen Zuckerinſeln, überhaupt nach Weſtindien. Einen anſehnlichen Handel mit geſalzenem und geräuchertem Specke treibt auch Kopenhagen. Es verkauft denſelben nach Lißpfund von 16 Pfd. dortigen Gewichtes. Dubblin und Cork führen eine große

Menge Speck nach Bourdeaux, Westindien ꝛc. aus. Hamburg handelt den Speck nach Schiffspfunden und bezahlt ihn baar in Courant. Westphalen treibt einen nicht unwichtigen Handel mit Schinken und Speck, und versendet ihn nach allen Gegenden. Den Haupthandel treiben damit die sogenannten Fetthändler.

Der Speck wird in der Haushaltung zu verschiedenen Speisen angewendet. Zu einer Farce nimmt man immer würflich geschnittenen Speck, dann von den wilden und zahmen Flügelwerken die Leber und den Magen, macht beides rein, schneidet das Grobe von dem Magen ab und gewaschen; dann roh gehackt oder in einem Geschirre mit ein wenig Wasser, ein Paar Zwiebeln mit dem Specke zusammen gethan, gekocht, in einen Durchschlag geschüttet, damit es ablaufe, und mit den Zwiebeln, ein Paar Eyern und zwei Löffeln voll Milch oder süßer Sahne, einer oder anderthalb geriebenen Semmeln, wie auch mit Salz und geschnittener Citronenschaale, zusammen ganz fein gehackt. — Man streicht diese Farce unten in die Pastete, wenn man sie macht, so erhält sie einen herrlichen Geschmack.

Speckkuchen. Im Register, unter Kuchen, ist dieser Kuchen hierher verwiesen worden. Man nehme einen Schoppen oder einen halben Schoppen Milch, eben so viel Hefen, ungefähr zwei Maaß feines Mehl, mache davon einen Teig, welcher nicht zu fest seyn darf, setze ihn an einen warmen Ort, damit er aufgehe, rühre dann 5 Eyer und ½ Pfd. zerlassenes Schmalz, nur nicht zu heiß, darein, salze den Teig, rühre noch mehr Mehl dazu, daß er recht fest wird, lege ihn auf ein Brett, wirke ihn mit den Händen gut aus, dann mit einem Holze gut aufgewirkt zu einem dicken oder dünnen Speckkuchen, nach Belieben, mache kreuzweis Schnitte darein, bestreiche ihn mit zerklopften Eyern, streue, wie gewöhnlich, ein wenig Salz, Kümmel und würflich geschnittenen Speck darauf,

und laſſe den Kuchen, nachdem er zuvor in der Wärme gegangen, im Backofen ſchön gelb abbacken. — Süßer Speckkuchen. Man nimmt 4 Loth friſches Schmalz oder Schweinfett, und rührt es eine halbe Stunde, bis es ſo weich wird, wie ein Milchrahm; dann nehme man ſechs ganze Eyer und zwei Dottern, und rühre eins nach dem andern hinein, ferner drei bis vier Löffel voll weißer Bierhefen oder Berme, drei Löffel voll Roſenwaſſer, und auch zwei Löffel voll Milchrahmen, und dann rühre man nach Belieben Zucker hinein. Wenn ſolches geſchehen, beſtreiche man einen runden Tortenmodel mit Butter, beſtreue denſelben mit zerriebenem weißem Brode; dann, mit dem Teige halb voll geſchüttet, vor den Ofen geſetzt, damit er ein wenig gehe; wenn er dann gegangen iſt, ſetze man denſelben in einen gut erhitzten Ofen und laſſe ihn eine halbe Stunde backen. Wenn man will, kann man auch 4 bis 6 Loth fein geſtoßene Mandeln mit hineinrühren. Ein gerührter ſüßer Speckkuchen. Nachdem vorher 1 Pfd. Butter in einem Napfe gut abgerührt worden, kann man 2 Pfd. Mehl, einen halben Schoppen Milch, $\frac{1}{8}$ Hefen oder Berme, 20 Eyer, 12 Loth gut durchgeſiebten Zucker nebſt $\frac{1}{4}$ Mandeln dazuthun und einen Speckkuchen daraus machen. Will man es in kleine Formen thun, ſo hängt dieſes von jedem ab. — Abgebrüheter Speckkuchen. Man nehme ein Maaß Mehl, 8 Loth friſche Butter, 6 Loth Schmalz, $\frac{1}{8}$ Milch, einen halben Eßlöffel voll Milchrahmen, $\frac{1}{8}$ gute Bierhefen, 4 Eyer und $\frac{1}{2}$ Loth Salz; dann thue man die Butter in das Schmalz nebſt den Milchrahmen, rühre Alles drei Viertelſtunden, thue hernach noch das Mehl nach und nach dazu, dann die Hefen und die Milch, und zuletzt die Eyer und das Salz; man rühre es nun noch eine Viertelſtunde lang untereinander, beſtreiche den Model mit Butter, thue den Teig hinein und laſſe es beim Ofen gehen. Man be-

ſtreiche den Kuchen mit Eydottern, mit zerſchnittenem Speck, der mit Salz und Kümmel vermiſcht worden, und laſſe ihn ohngefähr eine Viertelſtunde lang backen, ſo iſt er gut. Die übrigen mit Speck zubereiteten Speiſen, wie Eyerkuchen, ſ. unter dieſem Artikel, Th. 11, S. 784; Speckſuppe, ſ. unter Suppe; Specktorte, ſ. unter Torte.

Die Ableitung des Wortes Speck wird verſchiedentlich angegeben. Wachter leitet es von dem Engliſchen Bacon, ein Schinken, ab, welches aber Adelung unwahrſcheinlich findet, weil es zu Bak, Rücken, Erhöhung, oder noch wahrſcheinlicher, zu backen, dörren, räuchern gehört. Glaublicher iſt, ſagt Adelung, daß die wahre Beſchaffenheit des Fettes, beſonders wo es in beträchtlicher Menge vorhanden iſt, und wodurch es ſich von dem feſten Fleiſch unterſcheidet, der Grund ſeiner Benennung iſt, ſo daß dieſes Wort vermittelſt des Ziſchlautes aus weich gebildet worden, und als ein Verwandter von Wachs, vielleicht auch von Pech, backen, kleben ꝛc. angeſehen werden kann. Zu dem Begriffe des Weichen gehört auch der Begriff der Schmierigkeit, Schlüpfrigkeit, daher Speck in einigen Süd- oder Oberdeutſchen Gegenden auch für Schmutz, Unreinigkeit gebraucht wird. Im Osnabrückiſchen heißt der Speck Schmutte, welches mit Schmutz, Schmitz, ein ſchmieriges Ding, ein und eben daſſelbe Wort iſt. In einigen Gegenden iſt dieſes Wort ungewiſſen Geſchlechtes. Man ſagt: halb abgenagter Speck.

Speckbank, im Wallfiſchfange, eine Bank oder Erhöhung, auf welcher der Speck des Wallfiſches zerſchnitten wird.

Speckbauch, im gewöhnlichen Leben, ein fetter mit vielem Specke bewachſener Bauch.

Speckbohne, eine Art Schmuckbohnen mit ſehr fleiſchichter Hülſe und bunten Bohnen.

Speckbrühe, eine von Schweinsſpeck gemachte Brühe in den Küchen.

Speckbückling, ein geräucherter fetter Hering, welcher am Rücken aufgeſchnitten iſt; ein Flickhering.

Speckdamm, ſ. Spittdamm.

Speckdeich, ſ. daſelbſt.

Specken, dieſes Wort, welches oft mit Speck- oder Spittdamm einerlei iſt, bedeutet in den untern Stromgegenden, wo Ebbe und Fluth einen reichen Schlickfall bringet, ſo viel, als ein von Buſchwerk auf dem Watte in einer geringen Breite verfertigter Damm, der rechtwinklicht vom hohen und feſten Ufer hinab, hinter und unmittelbar am Schlick auffangende Buſchwerke angelegt wird, um, wie durch einen Anker, die Abwäſſerung und Ableitung dergleichen Werke übers kahle und niedrigſte Watt zu verhindern, wie ſie denn auch zugleich zum weitern Auffangen und Verhöhen des erzielten Schlickfalls dienen. Dergleichen Specken werden, je nachdem der Schlickfall reichlich und die Ebbe niedrig abläuft, eine, auch mehrere Ruthen von einander angelegt, und zwar nach dem hohen, trocknen und feſten Verbande hinauf, um ein Paar Fuß ſich verjüngend oder pyramidaliſch zuſammenlaufend. Sie müſſen ſofort und unmittelbar von dem Buſch- oder Grundbette mit angelegt werden. Geſchieht ſolches nicht, ſo wird bald darauf, bei dem niedrigſten Stande der Ebbe, der hinter ſolchen Werken ſich aufgelegte Schlick dieſelben, wenn ſie auch übrigens noch ſo tüchtig angelegt worden, aufs gewaltſamſte bis in die davor befindlichen größten Tiefen der Strombahn hinabreißen, auch bei dieſer Gelegenheit wohl plötzlich gar einen Theil des dahinter liegenden Schardeiches mitnehmen; und ſolches gerade zu der Zeit, da man ſonſt glaubt, ihn durch die davor angelegten Grundwerke recht wohl verwahrt zu haben. Indem, zwiſchen dem Ausfließen der Elbe und Weſer

belegenen Lande Wursten ist eine Landspecke der breiteste Landweg, der nach dortiger Deichordnung nicht weniger denn 36 Fuß breit seyn muß. Dieses Wort hat, nach Verschiedenheit der Deichgegenden, auch verschiedene Bedeutungen. Als: 1) kleine Dämme aufzuwerfen; einen sumpfigen Weg mit Soden oder Erde erhöhen und ausbessern. 2) Aus Deichgruben die zu den Deichen nöthige und taugliche Erde ausgraben, oder, wie man sonst zu sagen pflegt, Spitten oder Pütten. 3) Die Stromseite eines Deiches mit Stroh oder Schilf bekleiden oder sticken, besticken.

Speckfett, im gewöhnlichen Leben, sehr fett, daher sagt man eine speckfette Gans.

Speckfinne, Pinna adiposa, bei den Fischen diejenige, die keine Gräten oder Strahlen hat.

Speckgeschwulst, bei den Aerzten und Wundärzten eine Art der Geschwulst, bei welcher alle benachbarten weichen Theile die Gestalt des Speckes bekommen; das Speckgewächs.

Speckgewächs, s. den vorhergehenden Artikel.

Speckguß, in dem Wallfischfange, eine von Brettern zusammengeschlagene Rinne, den zugeschnittenen Speck von dem Verdecke in den Schiffraum zu schaffen.

Speckgilgen, s. Specklilie, unter Lonizere, Lonicera periclymenum.

Speckgrieben oder Griefen, die sehnigten Stücke, welche beim Auslassen des Speckes zurückbleiben.

Speckhaken, ein Haken an einer Stange, woran die Stücken Speck des Wallfisches in den Schiffsraum geschafft werden.

Speckhals, beim Roßhändler, der Abhängehals. Ueberhaupt versteht man unter Speckhals einen sehr fetten, mit vielem Specke bewachsenen Hals, sowohl beim Menschen, als auch beim Viehe.

Speckhaspel, beim Wallfischfange ein Haspel auf den

Schiffen, den Speck vom Wallfische aus dem Flensloche damit aufzuziehen.

Speckhauer, beim Sägefisch, die Hauer an der Säge des Fisches.

Speckkäfer, Dermestes Linn., s. unter Käfer, Th. 32, S. 91.

Speckkäferchen, Dermestes lardarius Linn., s. daselbst, S. 71.

Speckkönig, im Wallfischfange, der jüngste und unerfahrenste Matrose, der den Speck einpacken muß.

Speckkranz, im Wallfischfange, ein Kranz, welchen man auf das Spundloch des Speckfasses legt, damit nichts daneben falle.

Speckkuchen, eine Art Kuchen, welche auf der Oberfläche mit zerschnittenem Specke bestreuet worden; siehe auch oben, unter Speck.

Specklilie, s. unter Lilie, Th. 79, S. 91.

Speckmaus, Vespertilio lardarius, in einigen Gegenden ein Name der Fledermaus, weil sie dem geräucherten Schweinspecke nachgeht; s. Fledermaus.

Speckmelde, eine Benennung des Bingelkrautes, s. dieses, Th. 5, S. 320.

Speckmesser, ein langes, schmales, sehr scharfes Messer, welches die Schlächter gebrauchen, den Speck zu schneiden und ein Meisterstück der Messerschmiede ist. Auch die großen langen scharfen Messer, womit der Wallfischspeck zerschnitten wird, nennt man Speckmesser.

Speckschneider, im Wallfischfange, derjenige, welcher den Speck von dem getödteten Wallfische schneidet.

Speckschwarte, eine steife, dicke Haut von geräucherten Speckseiten.

Speckseite, beim Fleischer, das Fette von einem gemästeten Schweine, das zwischen den vordern Beinen und den Schinken zu beiden Seiten des Rückens ist.

Speckstein, Schwerstein, Güldenstein, Seifenstein, Talgstein, Steatit, Soaprock, Steatites, Inactites, Lardites; Fr. Pierre de lard, im Bergwerke, ein Stein, der auf dem Bruche glatt, seifenhaft anzugreifen, nicht sehr schwer, sehr wenig durchsichtig, nicht sehr hart, von verschiedenen Farben, meist grünlich-weiß und bräunlich angetroffen wird; er läßt sich schneiden und drechseln, schreibt, wird im Feuer hart, wie alle thonartigen Steine, hat ein Korn wie Alabaster, und dehnt sich unter allen bekannten festen Körpern durch die Wärme am wenigsten aus, widersteht überhaupt dem Feuer hartnäckig, und dient daher vortrefflich zu Ofensteinen und anderen Stücken, die ein starkes Feuer auszustehen haben. Hierher gehört in der Dauphiné die Brianzoner Kreide, in Aragonien die Spanische Kreide. Man benutzt diesen Stein zum Fleckenausmachen, zu Schmelztiegeln und andern Gefäßen, zu verschiedenen Galanterie-Waaren und Spielwerken, zum Modeliren und auch zu Schnitzwerken, welche dann durch Brennen härter werden. Die Sineſen machen daraus Bilder und Tassen, im Bayreuthischen macht man daraus große Kugeln zum Geschütz, und wenn er nicht zu locker ist, benutzt man ihn auch zu Küchengefäßen. Man giebt auch öfters dem minder durchsichtigen, wenn man ihn mit Talg oder einem andern Fette im Feuer glühet, einen größern Grad der Durchsichtigkeit. Sein specifisches Gewicht ist nach Kirwan von 2,433, bis 2,78. Nach Bergemann enthalten 100 Theile davon 80 Theile Kiesel, 17 milde Magnesia, 2 Theile Thon, und fast einen Theil Eisen im halben phlogistisirten Zustande. Nach Wiegleb enthält der Bayreuther $\frac{7}{12}$ Kieselerde, $\frac{3}{8}$ Bittersalzerde und $\frac{1}{48}$ Eisen. Den Cornwallischen Speckstein oder Steatit, welcher zu Cap Lizard im Serpentine bricht, durch welchen er in kleinen seigern Gängen

ſetzt, hat Klaproth unterſucht. Die feinſte Gattung deſſelben iſt weiß, mit bläulichen und röthlichen Adern. Er wird zu der Porzellanfabrik zu Worceſter gebraucht, und die Tonne von 20 Centnern mit 20 Pfd. Sterling bezahlt, weil die Förderung wegen großer Brüchigkeit des Serpentinſteins äußerſt unſicher und gefährlich iſt. Der oben genannte Chemiker ließ 1 Unze reinen Speckſtein in einer gläſernen Retorte zwiſchen Kohlen ſtark durchglühen, wobei etwas reines geſchmackloſes Waſſer überging, der Speckſtein verlor 1 Drachme 15 Gran an Gewicht, und hatte, nebſt einer etwas dunklern Farbe einen beträchtlichen Grad der Härte erlangt. Er wurde fein gerieben und mit 2 Unzen Weinſteinſalz in einem Porzellantiegel gelinde durchgeglühet, ohne in Fluß zu kommen. Die zuſammengebackne Maſſe wurde hierauf mit Waſſer gerieben, und mit überflüſſig zugeſetzter rectificirter Salzſäure digerirt. In der Auflöſung ſetzte ſich eine beträchtliche Menge weißer lockrer Erde ſchleimartig zu Boden, welche ausgeglühet 204 Gran wog, und ſich als reine Kieſelerde erwies. Die filtrirte Auflöſung ließ durch zugeſetzte Blutlauge einen blauen Satz fallen, der, nachdem er mit etwas Wachs durchglühet worden, ganz vom Magnete angezogen wurde und 7 Gran wog. Da Klaproth fand, daß 100 Theile metalliſch Eiſen in Salzſäure aufgelöſet, durch Weinſteinſalz niedergeſchlagen und durchgeglühet 260 Theile phlogiſtiſirte Eiſenerde giebt, mithin diejenige Menge Blutlaugenſalz, die zur Niederſchlagung von 100 Theilen in Salzſäure aufgelöſeten metalliſchen Eiſen erforderlich iſt, und ſich ſelbſt ſo viel Eiſenſtoff abſetzt, daß deſſen Menge $85\frac{5}{7}$ Theilen metalliſchen Eiſens oder 120 Theilen anziehbaren Eiſenkalks gleich iſt; ſo reducirt ſich obiger Eiſengehalt, im Zuſtande eines phlogiſtiſirten Kalks betrachtet, in 1 Unze Speckſtein auf $3\frac{10}{13}$ Gr. Aus der obigen ſalzſauren Auflöſung

des Specksteins wurde nun der obige Gehalt mit cristallisirtem Weinsteinsalze niedergeschlagen, welcher ausgesüßt und gelinde durchgeglühet 192 Gran wog. Diese wurden nun mit etwas stärkerer Essigsäure gelinde digerirt und die Auflösung filtrirt. Die im Filtrum zurückgebliebene Erde wog nach dem Glühen 93 Gran. Sie wurde mit ihrem dreifachen Gewichte rectificirter Schwefelsäure übergossen und im Sandbade bis fast zur Trockne abgedampft, hierauf mit Wasser aufgeweicht und filtrirt. Es blieben davon 26 Gran unauflösliche Erde zurück, welche sich als bloße Kieselerde erwies. Die schwefelsaure Auflösung erhielt folglich die übrigen 67 Gran Erde, die, nachdem sie durch Alkali daraus niedergeschlagen worden, sich in allen Stücken als Alaunerde erwies. Von der ersten Summe des erdigen Antheils, in 192 Gran bestehend, waren hingegen 99 Gran von der Essigsäure aufgenommen worden. Nachdem sie ebenfalls durch Weinsteinsalz daraus niedergeschlagen worden, gab sie sich in der Prüfung mit Schwefelsäure als bloße Bittererde zu erkennen. Eine Unze oder 480 Gran Speckstein hatten also geliefert:

Geglühete Kieselerde	—	230 Gran
„ Alaunerde	—	67 „
„ Bittererde	—	99 „
„ Eisenerde	—	4 „
		400 Gran
Durch's Glühen ist an Luft und Wasser entwichen		75 „
		475 Gran
Verlust		5 „

Wiegleb hat den Bayreuthischen Speckstein untersucht, welche Steinart zwar schon von Marggraf untersucht und angeführt worden, daß von einer Unze desselben mit eben so viel Schwefelsäure behandelt, nur

1 Drachmen Bittererde ausgezogen worden, und 7 Drachmen unauflösliche Erde übrig geblieben wären. Allein indem Herr Wiegleb auf der einen Seite das allzuſanfte Gefühl dieſer Steinart und auf der andern Seite die in ähnlichen Steinarten viel ſtärker befundene Proportion der Bittererde in Erwägung zog, ſo wurde er zweifelhaft, ob auch bei dem Marggraffſchen Verſuche wirklich alle Bittererde ausgezogen worden ſei. Dazu kam noch deſſen eingeſchlagene Verfahrungsart, von der er mehrmals beobachtet hat, daß ſie nicht allgemein ſo zuverläſſig iſt, als man ſonſt geglaubt hat. Bei mancher Steinart iſt nämlich die natürliche Verbindung ihrer auflösbaren Theile mit den unauflöslichen kieſigten ſo feſt, daß die erſte durch eine bloße Abziehung der Schwefelſäure durchaus nicht oder zum Theil aufgelöſet werden können. Zur Entſcheidung wurde demnach 1 Unze von dem erwähnten Speckſteine fein pulveriſirt, mit 2 Unzen Schwefelſäure und 1 Unze deſtillirtem Waſſer in einer Retorte übergoſſen und bis zur Trockne abgezogen. Der Rückſtand ward alsdann mit deſtillirtem Waſſer aufs vollkommenſte ausgelaugt und wieder abgetrocknet. Es hatte von ſeinem Gewichte nur 50 Gran verloren und fühlte ſich zwiſchen den Fingern noch ſehr ſanft und ſeifig an. Aus der Flüſſigkeit ſchlug ſich mit fixem Alkali eine alkaliſche Bitterſalzerde nieder, die 56 Gran wog. Er vermiſchte nun 1 Unze friſches Speckſteinpulver mit $1\frac{1}{2}$ Unze gereinigtem fixem Alkali und ließ es in einem Tiegel eine halbe Stunde lang mäßig durchglühen. Nach der Erkaltung zerrieb er die Maſſe zu Pulver und laugte mit deſtillirtem Waſſer in der Wärme das Alkali gänzlich aus. Bei der angeſtellten Unterſuchung zeigte ſich keine Spur von aufgelöſeter Kieſelerde darin. Das dadurch verbreitete Speckſteinpulver ſchüttete er nach der Abtrocknung mit 2 Unzen Schwefelſäure und einer Unze Waſſer in eine gläſerne Retorte und zog

alle Flüssigkeit bis zur Trockne ab. Der Rückstand wurde mit destillirtem Wasser aufgelöset und in der Wärme vollkommen ausgelaugt. Nach dem Trocknen wog er 4 Drachmen 40 Gran, war rauch anzufühlen, knirschte unter den Zähnen wie Sand, und war nichts weiter, als eine schöne weiße Kieselerde. Aus der davon erhaltenen sämmtlichen Lauge schlug er zuerst mit Blutlauge 22 Gran Berlinerblau nieder, wovon nach dem Ausglühen 12 Gran Eisenerde übrig blieben; die übrige nunmehr eisenfreie Lauge lieferte 3 Drachmen 20 Gran von einer schönen weißen Bittererde, die aber, wegen beiwohnender Feuchtigkeit nicht höher, als 3 Drachmen 8 Gran nach den vorhergehenden Gründen berechnet werden kann. Die wahren Bestandtheile von 1 Unze Bayreuther Speckstein waren:

Kieselerde	4 Drachmen	40 Gran
Bittererde	8 "	8 "
Eisenerde	8 "	12 "

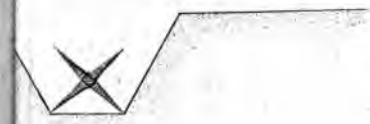
Schriften der naturforschenden Freunde zu Berlin, 7r Bd., 1s St., 1787, S. 192.
Crells Annalen, 1784, 2r Bd.

Der Serpentinstein, der Seifstein, der Topf- oder Lavetstein, welche mit dem Speckstein nahe verwandt sind, führen auch bei einigen Schriftstellern diesen Namen; denn alle die genannten Steinarten sind sehr weich, und in so fern scheint Speck, sagt Adelung, hier noch seine eigentliche Bedeutung zu haben, denn weil sich diese Steinarten fettig und glatt anfühlen lassen, so kommt auch der Name daher.

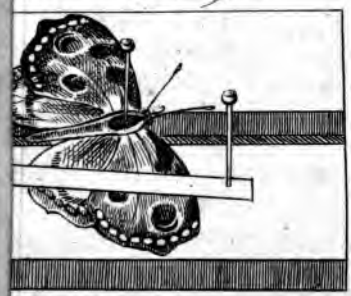
Ende des Hundert und sechsundfunfzigsten Theils.

Gedruckt bei L. W. Krause, Adlerstraße Nr. 6.

Fig. 8744.



45. S. 291.



ild des Brettes.

Band CLVI.

Stanford University Libraries
3 6105 014 896 752

AE
27
K8
v.156
STACK

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.